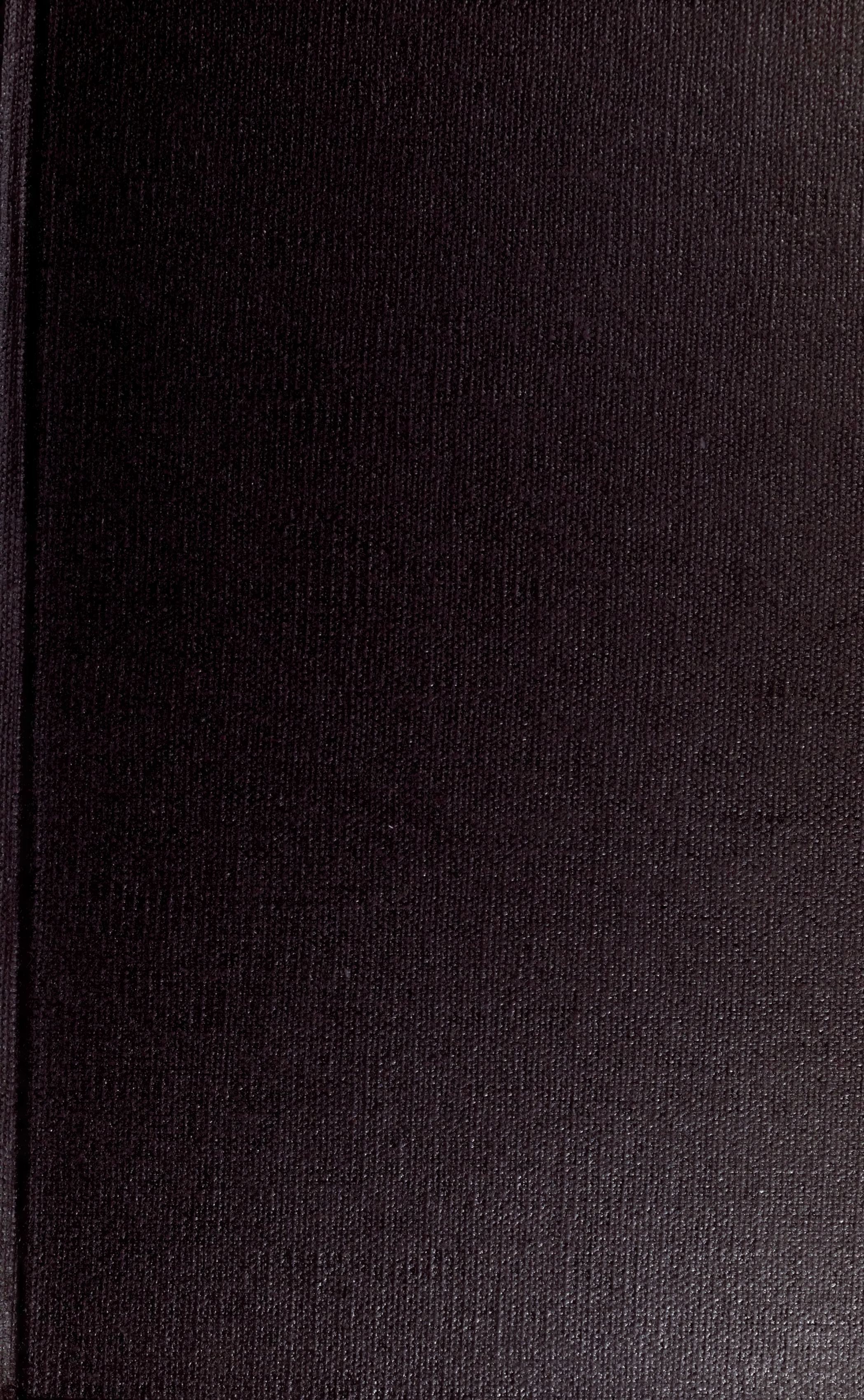








Stimmen aus Maria-Laach.

Katholische Blätter.

Neunundfünfzigster Band.

Freiburg im Breisgau.
Herdersche Verlagshandlung.
1900.
Zweigniederlassungen in Wien, Straßburg, München und St. Louis, Mo.



Buchdruckerei der Herderschen Verlagshandlung in Freiburg.

Inhalt des neunundfünfzigsten Bandes.

Seite

Miscellen.

Verzeichnis der besprochenen Schriften.

Alexander Volta.

Mag man nun das 19. Jahrhundert mit dem 1. Januar 1800 oder lieber mit dem gleichen Tag des folgenden Jahres beginnen lassen, immer wird man seinen Anfang durch eine bedeutende naturwissenschaftliche Entdeckung bezeichnen können. In der Neujahrsnacht 1801 sah zu Palermo der Theatinermönch Piazzi den ersten Planetoiden. Um die Jahreswende 1799 auf 1800 vollzog sich im Kopfe eines genialen Forschers eine noch viel bedeutsamere Entdeckung, die durch Schreiben vom 20. März 1800 an die Londoner Gesellschaft der Wissenschaften der Welt bekannt wurde. Como am Comersee, das neben den beiden Plinius den Entdecker als seinen berühmtesten Sohn betrachtet, hat im vergangenen Jahre die Jubelfeier möglichst großartig zu begehen versucht. Dom und Munizipalpalast waren restauriert, der Broletto von späteren Verunzierungen befreit, der See durch Uferbauten eingefaßt worden; außerdem hatte man große Summen zum Empfang und zur Unterhaltung der Gäste ausgeworfen. Am 21. Mai 1899 fand dann die Eröffnung einer Ausstellung statt, welche neben den Erzeugnissen der blühenden einheimischen Seidenindustrie die Fortschritte auf jenem Gebiete des Wissens und Könnens vor Augen stellen sollte, das Comos großer Sohn zuerst erschlossen und dem Anbau zugänglich gemacht hatte. Schon von weitem kündete die Gestalt der beiden Türme des Ausstellungsgebäudes dem Besucher an, um welche geistige Großthat es sich bei der Feier handelte. Sie waren in Form des bekannten physikalischen Apparates aufgeführt, den man nach seinem Erfinder die Voltasche Säule zu nennen pflegt. Zu Alexander Voltas Ehre nämlich hatte man die Ausstellung veranstaltet, die schon bald darauf, am 8. Juli, durch einen traurigen Zufall in Flammen aufging und unter ihren Trümmern auch manche Erinnerungszeichen an den Gefeierten, wie seine physikalischen Apparate und manches von seiner Hand geschriebene Blatt, für immer begrub.

Ohne Zweifel hat ein Volta es auch verdient, daß man bei der hundertsten Wiederkehr des Jahres seiner Haupterfindung sich freudig wieder an ihn und seine Entdeckung erinnerte. Es ist dieselbe wirklich eine von jenen Entdeckungen, die man mit vollem Recht bahnbrechend nennen kann; denn sie erst ermöglichte und begründete alle die so staunenswerten Fortschritte auf dem Gebiete der Elektrizität und elektrischen Technik, die einen der Ruhmestitel des 19. Jahrhunderts bilden. Versetzen wir uns in die Zeit vor ihrer Erfindung, etwa in den Beginn des Jahres 1799, zurück, so finden wir freilich auch damals schon bei den Gelehrten eine ziemliche Kenntnis der Reibungselektrizität. Seit Franklin 1734 im Blitz und Ungewitter einen elektrischen Vorgang erkannt hatte, ist auch in Laienkreisen lebhafte Aufmerksamkeit für die geheimnisvolle Naturkraft vorhanden. Man rieb herum an Stangen und Platten von Glas, Siegellack, Schwefel oder auch an dem Fell einer geduldigen Katze[1] und freute sich der knisternden Funken, die man ihnen entlockte. Auf den Straßen und Jahrmärkten erschienen, umdrängt von der schaulustigen Menge, die Gaukler mit der 1746 erfundenen Leidener Flasche, und laut schrieen und lachten die Neugierigen auf, wenn der elektrische Schlag die lange Kette der Hände durchzuckte und allen Vorsätzen zum Trotz auch den Willenskräftigsten zusammenfahren ließ. Allein im großen ganzen war doch die Elektrizität einstweilen nur erst ein unterhaltender Schauspieler. Zu wertschaffender, nutzbringender Arbeit war jenes nervöse und kapriziöse Etwas nicht zu gebrauchen, das nur Schläge und Stöße auszuteilen verstand, in plötzlichem Ruck unversehens nach dem nächsten Nachbargegenstand hinübersprang oder bei seiner starken inneren Spannung rasch in die Luft sich verlor, sobald es in verhältnismäßig geringer Menge sich angesammelt hatte. An praktische Verwendung der Elektrizität in großem Maßstabe dachte daher auch damals niemand.

Doch das alles wurde fast mit einem Male anders, als nach achtjährigem Nachdenken und Erproben endlich seiner Sache sicher geworden, zu Anfang 1800 Volta eines Tages in sein Laboratorium zu Como trat und aus einer großen Menge von gleichgroßen Kupfer- und Zinkscheiben eine Säule zu bauen begann. Auf eine Kupferplatte legte er jedesmal zuerst eine solche von Zink, auf diese eine angefeuchtete Scheibe von Tuch

---

[1] *Vasalli*, Sperienze sopra l'elettricità de' Topi di Casa e de' Gatti domestici. In Memorie fisiche. Torino 1789.

und fuhr in dieser Anordnung fort, bis endlich eine ziemlich hohe Säule vor ihm stand. Ein Apparat, so einfach wie möglich, von dem außer Volta niemand eine Wirkung sich versprochen hätte. Doch der Erfinder wußte, was er wollte. Sobald er die oberste und unterste Metallplatte durch einen Draht verbunden hatte, begann vom Zink zum Kupfer ein geheimnisvolles Etwas hinüberzuströmen, das beim Anfassen der Drahtenden die Muskeln erzucken machte, im Auge als Licht, auf der Zunge als Geschmack empfunden wurde, das dünne Drähte zum Erglühen und Leuchten brachte, zwischen Kohlenspitzen überfließend zum blendenden Lichtbogen sich gestaltete, das Wasser in seine Bestandteile zerlegte, aus Salzen und Erden bisher unbekannte Metalle ausschied, weiches Eisen magnetisch machte, die Magnetnadel aus ihrer Bahn ablenkte, in geschlossenen Drahtkreisen neue elektrische Ströme hervorrief, ganz zu geschweigen von den schrecklichen Schaustücken, wenn unter dem Einfluß jenes Stromes die Leichen von eben Hingerichteten wieder ihre Gliedmaßen bewegten, die Brust, gleichsam als atmeten sie noch, hoben und senkten, oder eine geköpfte Cikade wieder zu laufen und zu „singen" begann. Erst jetzt, nachdem diese neue Art von Elektrizität gefunden war, die nicht nur ruck- und stoßweise wirkte, sondern in stetigem Strom von Pol zu Pol hinüberfloß, erst jetzt war eine der feinsten und mächtigsten Naturkräfte dem Dienste der Menschen gewonnen worden. Volta ist folglich vor allen andern der Bahnbrecher, durch welchen außer einer Menge von neuen Erkenntnissen auf dem Gebiete der Physik, Chemie, Physiologie die großen Fortschritte auf dem Gebiete der Elektrizität, die Telegraphie und die elektrischen Motoren, das elektrische Licht, die Galvanoplastik und galvanische Aluminiumausscheidung erst ermöglicht wurden. Somit verdient es Alexander Volta wohl, daß man ihm einige Worte der Erinnerung widmet, zumal der große Gelehrte auch ein liebenswürdiger Mensch war, bei dessen Bild man gern verweilen mag und dessen Lebensumstände eben darum zahlreiche Freunde der Nachwelt überliefert haben [1]. Eine eingehende Würdigung

---

[1] Bald nach Voltas Tod erschienen kurze Biographien des Hingeschiedenen mit dem Titel Elogio, so von Giov. Zuccala (Bergamo 1827), Pietro Configliacchi (Pavia [?] 1831), Franc. Mocchetti (Como 1833). Vgl. auch die Biographie lue en séance publique de l'académie des sciences le 26 juill. 1831 in den Oeuvres complètes de *Fr. Arago* I (Paris 1854), 187—240; Aug. Seebeck, Gedächtnisrede auf Alessandro Volta, gehalten bei der Feier der hundertsten Wiederkehr seines Geburtstages am 18. Februar 1845 in der naturwissenschaftlichen Gesellschaft zu Dresden (Leipzig 1846); die erste größere Biographie von *Tom. Bianchi*,

seiner wissenschaftlichen Arbeiten müssen wir zwar dem Fachmann überlassen, doch versuchen wir, an der Hand von Voltas Schriften wenigstens von seiner Hauptentdeckung die Entwicklungsgeschichte darzulegen, was, wie wir hoffen, über das Vermögen des Laien nicht hinausgeht.

Zunächst also einige Worte über den Bildungsgang dieses Alexander des Großen auf dem Gebiete der Wissenschaft.

I.

Wie die bahnbrechenden Naturforscher der Neuzeit fast alle, so verdankt auch Volta das, was er geworden ist, nicht der Gunst der Umstände, sondern ausschließlich seinem Talent und seiner Thatkraft. Er stammte freilich aus vornehmer Patrizierfamilie; allein durch seines Vaters,

---

Vita di Al. Volta (Como 1829). In neuerer Zeit hat sich um die Voltaforschung besonders der Enkel des großen Physikers, Zanino Volta, verdient gemacht, so in den Schriften: Alessandro Volta. Studio dell' Avv. Zanino Volta. Parte prima: Biografia. Libro primo: Della giovinezza (Milano 1875); Al. Volta a Parigi (Milano 1879); La coltura letteraria di Al. Volta (Como 1898); Gli ultimi studî sul Volta (Milano 1886); Al. Volta negli ufficî pubblici (Como 1898) etc. Briefe von Volta veröffentlichten Giov. Ign. Montanari (Pesaro 1834) und Pietro Riccardi (Modena 1876). Wir benutzen zu unserer Skizze außer Voltas Werken (Collezione dell' opere del Cavaliere Conte Alessandro Volta Patrizio Comasco, 3 Tom. in 5 Vol. [Firenze 1816] und außer den beiden ersten der oben genannten Schriften von Z. Volta hauptsächlich *Sac. Callisto Grandi*, Alessandro Volta (Milano 1899). Der Verfasser liebt es, sich in breiten Reflexionen zu ergehen, hat aber mit Hilfe der Universitätsbibliothek von Pavia die ganze einschlägige Litteratur fleißig benutzt und ist für uns sehr brauchbar, weil er aus den älteren, so schwer zugänglichen Broschüren von Zuccala rc. wörtliche Auszüge giebt. Über seine Quellen äußert er sich S. 10 (vgl. S. 77): „Was wir vorlegen werden, entnahmen wir aus den geschätztesten Werken, deren wir fast unzählige zu Rate zogen, aus vielen unveröffentlichten Handschriften, von welchen einige von den Professoren unseres Lyceums, Voltas Zeitgenossen, herstammen, aus mündlichen Berichten von solchen, die mit eigenen Augen gesehen, mit eigenen Ohren gehört haben, was sie uns von Volta erzählten, den sie in ihrer Jugend kannten. Unter diesen nennen wir einen Priester, unsern Freund, der 1867, ungefähr 90jährig, starb, und einen andern Greis, einen Busenfreund von Mauritius Monti, der unter unserem priesterlichen Beistand im August 1877 starb, als wenig mehr als zwei Jahre ihm zu einem vollen Jahrhundert fehlten." — Andere Lebensbeschreibungen von T. Vignoli (1889), L. Porlezza (Como 1898) rc. Auch die Geschichtschreiber der Stadt und Diözese Como, Giuseppe Rovelli, Maurizio Monti, Cesare Cantù, handelten in ihren bezw. Werken von Voltas Leben. Einige wichtige Dokumente bietet *Corradi*, Memorie e documenti per la storia dell' università di Pavia III (Pavia 1878); *Pietro Riccardi*, Note bibliografiche sulle opere del Volta 1877.

Don Filippo, wirtschaftliches Ungeschick war die Familie zur äußersten Armut herabgesunken, als er am 18. Februar 1745 geboren wurde. „Mein Vater", gestand er später einmal, „besaß nichts als ein Häuschen im Werte von 14000 Lire und hinterließ 17000 Lire Schulden. Ich war also ärmer als arm." Nicht einmal ordentliche Schreibhefte konnten ihm von Hause gegeben werden, als er die ersten Schreibübungen begann. Eine standesgemäße Erziehung wurde für ihn nur ermöglicht einmal durch die Unterstützung von seiten der Brüder des Vaters, von denen der älteste Domherr, der jüngste Archidiakon an der Domkirche war, und außerdem durch das Kolleg der Jesuiten, welche in Como wie anderswo armer Studenten mit Vorliebe sich annahmen. Vielfach von seinen Lehrern mit Geld und Lebensmitteln unterstützt, vollendete er hier von 1757—1759 seine humanistischen Studien und verlegte sich noch ein Jahr auf Philosophie. Nachdem sein Oheim Alexander, in dessen Haus er nach dem frühen Tod des Vaters lebte, ihn aus dem Jesuitenkolleg entfernt hatte, beendete er seinen philosophischen Kurs im Seminar Benzi, und damit war für ihn der regelmäßige Schulunterricht auf immer zu Ende. Vom Besuch eines der großen Mittelpunkte wissenschaftlichen Lebens und Strebens, von der Hilfe, welche große Büchereien, reiche naturwissenschaftliche Sammlungen, prächtig ausgestattete physikalische Kabinette gewähren können, war bei ihm nicht im entferntesten die Rede.

Aber all diese Schwierigkeiten vermochte Voltas Genie zu übersteigen. Zwar schien er den Eltern anfangs nichts weniger als ein Wunderkind. Er war schon vier Jahre alt und hatte den Gebrauch der Sprache noch nicht einmal insoweit, daß er auch nur die kindlichen Ausdrücke für Vater und Mutter ausgesprochen hätte. Die Eltern hielten ihn deshalb für schwachsinnig und stumm. Erst als bei irgend einer Zumutung ein kräftiges „Nein" sich seinen Lippen entrungen hatte, begann das Band seiner Zunge sich zu lösen, mit dem siebenten Jahre verließ ihn die Schwierigkeit im Sprechen ganz, und nun gab er in der Schnelligkeit der Auffassung Beweise einer solchen Begabung, daß der Vater oft wiederholte: Ich hatte einen Diamanten im Hause und wußte es nicht. Seine Lehrer waren freilich nicht in allem mit dem jungen Alexander zufrieden. Er schien ihnen während des Unterrichtes zerstreut und erlaubte sich mitunter über die Unterrichtsmethode naiv-vorlaute Bemerkungen. Beide Vorwürfe erklären sich wohl daraus, daß der talentvolle Knabe nicht begriff, warum man ihn auf weitschweifigen Umwegen noch lange zu einer Höhe hinauf-

führen wollte, zu welcher er auf ein paar Andeutungen hin im Fluge sich schon erschwungen hatte. Später, in den humanistischen Studien, war die gewöhnliche Vorbereitung auf die Schule für ihn sehr rasch abgethan, in der Zeit, die übrig blieb, las und studierte er, was ihm in die Hände fiel. Mit Eifer warf er sich auf das Studium der Poesie. Aus seinen Lieblingsdichtern Vergil und Tasso wußte er noch im Greisenalter auf Spaziergängen mit seinen Söhnen lange Stellen herzusagen. Außerdem verlegte er sich mit Vorliebe auf die Erlernung neuerer Sprachen. Das Französische war ihm ganz geläufig, das Deutsche sprach er nach einem Zeugnis zum Verwundern gut (benissimo)[1], das Englische, Holländische, Spanische blieben ihm nicht ganz fremd. Lateinische, italienische, französische Verse schmiedete er in großer Zahl und nicht ohne Gewandtheit; es ist neben einer Anzahl von Sonetten, Rätseln rc. noch ein langes lateinisches Gedicht von 492 Versen erhalten, in welchem er nach dem Vorbild des Lukrez die physikalischen Forschungen von Priestley und Musschenbroek besingt[2]. Ein anderes Gedicht feiert die erste Besteigung des Montblanc durch Saussure.

Wie der Vorwurf dieser Gedichte zeigt, waren von früh an Voltas Lieblingsstudien die Naturwissenschaften. Schon an dem Knaben will man diese Vorliebe bemerkt haben, die ihn einmal sogar in einen Bach stürzen ließ und sonst in Lebensgefahr brachte. Thatsache ist, daß er mit zwölf Jahren bereits ein Heft über merkwürdige Naturerscheinungen sich zusammengeschrieben hatte. Allmählich trieb ihn seine Neigung zu dem Entschluß, sich ganz dem Studium der Physik zu widmen. Anfangs hatte er Priester in der Gesellschaft Jesu werden wollen. Doch Alexanders Vater hatte in seiner Jugend diesem Orden elf Jahre lang angehört und nicht ausgehalten; die Familie mochte die Wiederholung eines solchen Ereignisses fürchten, und so wurde jene Absicht des jungen Volta nur der Grund, weshalb sein Oheim ihn aus der Schule der Jesuiten entfernte; er blieb fortan mit ihnen indes insofern in Beziehung, als er noch ihrer Marianischen

---

[1] Im Mai 1776 muß indes seine Kenntnis des Deutschen noch nicht sonderlich groß gewesen sein. Er schreibt um diese Zeit an J. Klinkosch, der ihm eine deutsche Streitschrift übersandt hatte: „Nicht ohne Schwierigkeit habe ich Euer Deutsch verstehen können, in Anbetracht der geringen Kenntnis, die ich zu meinem großen Leidwesen von dieser Sprache habe.“ Opere Tom. I, parte 1, p. 144.

[2] Il poemetto didascalico latino di Alessandro Volta con versione italiana di Zanino Volta. Pavia 1899. Einige Proben aus den Gedichten Voltas finden sich bei *Z. Volta*, Della Giovinezza p. 70—73.

Kongregation angehörte. In anderer Beziehung aber hatte Kanonikus Alexander mit seinen Plänen für sein Mündel wenig Glück. Der Oheim hätte gern einen Notar aus ihm gemacht. Allein immer wieder zog es den Neffen zu den Büchern über naturwissenschaftliche Gegenstände. Bald ließ er die Rechtswissenschaft ganz beiseite, um sich ausschließlich auf Physik zu verlegen.

Ein derartiger Entschluß hatte nun freilich etwas Gewagtes. Es fehlte in Como an Büchern und naturwissenschaftlichen Instrumenten, und waren die Bücher nicht so leicht zu beschaffen, so waren die Instrumente es noch schwieriger. Noch in späteren Jahren schrieb einmal Volta an den Statthalter der Lombardei Karl Gotthard Graf zu Firmian, in Como sei niemand, der auch nur eine Schraube in Messing, Elfenbein, Holz zu arbeiten, eine Linse zu schleifen, ein Futteral herzustellen verstehe. Hatte er bei einem Eisenarbeiter, Drechsler, Glaser etwas bestellt, so mußte er persönlich in die Werkstätten gehen und selbst mit Hand anlegen; denn war er gegenwärtig, so arbeitete man schlecht, und noch schlechter, wenn er sich entfernte. Vielfach mußte er auf eigentliche physikalische Instrumente überhaupt verzichten und für seine Versuche über Elektrizität sich mit Lappen von Seide, Schwefel und Harzstangen begnügen oder auch Holzstäbe anwenden, die er in Öl gesotten hatte. Vielleicht wäre er mit all seinen Notbehelfen auch nie auf einen grünen Zweig gekommen, hätte sich nicht ein Mäcenas für ihn gefunden, der ihn mit Büchern und Instrumenten unterstützte, sein Haus und seinen Tisch gastlich ihm zur Verfügung stellte. Es war dies der Domherr Julius Cäsar Gattoni, ein ehemaliger Mitschüler Voltas am Seminar Benzi, ein vermöglicher Mann, der für Naturwissenschaften viel Sinn hatte und einige physikalische Apparate besaß. In Gattonis Zimmern, meint der Fortsetzer des Tiraboschi, habe Volta einen guten Teil seines Ruhmes erworben.

Am meisten aber verdankte Volta seine Erfolge der eigenen Arbeitsamkeit und Ausdauer. Wenn er bei seinen Experimenten war, konnte ihm Stunde um Stunde verfließen, ohne daß er es merkte, konnte er Essen und Trinken vergessen und mitunter selbst den Schlaf der Nacht sich versagen, um eine Versuchsreihe möglichst bald zu Ende zu führen. Und dieser Eifer begleitete ihn noch auf Jahrzehnte hinaus. An einem kalten Wintermorgen fanden einst die Studenten der Universität Pavia ihren Professor in Hemdsärmeln, wie er die Experimente für seinen Lehrvortrag vorbereitete und so versunken in seine Arbeit war, daß er das Nahen

seiner Schüler gar nicht zu bemerken schien. Ein Begleiter auf seiner Schweizerreise, Conte Giovio, schrieb über ihn: „Mein lieber Volta ist in beständiger Arbeit. Welch eine Ausdauer das bei seinen Studien! Wenn's keine Museen oder Gelehrte zu besuchen giebt, geht's ans Experimentieren; da wird betastet, examiniert, meditiert, notiert. Ich habe dann den Ärger davon, wenn ich im Wagen, auf dem Tisch und überall immer sein Schnupftuch sehen muß, mit dem er in unbegreiflicher Zerstreutheit Hände, Nase, Instrumente abwischt."

II.

Bei Voltas Eifer und Talent blieben denn auch die Erfolge nicht aus. In den Jahren 1769 und 1771 veröffentlichte er zwei Arbeiten über Elektrizität, welche die Aufmerksamkeit gelehrter Kreise auf den Verfasser lenkten. Noch höher stieg sein Ansehen, als ihm 1775 seine erste größere Entdeckung, die des Elektrophors, gelungen war. Der ebenso einfache als sinnreiche Apparat, der noch heute in jedem Lehrbuch der Physik beschrieben wird, fand allgemeine Bewunderung. Graf Firmian und sogar der Erzherzog Ferdinand und Fürst Karl von Lothringen sandten dem Erfinder Glückwunschschreiben. Allerdings blieb ihm auch der Verdruß eines Prioritätsstreites nicht erspart, da schon früher ein ähnliches Instrument erfunden, aber in weiteren Kreisen nicht bekannt geworden war. Schon im folgenden Jahre ist Volta wiederum andern Entdeckungen auf der Spur. Bisher hatte man natürliche brennbare Gase nur in Kohlen- und Salzbergwerken gefunden. Beim Fischfang auf dem Langensee bemerkte nun Volta, daß Gasblasen aus dem Wasser aufstiegen, wenn er mit einem Stock den Grund aufrührte, und daß dieses Gas brennbar sei. Sofort suchte er diesen Fund auszunutzen, erfand die elektrische Pistole, das elektrische Feuerzeug, bei welchem dieselbe Handbewegung, welche das brennbare Gas entströmen läßt, zugleich einem Elektrophor einen Funken entlockt, der es anzündet[1]. Wichtiger als diese Instrumente war das ebenfalls von ihm erfundene Eudiometer, das auf demselben Prinzip beruht wie die elektrische Pistole, hier aber zur Bestimmung des Sauerstoff-

---

[1] In deutschen Büchern wird dasselbe gewöhnlich einem gewissen Fürstemberger zugeschrieben, dessen Entdeckung 1780 Ehrmann veröffentlicht habe. Andere behaupten, Fürstemberger habe aus mündlicher Unterhaltung mit Volta am 25. September 1777 das Instrument kennen gelernt und mit fenomenale sfrontatezza sich selbst zugeschrieben. Vgl. *Z. Volta* l. c. p. 152.

gehaltes der atmosphärischen Luft dient. Das Jahr 1780 ist wiederum durch eine, dem äußeren Anscheine nach unbedeutende, in Wirklichkeit sehr bedeutende Entdeckung bezeichnet. Volta erdachte den sog. Kondensator, eine Art von „Mikroskop für die Elektrizität", durch welchen die leisesten Spuren dieser geheimnisvollen Naturkraft nachgewiesen werden können und mit welchem er wirklich nachwies, daß beim Verbrennen, beim Verdunsten des Wassers, beim Gärungsprozeß Elektrizität entwickelt wird. Es folgte dann eine Verbesserung des Elektrometers, und außerdem lieferte er seit 1778 eine Reihe von Arbeiten zur Meteorologie. Auf eine Eigentümlichkeit dieser Entdeckungen macht Arago[1] aufmerksam. „Es ist keine unter den Entdeckungen des Professors von Como, welche man eine Frucht des Zufalls nennen könnte. Alle die Instrumente, mit welchen er die Wissenschaft bereichert hat, existierten im Prinzip in seiner Vorstellung, bevor ein Künstler an ihrer materiellen Ausführung arbeitete."

Längst hatten unterdes diese seine Arbeiten und Leistungen Volta eine gesicherte Stellung in der Welt erobert. Am 22. Oktober 1774 wurde er zum Reggente der Schulen von Como ernannt, am 1. November 1775 außerdem noch zum Professor der Experimentalphysik am „Gymnasium" ebendaselbst. Im November 1778 erhielt er einen Ruf an die Universität von Pavia, der er bis 1819 angehörte.

Außerdem verschafften ihm seine Leistungen die Gewährung eines lange gehegten, in wiederholten Bitten bei Graf Firmian und in Wien geäußerten Wunsches. Volta fühlte drückend die engen Verhältnisse der Heimat, und es drängte ihn, einmal die weite Welt sich anzusehen, die wissenschaftlichen Verhältnisse, die Unterrichtsanstalten, Laboratorien, Fabriken anderer Länder in Augenschein zu nehmen und auf solche Weise sich selbst zu bilden und ein Bildner und Neugestalter in der Heimat zu werden. In den Jahren 1777 bis 1784 machte staatliche Unterstützung ihm eine Reihe von Studienreisen möglich.

Zuerst kam das Nachbarland, die Schweiz, an die Reihe. Mit 500 Zechinen in der Tasche gings im Herbst 1777 über die Gotthardstraße hinab nach Luzern, von wo als Abstecher eine kleine Wallfahrtsreise nach Einsiedeln unternommen wurde, dann weiter nach Zürich, Schaffhausen, Basel, und von dort aus noch über das Schweizer Gebiet hinaus bis tief hinein ins Elsaß. An die Rückkehr über Basel, Bern, Neuchâtel, Genf und den Mont Cenis wurde erst gedacht, nachdem er vom Straßburger Münsterturm aus den Fernblick über

---

[1] L. c. (Oeuvres I, 192).

das Land genossen hatte. Doch nicht hauptsächlich um die Aussichten und die frische Alpenluft war es Volta zu thun. Er reiste als Gelehrter und Forscher und sah sich alles an mit dem frischen Auge des unblasierten, unverdorbenen jungen Mannes, des entdeckungsdurstigen Forschers, der bei dem damaligen Stande des Wissens noch überall unangebrochene Schätze der Naturerkenntnis voraussetzen durfte. So hatte er denn beständig Thermometer, Barometer, Kompaß u. dgl. zur Hand; überall wurde gemessen, gerechnet, beobachtet. An den Gletschern dachte er nach über den Ursprung der Flüsse, angesichts der Granitmassen des St. Gotthard beschäftigten ihn die Frage über Plutonismus und Neptunismus, das Alter der Erde, das Sechstagewerk. Die mosaischen Tage, meinte er, müßten als lange Zeiträume aufgefaßt werden, denn die Erde müsse sehr alt sein. Ebenso interessierte er sich für Fragen der Mineralogie und Meteorologie. Über all seine Beobachtungen und Eindrücke schrieb er später auf Verlangen des Grafen Firmian einen ausführlichen Bericht [1]. Überall wurden auch die hervorragenden Gelehrten besucht. So bewunderte er in Zürich das große Herbarium des Kanonikus Gesner in vier Foliobänden, besuchte in Basel die Mathematikerfamilie Bernouilli, in Bern den greisen Haller, in Lausanne den Arzt Tissot, in Genf Saussure und Bonnet. Auch Voltaire in Ferney ward nicht vergessen, der sich 1½ Stunden mit Volta unterhielt. Während er im Vorzimmer wartete, knüpfte die Nichte des Philosophen ein Gespräch mit ihm an, und es ist bezeichnend für Ferney, daß sie, aus einigen Bemerkungen Voltas dessen religiöse Gesinnung erkennend, sich beeilte zu versichern, auch ihr Oheim halte seine Ostern! Ein Geschenk von bleibendem Wert für seine Landsleute brachte er ihnen von der Reise mit, nämlich die Kartoffel, welche bisher in der Umgegend von Como unbekannt geblieben war. Vom 3. September bis 11. November hatte die Reise gedauert.

In Toscana findet man mancherorts Felsspalten im Boden, welchen ein brennbares Gas entströmt. Im Herbst 1780 machte sich Volta auf, um die brennenden Felder von Pietramala und von Velleja zu studieren, und erweiterte dann diesen Ausflug zu einer kleinen Reise in Toscana überhaupt. Überall, selbst am Hofe des Großherzogs, wurde er mit Auszeichnung aufgenommen. In Florenz hatte er unter anderem auch die Ehre, zu einer Sitzung der Crusca-Akademie eingeladen zu werden, und durfte 1½ Stunden lang geduldig zuhören, wie ein Akademiker sich über die Frage verbreitete, ob man die Worte nottambulo und sonnambulo ins italienische Wörterbuch aufnehmen solle oder nicht.

Im Herbst 1781 finden wir Volta wiederum auf Reisen, unter anderem auch, um in fernen Landen physikalische Apparate für die Universität Pavia anzukaufen. Den Rhein hinunter nahm er seinen Weg zunächst nach Brüssel und Amsterdam, dann nach Paris, wo er Franklin, Buffon, Lavoisier, Laplace aufsuchte, ihnen seine Erfindungen vorlegte und mit ihnen neue Experimente an-

---

[1] Veröffentlicht zur Feier der Hochzeit Reina-Stabilini (Viaggio nella Svizzera), Mailand 1827.

stellte. Auch in anderer Beziehung suchte er seinen Aufenthalt in der Welthauptstadt auszunutzen. Er trug kein Bedenken, noch einmal auf die Schulbank sich zu setzen, um mitten unter den Studenten die Vorlesungen berühmter Professoren anzuhören. An seinen Bruder Luigi schreibt er von Paris aus: „Ich gehe nicht viel zu Unterhaltungen: ich benutze meine Zeit, um einen Kurs der Chemie zu hören, den Herr Le-Sage, und einen andern über Physik, den Herr Charles liest, und um einige neue Apparate kennen zu lernen und anfertigen zu lassen." „Bisher", meldet er wiederum unter dem 9. Februar 1782, „habe ich mich in Paris sehr ruhig gehalten. Jeden Tag besuche ich die Kurse über Physik und Chemie, die Akademie der Wissenschaften und die Gelehrten." Gewiß schöne Zeugnisse für Voltas Studieneifer, wenn man bedenkt, daß es ein Universitätsprofessor und berühmter Mann war, der in solcher Weise noch im reifen Alter nachzuholen suchte, was seiner Jugend versagt geblieben war.

London hätte weiter von Paris entfernt sein müssen, wenn es von Voltas Wißbegier und Studieneifer hätte verschont bleiben wollen. Im Frühjahr 1782 setzte er über den Kanal und trieb es jetzt im Eldorado der Industrie in derselben Weise wie vorher in Paris. Mit Staunen sah er die erste Dampfmaschine, betrachtete in Greenwich mit Herschels Fernrohr die Doppelsterne, verkehrte mit Priestley, las in der Königlichen Gesellschaft der Wissenschaften eine Abhandlung über seinen Kondensator, besuchte die Manufakturen von Birmingham und Manchester, stieg in Portsmouth auf ein Kriegsschiff der englischen Flotte, studierte die Anlage der Häfen, Kanäle, Bergwerke. Erst Mitte Juli 1782 konnte er sich losreißen und sah Como nicht vor Anfang November wieder.

Jetzt mußte nur Deutschland noch abgereist werden, und Volta konnte sagen, daß er das ganze gelehrte Europa gesehen habe. Nach zwei Jahren machte er sich denn auch mit dem Mediziner Scarpa auf nach Wien, wo Josef II. die beiden berühmten Gelehrten mit Auszeichnung aufnahm, sich eine Stunde lang mit ihnen unterhielt und nach einem Aufenthalt von etwa einem Monat sie mit stattlichem Reisegeld entließ. Am 24. August gings weiter nach Berlin, wo unser Gelehrter die Freude hatte, daß der Thorwärter beim Namen Alexander Volta höflich seinen Hut zog und sich mit den Entdeckungen des großen Mannes bekannt zeigte. Nach 16 Tagen des Verweilens wandten sie sich am 4. August über Halle und Helmstädt nach Hannover, von dort etwa am 15. Oktober nach Göttingen, der berühmtesten Universität Deutschlands, der sie volle 8 Tage widmeten. Volta knüpfte dort besonders Beziehungen zu Lichtenberg an. Auch die Universität Jena wurde nicht vergessen; dann aber hatten die beiden Gelehrten von den sandigen Strecken Norddeutschlands genug bekommen und sehnten sich danach, über München und den Brenner nach dem schönen Italien zu gelangen. An den deutschen Sitten war Volta besonders die Vorliebe für geheizte Zimmer aufgefallen. „Sie klagen," meint er, „wenn sie nicht schwitzen, und auch im Sommer legen sie große, große Säcke mit Flaumfedern sich aufs Bett."

III.

Wir nähern uns nunmehr dem letzten Jahrzehnt des Jahrhunderts, dem bei weitem ereignisvollsten und fruchtreichsten, aber auch unruhigsten in Voltas Leben. Zunächst ging in seiner äußeren Lage insofern eine Veränderung vor sich, als er endlich, im 49. Jahre seines Lebens, zur Vermählung zu schreiten sich entschloß.

Bis zu diesem Zeitpunkt war von einer Liebe oder Liebelei im Leben des großen Forschers noch niemals die Rede gewesen. Wir wollen die Worte hierher setzen, mit denen der tüchtigste Voltaforscher, Zanino Volta, in einer Schrift über die Jugend seines Großvaters in betreff dieses Punktes sich ausspricht; gerade in ihrer Gewundenheit sind sie vielsagend.

„Viele werden erstaunt sein," sagt er hier, wo die Rede ist von Voltas Jugend, „ein Kapitel nicht zu finden, das man für unvermeidlich hält: das von der Liebe. Daß nun wirklich die fraglichen Verhältnisse bei großen Männern die Neugier reizen, ziehe ich nicht in Zweifel, allein, da ich nicht geschrieben habe, um mit pikanten Erfindungen zu unterhalten, so muß ich ausdrücklich erklären, auf der bisher durchlaufenen Straße niemals auf etwas gestoßen zu sein, das auf eine Liebe Bezug hätte. In diesem Sinne mich auszusprechen, habe ich kein Bedenken, und niemand wird ein solches haben, der ein wenig die so hoch entwickelte, alles verschlingende Leidenschaft Voltas für die physikalischen Studien und dazu die zahlreichen Beschäftigungen ins Auge faßt, die seine Thätigkeit in Anspruch nahmen. In der That marschieren die Leidenschaften nicht zu vier und vier einher, und unausgesetzte Arbeit ist der stärkste Feind des Gottes mit der Binde um die Augen. Unserem wackern jungen Manne stand der Sinn nach ganz andern Dingen. Da aber auf der andern Seite das Fehlen jeder Spur von Liebesverhältnissen möglicherweise nicht als genügend sicherer Beweis für deren völliges Nichtvorhandensein gelten wird, so bitte ich zu bedenken, daß es dennoch viel mehr Beweiskraft hat, als es scheinen möchte, aus dem Grunde, weil uns eine ganze Menge von Aufzeichnungen aus der damaligen Zeit erhalten sind und diese auch nicht einmal indirekt irgend etwas in der angedeuteten Richtung aussagen, während wir doch in seinem späteren Leben einige derartige Spuren finden. Ich beeile mich aber, zu sagen, daß diese dem Charakter Voltas eher zum Lob als zum Tadel gereichen [1].

Voltas frühester Biograph, Thomas Bianchi, spricht sich nur zwei Jahre nach dem Tode seines Helden in gleichem Sinne aus, wenn er auf Voltas Jugendgeschichte gegen diejenigen hinweist, welche Liederlichkeit als notwendige Begleiterscheinung der Genialität betrachten. Zuccala, der

---

[1] *Z. Volta* l. c. p. 214.

ebenfalls den großen Forscher persönlich kannte, bezeugt, daß im heitersten Gespräch ihm niemals ein lizentiöses oder boshaftes Wort entfallen sei.

Als Gattin wählte er die jüngste Tochter des Conte Ludovico Perregrini, Donna Teresa (gest. 3. Dezember 1841). Von ihren sechs Schwestern, schrieb er an einen Freund, seien die einen im Kloster, die andern gut verheiratet. Die ersteren zeichneten sich durch Frömmigkeit, die letzteren „durch Klugheit, Besonnenheit, Intelligenz, praktischen Sinn in der Haushaltung und die schönsten Eigenschaften des Geistes und Herzens" aus, und deshalb habe er einen Sproß dieser Familie andern ihm vorgeschlagenen Partien vorgezogen, „auch solchen von höherem Adel und reicherer Mitgift". Am 22. September 1794 war die Hochzeit; drei Söhne entsproßten dieser Verbindung.

Wenn vielleicht Volta auf ein ruhiges Leben im Schoß seiner Familie sich Hoffnung gemacht hatte, so sollte er bitter enttäuscht werden. Es war eine unruhige Zeit. Ein unheimlicher Gast begann bald nach seiner Vermählung Italien zu durchziehen, dessen Standbild Vincenzo Monti schon 1793 nicht anders sich denken konnte als geformt von schwarzem Menschenblut, stehend auf einem Triumphwagen von Blei in der Mitte zwischen Unzucht und Grausamkeit, das Herz eisenhart gegen Bitten und Klagen, in der goldgierigen Räuberhand das nimmer rastende Schwert, mit den Füßen Gerechtigkeit und Mitleid zertretend und mit einem Gesicht, das mit jedem Zug zu sagen scheint:

> Son lo sdegno di Dio, nessun mi tocchi!
> Bin Gottes Geißel, wer mich anrührt, weh ihm![1]

Freilich nicht allen in der Lombardei erschien der also abgeschilderte genio Franco, das bewaffnete Jakobinertum, in diesem Lichte. Schon längst hatten im stillen die Gedanken Voltaires und der Encyklopädisten Wurzel in vielen Köpfen gefaßt, und als am 14. Mai 1796 Bonaparte mit seinem Heer in Mailand einzog, als die offiziellen Phrasen verkündeten, die Jakobiner seien gekommen, „in der einen Hand den Olivenzweig, in der andern die Waffen, die Lippen der Franzosen hätten in langem Bruderkuß sich vereint mit den Lippen der Mailänder", da wurde es bald Mode, um den Freiheitsbaum die Carmagnole zu tanzen, den Tyrannen Haß und Tod zu schwören, für Freiheit und Gleichheit zu schwärmen. Sogar in einem Gedicht der damaligen Zeit weiß der Dichter seiner

---

[1] *C. Cantù,* Monti e l' età che fu sua (Milano 1879) p. 14.

Phyllis kein besseres Liebespfand zu versprechen, als nächstens mit dem bleichen Schädel eines Königs zu ihr zurückkehren zu wollen, und durch die Straßen sangen zerlumpte Gestalten zur Guitarre

Giuriam, giuriam di spargere
Il sangue del tiranno.

Wer mit dem Tyrannen gemeint sei, ob man Grund habe, dem gemütlichen österreichischen Regiment gegenüber „das Messer des Brutus" zu ziehen, waren Fragen, die man nicht stellen durfte. Genug, der Tyrannenhaß war Mode, und für konservative Geister wie Volta wurden die Zeiten bedenklich[1].

Schon in einem Briefe vom 23. August 1791 hatte Volta sich beklagt, daß übelwollende Gegner ihm wegen seiner religiösen Richtung und seiner wissenschaftlichen Leistungen gram seien, und seine Stellung wurde nicht besser dadurch, daß auch noch das Gerücht sich verbreitete, er wünsche die Universität von Pavia nach Mailand verlegt zu sehen[2]. Como hatte ihn freilich, als seinen berühmtesten Mitbürger, ausersehen, dem Eroberer der Lombardei am 15. Mai 1796 in Begleitung von G. B. Giovio zu huldigen, aber nachdem die Franzosen in Como am 18. Mai eingezogen waren, schien Voltas Zeit vorüber zu sein. Am 15. Dezember 1796 begehrte er seine Entlassung als Professor, die ihm indes verweigert wurde; im folgenden Jahre kam in Pavia bei der Eröffnungsfeier der Universität die Mißgunst gegen ihn zu öffentlichem Ausdruck. Böses Blut machte es schon, daß er zu dem Festmahl im Borromäischen Kolleg nicht erschien. Was weiter folgte, erzählt ein Schreiben von Mascheroni vom 4. November 1796[3]:

„Nach dem Essen hat der gute Volta es für passend gehalten, dort sich zu zeigen. Abgesehen davon, daß er bei dem Festmahl nicht erschienen war, waren die Pavesen gegen ihn aufgebracht, weil man ihn für den Urheber oder Begünstiger des Planes der Verlegung der Universität nach Mailand hielt. So entstand also mit einem Male ein Gewirr von Stimmen, welche ihm sagten, man sehe ihn nicht gern, und er würde gut daran thun, von dort und aus Pavia sich wegzumachen. Er aber ging trotz alledem noch zum Bottegone (Café De-

---

[1] Vgl. *C. Cantù* l. c. p. 1—9.

[2] Das Gerücht war falsch, wie sich noch aktenmäßig belegen läßt, *Grandi* l. c. p. 86 sgg. Über Voltas Beziehungen zur Universität Pavia von 1788—1799 handelte jüngst Z. Volta in Archivio storico Lombardo, Ser. III, tom. XXIV.

[3] L. Mascheroni 1750—1800, Mathematiker und Dichter, Mitglied der kosmopolitischen Kommission für Maße und Gewicht in Paris, Priester und Professor in Pavia.

metrio), und man sagt, dort habe er etwas aristokratische Reden geführt. Zuguterletzt war er abends im Theater, und kaum erschien er in der Loge, als von der gegenüberliegenden Loge von Theodor Barbieri und andern gerufen wurde: ‚Ewiger Kampf den Feinden von Pavia, ewiger Kampf!‘ und mit einer Anzahl von Leuten machte man sich auf, um Volta aufzusuchen. Man sagt, einige hätten ihm geraten, sich wegzumachen, aber er that es nicht. Also gab es einen Auftritt. Barbieri soll an ihn herangekommen sein und ihm gesagt haben: ‚Bei Gott, mache dich fort von Pavia, wenn dir dein Leben lieb ist.‘ Einige behaupten, er habe ihn mit der Hand an der Brust gepackt und geschüttelt. Volta antwortete, er werde sich rechtfertigen, und Barbieri erklärte: ‚Dann werde ich um Entschuldigung bitten.‘ Den Tag nachher ist Volta von Pavia nach Mailand abgereist, wo er eine Rechtfertigung einreichte. . . . Dies Schriftstück hat dell' U an die Munizipalisten zu Pavia geschickt, und Barbieri hat es im Bottegone vorgelesen. Man weiß noch nicht, welchen Ausgang die Sache nehmen wird.“

Es kam zur Unterschrift einer öffentlichen Adresse gegen Volta, auf welche dieser öffentlich nichts erwiderte.

Als 1799 die Russen und Österreicher Pavia besetzt hatten, hörten die Vorlesungen ganz auf; im folgenden Jahre bat er bei der österreichischen Regierung um eine Anstellung in Mailand, was ihm nach der Rückkehr der Franzosen im Juni desselben Jahres natürlich wieder neue Anklagen auf Vorliebe für Österreich einbrachte. Am 23. Juni 1800 ernannte indes Bonaparte, der den Wert des Mannes zu schätzen wußte, ihn von neuem zum Physikprofessor und Präsidenten des physikalischen Kabinetts an der neuerrichteten Universität Pavia. Daß er in diesen unruhigen Zeiten seinen Anteil hatte an den Folgen des Krieges, versteht sich von selbst. Sein Haus zu Pavia wurde eines Tages geplündert. Die Banken, auf welchen er seine Kapitalien hatte, stellten die Zahlungen ein, die Einquartierung war ständig, seine beiden Brüder geistlichen Standes kamen in Gefahr, ihre Stellen zu verlieren.

Übrigens gaben gerade jene Zeiten unserem Forscher die Gelegenheit, zu zeigen, daß er nicht nur ein Gelehrter, sondern auch ein Charakter war, der nicht von jedem Wind der Volks- oder Regierungsgunst sich beliebig hin und her werfen ließ. Es war gerade in jenen Tagen unter der Herrschaft der französischen Waffen in Norditalien, als an einem kalten Wintertage durch die Straßen von Pavia ein Priester in Begleitung einiger frommer Personen das heilige Sakrament zu einem Kranken trug. Als der Zug an der Universität sich vorüberbewegte, trat Volta heraus, zog den Hut, kniete nieder und schloß sich den Andächtigen an, laut auf ihre Gebete antwortend. Einen andern Beweis von Mut hatte er schon

früher gegeben, als der Universitätsrektor, der ,arcipatriota, rivoluzionario ed ateista' Rasori, die Einführung des republikanischen Kalenders für die Universität Pavia beantragte. Man weiß, daß dieser Kalender die Abschaffung der Sonn- und Feiertage bewirken und an Stelle der christlichen Heiligen republikanische Größen setzen sollte. Die Dekane der vier Fakultäten, Zola, Nani, Volta, Presciani, reichten dagegen eine geschickt abgefaßte Denkschrift ein, die zum Teil von Volta verfaßt ist.

Vor allem stützt sich das Schriftstück auf das Ansehen des allmächtigen Heerführers und Eroberers selbst. Bonaparte habe Achtung vor der Religion und den Gebräuchen und Gewohnheiten des Landes befohlen und wolle, daß an der Universität Pavia Religion und Moral gelehrt werde. Diesem Willen Bonapartes werde schlecht entsprochen, wenn man den Sonntag durch den Dekadi ersetze. Aus den Augen der jungen Leute schwinde jeder Gedanke an christliche Feste, sie wüßten nicht mehr, an welchen Tagen sie am Gottesdienst teilnehmen müßten. Ferner seien in den Kalender auch Leute aufgenommen wie Julian der Abtrünnige, Spinoza, Toland, Collins, welche „trotz ihrer Begabung und Kenntnisse öffentlichen Abscheu verdient haben wegen ihrer erklärten Feindschaft gegen alle Religion und besonders gegen das Christentum", teilweise auch wegen ihrer Unsittlichkeit und Feindschaft gegen die Grundlage aller Tugend, „ohne welche die Wissenschaft unnütz, ja sogar schädlich ist". Zu verwundern sei es auch, daß eine demokratische Regierung den Namen eines Hobbes auszeichnen könne, der doch den entsetzlichsten Despotismus gelehrt habe.

Neben dem Willen Bonapartes wird dann auch der Wille des italienischen Volkes ins Gefecht geführt. In Italien liebe das Volk seiner großen Mehrheit nach die Religion, so möge man also den Willen des „souveränen Volkes" in dieser Hinsicht achten. Ein Hinweis auf die materiellen Nachteile der vorgeschlagenen Maßregel beschließt die ganze Argumentation. Komme die Universität in den Ruf der Irreligiosität, so würden die Väter ihre Söhne nicht mehr dorthin zum Studium schicken und die Anstalt schweren Schaden leiden.

Rasoris Vorschlag mußte auf den Widerstand der Dekane hin scheitern, es blieb an der Universität bei dem christlichen Kalender [1].

Trotz aller Unruhe des äußeren Lebens war das Jahrzehnt von 1790—1800 das fruchtbarste und folgenreichste in Voltas wissenschaftlicher Thätigkeit. In den Jahren 1792 und 1793 unternahm er Studien über die Ausdehnung der Luft durch die Wärme. Er fand, daß mit Steigung der Temperatur die Ausdehnung gleichmäßig zunehme. Später nahmen französische Physiker die Untersuchungen über diesen Gegenstand mit größerer Genauigkeit wieder auf, und Voltas Arbeiten gerieten in Vergessenheit.

---

[1] *Cantù* l. c. p. 163. *Grandi* l. c. p. 437.

Vor allem aber fällt in dieses Jahrzehnt seine größte Entdeckung, die ihn unsterblich gemacht hat, die der Voltaschen Säule. Gerade als in dem Wirrwarr des Krieges 1799 die Universität Pavia zerstört war und er sich nach Como hatte zurückziehen müssen, gelangte er zur letzten Klärung seiner Ideen. An der Hand seiner Schriften wollen wir den Weg zu zeichnen versuchen, der ihn nach vielem Nachdenken und Versuchen endlich zu einem so ruhmvollen Ergebnis führte.

IV.

Es war im Jahre 1786, als Aloysius Galvani, Professor der Anatomie zu Bologna, zufällig jene Beobachtung machte, die durch Voltas Scharfsinn eine der folgenreichsten in der ganzen Geschichte der Naturwissenschaften wurde. Zu irgend welchen Zwecken hatte Galvani Frösche in der Art hergerichtet, daß ihre Hinterschenkel nur noch durch die Beinnerven mit dem Rückgrat zusammenhingen. So oft er nun einen Metallbogen mit dem einen Ende an den Muskel der Schenkel, mit dem andern an den entblößten Nerv anlegte, bemerkte er, daß der Muskel in die heftigsten Zuckungen geriet. Der Versuch gelang am besten, wenn der Metallbogen aus zwei verschiedenen Metallen bestand, unter Umständen aber konnte es genügen, wenn auch nur ein einziges Metall zur Verwendung kam oder der verbindende Bogen aus irgend welchen die Elektrizität leitenden Stoffen bestand. Galvani suchte sich den Vorgang durch den Vergleich mit der Leidener Flasche zu erklären. Wenn der äußere und der innere Beleg einer solchen in der Art miteinander in Verbindung gebracht wurden, daß die Entladung durch den menschlichen Körper hindurchging, so zuckten die Muskeln zusammen, das war eine bekannte Thatsache. So dachte sich also auch Galvani den Froschmuskel und Froschnerv in ähnlichem Verhältnis wie den äußeren und inneren Beleg einer Leidener Flasche. Die Berührung des Muskels und Nervs durch den Metallbogen führte zur Entladung der dort angesammelten entgegengesetzten Elektrizitäten; der Entladungsstrom mußte den Muskel zum Zucken bringen. Nach vielen Versuchen und Studien entschloß sich endlich Galvani, seinen Fund der Welt zur Kenntnis zu bringen. Ende 1791 erschien zu Bologna seine kleine, nur 58 Seiten zählende Schrift De viribus electricitatis in motu musculari commentarius[1].

[1] Neudruck derselben in Ostwalds Klassiker der Naturwissenschaften Nr. 52. Vgl. Natur und Offenbarung XLI (Münster 1895), 683 f.

Nun braucht man sich nur in die damalige Zeitlage zu versetzen, um sofort die allgemeine Aufregung zu verstehen, welche die kleine Schrift im gelehrten wie im ungelehrten Europa hervorbrachte. Es war eine Zeit des Gärens und Werdens auf dem Gebiete der Naturwissenschaften wie auf dem der Politik. Linné und Buffon begründeten die heutige Botanik und Zoologie, Hauy die Krystallographie, A. G. Werner die Geologie, Lavoisier gestaltete die Chemie um, Priestley wies nach, daß die Jahrtausende sich irrten, wenn sie das Wasser für einen einfachen, nicht zusammengesetzten Körper hielten, Franklin riß den Blitz vom Himmel, Montgolfier machte die Luft durchschiffbar — kurz Entdeckungen auf allen Gebieten des Naturwissens. Die Köpfe gerieten dadurch in einen Zustand der Erhitzung, daß man nichts mehr für unmöglich hielt. Mesmer und Cagliostro fanden den Boden geebnet für ihre Spekulationen und Schwindeleien, Condorcet träumte von der Wiederkehr eines halb paradiesischen Zustandes, in dem alle Krankheiten durch die Wissenschaft besiegt seien und das menschliche Leben ins Unabsehbare verlängert werde. Die alte Marschallin von Villeroi fiel auf die Kniee, als sie den Luftballon sich in die Lüfte erheben sah, und rief unter Thränen aus: O, sie werden noch den Tod besiegen, aber dann werde ich nicht mehr sein. Und in diese Zeit nun, da jeder bedeutendere Fund mit freudigem Staunen und stolzer Hoffnung begrüßt wurde, fällt nun Galvanis Entdeckung, die über das Geheimnis der Geheimnisse, das des organischen Lebens, Licht zu verbreiten versprach. Erscheinungen, die man bisher an die Gegenwart einer Seele geknüpft dachte, hatte man in der entseelten Leiche beobachtet. Leben und Bewegung, so schien es, waren also nichts als eine Wirkung der Elektrizität, der Naturkräfte, und somit kein Rätsel mehr. Für die Freunde einer rein materialistischen Naturerklärung schien obendrein einer der schwersten Blöcke aus dem Wege geräumt: die neue Entdeckung schien den Weg zu öffnen, auf dem die Entstehung des Lebens rein stofflich ohne Seele und ohne Gott sich erklären ließe. Galvani selbst blieb freilich von Folgerungen letzterer Art sehr weit entfernt. Er war ein durchaus gläubiger Christ, der treu seine religiösen Pflichten bis zum Ende erfüllte. In der Jugend hatte er in einen religiösen Orden eintreten wollen; da es nicht dazu kam, entschädigte er sich dafür in anderer Weise: das Franziskanerkloster von Bologna besitzt noch heute das Einschreibebuch, welches bezeugt, daß Galvani sich 1779 dem Dritten Orden des hl. Franziskus angeschlossen hatte. Als später die cisalpinische Republik von ihm

den Treueid forderte und Galvani ihn nicht glaubte leisten zu können, fand er die Kraft, eher seine Stelle niederzulegen, als gegen sein Gewissen zu handeln, obschon dies Opfer seine ganze Existenz einfach gebrochen hat. Er starb kurz nachher am 4. Dezember 1798 [1].

Bald nach Galvanis Tod sollte auch das Interesse an der tierischen Elektrizität wieder zur Ruhe kommen. Bis dahin aber hatte für die unglücklichen Frösche eine böse Zeit geherrscht. Weniger zwar in Frankreich, wo die Wogen der Staatsumwälzung gerade hoch gingen, um so mehr aber in Italien und Deutschland wurde allenthalben Galvanis Versuch erneuert, von den einen zur Unterhaltung, von den Physikern aus Wißbegier, von den Ärzten, weil sie die tierische Elektrizität als Heilmittel zu verwenden trachteten. In Deutschland that sich an Eifer besonders der jugendliche Alexander v. Humboldt hervor, der in seiner Amtsstellung als Ober-Bergmeister von Baireuth und Anspach, selbst wenn er zu Pferde seine Amtsreisen machte, immer ein paar Metallstäbe und Messer zur Hand hatte, um durch unzählige Versuche Galvanis Auffassung der merkwürdigen Erscheinung zu bestätigen oder vielmehr zu verteidigen. Denn seit längerer Zeit schon war dieselbe der Zielpunkt von Angriffen geworden, die freilich in der Form sehr höflich und maßvoll, in der Sache aber von vernichtender Wirkung waren und den Gedanken an tierische Elektrizität auf lange hinaus dem Gesichtskreis der Gelehrten entzogen.

Diese Angriffe gingen von niemand anders aus als Alexander Volta. Mit Feuereifer hatte auch er gleich von Anfang an sich der neuen Entdeckung zugewandt, aber was ihn allen andern, die sich mit ihr beschäftigten, weit überlegen machte, war nicht sowohl sein Eifer im Experimentieren als die überlegte Planmäßigkeit seiner Versuche und der Scharfsinn, mit welchem er sich von allen beobachteten Erscheinungen Rechenschaft gab.

Anfangs steht er noch ganz auf Galvanis Standpunkt. Er bezeichnet in einer akademischen Rede vom 5. Mai 1792 nicht nur dessen Fund als eine „jener großen und glänzenden Entdeckungen, welche Aussicht haben, Epoche zu machen in den Jahrbüchern der physikalischen und medizinischen Wissenschaften“, vergleicht ihn nicht nur mit Franklins Entdeckung, sondern stimmt auch Galvanis Erklärung zu. Die früheren Beweise für eine allen Tieren gemeinsame Elektrizität hätten ihn nicht überzeugt, jetzt aber sei ihr Dasein „zur Evidenz bewiesen“, und sogar der Vergleich mit der Leidener Flasche findet seinen Beifall [2].

---

[1] Biographie universelle XVI (Paris 1816), 391. Die Zeitschrift Sancti Francisci Glöcklein XII, 344.

[2] Memoria prima sull' elettricità animale (Opere Tom. II, parte 1, p. 13. 14. 17. 31).

Aber trotz der Begeisterung, die er einmal scherzhaft fast als „Fanatismus“ bezeichnen möchte [1], bleibt dem Gegenstand derselben die nüchternste und besonnenste Prüfung nicht erspart. Zuerst sucht er sich durch eine Reihe von Versuchen am Frosch wie an andern Tieren jeden Zweifel an der Thatsächlichkeit der beobachteten Erscheinung zu zerstreuen. Dann heißt es „Quantität, Qualität, Art und Weise“ derselben bestimmen. Besonders die quantitative Untersuchung scheint ihm jene, welche allen andern voraufgehen muß. „Denn was läßt sich je Gutes hoffen, wenn man besonders in der Physik die Sachen nicht auf Grad und Maß zurückführt? Wie will man etwas richtig werten, ohne nicht nur die Qualität, sondern auch die Quantität und Intensität der Effekte zu bestimmen?“ [2] So untersucht er also, wie groß die elektrische Kraft wohl sein müsse, um Zuckungen wie die von Galvani beobachteten hervorzubringen. Er führt zu diesem Zwecke größere und kleinere Mengen von künstlicher Elektrizität aus der Elektrisiermaschine in die Froschschenkel ein und beobachtet die merkwürdige Thatsache, daß die kleinsten Elektrizitätsmengen, ja solche, die nur mit größter Mühe noch meßbar sind, dennoch die Muskeln in die heftigsten Zuckungen versetzen [3]. Auch unter diesen kleinsten Elektrizitätsmengen ist wieder ein Unterschied: zur Muskelerregung genügen viel kleinere Mengen, wenn man sie den Weg vom Nerv zum Muskel nehmen läßt, als wenn sie in umgekehrter Richtung sich bewegen [4]. Mit andern Worten: die Erregung des Nervs ist die Hauptsache, nicht die des Muskels, und es regen sich schon Zweifel in Volta, ob Galvanis Vergleich mit der Leidener Flasche zutreffend ist [5]. Es folgen jetzt weitere Untersuchungen, wie lange die Erregbarkeit des Muskels den Tod des Tieres überdauert, ob die Art, in der das Tier getötet wurde, darauf von Einfluß ist [6], und endlich die sehr wichtige Beobachtung, daß man auch am lebenden Frosch die Zuckungen hervorrufen kann, wenn man an verschiedenen Stellen des Tieres zwei verschiedene Metallstücke anbringt und diese durch einen Draht miteinander in Verbindung setzt [7]. Zum erstenmal wurde dadurch Volta auf die Notwendigkeit, verschiedene Metalle anzuwenden, aufmerksam, ohne daß diese Beobachtung vorerst seinen Glauben an Galvanis Auffassung erschüttert hätte. Die tierische Elektrizität, so erklärte er sich die Erscheinung, die im Nerv allein nur langsam voranfließen würde, werde durch das Anlegen der Metallstücke zu rascherem Fließen angeregt, daher das plötzliche Zucken im Muskel [8].

Soweit war Volta gekommen, nachdem er einen Monat lang Galvanis Versuche zum Gegenstand seiner Forschung gewählt hatte. Nach einem weiteren Monat angestrengter Arbeit kann er nicht nur die früheren Ergebnisse bestätigen und noch genauer formulieren, sondern auch neue Beobachtungen von großer Tragweite vorlegen [9]. Die erste besteht in der Entdeckung, daß die Elektrizität

---

[1] Ibid. § 25, p. 36. [2] Ibid. § 27, p. 38. [3] Ibid. § 28 sg., p. 38 sg.
[4] Ibid. § 31 sg., p. 39. [5] Ibid. § 34, p. 41.
[6] Ibid. § 37, p. 43. [7] Ibid. § 43, p. 46. [8] Ibid. § 51, p. 50.
[9] Memoria seconda sull' elettricità animale (Opere Tom. II, parte 1, p. 53—118).

nicht direkt auf den Muskel wirkt, wie Galvani meinte, sondern unmittelbar nur den Nerv erregt und durch die Erregung des Nervs den Muskel in Thätigkeit setzt. Fast mit einer gewissen Traurigkeit giebt er Nachricht von diesem seinem Fund. Denn darin hatte man ja gerade den Wert von Galvanis Entdeckung zu finden gemeint, daß sie Auskunft erteile über den dunkeln Prozeß, wie der Nerv den Muskel errege. Dies Licht, das plötzlich über einem der verborgensten Vorgänge im Organismus aufzugehen schien, ist nunmehr verschwunden. Volta hat einen Nerv isoliert, an irgend einer Stelle durch den elektrischen Strom gereizt, und auch auf diesen Reiz hin beginnen die Zuckungen des Muskels. Somit ist nur bewiesen, daß die Elektrizität auf den Nerv wirkt; in welcher Weise der erregte Nerv den Muskel in Thätigkeit versetzt, ist dunkel wie bisher. Und doch, wie einleuchtend schien nicht Galvanis Erklärung! „Aber die zu Tage liegenden und verführerischen Erklärungen wie jene, welche aus den ersten allgemeinen Eindrücken sich ergeben, pflegen in seltenen Fällen durch eine strengere und planmäßige Prüfung der Einzelerscheinungen bestätigt zu werden, und wenn beim ersten Auftauchen einer schönen Entdeckung es uns scheint, wir könnten einen weiten Fortschritt machen, indem wir sie auf große und erhabene Probleme anwenden, so sind wir oft zum Rückzug gezwungen.“ [1] Auch an seiner eigenen früheren Erklärung, warum ein Metallbogen die tierische Elektrizität zu rascherem Fließen bringe, ist er irre geworden [2]. Die beiden Metallstücke können ganz nahe bei einander an den Nerv angelegt sein. Wie sollte deren Verbindung durch den Metallbogen eine sonderliche Beschleunigung des Stromes hervorbringen? Und wie kommt es, daß die Zuckungen des Muskels gerade dann so stark sind, wenn zwei verschiedene Metallstücke angewandt werden? Häufig kommt er auf diese letztere Frage zurück; es quält ihn sichtlich, auf dieselbe eine Antwort nicht zu finden [3].

Ein sehr folgenreicher Versuch war auch der folgende. Da Volta die Zuckungen der Muskeln ohne Entblößung der Nerven am ganzen, unverletzten Tier erhalten hat, so versucht er nun einmal Experimente in der umgekehrten Richtung, an abgetrennten Gliedern, einzelnen Muskeln und zuletzt an Stücken und Stückchen von solchen, die nicht größer sind als ein Weizenkorn. Und wirklich gelingt es ihm in all diesen Fällen, bei Anwendung von zwei Metallen diese Muskeln in Zuckungen zu versetzen [4].

Der Gedanke lag nun nahe, auch am eigenen Körper ähnliche Zuckungen einmal erproben zu wollen. Einschnitte in die Muskeln waren freilich nicht wohl thunlich, aber er erinnert sich, daß ja in der Zunge ein ziemlich freiliegender Muskel gegeben ist [5]. So tritt er denn vor den Spiegel, legt zwei Stücke von

---

[1] Ibid. § 52, p. 84. [2] Ibid. § 59, p. 89.

[3] Ibid. §§ 59. 71. 90, p. 89. 98. 114. [4] Ibid. § 89, p. 113.

[5] Ibid. § 92, p. 115. Wie er auf den Versuch kam, beschreibt er genauer in der Abhandlung an Tib. Cavallo § 47—49, p. 158 sq., nachdem man ihn darauf hingewiesen, daß Sulzer das gleiche Experiment schon 1760 angestellt habe, freilich ohne dabei an Elektrizität zu denken.

verschiedenem Metall sich auf die Zunge, bringt sie zur Berührung und erwartet nun, Zuckungen an der Zunge wahrzunehmen. Zu seiner Verwunderung treten solche indes nicht ein, wohl aber empfindet er einen starken sauren Geschmack, sobald die beiden Metalle in Berührung miteinander treten. Anfangs war Volta sehr erstaunt, aber nach „ein wenig Nachdenken" hatte er die Erklärung bald gefunden. Die Nerven an der Zungenspitze sind Geschmacks-, nicht Bewegungsnerven; ihre Erregung kann also nur Geschmacksempfindung hervorrufen. Um die Zunge in Bewegung zu setzen, muß man die Metallstücke dort anlegen, wo die Bewegungsnerven in die Zunge eintreten, d. h. an deren Wurzel. In der That ergiebt auch der Versuch mit einer frisch ausgeschnittenen Lammzunge, daß er sich nicht verrechnet hatte. Sobald die gehörig angelegten Metallstücke sich berührten, „hatte ich", wie er schreibt, „das Vergnügen, zu sehen, wie die ganze Zunge lebhaft erzitterte, die Zungenspitze sich hob, nach rechts und links, nach oben und unten sich wandte und sich zurückbog."

Für einen Denker wie Volta mußte es jetzt leicht sein, die Schlüsse aus seinen Versuchen zu ziehen. Er that es in zwei Briefen vom 13. September und 25. Oktober 1792 an die Londoner Gesellschaft der Wissenschaften [1]. Nicht die Nerven und Muskeln sind die Erreger der Elektrizität, sondern vielmehr die beiden sich gegenseitig berührenden Metallstücke. „Und so habe ich ein neues Gesetz entdeckt, welches nicht sowohl ein Gesetz der tierischen als der gewöhnlichen Elektrizität ist. Ihr muß man die Mehrzahl der Erscheinungen zuschreiben, welche nach den Experimenten von Galvani und nach mehreren andern, die ich selbst infolge der seinigen angestellt habe, dem Bereich einer wirklichen tierischen natürlichen Elektrizität anzugehören schienen." [2] Noch drückt er sich vorsichtig aus und will der animalischen Elektrizität nicht allen Einfluß auf wenigstens einige der von ihm beobachteten Erscheinungen absprechen, so geneigt er sich auch dazu fühlt [3]. Indes schon im November 1792 schreibt er, seine Zweifel seien jetzt bis zu der Überzeugung vorangeschritten, daß der elektrische Strom nie durch eine den Organen eigene Thätigkeit in Bewegung gesetzt werde. Immer sei eine Verschiedenheit der verwendeten Metallstücke erfordert, sei es daß die Metalle verschiedener Art seien, oder daß die Verschiedenheit nur in der verschiedenen Härtung, Politur u. dgl. liege [4].

Es versteht sich von selbst, daß diese Aufstellungen von Galvanis Anhängern nicht unbesehen angenommen wurden. Wenn auch einzelne Stimmen sich ziemlich früh gegen Galvani aussprachen, so hatte doch die überwiegende Zahl der Gelehrten sich für ihn erklärt, und auch nach Voltas ersten Arbeiten

---

[1] Account of some discoveries made by Mr. Galvani of Bologna with experiments and observations on them. In two letters to Mr. Tiberius Cavallo F. R. S. (Opere Tom. II, parte 1, p. 119—160). Verfaßt in französischer Sprache schon im August [s. p. 189].

[2] First letter § 15, p. 133. Second letter § 33, p. 145.

[3] First letter § 16, p. 134.

[4] Nuove osservazioni sull' elettricità animale p. 161—166.

war die große Mehrheit der Forscher seinen Ansichten abgewandt [1]. In Deutschland blieb namentlich A. v. Humboldt, der eigens eine Reise nach Como machte, um mit Volta persönlich sich zu besprechen, ein eifriger Anhänger der tierischen Elektrizität, und seine Theorie wurde von der französischen Akademie nicht nur geprüft, sondern auch bestätigt [2]. Die Hauptschwierigkeit, die man Volta entgegenhielt, bestand darin, daß eben nicht immer und in jedem Fall zwei verschiedene Metalle notwendig seien, um Galvanis Versuche gelingen zu lassen; mitunter, wenn die Froschpräparate noch frisch waren, erfolgten die Zuckungen der Schenkel, sobald man durch einen einfachen Metallbogen Muskel und Nerv in Verbindung setze. Der Einwurf machte auf Volta Eindruck; er mußte sich mit ihm beschäftigen und ihn beseitigen, wenn er mit seinen Ansichten durchdringen wollte [3]. Aber gerade die Art und Weise, wie er dies that, zeigt von neuem, wie weit er an Scharfsinn und Kunst des Experimentierens seinen Gegnern überlegen war. Zunächst hielt er ihnen entgegen, daß zum allerwenigsten der größte Teil der von ihm angestellten Versuche ganz sicher durch tierische Elektrizität sich nicht erklären lasse. Dann unterwarf er die ihm entgegengehaltenen Thatsachen einer genauen Prüfung. „Bei völliger Gleichheit der Enden des Metallbogens gelingt Galvanis Versuch," so lautete der triumphierende Einwurf der Gegner. Aber, fragte sich Volta, wie will man beweisen, daß die beiden Enden völlig gleich sind? Genügt es zur völligen Gleichheit, daß sie beide aus demselben Metall bestehen? Kann nicht trotz der Gleichheit des Stoffes eine andere Verschiedenheit bestehen und überhaupt, welcher Grad der Verschiedenheit ist zum Gelingen von Galvanis Versuch erfordert? So beginnt er denn wieder mit seinen Versuchen. Ein Metallbogen wurde ausgesucht, dessen Berührung keinerlei Zuckungen der Froschschenkel hervorrief. Dann veränderte er das eine Ende des Bogens in ganz geringfügiger Art, indem er ihn z. B. erwärmte oder glatt feilte, und siehe da, diese geringfügige Verschiedenheit genügte, der Nerv wurde jetzt in Reizungszustand versetzt und der Muskel geriet in Zuckungen [4]. Damit waren nun die Schwierigkeiten der Gegner zurückgeschlagen. Wenn derartig kleine Verschiedenheiten schon Einfluß auf das Gelingen der Versuche hatten, so konnte Volta ruhig seinen Gegnern den Beweis zuschieben, daß wirklich die

---

[1] Vgl. Otto Ernst Julius Seyffer, Geschichtliche Darstellung des Galvanismus (Stuttgart und Tübingen 1848) S. 16 f.

[2] A. v. Humboldt, Versuche über die gereizte Muskel- und Nervenfaser oder Galvanismus, nebst Vermutungen über den chemischen Prozeß des Lebens in der Tier- und Pflanzenwelt. Berlin 1797—1799. Von Humboldts Besuch spricht Volta Opere Tom. II, parte 2, p. 27.

[3] Memoria terza sull' elettricità animale compresa in una lettera diretta al Signor Giovanni Aldini, professore a Bologna (24. Nov. 1792) in Opere l. c. p. 176—194, und besonders Nuova memoria sull' elettricità animale divisa in tre lettere dirette al Signor Abate Anton Maria Vassalli, professore di Fisica nella R. Università di Torino. Lettera prima l. c. p. 197—206. Lettera seconda p. 207—229 (beide 1794 gedruckt).

[4] Nuova memoria p. 200—205.

von ihnen benutzten Metallbogen an beiden Enden völlig gleich gewesen seien. Man sieht, Volta durfte mit berechtigtem Selbstgefühl von den Experimenten seiner Gegner sagen: „Solche Versuche sind in sich schön und im stande, denjenigen zu verführen, der, ohne der Sache sonderlich auf den Grund zu gehen, auf sie allein sein Augenmerk richtet und Hand und Sinn nicht den andern Versuchen zuwendet, welche ich in so großer Zahl und unter so viel Veränderung der Umstände entgegenstelle. Aber wer immer meine Versuche wiederholen wird, oder nur Gelegenheit hat ihnen anzuwohnen, wie das viele gethan haben, wird beim Anblick ihrer Harmonie und ihrer Stetigkeit, und wie sie alle, so verschieden sie scheinen, doch miteinander stimmen und demselben Prinzip sich unterordnen, sicherlich nicht mehr sich gewinnen lassen von jenen andern zweideutigen und bald so bald anders ausfallenden Experimenten." [1]

Allmählich begannen nun, namentlich außerhalb Italiens, die Physiker sich Voltas Ansichten anzuschließen, als neue Versuche alles wieder in Frage zu stellen und den endgültigen Sieg dennoch Galvani zuzuweisen schienen. Volta glaubte, die beiden einander berührenden Metalle als Erreger der Elektrizität nachgewiesen zu haben. Nun zeigte Eusebius Valli, daß ohne alles Metall, nur durch Berührung des Nervs durch den Muskel, ebenfalls die Froschschenkel zum Zucken gebracht werden konnten. Volta schien geschlagen. Wie er selbst schreibt, machten Vallis Gründe „Eindruck auf viele und veranlaßten sie, wieder unter Galvanis Fahne sich zu scharen, nachdem sie schon meine ganz verschiedene Ansicht unterschrieben hatten oder doch im Begriff waren, es zu thun" [2]. Doch der Triumph dauerte nicht lang. Volta wußte Vallis Versuche für die Erweiterung seiner eigenen Theorie zu benutzen, indem er erklärte, nicht nur zwei verschiedene Metalle, sondern überhaupt zwei verschiedene Stoffe brächten durch ihre Berührung die strömende Elektrizität hervor [3].

Bisher hatte Volta bei seinen Versuchen die drei Bestandteile, welche zur Hervorbringung des elektrischen Stromes notwendig sind, fast immer nur in der Einzahl angewandt. Er verwandte z. B. ein Stück Kupfer oder Silber, ein Stück Zink, und zwischen beiden einen einzigen feuchten Leiter. In einer folgenden Arbeit [4] sehen wir ihn mit Versuchen beschäftigt, in denen er eine von den beiden Metallarten oder auch beide, und ebenso den feuchten Leiter in mehreren Exemplaren anwendet, so daß Zusammenstellungen von 4, 5, 6 bis 10 Bestandteilen den Gegenstand seines Studiums bilden. Er findet, daß mitunter in diesen Zusammenstellungen ein Strom zu stande kommt, mitunter auch nicht, und weiß sich diese Thatsache damit zu erklären, daß in manchen Fällen

---

[1] Lettera seconda p. 214 nota. [2] Ibid. p. 233.

[3] Nuova memoria. Lettere terza (Como 24 ott. 1795) l. c. p. 230—268, besonders p. 252 sg.

[4] Sull' elettricità eccitata dal contatto de' conduttori dissimili. Lettere tre dirette al professore Gren di Halla (Opere Tom. II, parte 2, p. 1—94). Die beiden ersten Abhandlungen sind vom August 1796, die dritte aus dem Jahre 1797.

die Berührungsströme einander entgegengesetzt sind und sich aufheben, daß also die drei Elemente Silber, Zink, feuchter Leiter im ganzen Stromkreis in bestimmter Anordnung aufeinander folgen müssen, wenn ein Strom zu stande kommen soll. Volta war hiermit der Erfindung der Säule schon ganz nahe gekommen. Es war nur noch nötig, daß er mehrere Metallpaare mit ihrem feuchten Leiter, die alle einen Strom in derselben Richtung gaben, aufeinander legte, und diese Zusammenstellung auf ihre Wirkung prüfte. Er mußte dann sehen, daß die Stärke des Stromes mit der Zahl der Plattenpaare wuchs. Allein es dauerte noch drei Jahre, bis Volta soweit gelangte. Vorerst studierte er die Frage, ob an der Berührungsstelle von Metall und Metall, oder an der Berührungsstelle von Metall und feuchtem Leiter die Elektrizität erzeugt wurde. Er entscheidet sich für die erstere der beiden Annahmen auf Grund jenes Versuches, der in unsern Büchern als „Voltas Fundamentalversuch" aufgeführt zu werden pflegt, von dem großen Physiker selbst aber erst ziemlich spät angestellt wurde. Es gelang ihm, nachzuweisen, daß zwei Platten von verschiedenem Metall durch bloße Berührung elektrisch geworden waren.

Wenn Volta für seine Ideen einer Bestätigung noch bedurfte, so war sie damit geboten. Rüstig schritt er jetzt weiter und unterzog die Versuche mit mehreren Plattenpaaren einer planmäßigen Untersuchung. Er fand, daß 2, 4, 8, 10 solcher Paare auch genau die 2-, 4-, 8-, 10fache Elektrizitätsmenge aufwiesen. Was dieser Fund für die Erfindung der Voltaschen Säule bedeutet, ist klar. „Dieses ist der große Schritt, den ich Ende 1799 machte; ein Schritt, der mich sehr rasch zur Konstruktion des neuen elektrischen Apparates führte, der alle Physiker so in Erstaunen gesetzt hat. Mir bereitete er große Genugthuung, aber nicht viel Staunen nach der obengenannten Entdeckung, welche mir einen solchen Erfolg ziemlich verbürgte." [1]

Der Apparat war erfunden, den mit Rücksicht auf seine einzigartigen Wirkungen F. Arago [2] das wunderbarste Instrument nannte, welches die Menschen je erdacht haben, Fernrohr und Dampfmaschine nicht ausgenommen.

---

[1] Questo è il gran passo da me fatto sulla fine dell' anno 1799; passo che mi ha condotto ben tosto alla construzione del nuovo apparato scuotentente ecc.; il quale ha cagionato tanto stupore a tutti i Fisici; a me grande soddisfazione, ma stupore non molto dopo l' anzi detta scoperta, che mi prometteа bene un tal successo. Sull' identità del fluido elettrico col fluido galvanico. Memoria divisa in due parti. Parte prima § 20 (Opere Tom. II, parte 2, p. 187; cf. p. 159).

[2] L. c, (Oeuvres I, 219 s.).

(Schluß folgt.)

C. A. Kneller S. J.

Die Beteiligung der Frau am Erwerbsleben.

I.

Die Erwerbsthätigkeit der Frauen überhaupt.

Obgleich nicht ausschließlich, so ist doch zum guten Teile die Frauenfrage auch eine Brotfrage. Solange die Produktion vorwiegend handwerksmäßig betrieben wurde und sich innerhalb der Familie oder in inniger Verbindung mit ihr vollzog, fand die Frau leicht im eigenen Hause oder wenigstens in einer Familie eine passende Erwerbsthätigkeit.

Das ist heute anders geworden. Der Fabrikbetrieb verdrängt zum Teil den Handwerks- und Kleinbetrieb, und so sehen sich auch die Frauen immer mehr genötigt, außerhalb der Familie dem Erwerbe nachzugehen.

Welchen Umfang z. B. in Deutschland die Erwerbsthätigkeit des weiblichen Geschlechtes schon angenommen, darüber geben uns die wertvollen Veröffentlichungen des Kaiserlichen Statistischen Amtes sichern Aufschluß. Bei den Berufszählungen von 1882 und 1895 wurde die gesamte ortsanwesende Bevölkerung in vier Gruppen geteilt: Erwerbsthätige, Dienende, Angehörige und berufslose Selbständige.

Die Gruppe der Erwerbsthätigen umfaßt alle Personen, deren Hauptthätigkeit auf den Erwerb gerichtet ist oder doch ihrer Natur nach einen solchen Erwerb mit sich führt, gleichviel in welcher Stellung dies geschieht, ob in der eines Selbständigen, Angestellten oder Dienenden.

Zu der Gruppe der Dienenden gehören alle Personen in dienender Stellung, welche hauptsächlich in der Hauswirtschaft oder in persönlichen Dienstleistungen thätig sind und im Haushalt ihrer Herrschaft leben, also das sogen. Hausgesinde. Privatwirtschaftlich sind auch diese Dienenden erwerbend thätig, aber ihre Thätigkeit ordnet sich ganz den Zwecken des Haushaltes unter und tritt nicht in den allgemeinen Verkehr.

Die Gruppe der Angehörigen schließt alle Personen in sich, welche einer gewöhnlichen Haushaltung (im Gegensatz zu den sogen. Anstaltshaushaltungen) als Mitglieder angehören oder in der Haushaltung unterhalten werden, ohne selbst überhaupt oder mehr als nebenher erwerbend thätig zu sein (Haushaltungsfrauen, Kinder und arbeitsunfähige Familienmitglieder).

Die Gruppe der berufslosen Selbständigen bilden diejenigen Haushaltungs-Vorsteher, -Mitglieder und Einzellebenden, welche nur vom eigenen Vermögen, von Renten oder Pensionen sich ernähren oder aus fremden Mitteln unterhalten werden, einschließlich der nicht in ihrer Familie lebenden Pflegekinder, Studierenden u. s. w. Hierher gehören die Rentner, die Insassen von Unterrichts- und Erziehungsanstalten, von Armen- und Krankenhäusern u. s. w. [1]

Wie verteilen sich nun im Deutschen Reiche die beiden Geschlechter auf diese vier Gruppen und welche Verschiebungen haben hierin zwischen den Berufszählungen von 1882 und 1895 stattgefunden? Die Antwort auf diese Frage giebt uns folgende Tabelle.

Bevölkerungsgruppen in den Jahren 1882 und 1895.

Männliche Personen.

	absolut		% der Bevölkerung		Zu- bezw. Abnahme gegen 1882	
	1895	1882	1895	1882	absolut	%
Erwerbsthätige	15 506 482	13 372 905	61,03	60,38	+ 2 133 577	+ 15,95
Dienende	25 359	42 510	0,10	0,19	— 17 151	— 40,35
Angehörige	8 850 061	8 082 973	34,83	36,49	+ 767 088	+ 9,49
Berufslose Selbständige	1 027 259	652 361	4,04	2,94	+ 374 898	+ 57,47
Insgesamt	25 409 161	22 150 749	100	100	+ 3 258 412	+ 14,71

Weibliche Personen.

	absolut		% der Bevölkerung		Zu- bezw. Abnahme gegen 1882	
	1895	1882	1895	1882	absolut	%
Erwerbsthätige	5 264 393	4 259 103	19,97	18,46	+ 1 005 290	+ 23,60
Dienende	1 313 957	1 282 414	4,99	5,56	+ 31 543	+ 2,46
Angehörige	18 667 224	16 827 722	70,81	72,94	+ 1 839 502	+ 10,93
Berufslose Selbständige	1 115 549	702 125	4,23	3,04	413 424	+ 58,88
Insgesamt	26 361 123	23 071 364	100	100	+ 3 289 759	+ 14,26

Diese Zahlen beweisen vor allem ein mächtiges Überwiegen der Männer unter den Erwerbsthätigen. Von der männlichen Bevölkerung waren im Jahre 1895 61,03 % erwerbsthätig, von der weiblichen dagegen nur 19,97 %. Läßt man die Kinder unter 14 Jahren weg, so

[1] Vgl. Statistik des Deutschen Reichs. Neue Folge CXI (Berlin 1899), 14—15.

betrug die Zahl der Erwerbsthätigen 90,55 % der männlichen und 29,06 % der weiblichen Bevölkerung [1].

Sie zeigen ferner, daß bei beiden Geschlechtern die Vermehrung der Erwerbsthätigen stärker war als die Vermehrung der Bevölkerung. Eine nennenswerte Vermehrung der Erwerbsthätigen von seiten des männlichen Geschlechtes ist in Deutschland gar nicht mehr möglich. Es sind sozusagen alle verfügbaren Kräfte schon aufgeboten. Diese Thatsache ist, nebenbei bemerkt, eine interessante Illustration zu der sozialdemokratischen Theorie von der stets wachsenden „Armee der überschüssigen Arbeiter". Auch von einem Verdrängen der männlichen Erwerbsthätigen durch die weiblichen kann keine Rede sein.

Verhältnismäßig aber hat von 1882 bis 1895 das weibliche Geschlecht eine stärkere Zunahme der Erwerbsthätigen aufzuweisen als das männliche. Sie beträgt bei den weiblichen Erwerbsthätigen 23,60 %, bei den männlichen nur 15,95 %. Sehr viele weibliche Personen sind von der Gruppe der Dienenden und der nicht erwerbenden Familienangehörigen zu den Erwerbsthätigen übergegangen. Trotzdem bleiben noch immer mit Einbegriff der Kinder nahezu 18,7 Millionen nicht erwerbende weibliche Familienangehörige, während dieselbe Kategorie bei dem männlichen Geschlechte nur ca. 8,9 Millionen zählt.

Obige Zahlen geben übrigens nur ein unvollständiges Bild von der Stellung der Frauen im Erwerbsleben. Um dasselbe zu ergänzen, müssen wir sehen, in welcher Weise sich die erwerbsthätigen Frauen auf die verschiedenen Berufsabteilungen verteilen und welche Stellung sie innerhalb derselben einnehmen. Darüber belehrt uns die Tabelle S. 29.

Nach Ausweis dieser Tabelle hat also die Gesamtzahl der erwerbsthätigen Frauen und Mädchen mit Einschluß der Dienstboten im Jahre 1895 gegen 1882 um 1 036 833 oder 18,71 % zugenommen. In der Landwirtschaft hat sich im selben Zeitraume die Zahl der weiblichen Erwerbsthätigen um 218 245 oder 8,61 % vermehrt, in der Industrie um 394 142 (34,97 %), im Handel und Verkehr um 281 498 (94,43 %), in häuslichen Diensten und Lohnarbeit wechselnder Art um 50 029 (27,21 %), in öffentlichen Diensten und freien Berufen um 61 376 (53,24 %). Die Zahl der bei der Herrschaft lebenden Dienstboten ist um 31 543 (2,46 %) gewachsen.

---

[1] Ebd. S. 17.

Zahl und Stellung der Frauen in den verschiedenen Berufsabteilungen am 14. Juni 1895.

		Weibliche Erwerbsthätige absolut	%	Seit 1882 mehr, weniger (—) absolut	%
A. Landwirtschaft	Selbständige . . .	346 899	5,27	69 731	25,16
	Angestellte	18 107	0,28	12 226	207,89
	Mitthätige Familienangehörige . . .	1 020 443	15,51	136 288	6,05
	Sonstige Arbeiterinnen	1 367 705	20,79		
	Zusammen	2 753 154	41,85	218 245	8,61
B. Industrie	Selbständige . . .	519 492	7,90	—59 986	—10,35
	Angestellte	9 324	0,14	7 055	310,93
	Mitthätige Familienangehörige . . .	43 974	0,67	447 073	82,00
	Sonstige Arbeiterinnen	948 328	14,41		
	Zusammen	1 521 118	23,12	394 142	34,97
C. Handel und Verkehr	Selbständige . . .	202 616	3,08	52 044	34,56
	Angestellte	11 987	0,18	8 826	279,22
	Mitthätige Familienangehörige . . .	94 527	1,44	220 628	152,81
	Sonstige Arbeiterinnen	270 478	4,11		
	Zusammen	579 608	8,81	281 498	94,43
D. Häusliche Dienste und Lohnarbeit wechselnder Art		233 865	3,56	50 029	27,21
E. Öffentlicher Dienst und freie Berufe	Selbständige . . .	102 438	1,56	30 525	42,45
	Angestellte	14 624	0,22	1 723	13,36
	Sonstige Arbeiterinnen	59 586	0,91	29 128	95,63
	Zusammen	176 648	2,69	61 376	53,24
F. Bei der Herrschaft lebende Dienstboten		1 313 957	19,97	31 543	2,46
Erwerbsthätige überhaupt	Selbständige . . .	1 171 445	17,81	92 314	8,55
	Angestellte	54 042	0,82	29 830	123,20
	Häusliche Dienstboten .	1 313 957	19,97	31 543	2,46
	Mitthätige Familienangehörige . . .	1 158 944	17,62	883 146	27,99
	Sonstige Arbeiterinnen	2 879 962	43,78		
	Zusammen	6 578 350	100	1 036 833	18,71

Besondere Beachtung verdient in obiger Tabelle die letzte Rubrik, welche die Erwerbsthätigen überhaupt nach ihrer Stellung zusammenfaßt. Von allen erwerbsthätigen Frauen sind nur ca. 1,2 Millionen in selbständiger Stellung. Sie stehen einem landwirtschaftlichen Betriebe vor, haben ein Geschäft oder ein Gewerbe, sind Erzieherinnen, Hebammen, Schauspielerinnen, Musiker, Künstler u. s. w. Soweit Landwirtschaft, Industrie und Handel in Betracht kommen, handelt es sich bei vielen dieser weiblichen Selbständigen weniger um die Ausübung eines Berufes — abgesehen von den spezifischen Frauenberufen der Näherei, Wäscherei u. s. w. —, als um die Verwaltung eines überkommenen Besitzes der Witwe [1].

Nahezu 2,5 Millionen von den erwerbsthätigen weiblichen Personen arbeiten in der Familie, nämlich die 1,2 Millionen Ehefrauen und Töchter oder andere weibliche Verwandte, welche dem Haushaltungsvorstande helfen, und die 1,3 Millionen Dienstboten, die in der Familie der Herrschaft leben.

Die übrigen 2,9 Millionen Frauen und Mädchen (43,78 % aller weiblichen Erwerbsthätigen) sind fast alle gewöhnliche Arbeiterinnen, und zwar über die Hälfte ungelernte. Die Mehrzahl — 1,4 Millionen — arbeitet in der Landwirtschaft (als Mägde, Tagelöhnerinnen), 948 328 sind in der Industrie, 270 478 im Handel und Verkehr thätig. Der Rest verteilt sich auf Lohnarbeit wechselnder Art und gewöhnliche Hilfsdienste, die in öffentlichen Anstalten, auch von Krankenschwestern, geleistet werden. „Nur von diesen 2,9 Millionen Frauen und Mädchen läßt sich sagen, daß sie bei ihrem Erwerb der Familie entzogen sind.“ [2]

Betreffs der Industrie müssen wir noch hinzufügen, daß die Zahl der Fabrikarbeiterinnen in den letzten Jahren stetig zugenommen hat. Es waren Arbeiterinnen in den Fabriken beschäftigt:

Im Jahre 1892: 649 668
„ „ 1893: 691 991
„ „ 1894: 705 684
„ „ 1895: 739 755
„ „ 1896: 781 882
„ „ 1897: 822 462.

Also in den letzten Jahren hat sich die Zahl der Fabrikarbeiterinnen um 26,60 % vermehrt [3].

---

[1] Ebd. S. 204. [2] Ebd. S. 203. [3] Ebd. S. 18.

Giebt nun diese Zunahme der weiblichen Erwerbsthätigkeit außerhalb der Familie, dieses Eindringen der Frauen in die verschiedensten Berufe, die ihnen bisher verschlossen waren, Grund zu ernstlichen Besorgnissen? Manche glauben es. Sie sehnen sich zurück nach den patriarchalischen Zuständen der guten alten Zeit und wären nicht abgeneigt, dieser Bewegung einen Damm entgegenzusetzen. Allein solche Bestrebungen sind völlig aussichtslos. Das Rad der Zeit läßt sich nicht rückwärts drehen. Der Industriebetrieb wird aller Voraussicht nach nicht mehr ab-, sondern nur mehr zunehmen. Mit dieser Thatsache muß jeder Realpolitiker rechnen.

Gewiß, es wäre ein Vorteil, wenn die Frauen möglichst allgemein innerhalb der Familie oder in enger Verbindung mit ihr sich den Unterhalt erwerben und zum Wohle der Gesellschaft mitarbeiten könnten. Aber das ist nun einmal nicht mehr möglich. Die Frau ist naturgemäß die Gefährtin und Gehilfin des Mannes und wird es immer bleiben. Und da der Mann immer mehr außerhalb der Familie dem Erwerb nachgehen muß, zieht er auch die Frau nach sich.

Übrigens scheint uns auch kein Grund zu besonderer Furcht vorhanden zu sein; nur legt uns diese Entwicklung die ernste Pflicht auf, dafür zu sorgen, daß uns über den unleugbaren materiellen Vorteilen des industriellen Fortschrittes die höheren und idealeren Güter nicht verloren gehen. Wir stehen gar nicht an, den allgemeinen Grundsatz aufzustellen: *Man kann die Frauen unbedenklich zu allen Erwerbszweigen und Berufen zulassen, für welche sie die nötige Befähigung besitzen, vorausgesetzt, daß die Interessen der Sittlichkeit und das Wohl der Familie nicht im Wege stehen.* Also 1. die nötige Befähigung, 2. die Rücksicht auf die Sittlichkeit und 3. die Interessen der Familie sind die drei Gesichtspunkte, nach denen die Frauenarbeit beurteilt werden muß. Die Interessen der Familie kommen hauptsächlich bei den verheirateten Frauen in Betracht, die beiden andern Rücksichten der Befähigung und der Sittlichkeit gelten für alle weiblichen Personen ohne Unterschied. Bei vielen Gewerben macht sich jede der drei Rücksichten ziemlich gleichmäßig geltend, bei andern bloß die eine oder andere.

Unter der *nötigen Befähigung* verstehen wir die leibliche und geistige Tauglichkeit der Frau zu einem Gewerbe. Beide Tauglichkeiten sind meistens innig miteinander verknüpft, da das geistige Leben des Menschen vom leiblichen vielfach bedingt ist. Für manche Gewerbe fehlt der Frau die physische Kraft. So z. B. zum Militär, zur Marine, zur

Polizei, Gensdarmerie, zum Zoll- und Grenzwächtertum u. s. w. In schweren Betrieben, z. B. im Bergbau, Hüttenwesen, in der Industrie der Maschinen und Instrumente, im Baugewerbe, im Verkehrsgewerbe, sind nur wenige weibliche Personen thätig und meistens nur in mithelfender Stellung. Nach der Berufszählung von 1895 kamen auf je 100 Erwerbsthätige im Bergbau und Hüttenwesen 2,74 Frauen, in der Industrie der Maschinen 3,25, im Baugewerbe 1,02, im Verkehrsgewerbe 2,89. Ihre Körperkraft reicht zu diesen Gewerben nicht aus. Auch die Rücksicht auf die Gesundheit schließt die Frauen von manchen Arbeiten aus. Die meisten Industriearbeiterinnen rechnen immer noch darauf, einst Mutter zu werden, und bedürfen deshalb der Schonung, damit nicht dereinst ihre Kinder das Siechtum schon mit auf die Erde bringen. Schon jetzt giebt die Gewerbenovelle von 1891 dem Bundesrat das Recht, die Verwendung von Arbeiterinnen für bestimmte gesundheitsschädliche Fabrikbetriebe zu untersagen.

Wo die Befähigung der Frau zweifelhaft erscheint, läßt man es am besten auf die Probe ankommen. Hierin ist die Erfahrung die beste Lehrmeisterin. In manchen Ländern finden die Frauen vielfach Verwendung im Post- und Telegraphendienst, und sie haben sich bewährt. Ein passendes Gebiet weiblicher Thätigkeit ist ferner der Unterricht und die Erziehung der weiblichen Jugend und die praktische Krankenpflege, in der die Frau dem Manne unstreitig überlegen ist. In der Gesundheitspflege kommen schon heute auf 1000 Erwerbsthätige 616,7 Frauen. In der Industrie giebt es im Deutschen Reiche 17 Berufsarten, in denen die Frauen über 50 % der Erwerbsthätigen ausmachen, die man mithin als *spezifische Frauenberufe* charakterisieren kann. Es sind die folgenden: Näherei, Putzmacherei, Wäscherei und Plätterei, Korsetts, Krawatten und Hosenträger, künstliche Blumen, Häkelei und Stickerei, Kleider- und Wäsche-Konfektion, Ausstattung von Puppen, Schreibfedern aus Stahl, Gummi- und Haarflechterei, Spinnerei und Spulerei, Spielwaren aus Leder und aus Metall, Strickerei und Wirkerei, Handschuhmacherei. Auch in der Beherbergung und Erquickung und im Zeitungsverlag sind über 50 % aller Erwerbsthätigen Frauen.

Die *Sittlichkeit* ist die zweite Rücksicht, unter der die Frauenarbeit zu betrachten ist. Aus Rücksicht auf die Sittlichkeit haben schon die meisten Staaten die Nachtarbeit in den Fabriken und die Arbeit unter Tag (Bergbau) verboten. Auch andere Beschäftigungen, bei denen wegen

überhitzter Räume die Arbeiter sich zum Teil entkleiden müssen, sind selbstverständlich den Frauen zu untersagen. Außerdem muß dafür gesorgt werden, daß, wo Personen beiderlei Geschlechts in denselben Fabriken thätig sind, die Arbeitsräume, die Kleider- und Waschzimmer, die Aus- und Eingänge u. s. w. ganz getrennt seien.

In dieser Beziehung haben die Arbeitgeber eine schwere Verantwortung vor Gott. Es ist ein großer Irrtum, zu wähnen, der Arbeitgeber sei aller Pflichten gegen seine Angestellten ledig, wenn er nur den gerechten Lohn bezahle. Gleichwie z. B. der Fabrikant auf das Leben und die Gesundheit der Arbeiter die gebührende Rücksicht nehmen muß, so hat er dieselbe Pflicht auch, ja in noch höherem Maße, in Bezug auf die sittliche Haltung derselben, solange sie in seinem Dienste thätig sind. Ein Fabrikant, der wissentlich in seiner Fabrik unsittliches Betragen duldet oder nicht die nötigen Vorkehrungen dagegen trifft, macht sich zum Mitschuldigen desselben. Was soll man nun erst von Arbeitgebern, z. B. von Schankwirten, Gasthofbesitzern u. dgl., sagen, die durch völlig ungenügende Entlöhnung ihr weibliches Dienstpersonal moralisch nötigen, sich der Schande in die Arme zu werfen? Das sind im eigentlichsten Sinne Seelenmörder.

Die dritte Rücksicht, die bei Beurteilung der Frauenarbeit vor Augen zu halten, ist das Wohl der Familie. Mittelbar und entfernt gilt diese Rücksicht in etwa für fast alle Frauen, unmittelbar und direkt aber nur für die verheirateten.

II.

Die Erwerbsthätigkeit der verheirateten Frauen im besondern.

Das von der Vorsehung der verheirateten Frau angewiesene Arbeitsfeld ist das Innere der Familie. Trefflich hat Schiller in seiner „Glocke" die Arbeitsteilung zwischen Mann und Frau geschildert: „Der Mann muß hinaus ins feindliche Leben, muß wirken und streben und pflanzen und schaffen, erlisten, erraffen, muß wetten und wagen, das Glück zu erjagen.... Und drinnen waltet die züchtige Hausfrau, die Mutter der Kinder, und herrschet weise im häuslichen Kreise..., und reget ohn' Ende die fleißigen Hände, und mehrt den Gewinn mit ordnendem Sinn..., und füget zum Guten den Glanz und den Schimmer und ruhet nimmer."

Leider hat das moderne Erwerbsleben unheilvoll in dieses Familienleben eingegriffen. Wenn Schiller von der Hausfrau singt: „Sie dreht um

die schnurrende Spindel den Faden", so kommt uns das vor wie ein Märchen aus alter Zeit. Wo wäre heute noch das Spinnrad in einer Familie in Thätigkeit? Wie die moderne Industrie den Mann immer mehr aus dem Hause herauszieht in das öffentliche Erwerbsleben, so thut sie dies auch in Bezug auf die Frau, die ja immer helfend und unterstützend am Erwerbe des Mannes teilgenommen hat, wenigstens in den ärmeren Klassen.

Über die heutige Ausdehnung der Erwerbsthätigkeit der verheirateten Frauen außerhalb der Familie giebt uns für Deutschland die Berufszählung vom 14. Juni 1895 Aufschluß.

Am genannten Tage gab es im Deutschen Reiche 8 784 508 verheiratete Frauen (ohne die Witwen und Geschiedenen, deren Zahl sich auf 2 208 579 belief, und die wir hier nicht weiter berücksichtigen werden). Von diesen Ehefrauen waren 7 666 863 Haushaltungsangehörige, die überhaupt nicht oder nur nebenberuflich sich am Erwerbe beteiligten. Außerdem gab es 11 272 verheiratete Frauen, die für häusliche Dienste im Haushalte ihrer Herrschaft lebten, und 59 992 berufslose Selbständige. Es bleiben also 1 046 381 hauptberuflich erwerbsthätige verheiratete Frauen. Mit Einschluß der verheirateten Dienstboten hat die Zahl derselben von 1882—1895 um 343 593 oder 48,12 % zugenommen [1]. Also eine stets wachsende Zahl ist genötigt, sich hauptberuflich am Erwerbsleben, und zwar größtenteils außerhalb der Familie, zu beteiligen.

Betrachten wir die einzelnen Berufsabteilungen und vergleichen wir die erwerbsthätigen verheirateten Frauen in den Jahren 1895 und 1882, so waren thätig in [2]

Berufsabteilung	absolut		In Prozent von je 100 der einzelnen Abteilungen	
	1895	1882	1895	1882
Landwirtschaft	615 301	442 218	22,35	17,45
Industrie	250 666	148 913	16,18	13,21
Handel	129 176	62 716	22,29	21,04
Lohnarbeit wechselnder Art	28 595	28 193	12,23	13,70
Öffentliche Dienste und freie Berufe .	22 643	18 599	12,82	16,13

Absolut haben also die erwerbsthätigen verheirateten Frauen in allen Berufsabteilungen zugenommen, in der Landwirtschaft, der Industrie und

[1] Ebd.: Die berufliche und soziale Gliederung des deutschen Volkes S. 204 u. 160. [2] Ebd. S. 160.

dem Handel auch relativ zu den in der betreffenden Berufsabteilung Thätigen. Am stärksten ist die Zunahme in der Landwirtschaft. Die allermeisten von diesen landwirtschaftlich thätigen Frauen, nämlich 567 542, sind Arbeiterinnen (Mägde und Tagelöhnerinnen), 46 720 sind Selbständige, und 1039 Angestellte.

Von den 129 176 im Handel und Verkehr erwerbsthätigen Ehefrauen kommen 73 175 auf den Waren- und Produktenhandel im stehenden Betriebe, 41 232 auf Beherbergung und Erquickung, 5557 auf den Hausierhandel. Sehr viele von diesen sind Selbständige, Mitbesitzerinnen oder Familienangehörige, die im Betriebe des Haushaltungsvorstandes thätig, aber nicht als eigentliche Gewerbsgehilfinnen gelten.

Befremden erregt die große Zahl verheirateter Frauen in der Industrie: 250 666 im Jahre 1895 gegen 148 913 im Jahre 1882. Von diesen 250 666 sind allerdings 36 217 (23,43 % aller Heimarbeiter) in der Hausindustrie beschäftigt, also dem eigenen Haushalte nicht ganz entzogen[1]. Innerhalb der Industrie verteilen sich die Ehefrauen folgendermaßen auf die verschiedenen Berufsarten. Im Bergbau, Hütten- und Salinenwesen und in der Torfgräberei sind im ganzen nur 1848 verheiratete Frauen beschäftigt, und zwar sind es fast ausschließlich mithelfende Familienangehörige. Auf die Industrie der Steine und Erden kommen 7656, davon 3952 auf die Ziegelei und 1368 auf die Fayence- und Porzellanfabrikation. In der Metallverarbeitung sind nur ganz wenige Frauen thätig, ebenso in der Herstellung der Maschinen und Instrumente. In der chemischen Industrie arbeiten 2558 Ehefrauen, darunter 1349 an der Herstellung von Explosivstoffen und Zündwaren.

Das Hauptkontingent der erwerbsthätigen verheirateten Frauen fällt auf die Textilindustrie. So sind in der Weberei 46 077 thätig, in der Spinnerei und Hechelei 16 330, Strickerei 6476, Häkelei und Stickerei 2854, Bleicherei 3859, Posamentenfabrikation 3070. Von den übrigen industriellen Berufsarten seien noch folgende erwähnt, in denen die Ehefrauen in größerer Zahl vertreten sind: Tabakfabrikation 18 491, Näherei 25 681, Schneiderei 16 019, Wäscherei 22 678, Verfertigung von Papier und Pappe 3564, Bäckerei 7947, Fleischerei 6330, Kleider- und Wäsche-Konfektion 4015, Putzmacherei 3288, Schuhmacherei 2653[2].

---

[1] Ebd. S. 226. [2] Ebd. Bd. CIII, Tabelle 7.

Wenn auch nach diesen Zahlen die Lage der verheirateten Frauen nicht gerade so schlimm sich darstellt als manche anzunehmen geneigt sind, so ist sie doch besorgniserregend genug. Daß eine Million Ehefrauen außerhalb der Familie dem Erwerb nachgehen müssen, ist ein großer Nachteil für ebensoviele Familien. Ganz besonders ist dieser Nachteil groß in Bezug auf die Familien, deren Mütter in der Industrie bezw. in der Fabrik thätig sind.

Die verheiratete Frau gehört nun einmal in die Familie. Ohne ihre fast beständige Anwesenheit ist ein gedeihliches Familienleben und eine gute Erziehung der Kinder nicht möglich. So wie die Dinge jetzt liegen, muß die in der Fabrik oder sonst außer dem Haus in der Industrie thätige Frau schon in aller Frühe aufstehen, um hastig das Frühstück zu bereiten. Dann muß sie mit dem Manne das Haus und die Kinder verlassen und dem Erwerb nachgehen. Am Abend kehrt sie abgearbeitet und müde nach Hause zurück, wo noch alles so durcheinander liegt, wie man es am Morgen verlassen. Nun soll erst das Nachtessen bereitet und die Wohnung eingerichtet werden! Man denke doch, wie vielerlei Pflichten das Hauswesen einer Arbeiterfrau auferlegt, welche Gattin, Mutter, Amme, Magd, Köchin, Näherin, Wäscherin 2c., alles in einer Person, ist. Die Wohnung muß gekehrt, gelüftet und geordnet, die Wäsche gereinigt, die Kleidungsstücke müssen geflickt und gebessert werden, dann muß die Küche besorgt, müssen die Kinder gepflegt werden u. s. w. Wie ist es möglich für eine Frau, allen diesen Pflichten nach einem schweren, anstrengenden Tagewerk in der Fabrik nachzukommen? So findet der Mann kein gemütliches, behagliches Heim, nichts fesselt ihn an die Familie, und er ist nur allzu leicht versucht, eine Bierstube oder Schnapsbude aufzusuchen, wo er Gesinnungsgenossen und Unterhaltung findet und den Sozialdemokraten in die Netze gerät oder sich dem Trunke ergiebt. Wie viele Arbeiterfamilien sind auf diesem Wege schon zu Grunde gerichtet worden!

Auch die Gesundheit der Frau muß unter einer solchen Arbeitslast schwer leiden zum Schaden der Kinder und des Mannes. Die verheiratete Frau ist in den Jahren, wo sie in die Fabrik geht, meistens im Zustande der Schwangerschaft oder mit dem Warten, Stillen und Pflegen der Kinder beschäftigt und schon infolge hiervon in ihrer Arbeitsfähigkeit gehindert. Wie ist es nun möglich, daß eine solche Frau den ganzen Tag in der Fabrik arbeite und außerdem noch das Hauswesen besorge, ohne schweren Schaden an ihrer Gesundheit zu leiden und vielleicht ganz zu-

sammenzubrechen? Wie kann bei einem solchen Zustande die Erziehung der Kinder gedeihen und ein auch nur halbwegs anständiges Familienleben bestehen? Viele Ärzte sind deshalb auf Grund langjähriger Erfahrung der Ansicht, daß der Ausschluß der verheirateten Frauen aus der Fabrik für die Gesundheit derselben nicht nur dringend wünschenswert, sondern notwendig sei und auch im Interesse der Familie gefordert werden müsse.

Aber ist ein solcher Ausschluß möglich? Die Fabrikinspektoren haben diese Frage vielfach verneint. Nach den Berichten der Fabrikinspektoren von Bayern und Baden für das Jahr 1899 soll die Fabrikarbeit der verheirateten Frauen in der wirtschaftlichen Not ihre Ursache haben, und sie fürchten, daß der Ausschluß aus der Fabrik die verheirateten Frauen und deren Familien in die größte Notlage versetzen würde.

Dagegen behaupten bedeutende Sozialpolitiker, wie z. B. Professor Dr. Hitze[1], und zwar ebenfalls auf Grund eigener Beobachtungen, daß die verheirateten Frauen vielfach aus Gewohnheit in die Fabrik gehen. Sie berufen sich für ihre Ansicht unter anderem auf die Thatsache, daß fast nur solche verheiratete Frauen in den Fabriken beschäftigt sind, die schon als Mädchen Fabrikarbeiterinnen waren.

Diese Ansichten widersprechen sich nicht notwendig, da die Erfahrungen, auf die sie sich stützen, sich auf verschiedene Gegenden und Personen beziehen. Daß thatsächlich in vielen Fällen die Not die verheirateten Frauen in die Fabrik treibt, dürfen wir den Fabrikinspektoren wohl glauben. Es sind auch fast nur Arbeiterfrauen aus den untersten Volksschichten in den Fabriken thätig.

Trotzdem will es uns scheinen, die Unmöglichkeit des Ausschlusses der Ehefrauen aus der Fabrik sei keine so große als behauptet wird. Von allen verheirateten Frauen sind nur 0,28 % in der Industrie beschäftigt. Diese sind aber keineswegs alle in eigentlichen Fabriken thätig, sondern bloß die Hälfte, nämlich 134 917, wenn man alle industriellen Betriebe mit mehr als fünf Gehilfen zu den Fabriken rechnet, und von diesen sind bei weitem nicht alle durch die Not gezwungen, in die Fabrik zu wandern. Die Vorteile, welche die beständige Anwesenheit der Frau der Familie bringt, sind sehr groß nicht nur in moralischer, sondern auch in wirtschaftlicher Beziehung. Aber diese Vorteile gehören vielfach zu den Im-

---

[1] In seinen vortrefflichen Artikeln in „Arbeiterwohl", Jahrg. 1898, S. 1 ff.: „Gesetzliche Beschränkung der Beschäftigung verheirateter Frauen".

ponderabilien oder lassen sich jedenfalls nicht so leicht mit Händen greifen wie die blanken Münzen, die in der Fabrik bezahlt werden, und welche die Möglichkeit feinerer Toiletten und größeren Prunkes nach außen hin gewähren. Deshalb ziehen viele die Fabrikarbeit der Arbeit in der eigenen Familie vor. Wäre es nun ein so großer Schaden für die Familien, wenn dieser Gelderwerb verloren ginge, dagegen das vom Manne Erworbene besser verwertet und bewirtschaftet und das Hauswesen und die Kindererziehung besser besorgt würde?

Übrigens denken wir nicht an ein plötzliches Verbot der Fabrikarbeit verheirateter Frauen. Man müßte jedenfalls eine Übergangszeit gewähren, damit die jetzt in Fabriken beschäftigten Frauen sich frühzeitig um einen andern Verdienst umsehen könnten. Auch müßte inzwischen für diejenigen, die wirklich aus Not in den Fabriken arbeiten, irgendwie ein Nebenverdienst durch Heimarbeit geschaffen werden. Schon jetzt thun einzelne einsichtsvolle und wohlgesinnte Industrielle aus eigenem Antrieb in dieser Beziehung manches, aber es ließe sich noch viel mehr thun. Auch übersehe man nicht, daß heute die Konkurrenz der Frauen mit den Männern den Lohn der Fabrikarbeiter nicht selten herabdrückt und mithin die teilweise Beseitigung dieser Konkurrenz den Lohn des Arbeiters erhöhen und so die Notlage zum Teile heben würde.

Gelänge es, die verheiratete Frau ganz der Familie wiederzugeben, so wäre es auch nicht mehr nötig, die Kinder in Kindergärten, Kinderheimen oder Krippen unter fremder Obhut unterzubringen oder sie ganz unbeaufsichtigt zu lassen. Solche Kinderheime sind ja gewiß, wo die Mutter dem Erwerbe außer dem Hause nachgehen muß, eine große Wohlthat und leisten, im rechten Geiste geleitet, viel Gutes. Wir wollen auch nicht die guten Absichten derjenigen verkennen, welche solche Anstalten einrichten und erhalten. Allein sie dürfen nur als ein Notbehelf aufgefaßt werden, der bieten soll, was infolge ungünstiger Umstände die Familie nicht zu leisten vermag[1]. Will man aber durch die Kindergärten prinzipiell die Familie ersetzen und verdrängen, wie dies von

---

[1] Minister v. Miquel führte jüngst (26. April 1900) im preußischen Landtag aus, die moderne gewerbliche Entwicklung zerstöre die Familie. Er zog daraus den Schluß, die Zwangserziehung müsse weiter ausgedehnt werden. Es will uns scheinen, eine andere Schlußfolgerung läge viel näher, nämlich die Schlußfolgerung, daß man die Familie möglichst zu erhalten und zu heben suchen müsse, dann bedarf es keiner Zwangserziehung durch den Staat.

seiten der Anhänger Fröbels vielfach geschieht, so müssen wir uns solchen Bestrebungen mit aller Entschiedenheit widersetzen.

Daß diejenigen, denen an der Erhaltung der Familie nichts liegt oder die in derselben gar ein Hindernis für ihre Pläne erblicken, wie die Sozialdemokraten, prinzipiell für solche Anstalten schwärmen, darf uns nicht wundern. Wer aber die Familie erhalten will, weil er sie als eine von Gott gewollte Anstalt und als ein festes Bollwerk und einen Grundpfeiler der ganzen Gesellschaft ansieht, der darf die Gefahr nicht übersehen, die in solchen Anstalten verborgen ist. Oft sind sie auch nur ein Anlaß oder eine willkommene Gelegenheit für säumige Eltern, sich der Sorge für die Kinder zu entledigen.

Wir dürfen uns nicht unterfangen, in die von Gott gewollte Ordnung eingreifen und dem Schöpfer das Konzept verbessern zu wollen. Die Familie ist nun einmal die von Gott gesetzte Erziehungsanstalt, und das Wohl der Eltern sowohl als der Kinder ist an diese Anstalt geknüpft.

Für die Eltern selbst ist die Rücksicht auf die Kinder, von denen sie beständig umgeben sind, ein mächtiger sittlicher Halt. Man nehme den Eltern das Bewußtsein ihrer Pflicht und Verantwortung gegen die Kinder, und das Thor zur sittlichen Verkommenheit, zur Genußsucht und zu jedem Laster steht weit offen. Wozu hat ihnen auch Gott die Liebe und Anhänglichkeit, die unermüdliche Opferwilligkeit für ihre Kinder ins Herz gelegt?

Und erst für die Kinder ist die Familie von der größten Wichtigkeit. Eine Familienerziehung, wenn auch noch so mangelhaft, ist immer zehnmal besser als eine künstliche Massendressur in einer Anstalt. Das gilt namentlich für die Jahre, in denen das Kind Vernunftgründen noch wenig zugänglich ist und eine durchaus individuelle Behandlung verlangt. Bei der Erziehung bleibt immer die Hauptsache die Einwirkung auf Herz und Gemüt. Das Kind muß angeleitet werden, von innen heraus, aus eigenem Antrieb das Gute, Schöne, Edle, Große zu lieben und zu umfassen, und das Böse, Gemeine, Niedrige zu hassen und zu fliehen, und diese Herzensneigungen müssen auf dem Boden echter Frömmigkeit und Gottesfurcht wurzeln und aus ihm Nahrung schöpfen. Nur auf diesem Grunde können sie dauernd gedeihen.

Wie viele moralische Faktoren helfen zu diesem Zwecke in der Familie! Man denke nur an die innige Liebe, Anhänglichkeit und Verehrung des Kindes für die Eltern, besonders für die Mutter, an das unbegrenzte

Vertrauen, das es ihnen entgegenbringt, an das Bewußtsein, daß es ihnen alles verdankt und auch für seine Zukunft ganz auf sie angewiesen ist, an die Überzeugung, daß sie ohne Eigennutz nur das Wohl ihrer Kinder im Auge haben und dafür Tag und Nacht sich abmühen. Daher denn auch die Erfahrung, daß Wort und Beispiel der Eltern auf die Kinder einen so tiefen, nachhaltigen Eindruck machen, einen Eindruck, der oft für das ganze Leben bleibt und selbst wenn er zeitweilig vom Sturm der Leidenschaft verwischt wird, von Zeit zu Zeit immer wieder aufwacht und mahnend vor die Seele tritt. Wie viele werden im späteren Leben durch die Erinnerung an die goldene Jugendzeit im Schoße der geliebten Familie, an die dort empfangenen Lehren und Beispiele vor Irrwegen bewahrt! Wie oft hat man es erlebt, daß Männer nach jahrelangen traurigen Verirrungen in Thränen ausbrachen und sich besserten, wenn man sie an die liebenden Ermahnungen ihrer längst heimgegangenen Mutter erinnerte!

Diese moralischen Faktoren sind auch in minder vollkommenen Familien wirksam, und sie lassen sich außerhalb der Familie nur schwer ersetzen, namentlich in der ersten Hälfte der Jugend. Fast immer bleibt das Kind vom Gefühle beherrscht, daß es „Fremden" anvertraut ist, und sind diese Fremden gar besoldete Beamte oder Angestellte, die nicht allein aus Liebe zu Gott ihren Beruf ergriffen, so wird das Kind ihnen nur wenig Vertrauen entgegenbringen.

Aber ist denn heute das Familienleben nicht vielfach tief gesunken und, namentlich in Arbeiterkreisen, nicht mehr im stande, das zu leisten, was es nach Gottes Absicht leisten soll? Sind die Eltern nicht oft völlig unfähig, die Kinder gut zu erziehen? Von der Pädagogik unserer Zeit verstehen sie ja wenig oder gar nichts.

Gewiß leidet das Familienleben heute an mancherlei Gebrechen, jedoch vielleicht weniger in den Schichten des arbeitenden Volkes, soweit es noch treu zum Christentum steht, als in den sogen. gebildeten Kreisen mit ihrer dünkelhaften Blasiertheit und Frivolität. Was folgt nun aber aus diesen Gebrechen oder Schäden? Etwa, daß man das Familienleben vollständig auflösen und beseitigen solle? Keineswegs, sondern umgekehrt, daß man dasselbe neu mit christlichem Geiste durchdringe und in seiner Reinheit wieder herstelle. Den kranken Menschen heilt man nicht durch Totschlagen, sondern durch Entfernung der Ursachen der Krankheit. So muß man es auch mit der Familie machen. Eine Hauptursache der Schäden der Familie in Arbeiterkreisen ist, daß ihr sozusagen die Seele, d. h. die Mutter, zum

großen Teile entrissen ist. Sie der Familie wiederzugewinnen und möglichst zu erhalten, muß das Hauptziel eines jeden sein, der das gelockerte Familienleben befestigen und heben will. Wird dieses Ziel nicht erreicht, so sind alle andern Versuche, das Familienleben zu regenerieren, umsonst. Gerade deshalb möchten wir dringend den Ausschluß der verheirateten Frau aus der Fabrik befürworten.

Was sodann die mangelnden pädagogischen Kenntnisse der Eltern betrifft, so muß man sich vor Übertreibungen hüten. Wie es neben der wissenschaftlichen Logik eine natürliche giebt, die jeder Mensch von Natur aus und unbewußt besitzt und übt, so giebt es neben der wissenschaftlichen Pädagogik eine natürliche, die vom Schöpfer selbst den Eltern in den Geist gelegt worden ist. Man hat glücklicherweise die Menschen gut zu erziehen verstanden und auch gut erzogen lange bevor man an eine wissenschaftliche Pädagogik dachte. Wichtiger als wissenschaftliche Pädagogik ist für die Eltern wahre Religiosität und Rechtschaffenheit. Sind die Eltern fromm und tugendhaft, so finden sie fast von selbst den richtigen Weg der Kindererziehung. Die zehn Gebote Gottes sind die sichersten Wegweiser einer guten Erziehung.

Trotzdem geben wir gerne zu, daß auch die wissenschaftliche Pädagogik großen Nutzen stiften kann, wenn sie auf christlichem Standpunkt steht. Und in dieser Beziehung bleibt ohne Zweifel noch sehr viel zu thun übrig. Namentlich eröffnet sich hier dem Klerus ein weites und segensreiches Gebiet der Thätigkeit. Schon durch Belehrungen auf der Kanzel, im Beichtstuhl oder bei gelegentlichen Besuchen läßt sich manches erreichen. Ganz besonders aber können die Müttervereine sehr viel Gutes stiften. Meistens fehlt es den Eltern, insbesondere den Müttern, nicht am guten Willen, ihre Kinder sorgfältig zu erziehen. Mit offenem Herzen nehmen sie die Belehrungen entgegen, die ihnen zu teil werden. Wie segensreich kann hier der Seelsorger wirken, wenn er es versteht, ihnen die Grundsätze einer weisen christlichen Erziehung beizubringen und sie zur Befolgung derselben anzueifern! Der Segen seiner Worte geht hier sozusagen vor seinen Augen von der Gegenwart auf die Zukunft, von einem Geschlechte auf das andere über.

Obwohl wir die Ausschließung der Ehefrauen aus den Fabriken für möglich halten, so dürfen wir doch die Thatsache nicht mit Stillschweigen übergehen, daß die ausschlaggebenden Faktoren der Gesetzgebung im Deutschen Reiche augenblicklich anderer Ansicht sind und daß mithin jeder dahin=

zielende Antrag wenigstens für die nächste Zukunft nahezu aussichtslos ist. Sollen wir nun ruhig die Hände in den Schoß legen und alles laufen lassen wie bisher? Das wäre eine verkehrte Politik. Eines läßt sich unzweifelhaft schon jetzt erreichen, nämlich die Abkürzung der Arbeitszeit der verheirateten Frauen.

Schon jetzt darf die Arbeitszeit aller Arbeiterinnen in Fabriken, Hüttenwerken, Ziegeleien u. s. w. höchstens 11 Stunden, an den Vorabenden von Sonn- und Festtagen höchstens 10 Stunden betragen und muß die Arbeitszeit an den genannten Vorabenden um $5^1/_2$ Uhr schließen. Um die Mittagszeit muß den Arbeiterinnen, welche ein Hauswesen zu besorgen haben, auf Antrag eine Pause von $1^1/_2$ Stunde gewährt werden. Letztere Bestimmung ist aber, wie aus den Berichten der Fabrikinspektoren hervorgeht, auf dem Papier geblieben. Die Arbeiterinnen wagen diesen Antrag gar nicht zu stellen, weil sie fürchten, entlassen zu werden.

Auch die Arbeitszeit von 11 Stunden überschreitet noch das richtige Maß. Das Zentrum hatte den Antrag gestellt, die Arbeitszeit für verheiratete Frauen auf höchstens 10 Stunden täglich zu bemessen. Der Antrag wurde jedoch von der Regierung als unannehmbar bezeichnet. Warum er unannehmbar sein soll, ist uns wirklich unerfindlich. Wiederholte Erfahrungen haben zur Genüge gezeigt, daß die Arbeiter sowohl als die Arbeiterinnen in den Fabriken bei zehnstündiger Arbeit ungefähr ebensoviel leisten als bei elf- oder gar zwölfstündiger! Und dann steht uns doch das Interesse einer Familie höher als der kleine Gewinn, den die Fabriken durch die genannte Maßregel vielleicht einbüßen könnten!

Höchstens eine reelle Schwierigkeit ließe sich gegen die Maximal-Arbeitszeit von 10 Stunden für die Ehefrauen erheben. Diese Beschränkung der Arbeitszeit für Ehefrauen könnte leicht dazu führen, daß dieselben aus den Fabriken entlassen würden, wenn nicht gleichzeitig die Arbeitszeit für alle Arbeiterinnen auf 10 Stunden beschränkt wird.

Wir glauben das auch, würden jedoch diese Wirkung des Gesetzes als einen großen Vorteil für die ganze Gesellschaft betrachten. Will man diesen Ausschluß der Ehefrauen aus der Fabrik nicht, nun gut, dann normiere man den Maximal-Arbeitstag für alle Frauen auf 10 Stunden. Auch in diesem Falle würde der geringe Ausfall, den die Industrie erleidet, reichlich ersetzt durch große Vorteile an idealen Gütern.

Ein Krebsschaden des heutigen Arbeiterstandes ist, daß so viele Mädchen in den Ehestand treten ohne die nötige Vorbildung für ihren

neuen Beruf. Bis zum vollendeten 14. Jahre gehen die Mädchen in die Schule, wo sie sehr viel Schönes und Gutes lernen, nur nicht das, was sie später im Ehestande brauchen. Kaum aus der Schule entlassen, wandern sie in die Fabrik, wo sie auch nichts von dem lernen, was eine Hausfrau wissen muß. Die Arbeitszeit in der Fabrik ist zu lang und die Arbeit zu beschwerlich, als daß man von ihnen erwarten könnte, sie würden am Abend zu Hause der Mutter an die Hand gehen; der Sonntag ist nach den Anstrengungen der Woche dem Putz, den Ausflügen und andern Unterhaltungen gewidmet. So treten die meisten Fabrikmädchen in den Ehestand ohne alle Vorbildung für ihren neuen Beruf. Sie können nicht kochen, nicht waschen, nicht nähen, stricken, flicken, von der Führung eines Hauswesens haben sie keine Idee. Weil sie immer viel bares Geld in Händen hatten, haben sie auch nicht gelernt zu sparen, sondern nur sich zu zieren und zu putzen.

Kein Wunder, daß an das Aufkommen eines glücklichen Familienlebens nicht zu denken ist. Schon bald nach den Flitterwochen verleidet dem Mann der Aufenthalt in der Familie, und die Frau selbst fühlt sich unbehaglich in ihrem Heim. Weil sie die häuslichen Beschäftigungen nicht ordentlich gelernt, hat sie auch keine Lust daran und zieht es vor, wieder in die Fabrik zu gehen, wo das bare Geld sie hinzieht.

Hier muß Wandel geschafft werden, soll die Familie gedeihen. Ein Mittel dazu ist sicher, die Einschränkung der Arbeitszeit für alle Fabrikarbeiterinnen. Die größte Zahl der in der Industrie, besonders in den Fabriken beschäftigten weiblichen Erwerbsthätigen sind Mädchen von 14 bis 30 Jahren, die alle auf einen Brautwerber warten. Würde die Arbeitszeit derselben eingeschränkt, so fänden sie mehr Gelegenheit, zu Hause der Mutter bei den häuslichen Verrichtungen an die Hand zu gehen und sich praktisch für ihren Beruf durchzubilden. Die heutigen Arbeiterinnen-Hospize thun ja außerordentlich viel Gutes und verdienen alles Lob; aber sie vermögen doch eine gründliche Durchbildung der Hausfrau nicht zu erzielen. Eine solche Durchbildung ist nur bei jahrelanger täglicher praktischer Übung möglich. Dazu gehört aber die notwendige Zeit, und diese ließe sich durch Einschränkung der Fabrikarbeitszeit auf höchstens 10 Stunden erreichen.

Victor Cathrein S. J.

Die alten Klassiker und die moderne Bildung.

(Schluß.)

IV.

Um nun auf die Litteratur unseres Vaterlandes zu kommen, so konnte der Humanismus des 15. und 16. Jahrhunderts die Ausbildung der neuhochdeutschen Sprache nicht hindern. Vielmehr kamen die litterarischen Bestrebungen erst durch ihn recht in Fluß, was die Muttersprache um so leichter beeinflußte, als eine lange Reihe von Humanisten jener Zeit nichts weniger als bloße Stubengelehrte waren. Sie schlossen sich so wenig von der volkstümlichen Litteratur ab, daß z. B. Brants „Narrenschiff", der „Reineke Fuchs" und der „Eulenspiegel" sogar ins Lateinische übersetzt wurden. Lateinische Dramen regten den Geschmack an Bühnendichtungen zuerst wieder an; sie wurden teilweise ins Deutsche übersetzt und öfter nachgeahmt. Übertragungen der Alten schlossen sich an, anfangs ungefügig, allmählich glatter und geschmackvoller, so daß man sieht, wie die deutsche Sprache sich an den fremden Mustern bildete. Wenn auch der Geist der Alten noch lange nicht seinen Einzug in die Hallen der deutschen Dichtkunst nahm, so war doch die Anregung der litterarischen Thätigkeit und die Übung in Handhabung der Muttersprache schon ein bedeutender Gewinn.

Sehr wichtig war die Feststellung des poetischen Rhythmus. Spee scheint lediglich durch sein an der alten Rhythmik gebildetes Formgefühl die lang verschollene deutsche Verskunst wieder aufgefunden zu haben; er beruft sich in der Einleitung zur „Trutznachtigall" ausdrücklich auf die lateinische Metrik. Opitz knüpft desgleichen an Horaz und Aristoteles an und ist durch seine Abhängigkeit von Scaligers „Poetik" wiederum mittelbar von den Alten abhängig. Auch er empfand das Bedürfnis, die deutsche Metrik, wenn auch nach dem Geiste der Sprache, doch zu der klassischen Regelmäßigkeit zurückzuführen, sowohl in der Silbenmessung wie in dem Vers- und Strophenbau und in dem Gebrauche des Redeschmuckes. Die Einseitigkeit, welche die schlesischen Schulen über den regelmäßigen Verslein und den schönen Epitheta, über Alexandrinern und Sonetten alles wertvollere vergessen ließ, darf uns nicht hindern, die formalen Fortschritte anzuerkennen, welche damals die deutsche Sprache und Metrik machte.

Auch die Ausländerei, die man in die Litteratur einführte, hat durch Erweiterung des Gesichtsfeldes ihren Nutzen gebracht. Es war schon viel, daß man in der Schule der Franzosen und Italiener die Formkunst der Alten studierte und sich durch dieselbe anregen ließ. Die Zeit sollte kommen, da man nicht mehr bloß auf eine klassische Form und antike Stoffe ausging, sondern den Geist der Alten nicht minder auf sich wirken ließ.

Schon besser wurde es, als man an den sächsischen Universitäten Wittenberg, Halle und Leipzig sich eingehender, wenn auch in der nüchternsten Theorie, um die Poesie und Ästhetik bemühte. Mit der litterarischen Kritik treten bald auch die mannigfachsten poetischen Versuche ans Licht, und ein neuer Aufschwung der Philologie fällt mit dem Beginn der Blüteperiode unserer Litteratur zusammen. Vertritt Heyne in Göttingen die Altertumswissenschaft in ihrem ganzen Umfange und in ihrer tieferen Auffassung, so gab Voß durch seine Übersetzungen nicht nur auf einem neuen Wege der deutschen Sprache eine größere Bildsamkeit, sondern es wurden auch die Meisterwerke der Griechen und Römer zum Gemeingut der Gebildeten gemacht und andere zu ähnlichen Arbeiten angeregt. So viel Einseitigkeit und selbst Pedanterie da mitunterlief, so haben doch die begabtesten Dichtertalente sich an den Schöpfungen der Alten tüchtig geschult.

Welchen Einfluß hat nicht Homer auf Goethe gehabt! Und wahrlich nicht Homer allein. Schiller aber gesteht, daß das deutsche Drama sich auf der Spur des Griechen und des Briten zur Vollkommenheit emporgearbeitet habe. Klopstock giebt ein schönes Beispiel, wie man die Kenntnis der Heiligen Schrift und die Begeisterung für Pindar und Horaz mit dem nationalen Sinne verschmelzen kann. Herder bewahrt sich bei aller Universalität eine besondere Liebe für die Leistungen der Alten, ja sogar für die lateinische Poesie eines Balde. Wir dürfen mehr sagen: er scheint in aller Welt nichts Vollkommeneres gefunden zu haben als in Hellas und Latium. „In der Komposition der Alten", schreibt er (Werke zur Litteratur VII, 341), „hat alles Zweck, Plan und Ordnung. Nichts steht am unrechten Ort, nichts ist müßig und unschicklich hingeworfen, und im ganzen herrscht, wo es irgend sein kann, lebendige Darstellung und Handlung. Die griechische Sprache z. B. ist von der Bildung der Worte an bis zum Bau ihrer Silbenmaße und Perioden ein Muster des Wohlklangs, der Zusammenfügung, der Bedeutsamkeit und Grazie des Ausdrucks; die lateinische Sprache eifert ihr nach. Wie in Statuen und

Gebäuden die Kunst der Alten Einfalt und Würde, Bedeutung und Anmut zu vereinigen wußte, so vereinigen es die Meisterwerke ihrer Sprache. Wer im Homer und Pindar, im Herodot, Plato, Cicero, Livius und Horaz die Schicklichkeit und Kongruenz der Teile zur Eurhythmie des Ganzen weder zu finden noch anschaulich zu machen weiß, der ist des Geistes, in dem sie arbeiteten und dachten, nicht inne geworden. In wenigen Werken der Neueren hat sich dieser organische Geist ergossen; wo er erscheint, macht er ein Werk seiner Natur nach unsterblich." Von Wieland wird erzählt, daß er auf die Frage, von wem er seinen glatten Stil gelernt habe, einfach zur Antwort gab: „Von Cicero; ich habe mir durch fleißige Lesung seiner Schriften klar zu machen gesucht, wie er denkt, die Gedanken teilt, den einen zu dem andern stellt, sie durcheinander beleuchtet und ergänzt. Ich habe zugleich mein rhythmisches Gefühl für den Bau und die Glieder seiner Perioden geschärft und mir dadurch das Bild seiner Rede so lebendig gemacht, daß es mir fast vor Augen schwebt."

Ist es nötig, noch an Lessing, W. v. Humboldt, Jean Paul, die Schlegel und viele andere zu erinnern, die voll Bewunderung der Alten waren und mit Vorliebe daran erinnerten, wie sehr der Fortschritt der Litteratur von der Kenntnis und Nachahmung der Alten, mehr in ihrem künstlerischen Geiste als in Äußerlichkeiten, abhängig sei. Fr. Schlegel wagte zu schreiben, man könne Goethes Stil in den Werken der höheren Poesie nicht bestimmter, anschaulicher und kürzer erklären, als wenn man sage, er sei aus dem Stil des Homerus, des Euripides und des Aristophanes gemischt (Werke V, 143). Doch wozu die augenfällige Thatsache weiter beleuchten, daß unsere neuere klassische Litteratur ihre geschmackvollsten Leistungen nicht ohne den unmittelbaren oder den entfernten Einfluß der Griechen und Römer hervorgebracht hat? Man kann ihr nur vorwerfen, daß sie zu weit in der Verleugnung der älteren deutschen Litteratur gegangen ist. Wenn aber die Romantik diesen Fehler zu verbessern suchte, so vergaß sie ihrerseits, daß man die Strenge der altklassischen Form nicht ungestraft aufgeben darf. Auch die Aneignung der Schätze und Formen der ausländischen modernen Litteratur kann nur dann fruchten, wenn man den mühsam erworbenen ästhetischen Geist der Alten nicht darüber einbüßt. Die Abwerfung all der Fesseln aber, welche der reinere Geschmack dem Schreibenden auferlegt, hat in die neueste Litteratur wieder eine Haltlosigkeit eingeführt, die in völlige Formlosigkeit auszuarten droht. Die Leichtigkeit, mit welcher man im allgemeinen die

Muttersprache handhabt, wird zur Ungebundenheit werden, wenn sie der Zucht der ernsten klassischen Studien gänzlich entzogen wird.

Ein bedenkliches Zeichen der neuesten Zeit ist die offene Abwendung einzelner „Genies“ selbst von unseren eigenen Klassikern, die in der Schule der Alten gelernt haben, da man doch nötig hätte, immer wieder nicht nur auf diese, sondern auch auf die Quellen der Klassizität in Hellas und Latium zurückzugehen. Ein anderes Zeichen eher des Niederganges als des Aufschwunges ist die einseitige Wertung der sogen. schönen Form auf Kosten des Inhalts; von einer wirklich schönen Form kann doch nur da die Rede sein, wo sie sich dem Gedanken nicht vordrängt, sondern anschmiegt. Es wäre an der Zeit, daß uns die Alten wieder die geziemende Bescheidenheit der Sprache lehrten, damit das, was gesagt, nicht wie es gesagt wird, wieder in erster Linie unsere Aufmerksamkeit auf sich ziehe. Von den Alten könnten manche neuere Dichter auch den einheitlichen Aufbau eines Kunstwerkes besser kennen lernen. Wollte man aber statt dessen uns die klassischen Muster immer weiter aus den Augen rücken, der Kritik die Norm vorwegnehmen und die Jugend an eine spielende Geistesarbeit gewöhnen, so würde diese neue Methode auf die Dauer unsere Litteratur jener idealen Würde wieder entkleiden, welche sie durch eine verständige Nachahmung der alten Klassiker gewonnen hat; sie würde mehr und mehr zu redseliger Unterhaltungslitteratur werden, ebenso seicht wie leicht.

Es ist merkwürdig, daß man in unserer Zeit die Bedeutung der Litteratur der Alten nur wenig nach ihrem echten Werte würdigt, da man doch nicht Worte genug findet, die bildenden Künste der Hellenen zu preisen. Es hat doch die Architektur der Griechen und Römer keineswegs so hohe Leistungen aufzuweisen, wie der romanische und der gotische Baustil. Die Plastik der Griechen neigte sich in der Periode des weicheren Stiles (nicht im 5., sondern erst im 4. Jahrhundert v. Chr.) der Darstellung des Nackten zu, und eignet sich insofern weniger zur Nachahmung, so sehr es auch den Anschein hat, als werde die Bewunderung für die hellenische Kunst gerade durch diesen Umstand in manchen Kreisen erst recht geweckt und gesteigert. Die Litteratur der Griechen dagegen, sowohl die prosaische wie die poetische, verdient in ihren besten Werken die sorgfältigste Beachtung und die eifrigste Nachahmung. Ein Homer ist noch nicht erreicht, ein Aristoteles ebensowenig. Wen wird man in rein künstlerischer Hinsicht einem Demosthenes oder Cicero an die Seite stellen? Wen einem Sophokles, Thucydides, Virgil oder Tacitus entschieden vor-

ziehen? Dürfen sich nicht Pindar, Plato, Xenophon oder Cäsar, Catull und Horaz mit den besten Klassikern der neueren Litteratur messen?

Wir brauchen auch keineswegs davor zu erschrecken, diese Heiden in den Händen der Christen zu sehen. Es braucht nicht viel mehr Vorsicht bei der Lektüre derselben als bei modernen Klassikern; ja warum sollen wir die Wahrheit nicht ganz gestehen? Die christliche Litteratur hat leider nicht wenige Werke hervorgebracht, welche in religiöser und sittlicher Beziehung, wenigstens deswegen, weil sie uns näher stehen, noch gefährlicher als die der Heiden sind. Nicht einmal aus den Schulen braucht man aus sittlich-religiösen Bedenken die besten der Griechen und Römer oder ausgewählte Werke derselben auszuschließen. Daß beim Unterricht der Jugend Vorsicht nötig ist, versteht sich von selbst; schon Quintilian (I, 8, 94) will nicht alle Gedichte des Horaz in der Schule erklärt wissen; aber wie die Klosterschulen des Mittelalters und der Neuzeit, in den letzten drei Jahrhunderten insbesondere noch die Jesuitenschulen, die Erfahrung gemacht haben, daß die Jugend durch den Unterricht in den Klassikern keinen Schaden nimmt, so muß auch heutzutage die Furcht schweigen, als würde sie unter der Leitung verständiger Lehrer durch die klassische Lektüre verdorben werden. Wer sich über diese Frage näher belehren will, lese etwa die Bücher von Daniel S. J., deutsch unter dem Titel: „Klassische Studien in der christlichen Gesellschaft“ (Freiburg, Herder, 1855), und das von Joseph Kleutgen S. J.: „Über die alten und die neuen Schulen“ (2., sehr vermehrte Aufl., Münster, Theissing, 1869).

Ein geschickter Lehrer wird die Jugend auf das Edle und Große in den Alten aufmerksam machen, und da ist es nicht ausgeschlossen, daß der junge Geist selbst durch die Worte eines Heiden belehrt, unter Umständen für alles Gute begeistert werde. Der hl. Augustin schreibt im dritten Buche der „Bekenntnisse“ (Kap. 4) über Cicero und dessen Buch „Hortensius“: „Ciceros Sprache bewundern alle, seine Gesinnung viel weniger. Jene Schrift von ihm enthält eine Aufmunterung zur Philosophie und heißt ‚Hortensius‘. Sie hat meine Neigung umgewandelt und zu dir, o mein Gott, meine Gebete und meine Sehnsucht hingewandt; sie hat meine Begierden umgeschaffen. Verächtlich erschien mir plötzlich jede eitle Hoffnung; ich verlangte mit unbeschreiblicher Glut meines Herzens nach der unsterblichen Weisheit und begann, mich auf den Weg zu machen, um zu dir zurückzukehren.“ Heben wir auch eine Stelle aus Aristoteles' siebentem Buche vom Staate (gegen Ende) als Probe aus;

sie zeigt, wie die Vernunfteinsicht der Heiden auch für die Forderungen der Sittlichkeit Zeugnis ablegt. Diese Worte des klarsten Denkers von Hellas kamen uns eben in den Sinn, als jüngst die famosen Schutzreden für die Nuditäten in der Kunst gehalten wurden. Aristoteles will, daß die Gesetzgebung nicht nur Bilder, sondern auch Gespräche, welche gegen die Sittlichkeit verstoßen, aus dem Staate verbanne. „Muß also der Gesetzgeber", so sagt er, „so sehr als irgend sonst etwas alles schändliche Geschwätz überhaupt aus der Stadt verbannen, weil der Leichtfertigkeit, Schändliches zu reden, auch das Thun sehr nahe liegt, so ganz besonders aus dem Kreise der Jugend, damit sie dergleichen Dinge weder rede noch höre. Wenn aber einer in Worten oder in Werken sich etwas Verbotenes der Art erlaubt, so soll man ihn, wenn es ein Freier ist, der aber zu den gemeinsamen Mahlen noch keinen Zutritt hat, mit Ehrenstrafen und Schlägen züchtigen; wenn er aber dieses Alter hinter sich hat, seiner sklavischen Gesinnung wegen mit der Erniedrigung in den unfreien Stand bestrafen. Wenn wir aber das schändliche Reden verbannen, so versteht es sich von selbst, daß auch das Anschauen unzüchtiger Gemälde und Darstellungen verboten sein muß. Deshalb soll die Obrigkeit darauf sehen, daß kein Bildwerk, kein Gemälde solche Handlungen darstelle." Das Zeugnis eines Heiden kann nicht verfehlen, auf die Jugend einen heilsamen Eindruck zu machen. Natürlich wird der Lehrer nicht versäumen, auch auf die Schattenseiten des Heidentums in geeigneter Weise aufmerksam zu machen, und z. B. gleich bei der erwähnten Stelle nicht verschweigen, daß Aristoteles bezüglich gewisser symbolischer Kulte, zu denen übrigens nur erwachsene Männer zugelassen wurden, einige Zugeständnisse zu machen geneigt scheint und daher die Erörterung dieser Frage hinausschiebt. Keinesfalls aber würde Aristoteles die fessellose Freiheit der Kunst mit so lautem Geschrei gefordert haben, wie es neulich geschehen ist.

V.

Allerdings gehen wir nicht darum zu den Heiden in die Schule, um uns über die Sittlichkeit belehren zu lassen, überhaupt wesentlich nur deshalb, um von ihnen die echte und wahre Kunst richtiger würdigen zu lernen. Es handelt sich auch keineswegs um die Jugend allein; vielmehr reden wir von der allgemeinen Notwendigkeit, das Studium der alten Sprachen und Litteraturen nicht fallen zu lassen, und zwar um der Vorteile willen, welche unsere Litteratur, die ihm schon so viel verdankt, auch

in der Folge daraus ziehen wird. Versuchen wir eine Übersicht über dieselben zu gewinnen.

Logische Klarheit und Bestimmtheit zeichnen das Denken und Schreiben der Alten in erster Linie aus. Unsere wissenschaftliche, besonders die philosophische Litteratur hat da dauernd zu lernen. Die lateinische Sprache ist freilich wegen ihrer vorwiegend verstandesmäßigen Ausbildung etwas gebunden und beschränkt; aber die griechische hat sich in der Grammatik, Wortbildung und Stilistik gewiß Freiheit und Beweglichkeit genug bewahrt. Dafür weist das Lateinische eine Kraft und Schönheit der immer noch auf die Hervorhebung der logischen Verhältnisse zunächst berechneten Wortstellung auf, die sich sonst nicht wieder findet. Wir können daraus wenigstens lernen, innerhalb der Schranken, die unsere Sprache setzt, die Wortstellung für die Schönheit der Darstellung auszunützen; die neueren Sprachen lehren uns da soviel wie nichts. Dasselbe ist von dem schönen Periodenbau zu sagen, von dem uns die griechische und die lateinische Sprache ein gleich vortreffliches Muster geben. Dahin gehört überhaupt der künstlerisch vollendete Wohlklang in der Wortfügung. Wer traute es sich zu, in einer der neueren Sprachen die melodische Schönheit der ciceronischen Schreibweise auch nur entfernt nachzubilden? Findet man weiterhin wohl irgend einen neueren Klassiker, der den Figurenschmuck eines Demosthenes oder Cicero auch nur einigermaßen erreichte? Haben wir überhaupt eine formell recht durchgebildete rednerische Sprache? Und doch beruht auf der vollendeten Form eine so mächtige Wirkung der Beredsamkeit. Die oratorische Sprache führt unsere Betrachtung von selbst zu der poetischen hinüber, und da haben wir zunächst der Rhythmik der alten Dichtersprache schlechterdings nichts Ebenbürtiges an die Seite zu stellen. Übrigens können wir auch in der Strophenbildung (seit unsere mittelalterliche Kunst vergessen ist) von den Alten nur lernen.

Doch kommen wir zu einigen höheren ästhetischen Vorzügen der alten Meisterwerke, sei es in Prosa sei es in Poesie. An die wundervolle Harmonie der Form mit dem Inhalt der Darstellung haben wir schon erinnert; wo diese fehlt, bewirkt die glänzendste Form nur den täuschenden Schein einer klassischen Darstellung, deren Wesen in der Angemessenheit des Tones und Stiles je nach der Beschaffenheit der Gegenstände besteht. Die edle Sachlichkeit, welche namentlich bei dem griechischen Schriftsteller hervorstechend zu sein pflegt, steht zu der Bescheidenheit

der Form in naher Beziehung; ebenso die Objektivität und Ruhe. Die neuere Litteratur ist merklich subjektiver, unruhiger und mehr auf pikante Reize bedacht. Nimmt man z. B. nach langer Zeit seinen Thucydides einmal wieder zur Hand, so findet man eine Einfachheit und Anspruchslosigkeit, eine ruhige Gegenständlichkeit, eine Sicherheit des Urteils und der Sprache, daß man die Vorzüge Homers in einem schwierigeren Stoffe wieder zu erkennen glaubt. So hilft auch ein Sophokles nicht etwa durch rednerisches Pathos oder glänzende und reizende Einzelschilderung der Sache nach; vielmehr wirkt diese ganz durch sich selbst, so daß man die allerdings vorhandene hohe Kunst der Form fast übersieht. Er kennt keine romanhafte Spannung, sondern spricht sein Geheimnis frühzeitig aus, damit der Leser oder Zuschauer desto leichter folgen und urteilen könne. Den Reiz der Neuheit suchten die griechischen Tragiker so wenig, daß sie nicht nur meistens allbekannte Stoffe behandelten, sondern daß verschiedene Dichter denselben Gegenstand nacheinander auf die Bühne brachten; so haben wir den Stoff der Choephoren des Äschylus auch noch in den Neubearbeitungen von Sophokles und Euripides. Das verrät alles ein Vertrauen des griechischen Schriftstellers auf seine Kunst ohne Effekthascherei, wie es in der neueren Litteratur nicht zu oft wiederkehrt. Das Wort: „In der Beschränkung zeigt sich erst der Meister", machen die Alten wahr. Wie hat sich nicht Homer stofflich, zeitlich und räumlich beschränkt, um in engen Grenzen die Kunst walten zu lassen! Den Brand Trojas, gewiß eine dankbare Scene, behandelt er in der Iliade nicht; er verläßt die Ebene vor der belagerten Stadt nicht ein einziges Mal, zieht nur eine kleine Anzahl von Tagen in seinen Bereich und springt nie plötzlich von einem Gegenstande auf einen andern interessanteren über, sondern ordnet sich strenge den Forderungen des Gegenstandes im großen und kleinen unter. Der griechische Bühnendichter braucht nicht eine Masse von Stoff, nicht einige Dutzend Personen, um ein schönes Stück zu schaffen, sondern seine wie des Epikers Maßhaltung und Selbstbeherrschung ist so groß, daß man sie für übertrieben halten möchte. Dagegen ist z. B. unter andern wundervollen Vorzügen Shakespeares die Maßhaltung selten genug zu finden. Auch in den kleinsten Dingen ist die Bescheidenheit der Alten erstaunlich. Horaz findet es an einem mittelmäßigen Dichter lächerlich, daß er also anhub:

Priams Schicksal besing' ich, die hoch gefeierten Kämpfe . . .

und meint, nach einem solchen Pathos könne ein Dichter die Erwartungen des Hörers oder Lesers nicht mehr befriedigen. Dagegen lobt er seinen Homer, der also beginne:

> Nenne mir, Muse, den Mann, der nach der Zerstörung von Troja
> Viele Städte der Menschen gesehen und mancherlei Sitten . . .;

bei einem solchen Dichter entstehe nicht Rauch aus Feuerglanz, sondern entwickle sich helles Licht aus dem Rauch, sobald erst die Kunst beginne sich zu entfalten. Wir unserseits müssen uns besinnen, um den Unterschied der beiden Anfänge recht zu erkennen; so ist unser Gefühl gerade in dem Punkte der künstlerischen Bescheidenheit abgestumpft. Horaz selber stellt an den Anfang seiner Gedichtsammlung eine Ode, rücksichtlich welcher Herder die zutreffende Bemerkung macht, man solle doch nichts Pathetisches darin suchen, sondern sie so bescheiden auffassen, wie sie der Dichter geschrieben habe.

Dabei giebt sich aber im allgemeinen eine bewunderungswürdige Kraft der Auffassung und der Gesinnung kund. Horaz will durchaus nicht zu den Dichtern ersten Ranges gezählt werden, er liebt eine leichte, ja galante Schreibart. Aber die eigenartige Weise, wie er die kleinsten Gegenstände auffaßt und ausführt, die Mannigfaltigkeit, mit der er z. B. das Thema der Freundschaft zu wenden versteht, der Takt, welchen er nicht nur Augustus und Mäcenas, sondern auch andern Freunden gegenüber beobachtet, zeigt doch, daß sein Geist eine strenge Schule durchgemacht habe. Es ist die Schule Attikas, in die er auch seine Landsleute dringend einladet. Künstlerischer Leichtsinn und Oberflächlichkeit sind sicherlich, was man auch von seinem Charakter denken mag, nicht die Eigenschaften seiner dichterischen Form; er darf sich dreist rühmen, limae laborem et moram nicht gescheut zu haben; wie denn überhaupt nur der Ernst der Arbeit und eine geschulte Kraft des Geistes die litterarischen Erzeugnisse der Alten so vollkommen ausgestalten konnte, daß sie noch immer die Probe der kleinlichsten schulmäßigen Zergliederung aushalten. Auch sittliche Kraft offenbart sich selbst bei Horaz, wenn er auf die großen Gebrechen der Zeit zu sprechen kommt (vgl. Carm. 3, 6 und 24). Findet man ein Gleiches bei den gefeiertsten unserer Dichter? Er ist auch keineswegs ohne Vaterlandsliebe (vgl. Carm. 4, 4). Diese Tugend spricht überhaupt aus den Werken der Alten so beredt und so laut, daß sie sich unserer Beachtung recht sehr empfiehlt. Cicero z. B. glühte von Vaterlandsliebe, das bewies er durch Wort und That, wie jeder anerkennen wird,

der seinen Charakter nicht einseitig verkleinert und seine Vorzüge nicht allein in der erstaunlichen Glätte der Form und in dem musikalischen Rhythmus seiner Sprache sucht. Und welch ein Mann steht erst hinter den Staatsreden eines Demosthenes! Hier ist nichts von dem Flitterputz einer gefallsüchtigen Sprache; hier ist nichts als Ernst, Würde und Charakter; hier spricht ein Mann, der mit der Kraft der vollendetsten Rede die eigene Person ganz in den Dienst des Vaterlandes stellt.

Demosthenes mag uns auch zum Bewußtsein bringen, in welchen Verfall bei uns die oratorische Kunst geraten ist. Wie viel fehlt noch, bis unsere Parlamente eine so wuchtig einschlagende Redekunst herausbilden! Wie unbeschreiblich wäre der Vorteil für die geistliche Beredsamkeit, wenn die Schulbildung denselben rhetorischen Charakter trüge wie im Altertume! In dem Aufbau der Rede bewähren die Alten nicht zum mindesten auch ihren Sinn für die logische und psychologische Folgerichtigkeit und Einheit, die jedes Kunstwerk auszeichnen soll. Aber auch in den großen poetischen Schöpfungen finden wir durchschnittlich viel mehr Geschlossenheit und Konsequenz als in den verwandten modernen Leistungen. Sogar beim redseligen Homer hat die berühmte Zerbröckelungsmethode Wolfs und Lachmanns schließlich wenig Glück gemacht, und man würde sie völlig verschmähen lernen, wollte man, statt den Zusammenhang nach allerlei kleinlichen Gesichtspunkten zu beurteilen, die ästhetische Einheit einer Ilias etwas mehr ins Auge fassen. Die Evidenz der inneren Einheit ließ nachgerade auch Goethe nicht mehr im Lager der Philologen verharren, so zuversichtlich diese damals die neue Auffassung von den homerischen Gedichten betonten. Neuerdings entscheidet sich auch P. Baumgartner entschieden für die Einheit.

Unter drei Stichworten kann man vielleicht die einzigen Vorzüge der altklassischen Litteratur zusammenfassen: sie ist plastisch vollendet in der Form, maß- und geschmackvoll in der Ausführung und Anordnung, ideal in der Tendenz. Nur über den letzten Punkt seien noch ein paar Worte beigefügt. Das Leben der Heiden war ja tief versumpft; aber es läßt sich kaum verkennen, daß sie in der Kunst durchweg einem edlen Idealismus huldigten. Sie hielten eben weder die Plattheiten noch die Laster des Lebens für schön und waren gar nicht bemüht, dieselben gleißnerisch zu färben und zu empfehlen. Im Drama z. B. thaten sie alles, was der maßlose Realismus vieler Neueren verurteilen würde. Nicht daß es den Griechen an gesundem Realismus gefehlt hätte. Ganz im

Gegenteil: ihre Künstler schlossen sich viel weniger vom öffentlichen Leben zunftmäßig ab; sie standen der Natur näher auch ohne lange Kunstreisen; sie schöpften auch in der That aus Natur und Leben großenteils ihre poetische Kraft. Aber sie glaubten nicht, daß die schöne Natur — die sie wirklich nicht mit allzu geringer Liebe betrachteten — ohne den Menschen einen höheren Wert habe. Sie glaubten noch weniger, daß das Leben in genrehafter Auffassung ein würdiger Gegenstand der Kunst sei. Die Übertünchung der Schwächen desselben hielten sie vollends nicht für künstlerisch. Das alles ist freilich nicht als ausnahmslose, sondern als vorherrschende Regel zu nehmen; es kann sich aber für uns auch nur um die Lesung der besten Muster des Altertums handeln, die Mittelmäßigkeit brauchen wir da nicht aufzusuchen.

Wie also die Alten in der Form immer bemüht waren, etwas Vollendetes zu leisten, so strebten sie auch in der Sache hoch hinauf. Das stoffliche Interesse bestimmte weder Homer, noch Sophokles, noch selbst Thucydides; dem Stoffe suchten sie vielmehr immer den geistigen Gehalt abzugewinnen. Daher gelten ihnen die Zeichnung der Charaktere, überhaupt das sittliche Moment, die geistigen und religiösen Ideen immer so viel mehr, daß der Stoff merklich zurücktritt. Wie weit führt nicht der Flug seiner Gedanken den Pindar von dem Anlaß seiner Siegeslieder ab! Wie stetig weiß nicht der Tragiker den im Dialog sich abspielenden Handlungen den lyrischen und religiösen Gehalt abzugewinnen! Schiller, der selbst ideal angelegt war, mußte dies tief empfinden; er hat es auch in der Einleitung zur „Braut von Messina" nachdrücklich ausgesprochen, ein wie ideales Element in der hellenischen Tragödie der Chor bildete; er hat nicht nur mit dringenden Worten dessen Wiedereinführung beantragt, sondern ging selbst mit dem Beispiele voran. Dabei mochte er sich an Äschylus' „Agamemnon" oder auch an Sophokles' „Ödipus" erinnern. Nicht leicht schwingt sich in unserer realistischen Zeit ein Drama auf bis zu der Höhe der folgenden sophokleischen Strophe über die ewigen göttlichen Gesetze:

> Ach, würd' ich teilhaft des Loses,
> Rein zu wahren fromme Scheu bei jedem Wort und jeder Handlung!
> Treu den Urgesetzen,
> Die in den Höhen wandelnd, in Äthers
> Himmlischem Gebiet, stammen aus dem Schoße
> Des Vaters Olympos, nicht aus
> Sterblicher Männer Kraft
> Geboren. Niemals hüllt sie die Zeit, traun, in Vergessenheit:
> Es belebt machtvoll sie ein Gott, der nie altert. (Donner.)

Sicher bedeutet es daher unter vielen Gesichtspunkten einen großen Verlust für unsere Litteraten und Dichter und für den Fortschritt der Litteratur, wenn wir uns dem Altertum entfremden. Die große Masse der Gebildeten, nicht bloß eine kleine Zahl von Philologen muß mit den besten litterarischen Schöpfungen desselben vertraut sein, wenigstens insoweit, daß das Interesse dafür lebendig und der Weg zu den Originaltexten nicht versperrt ist. Dies kann aber nur erreicht werden, wenn die Schulbildung entweder für alle Gebildeten oder doch für alle diejenigen, welche sich nicht den realen und exakten Fächern widmen, die hergebrachte Grundlage behält. Die philologischen Studien müssen eher ermuntert als im Ansehen geschmälert werden. Die fachmäßigen Kenner des Altertums aber sollten zunächst selbst dazu mitwirken, indem sie das Lateinsprechen und Lateinschreiben wieder zu Ehren brächten, und indem sie das fleißige Lesen der griechischen und lateinischen Schriftsteller unter den Studierenden anregten. Nur ein vertrauterer Umgang mit den Sprachen des Altertums kann auf die Dauer die Blüte der philologischen Studien erhalten. Heyne hat sich einst ohne Zweifel großes Verdienst erworben, indem er die reale Seite der Altertumswissenschaft der einseitig formalen gegenüber betonte; allein es ist seitdem allmählich aufgekommen, die klassischen Schriftsteller zu vorwiegend historisch und kulturgeschichtlich auszubeuten, die Sprachen aber grammatisch statt ästhetisch-oratorisch zu behandeln. Leider hat auch die mit Eifer bearbeitete Stilistik unter einem übertriebenen Purismus gelitten, der doch nur die freie Bewegung hemmt und vom Sprechen und Schreiben abschreckt. Nicht wenig hat die Kritik geschadet, indem sie die beste Kraft ohne eine entsprechende Frucht aufgesogen hat. Dahin gehören noch andere Dinge, auf die ein unverhältnismäßiges Gewicht gelegt wird, z. B. der Versuch zur Wiederherstellung der antiken Aussprache, der doch nur zum dritten Teil gelingen kann. Nützlichere Übungen dagegen, wie die Anfertigung lateinischer Gedichte, sind vernachlässigt worden. Man lächelt wohl gar über die ältere Schule, die sich mit solchen Kindereien abgab; aber es kam ihr ja gar nicht in den Sinn, lateinische Poeten heranbilden zu wollen, obwohl es ihr in einzelnen Fällen wirklich gelungen ist. Sie wollte einmal die Prosodie üben, und erreichte da mehr als wir durch den Versuch, sie in der Aussprache wiederherzustellen. Sie wollte sodann das Formgefühl wecken, und das ist eine Sache von sehr hoher Bedeutung. Wer nie lateinische Verse gemacht hat, wird von der lateinischen und griechischen Metrik kaum eine

lebendige Vorstellung gewinnen; wir meinen nicht eine theoretische Vorstellung von den Gesetzen, sondern ein praktisches Gefühl von der Schönheit derselben.

Die Grammatik ist heutzutage vielfach aus ihrer sekundären Rolle zu sehr in den Vordergrund gedrängt, die Lesung der Schriftsteller hingegen desto mehr eingeschränkt worden. Die Stelle der Aufsätze haben die Pensa schließlich ganz eingenommen. Mit den freien Arbeiten fällt aber auch ein großer Teil der Freude weg, welche der Schüler an den lateinischen Arbeiten haben kann. Und ist es nicht eine Schande, wenn er nach einer langen Reihe von Jahren noch nicht einen lateinischen Brief zu schreiben gelernt hat? Da kann er doch unmöglich in den Geist und die Schönheit der lateinischen Sprache eingedrungen sein. Um das Latein wirklich fruchtbar zu machen, muß es auch geschrieben und gesprochen werden. Ehedem bediente man sich desselben als wissenschaftlicher Sprache, in der sich alle Gebildeten aller Nationen sofort verstanden; die Halbgebildeten waren damit vom Gebiete der Wissenschaft weit mehr als heute ausgeschlossen. Linné und Leibniz schrieben noch lateinisch und ihre Werke waren sofort Gemeingut der gebildeten Welt. Baumgartens Aesthetica ist ein weiterer Beweis dafür, wie jung bei uns die Gewohnheit ist, wissenschaftliche Werke in deutscher Sprache zu veröffentlichen. Wohl liegt es nahe, eine so vollkommen ausgebildete Sprache wie die unsere für Schriftstellerei jeder Art zu gebrauchen; aber der Mittelmäßigkeit ist, wie gesagt, nun auch Thür und Thor geöffnet, und die bedeutendsten Leistungen unserer Wissenschaft sind für andere Nationen oft verloren, wie umgekehrt englische und französische Bücher in Deutschland manchmal gar nicht bekannt werden. Heute sind wir soweit gekommen, daß selbst dogmatische und exegetische Bücher in Deutschland kaum Aussicht auf Verbreitung haben, sobald sie lateinisch geschrieben sind: ein trauriges Zeichen für den Stand des Lateins in einem Lande, welches sich rühmen darf, der philologischen Wissenschaft eine Zeit und Mühe zugewandt zu haben, wie wenige andere. Wie erklärt sich das? Den romanischen Nationen liegt freilich das Verständnis und der Gebrauch des Lateins näher; aber es kommt doch bei uns vornehmlich von einer gewissen Verachtung der klassischen Studien in weiten Kreisen her, daß lateinische Bücher außer Kurs gesetzt sind. Merkwürdig ist es auch, daß wir trotz der vielen Jahre unserer Gymnasialstudien keine größere Liebe zum Latein mit ins Leben nehmen. Es drängt sich die Frage auf, ob es nicht heilsamer wäre, wie ehedem,

in einigen fünf oder sechs Jahren eine klassische Grundlage für alle höheren Berufsarten zu legen, aber mit so entschiedener Betonung namentlich des Lateinischen, daß das Interesse daran gesichert und irgendwelche praktische Gewandtheit erzielt würde. Dann bliebe für andere Zweige des Wissens in den folgenden Jahren Zeit genug übrig; es könnte da dem zukünftigen Einzelberuf noch mehr Rechnung getragen werden. Jetzt werden die Gymnasiasten die neun und zehn Jahre mit vielen Fächern überbürdet, die nicht für alle Berufe gleichen Wert haben. Eine Trennung der Realschulen von den Gymnasien alter Methode ist schon unvermeidlich geworden, damit aber auch die gemeinschaftliche Grundlage für jede Art der höheren Bildung verloren. Doch es wäre zwecklos, an solche Dinge, die sich wohl nicht mehr ändern lassen, auch nur zu erinnern, wenn nicht die realistische Richtung der Zeit die klassischen Studien zum Schaden der höheren Wissenschaft ernstlich bedrohte. Unter den gegenwärtigen Verhältnissen wird es immerhin heilsam sein, die guten Rechte und die weittragende Bedeutung der hergebrachten Schulmethode unter allen Gesichtspunkten ins Auge zu fassen, damit man den Neuerungen doch nicht blindlings huldige und nicht durch „Verbesserungen“ vielleicht mehr verderbe als gutmache.

G. Gietmann S. J.

Verschiebung der Konfessionsverhältnisse in Deutschland im 19. Jahrhundert.

Nimmt die Zahl der Protestanten in Deutschland stärker zu als die der Katholiken? Ändert sich das numerische Verhältnis der Anhänger der beiden großen christlichen Konfessionen? Das sind Fragen, die keinem Katholiken oder Protestanten, der Liebe und Interesse für seine Kirche hat, gleichgültig sein können. Aber ganz gewiß haben die Katholiken, die ohnedies schon im Deutschen Reiche die Minorität bilden, ein größeres Interesse daran, daß sich dies Verhältnis nicht noch mehr zu Gunsten der herrschenden Mehrheit verschiebe. Schon jetzt müssen die Katholiken über Beeinträchtigung der Rechte ihrer Kirche, über Zurücksetzung und Benachteiligung

ihrer Glaubensgenossen im öffentlichen Leben klagen; was aber können sie erwarten, wenn eine weitere Verstärkung der Majorität sie bedingungslos dem Wohl- oder Übelwollen ihrer protestantischen Mitbürger ausliefert?

Die vorliegende Arbeit soll in einem kurzen Überblick die Antwort auf die Frage geben, ob ein Wechsel in dem numerischen Verhältnis der Konfessionen stattgefunden hat, zu wessen Gunsten dieser Wechsel ausschlägt und welches die Ursachen des ungleichen Wachstums der Konfessionen sind.

Die Grundlage der heutigen Verteilung der beiden christlichen Hauptkonfessionen bildet die politische Lage, wie sie durch die Reformation und Gegenreformation in unserem Vaterlande geschaffen und durch den westfälischen Frieden zum Abschluß gebracht wurde. Der Grundsatz cuius regio, eius religio wurde sowohl von protestantischen wie von katholischen Landesherren mit unerbittlicher Strenge zur Ausführung gebracht, soweit sich nicht die andersgläubigen Unterthanen auf eine ihnen rechtlich zuerkannte freie Religionsübung im Normaljahr 1624 berufen konnten. Wir geben daher zunächst eine Übersicht der katholischen und protestantischen Gebiete, aus denen die jetzigen deutschen Bundesstaaten zusammengesetzt sind, da dies zum Verständnis der heutigen Konfessionsverhältnisse erforderlich scheint. Um aber den Leser nicht durch Aufzählung vieler jetzt meist unbekannter Territorien zu ermüden, lassen wir die freien Städte und kleineren Herrschaften außer Betracht und beschränken uns auf die Anführung der bedeutenderen Reichsstände.

Im Königreich Preußen sind vorwiegend katholische Gebiete, außer den ehemals polnischen Landesteilen in Posen und Westpreußen, in der Provinz Ostpreußen das Fürstbistum Ermland. In Schlesien Oberschlesien (Regierungsbezirk Oppeln) und ein Teil des Regierungsbezirks Breslau, als ehemals österreichische Landesteile. In der Provinz Sachsen das kurmainzische Eichsfeld. In Hannover die Bistümer Hildesheim und Osnabrück, sowie Teile des Bistums Münster und des Eichsfeldes (Kreis Duderstadt). In Westfalen die Bistümer Münster und Paderborn, das zu Kurköln gehörende Herzogtum Westfalen, die Abtei Corvey, die Grafschaft Rietberg und einige kleinere Territorien. Dagegen sind altprotestantische Gebiete in Westfalen, abgesehen von einigen Reichsstädten und kleineren Herrschaften, die Fürstentümer Minden und Siegen, die Grafschaften Mark, Ravensberg, Wittgenstein und Teklenburg. In Hessen-Nassau sind die katholischen Bezirke hauptsächlich aus Teilen von Kurmainz,

Kurtrier und der Abtei Fulda hervorgegangen. Die Rheinprovinz endlich umfaßt neben den vorwiegend katholischen Gebieten von Kurköln, Kurtrier, Jülich, Teilen von Geldern, Limburg und Luxemburg auch mehrere altprotestantische Territorien: so Teile von Pfalz-Zweibrücken, von der Kurpfalz, Nassau-Saarbrücken, Wied, Mörs u. s. w.; gemischt war die Bevölkerung in Cleve und Berg. Rein protestantische Gebiete sind die Provinzen Brandenburg, Pommern und Schleswig-Holstein; rein katholisch sind die ehemaligen Fürstentümer Hohenzollern.

In Bayern bestehen die protestantischen Bezirke, abgesehen von mehreren protestantischen Grafschaften und freien Städten, hauptsächlich aus den Markgrafschaften Ansbach und Bayreuth sowie aus Teilen von Kurpfalz und Pfalz-Zweibrücken; die katholischen Landesteile dagegen sind aus den altbayrischen Ländern, der Oberpfalz und zahlreichen Besitzungen geistlicher und weltlicher Herren hervorgegangen.

Auch die katholischen Landesteile des Königreichs Württemberg gehörten ehedem einer großen Zahl von geistlichen und weltlichen Potentaten katholischer Konfession; ein Teil war österreichisches Besitztum. Die protestantischen Landesteile dagegen bestehen aus den altwürttembergischen Ländern und einer nicht minder großen Zahl von protestantischen Reichsstädten, Fürstentümern und Herrschaften.

Im Großherzogtum Baden waren katholisch: der Breisgau (ehemals österreichischer Besitz), die Baden-Badenschen Länder, Teile der Bistümer Konstanz, Speyer, Würzburg, Basel und Straßburg und viele kleinere Herrschaften; protestantisch waren, abgesehen von kleineren Territorien, besonders die Baden-Durlachschen Länder; gemischt war die Bevölkerung in der Kurpfalz, deren Besitzer bekanntlich mehrmals die Konfession wechselten.

Im Großherzogtum Hessen sind die Gebiete des ehemaligen Mainzer und Wormser Hochstiftes katholisch; die übrigen Gebietsteile sind schon seit Jahrhunderten protestantisch.

In dem vorwiegend katholischen Elsaß endlich lagen einige protestantische Reichsstädte und Besitzungen rechtsrheinischer Fürsten protestantischen Bekenntnisses, woraus sich der verhältnismäßig große Prozentsatz der protestantischen Bevölkerung im Unterelsaß erklärt.

Im Königreich Sachsen und in den kleineren Bundesstaaten sind gar keine katholischen Gebietsteile. Nur im Großherzogtum Oldenburg sind die ehemals Münsterschen Ämter Vechta und Kloppenburg katholisch.

So bietet denn eine Religionskarte von Deutschland in den Grundzügen noch heute ein getreues Spiegelbild des Besitzstandes des corpus catholicorum et evangelicorum im ehemaligen heiligen römischen Reich deutscher Nation. Wohl hatte die rigorose Durchführung des sogen. Reformationsrechtes im Laufe des 18. Jahrhunderts einer mehr oder minder weit gehenden Toleranz Platz gemacht; aber im wesentlichen blieb doch die Glaubenseinheit dort, wo sie einmal durchgeführt war, auch bis zum Anfang des 19. Jahrhunderts bestehen; die geduldeten konfessionellen Minderheiten beschränkten sich meist nur auf einige kleine Diasporagemeinden in den bedeutenderen Städten. Mit der politischen Neugestaltung Deutschlands jedoch, wie sie aus den napoleonischen Kriegen und den Wiener Friedensverhandlungen hervorging, trat in den interkonfessionellen Verhältnissen eine erhebliche Änderung ein. Staaten, die bisher fast ausschließlich von Anhängern eines und desselben Bekenntnisses bewohnt waren, erhielten Landesteile zugewiesen, in denen die andere Konfession seit Jahrhunderten in rechtlich anerkanntem Besitzstand war, und mußten den neuen Unterthanen daher den ungeschmälerten Fortbestand dieser Rechte und vollständige Gleichstellung mit den übrigen Unterthanen zugestehen. Damit wurde der Grundsatz der konfessionellen Parität zu einer unabweisbaren Notwendigkeit und, wenigstens rechtlich, auch in den meisten Staaten des neu errichteten Deutschen Bundes als geltende Norm anerkannt. Es stand nun den Angehörigen beider Konfessionen frei, sich in diesen Staaten an jedem beliebigen Orte zu Gemeinden zu vereinigen und unter dem Schutze der Staatsgewalt ihren Kultus auszuüben. So entstand nach und nach eine große Anzahl von katholischen und protestantischen Diasporagemeinden, namentlich in den größeren Städten, aber auch sonst in allen Gegenden, die für Industrie, Handel und Gewerbe günstigere Bedingungen zu bieten schienen. Immerhin hielt sich aber doch diese ganze Bewegung bis zum Jahre 1867 in bescheidenen Grenzen und die Änderungen auf konfessionellem Gebiete waren dementsprechend bis dahin nicht so tiefgreifend. Seit jenem Zeitpunkt aber, seit dem Inkrafttreten des Freizügigkeitsgesetzes vom 1. November 1867, hat neben der zeitweise sehr starken Auswanderung eine wahre Völkerwanderung im Innern unseres Vaterlandes sich vollzogen, welche von den schwerwiegendsten Folgen für die Gestaltung der konfessionellen Verhältnisse begleitet war.

Die Untersuchungen über Veränderungen in der numerischen Stärke der Konfessionen nehmen daher am passendsten von den sechziger Jahren des

nun verflossenen Jahrhunderts ihren Ausgang. Nur einige kurze Notizen über die ersten Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts sind vorauszuschicken[1].

Zur Zeit des Wiener Kongresses, im Jahre 1816, belief sich die auf dem Boden des heutigen Deutschen Reiches wohnende Bevölkerung nach den Berechnungen des kaiserl. statistischen Amtes auf 24 831 396 Seelen. Wie viele davon der katholischen oder protestantischen Konfession angehörten, läßt sich für das Reich im ganzen mit Sicherheit nicht feststellen, da für mehrere Bundesstaaten zuverlässige Erhebungen aus jener Zeit nicht vorliegen. Wenn die damalige Verteilung dem heutigen Stärkeverhältnis der Konfessionen (62,8% Protestanten und 35,8% Katholiken) entsprochen hätte, so hätten etwa $15^1/_2$ Millionen dem protestantischen, $8^4/_5$ Millionen dem katholischen Bekenntnis angehört. Für Preußen dagegen läßt sich die Anzahl der Katholiken und Protestanten in den einzelnen Zählungsjahren mit Bestimmtheit angeben, so daß man daraus den jeweiligen Prozentsatz der katholischen und protestantischen Bevölkerung berechnen kann. Nur muß man, um zu ganz zuverlässigen Resultaten zu kommen, den Zeitraum von 1816—1895 in zwei Perioden zerlegen, von denen die erste von 1816—1866, die zweite von 1867—1895 reicht. Durch die großen Gebietserweiterungen des Jahres 1866 wurde nämlich das bisherige Stärkeverhältnis der Konfessionen bedeutend verändert und gleichzeitig traten, wie schon hervorgehoben wurde, infolge des Freizügigkeitsgesetzes im Innern der Monarchie sehr erhebliche Verschiebungen ein. Die preußische Statistik hat freilich versucht, durch Rückrechnung für das Staatsgebiet im heutigen Umfang (also mit Einschluß der später hinzugekommenen Erwerbungen) die numerische Stärke der Katholiken und Protestanten im Jahre 1816 festzustellen; allein da für die neuen Provinzen eine genaue Konfessionsstatistik aus den ersten Jahrzehnten des Jahrhunderts nicht vorliegt, kann das Resultat nur einen gewissen Grad von Wahrscheinlichkeit

---

[1] Die Zahlenangaben sind, wenn nichts anderes bemerkt ist, stets den offiziellen statistischen Hand- bezw. Jahrbüchern des Reiches und der Einzelstaaten entnommen. Die zur leichteren Vergleichbarkeit beigefügten Verhältniszahlen beruhen dagegen meistens auf privater Berechnung. Außerdem wurden von amtlichen Publikationen benutzt: Diverse Hefte der „Preußischen Statistik", mehrere Jahrgänge der Zeitschrift des Kgl. Preuß. und Kgl. Bayrischen Statistischen Bureaus, der Statistischen Korrespondenz, der Vierteljahrshefte zur Statistik des Deutschen Reiches und der Beiträge zur Statistik des Großherzogtums Baden. Die benutzten systematischen Bearbeitungen und die sonstige Litteratur konnten nur teilweise in den Anmerkungen erwähnt werden, da eine vollständige Litteraturangabe in dem beschränkten Rahmen eines Artikels nicht thunlich ist.

haben. Nach dieser Berechnung gab es im Jahre 1816 auf dem jetzigen Gebiete des preußischen Staates 8 741 000 Angehörige der evangelischen Landeskirche [1] und 4 431 000 Angehörige der katholischen Kirche unter einer Gesamtbevölkerung von 13 706 978 Seelen. Da nach der Zählung von 1895 die Protestanten 63,89, die Katholiken 34,53 % der Bevölkerung ausmachten, würde der Prozentsatz der Katholiken jetzt etwas größer sein als im Jahre 1816, während der Anteil der Protestanten annähernd dem heutigen Verhältnisse entspräche. Aber, wie gesagt, dies Resultat ist nicht zuverlässig genug, um daraus Schlußfolgerungen für die Entwicklung der beiden Religionsgemeinschaften ableiten zu können. Wir lassen daher für unsere Untersuchung die im Jahre 1866 erworbenen Provinzen zunächst außer Betracht. Für die acht alten Provinzen ergiebt sich dann folgende Tabelle:

Tabelle I.

Jahr.	Gesamtbevölkerung.	Katholiken.	Protestanten.	Von je 100 Einwohnern waren katholisch.	protestant.
1816	10 349 031	3 945 677	6 264 462	38,13	60,53
1820	11 272 482	4 288 087	6 831 588	38,04	60,60
1822	11 664 133	4 422 863	7 081 522	37,92	60,71
1825	12 256 725	4 651 269	7 435 956	37,95	60,67
1828	12 726 110	4 816 813	7 732 664	37,85	60,76
1831	13 038 960	4 915 153	7 941 721	37,70	60,90
1834	13 507 999	5 092 328	8 224 206	37,70	60,88
1837	14 098 125	5 294 003	8 604 748	37,55	61,03
1840	14 928 501	5 617 020	9 101 211	37,63	60,97
1843	15 471 084	5 820 037	9 428 329	37,62	60,94
1846	16 112 938	6 046 292	9 835 583	37,52	61,04
1849	16 331 187	6 079 613	10 016 798	37,23	61,34
1852	16 935 420	6 332 293	10 359 994	37,39	61,10
1855	17 202 831	6 418 310	10 481 179	37,31	60,93
1858	17 739 913	6 618 979	10 805 252	37,31	60,97
1861	18 491 220	6 906 988	11 248 506	37,35	60,83
1864	19 255 139	7 201 911	11 736 734	37,40	60,95 [2]

[1] Nach dem in amtlichen Publikationen des preußischen Staates üblichen Sprachgebrauch werden unter der Bezeichnung „evangelisch“ die Unierten, Lutheraner, Reformierten, Alt- und Separiert-Lutheraner, Alt-, Separiert- und französisch Reformierten verstanden, während Herrenhuter, Irvingianer, Baptisten, Methodisten, Mennoniten und Anglikaner unter der Bezeichnung „andere christliche Konfessionen“ aufgeführt zu werden pflegen. Die im Volksmund gebräuchlichere Bezeichnung „protestantisch“ gebrauchen wir als gleichbedeutend mit „evangelisch“.

[2] Die Angaben über die Gesamtbevölkerung sind dem Statistischen Handbuch

Der Prozentsatz der Katholiken hat sich also von 1816—1864 (dem letzten Zählungsjahr vor der großen Gebietserweiterung des Jahres 1866) um 0,73% vermindert, derjenige der Protestanten um 0,42% vermehrt. Wäre das Verhältnis der Konfessionen dasselbe geblieben wie im Jahre 1816, so hätte die Anzahl der Katholiken 7 341 970, die der Protestanten 11 655 112 Seelen betragen müssen. Die katholische Kirche hat also, eine gleichmäßige natürliche Vermehrung vorausgesetzt, während dieses Zeitraums in Preußen ungefähr 140 000 Anhänger verloren, die protestantische Kirche ungefähr 80 000 gewonnen. Dabei sind die kleinen Gebietserweiterungen in dieser Periode, das Fürstentum Lichtenberg im Jahre 1834 und die Fürstentümer Hohenzollern im Jahre 1850, noch außer Rechnung geblieben. Das Fürstentum Lichtenberg hatte bei der Vereinigung mit Preußen ungefähr 35 000 Einwohner, von welchen stark die Hälfte Katholiken waren; Hohenzollern zählte neben einer ganz geringen Anzahl von Protestanten etwa 65 000 Katholiken. Die Gesamtzahl der Katholiken hätte also im Jahre 1864 noch ca. 80 000 mehr betragen müssen, als nach dem Prozentsatz von 1816 zu erwarten war. Mithin beziffert sich der Gesamtverlust der katholischen Kirche in Preußen in dieser Periode auf mehr als 200 000 Seelen, während die protestantische Kirche, auch bei Abrechnung der später hinzugekommenen Vermehrung von ca. 20 000 Glaubensgenossen, gegenüber dem Stande von 1816 einen nicht unbeträchtlichen Gewinn zu verzeichnen hat. Auf die Ursachen dieses für die Katholiken höchst betrübenden Thatbestandes gehen wir hier nicht ein, da wir die Ursachen der konfessionellen Verschiebungen im Zusammenhang besprechen werden. Nur auf einen Umstand möchten wir gleich hier hinweisen, nämlich auf die außerordentlich starke Abnahme des Prozentsatzes der Katholiken in den beiden ersten Jahrzehnten dieser Periode (0,58%), während auf die drei folgenden Jahrzehnte nur 0,15% kommen. Heutzutage würde eine solche Erscheinung allerdings nichts sonderlich Auffallendes haben, da schon allein durch die Wanderungen eine solche Verschiebung herbeigeführt werden könnte. Ganz anders aber lag die Sache in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts, wo die Wanderungen sehr unbedeutend waren und in allen Verhältnissen des öffentlichen Lebens die größte Stabilität herrschte. Es ist daher begreiflich, daß schon den Zeit-

---

für Preußen von 1888, die absoluten Zahlen der Katholiken und Protestanten der Kirchlichen Statistik von P. Pieper (Freiburg 1899), Tab. 13 entnommen. Die Verhältniszahlen haben wir selbst berechnet.

genossen damals diese Thatsache höchst auffällig schien. So schreibt Prof. Dr. M. Fränzl[1], ein in jener Zeit sehr angesehener Statistiker: „Hätten die Katholiken (von 1817—1834) in dem Maße wie die Protestanten zugenommen, so hätte der Zuwachs 1 158 135 Seelen (anstatt 1 044 190) betragen müssen. Weit entfernt also, daß ein Platzgreifen des Katholizismus im preußischen Staate stattgefunden hätte, haben im Gegenteil die Katholiken in 17 Jahren bereits einen relativen Verlust von 113 945 Seelen erlitten."

Wir kommen nun zu der zweiten Periode, welche mit dem Jahre 1867, dem ersten Zählungsjahre bei dem gegenwärtigen Umfang der Monarchie, beginnt und mit der letzten stattgehabten Volkszählung endigt. Durch die Erwerbungen des Jahres 1866 wurde die Bevölkerung um 4 299 100 Seelen vermehrt, von welchen ungefähr 600 000, also noch nicht der siebente Teil, der katholischen Kirche angehörten. Dadurch wurde natürlich das bisherige Stärkeverhältnis ganz bedeutend zu Ungunsten der Katholiken verschoben. Die damalige Verteilung der Bevölkerung auf die beiden Konfessionen und die weitere Entwicklung zeigt die folgende Tabelle:

Tabelle II.

Jahr.	Gesamtbevölkerung.	Katholiken.	Protestanten.	Von je 100 Einwohnern waren katholisch.	protestant.
1867	23 971 337	7 950 754	15 614 940	33,17	65,14
1871	24 639 706	8 268 336	15 990 542	33,56	64 90
1880	27 279 111	9 204 930	17 627 658	33,74	64,62
1885	28 318 470	9 620 326	18 244 405	33,97	64,43
1890	29 957 367	10 252 818	19 232 449	34,22	64,20
1895	31 855 123	10 999 505	20 351 448	34,53	63,89

Die Bewegung der Konfessionen in Preußen steht in dieser Periode, wie man sieht, in diametralem Gegensatz zu der vorhergehenden. Mit dem Jahre 1867 beginnt eine bis heute ununterbrochene erhebliche Mehrzunahme der Katholiken, welche im Laufe von 28 Jahren das Verhältnis der beiden Konfessionen zu einander um 1,36% zu Gunsten der Katholiken verschoben hat. Nach dem Prozentsatz von 1867 hätte die Zahl der Katholiken im Jahre 1895 (statt 10 999 505) nur 10 566 337, die der Protestanten aber (statt 20 351 448) 20 750 412 Seelen betragen müssen.

---

[1] Statistik III (Wien 1841), 10.

Das bedeutet also für die katholische Kirche einen Gewinn von rund 400 000 Anhängern, für die protestantische Kirche einen ungefähr ebenso großen Verlust. Damit ist das Defizit der ersten Periode nicht nur gedeckt, sondern sogar noch ein bedeutender Überschuß gewonnen. Langsam aber sicher nähert sich der Prozentsatz der Katholiken wieder dem Stande von 1866. In absehbarer Zeit wird die durch die neuen Erwerbungen herbeigeführte ungünstigere Position wieder ausgeglichen sein. Nur ein Umstand könnte diese Bewegung aufhalten, derselbe, der auch bisher schon hindernd in die Bewegung eingegriffen hat; das sind die Mischehen. Doch davon später.

Zunächst müssen wir die Veränderungen in der Verteilung der Konfessionen in Preußen noch mehr im einzelnen betrachten. Die Verschiebung der konfessionellen Verhältnisse ist nämlich keineswegs eine gleichmäßige in der ganzen Monarchie; vielmehr sind die einzelnen Bestandteile derselben daran in sehr verschiedenem Grade beteiligt, wie Tabelle III (S. 66 u. 67) zeigt. Wir haben zur Vergleichung das Jahr 1858 aus der ersten Periode herangezogen, so daß wir die Entwicklung in den einzelnen Provinzen und Regierungsbezirken in einem Zeitraume von beinahe 40 Jahren verfolgen können.

Der Anteil der Katholiken ist demnach gestiegen in sämtlichen Provinzen mit Ausnahme Westfalens, der Rheinprovinz und Hohenzollerns. Sehr bedeutend ist die Zunahme: in Pommern auf das Doppelte, in Brandenburg auf mehr als das Dreifache, in Schleswig-Holstein auf das Neunfache des Standes von 1858 bezw. 1864. Besonders interessant ist die Entwicklung in Posen, Westpreußen und Schlesien. In Posen hat sich der Anteil der Katholiken von $^3/_5$ auf $^2/_3$ des Ganzen gehoben, was hauptsächlich auf die außerordentlich starke Zunahme im Regierungsbezirk Posen (6,6 %) zurückzuführen ist, während die Differenz im Regierungsbezirk Bromberg weniger bedeutend ist. In Westpreußen waren 1858 und auch noch 1861 die Protestanten in der Majorität, die Katholiken in der Minorität. Schon 1871 hatte sich das Verhältnis umgekehrt und 1895 bildeten die Katholiken mehr als die Hälfte der Bevölkerung, während der Anteil der Protestanten auf 46,97 % gesunken war. In Schlesien waren ebenfalls 1858 die Protestanten noch in der Majorität, aber der Wechsel ist hier früher eingetreten in der Zeit, die zwischen den Zählungen der Jahre 1858 und 1861 liegt. Seitdem hat sich die Entwicklung in der gleichen Richtung fortgesetzt, so daß 1895 die Katholiken den Pro-

Tabelle III.

Provinzen und Regierungsbezirke.	1858				1871				1895			
	Katholiken.	Protestanten.	Von je 100 Einw. waren kath.	prot.	Katholiken.	Protestanten.	Von je 100 Einw. waren kath.	prot.	Katholiken.	Protestanten.	Von je 100 Einw. waren kath.	prot.
Königsberg [1]	188 639	741 492	20,1	79,1	222 067	843 745	20,6	78,1	254 350	931 669	21,2	77,3
Gumbinnen	9 702	656 261	1,4	97,9	10 940	725 620	1,5	97,7	11 564	780 060	1,4	97,2
I. Prov. Ostpreußen	198 341	1 397 753	12,3	86,9	233 007	1 569 365	12,8	86,1	265 914	1 711 729	13,3	85,3
Danzig	205 961	231 753	45,4	51,0	250 419	258 372	47,7	49,2	296 172	306 229	47,9	49,5
Marienwerder	325 660	333 800	47,7	48,9	391 153	375 176	49,5	47,5	461 959	395 801	52,7	45,2
II. Prov. Westpreußen	531 621	565 553	46,8	49,8	641 572	633 548	48,8	48,2	758 131	702 030	50,7	47,0
III. Stadtkreis Berlin	19 075	421 645	4,2	91 9	51 517	732 351	6,2	88,6	154 970	1 420 833	9,2	84,7
Potsdam	9 479	919 265	1,0	98.4	14 903	981 376	1,5	98,0	80 443	1 551 587	4,9	93,9
Frankfurt	12 651	918 019	1,3	97,9	19 627	1 006 515	1,9	97,3	37 650	1 122 973	3,2	96,0
IV. Prov. Brandenburg	22 130	1 837 284	1,2	98,2	34 530	1 987 891	1,7	97,6	118 093	2 674 560	4,2	94,8
Stettin	4 114	612 817	0,7	98,2	5 744	656 378	0,9	97,8	14 365	760 615	1,8	96,9
Köslin	7 522	487 854	1 5	96,4	9 388	535 048	1,7	97,2	13 496	554 114	2,3	96,4
Stralsund	739	202 137	0,4	99,5	1 726	206 041	0,8	98,9	3 830	210 005	1,8	97,9
V. Prov. Pommern	12 375	1 302 808	0,9	98,1	16 858	1 397 467	1,2	97,6	31 691	1 524 734	2,0	96,9
Posen	608 851	261 287	66,3	28,5	695 793	280 619	68,6	27,6	854 763	292 685	72,9	24,9
Bromberg	271 221	203 306	54,4	40,7	313 698	230 673	55,4	40,6	372 429	267 075	56,8	40,7
VI. Prov. Posen	880 072	464 593	62,1	32,8	1 009 491	511 292	63,7	32,3	1 227 158	559 760	67,1	30,6
Breslau	495 946	737 325	39,7	59,0	573 157	820 208	40,5	58,0	671 033	940 184	41,0	57,4
Liegnitz	145 274	789 603	15,4	83,7	157 365	819 065	16,0	83,3	179 316	879 841	16,8	82,4
Oppeln	952 523	105 098	88,4	9,7	1 165 614	121 068	89,0	9,3	1 534 320	154 604	89,7	9,0
VII. Prov. Schlesien	1 593 743	1 632 026	48,7	49,9	1 896 136	1 760 341	51,1	47,4	2 384 669	1 974 629	54,0	44,7
Magdeburg	17 348	727 501	2,3	97,0	28 621	819 954	3,3	96,0	56 140	1 058 044	5,0	94,2
Merseburg	3 842	800 931	0,5	99 3	7 641	870 111	0,9	99,0	30 241	1 095 775	2,7	97,0
Erfurt	96 275	255 887	27,2	72,3	90 473	276 631	24,5	74,9	101 110	342 518	22,6	76,7
VIII. Prov. Sachsen	117 465	1 784 319	6,1	93,4	126 735	1 966 696	6,0	93,5	187 491	2 496 337	6,9	92,5
IX. Prov. Schlesw.-Holst. [2]	1 953	951 647	0,2	99,2	6 144	984 972	0,6	99,0	24 113	1 254 677	1,9	97,5
Hannover [3]	6 892	342 324	2,0	97,1	14 262	386 105	3,5	95,3	37 202	539 219	6,4	92,2

Provinzen und Regierungsbezirke.	1858 Katholiken.	1858 Protestanten.	1858 Von je 100 Einw. waren kath.	1858 Von je 100 Einw. waren prot.	1871 Katholiken.	1871 Protestanten.	1871 Von je 100 Einw. waren kath.	1871 Von je 100 Einw. waren prot.	1895 Katholiken.	1895 Protestanten.	1895 Von je 100 Einw. waren kath.	1895 Von je 100 Einw. waren prot.
Hildesheim [4]	58 982	331 771	15,0	84,2	61 783	342 740	15,2	84,1	80 075	414 246	16,1	83 2
Lüneburg	1 219	339 978	0,4	99,3	3 533	379 021	0,9	98,7	11 420	432 198	2,6	96,9
Stade	785	283 573	0,3	99,3	2 211	299 208	0,7	98,8	8 746	343 326	2,5	97,1
Osnabrück	144 321	114 765	55,5	44,2	146 783	120 670	54,6	44,9	166 077	144 535	53,2	46.3
Aurich [5]	3 947	179 149	2,1	96,2	5 237	185 967	2,7	95,2	7 872	214 954	3,4	94,3
X. Prov. Hannover	216 146	1 591 560	11,9	87,4	233 809	1 713 711	11,9	87,2	311 392	2 088 478	12,9	86,2
Münster	392 352	40 243	90,0	9,1	391 867	40 475	89,9	9,3	513 923	76 823	86,4	12,9
Minden	185 232	268 226	40,3	58,3	183 096	284 245	38,7	60,0	207 048	372 980	35,3	63,7
Arnsberg	286 154	377 281	42,7	56,3	374 155	481 744	43,2	55,6	657 690	845 284	43.2	55,6
XI. Prov. Westfalen	863 738	685 750	55,1	43,8	949 118	806 464	53,5	45,4	1 378 661	1 295 087	51,0	47,9
Kassel	—	—	—	—	127 158	620 588	16,6	80,9	139 216	690 199	16,4	81.1
Wiesbaden	—	—	—	—	244 578	367 453	38,6	58,0	343 399	528 606	37,9	58.3
XII. Prov. Hessen-Nassau	—	—	—	—	371 736	988 041	26,5	70,6	482 615	1 218 805	27,5	69.4
Koblenz	344 450	164 885	66,4	31,8	359 745	185 811	64,8	33,5	421 885	217 506	64,8	33.4
Düsseldorf	638 348	413 201	60,1	39,0	787 666	525 161	59,3	39,5	1 263 663	897 214	57,7	40,9
Köln	460 495	78 423	84,4	14,4	517 503	86 965	84,4	14,2	742 583	147 342	82.0	16,3
Trier	441 399	76 252	84,4	14,6	493 537	91 744	83,4	15,5	619 228	142 374	80,6	18,5
Aachen	429 232	14 378	96,1	3,2	469 722	17 186	95,7	3,5	562 694	22 791	95,3	3 9
XIII. Prov. Rheinland	2 313 924	747 139	74,7	24,1	2 628 173	906 867	73,6	25,3	3 610 053	1 427 227	70,7	27,9
Sigmaringen	62 132	1 154	96,7	1,8	63 051	1 766	96,0	2,7	62 608	2 562	95,2	3,9

[1] Die Angaben für 1858 sind dem Handbuch der Statistik von A. Frantz (Breslau 1864) S. 166—168 entnommen und für Schleswig-Holstein nach dem Gothaischen Geneal. Taschenbuch ergänzt. Für Hessen-Nassau heutigen Umfanges lassen sich wegen der Gebietsveränderungen zuverlässige Zahlen nicht angeben.

[2] Die Zahlen für Schleswig-Holstein in den vier ersten Spalten beziehen sich auf das Jahr 1864 und schließen nicht das Herzogtum Lauenburg mit ein; erst in den Zahlen für 1895 ist Lauenburg miteinbegriffen.

[3] Die Zahlen für die hannoverschen Regierungsbezirke in den vier ersten Spalten beziehen sich auf das Jahr 1855.

[4] Mit Klausthal und dem hannoverschen Anteil des Kommunionharzes.

[5] Von 1871 an inkl. des Jadegebietes.

testanten bereits um 10 % voraus waren. Weniger groß sind die Fortschritte des katholischen Elementes in Ostpreußen, Sachsen, Hannover und Hessen-Nassau. In Ostpreußen beschränkt sich der Zuwachs auf den Regierungsbezirk Königsberg; in Gumbinnen ist der Prozentsatz der Katholiken stationär geblieben. In der Provinz Sachsen zeigen nur die Regierungsbezirke Magdeburg und Merseburg eine allerdings sehr bedeutende Zunahme des Anteils der Katholiken an der Gesamtbevölkerung (auf das Doppelte bezw. Fünffache), während in Erfurt ihr Prozentsatz beinahe um 5 % zurückgegangen ist. Ebenso ist in der Provinz Hannover gerade dort der Prozentsatz der Katholiken gefallen, wo er im Jahre 1855 am stärksten war, nämlich im Regierungsbezirk Osnabrück von 55,5 % auf 53,2 %; alle andern hannoverschen Regierungsbezirke zeigen eine mehr oder minder beträchtliche Zunahme: Hannover auf das Dreifache, Lüneburg auf das Sechsfache, Stade auf das Achtfache des Standes von 1855.

Das Gegenstück zu den östlichen Provinzen mit ihrer starken Zunahme des katholischen Elementes bilden die beiden großen Westprovinzen Rheinland und Westfalen. In jeder der beiden Provinzen ist der Anteil der Protestanten um ungefähr 4 % gewachsen. In Westfalen nähert sich der Prozentsatz der Protestanten immer mehr der Hälfte und wird sie voraussichtlich in nicht allzu ferner Zeit überschreiten. Das Plus der Katholiken betrug 1895 nur noch 3,1 %. Da von 1871—1895 die Verschiebung in Westfalen 2,5 % betragen hat, so genügen, die Fortdauer der bisherigen Entwicklung vorausgesetzt, weitere 30 Jahre, um die Majorität der Katholiken in Westfalen in eine Minorität zu verwandeln und nach den Ergebnissen der Zählung von 1925 wird daher wahrscheinlich Westfalen zu den überwiegend protestantischen Provinzen gehören.

Da beinahe die Hälfte aller Katholiken Preußens in der Rheinprovinz und in Westfalen ihren Wohnsitz hat, wird es gewiß für viele Leser von Interesse sein, die Entwicklung der konfessionellen Verhältnisse dieser beiden Provinzen noch genauer verfolgen zu können. Wir ergänzen daher die Haupttabelle (III) durch Hinzufügung der Ergebnisse der Konfessionszählungen in den rheinischen und westfälischen Regierungsbezirken für die Jahre 1828 und 1885, so daß wir dann einen Überblick über den größten Teil (2/3) des letzten Jahrhunderts gewinnen (s. Tab. IV, S. 69).

Diese Gegenüberstellung zeigt deutlich, daß die Verluste des Katholizismus im Westen hauptsächlich auf die letzten drei Jahrzehnte fallen.

Tabelle IV.

Provinzen und Regierungsbezirke.	1828				1858				1871				1885				1895			
	Katholiken.	Protestanten.	Von je 100 Einwohnern waren kath.	prot.	Katholiken.	Protestanten.	Von je 100 Einwohnern waren kath.	prot.	Katholiken.	Protestanten.	Von je 100 Einwohnern waren kath.	prot.	Katholiken.	Protestanten.	Von je 100 Einwohnern waren kath.	prot.	Katholiken.	Protestanten.	Von je 100 Einwohnern waren kath.	prot.
Münster . . .	353 477	36 650	90,0	9,3	392 352	40 243	90,0	9,1	391 867	40 475	89.9	9,3	438 312	52 378	88,7	10,8	513 923	76 823	86,4	12,9
Minden . . .	159 548	223 300	41,1	57,6	185 232	268 226	40,3	58,3	183 096	284 245	38,7	60,0	192 982	321 494	37,1	61,7	207 048	372 980	35,3	63,7
Arnsberg . .	198 798	244 652	44,4	54,6	286 154	377 281	42,7	56,3	374 155	481 744	43,2	55,6	514 333	661 997	43,2	55,8	657 690	845 284	43,2	55,6
Prov. Westfalen .	711 823	504 602	57,9	41,1	863 738	685 750	55,1	43,8	949 118	806 464	53,5	45,4	1 145 627	1 035 869	52,0	47,0	1 378 661	1 295 087	51,0	47,9
Koblenz . . .	272 181	132 973	65,8	32,2	344 450	164 885	66,4	31,8	359 745	185 811	64,8	33,5	396 381	209 139	64,3	33,9	421 885	217 506	64,8	33,4
Düsseldorf . .	420 323	264 787	60,7	38,3	638 348	413 201	60,1	39,0	787 666	525 161	59,3	39,5	1 021 395	709 992	58,2	40,5	1 263 663	897 214	57,7	40,9
Köln	326 826	52 096	85,3	13,6	460 495	78 423	84,4	14,4	517 503	86 965	84,4	14,2	626 908	115 058	83,1	15,2	742 583	147 342	82,0	16,3
Trier	322 925	39 [illegible]97	88,1	10,8	441 399	76 252	84,4	14,6	493 537	91 744	83,4	15,5	551 520	116 945	81,7	17,3	619 228	142 374	80,6	18,5
Aachen	336 490	10 187	96,5	2,9	429 232	14 378	96,1	3,2	469 722	17 186	95,7	3,5	519 736	20 264	95,4	3,7	562 694	22 791	95,3	3,9
Prov. Rheinland [1]	1 679 195	499 840	76,2	22,7	2 313 924	747 139	75,7	24,1	2 628 173	906 867	73,6	25,3	3 115 940	1 171 398	71,7	27,0	3 610 053	1 427 227	70,7	27,9

[1] Die Angaben für 1828 sind der Arbeit des Statistikers K. F. Hoffmann, Die Erde und ihre Bewohner (5. Aufl., Stuttgart 1838), diejenigen für 1858 dem Handbuch der Statistik von A. Frantz (Breslau 1864) entnommen.

Freilich ist auch von 1828 bis 1858 in beiden Provinzen ein Rückgang des katholischen und eine Zunahme des protestantischen Elementes zu konstatieren, aber die Verschiebung ist doch bei weitem nicht so groß und so allgemein wie in den letzten 30 Jahren. In Westfalen ist in der ersten Periode eine bedeutende Verschiebung nur im Regierungsbezirk Arnsberg eingetreten. In der Rheinprovinz zeigt auch in dieser Periode der Regierungsbezirk Trier eine bedeutende Mehrzunahme des protestantischen und entsprechende Abnahme des katholischen Elementes (beinahe 4 %), wogegen im Regierungsbezirk Koblenz der Anteil der Katholiken sogar gestiegen ist. Verhältnismäßig am größten sind die Verschiebungen im letzten Jahrzehnt von 1885 bis 1895. In diesem kurzen Zeitraume ist der Anteil der Katholiken in Münster und Minden um 2 %, in Köln und Trier sowie in den beiden Provinzen, als Ganzes genommen, um je 1 % gefallen; nur Koblenz zeigt wieder einen kleinen Zuwachs des katholischen Elementes, und Arnsberg hat sich auf dem Stande von 1885 gehalten. Überblickt man die Entwicklung im ganzen, so ergiebt

sich, daß seit 1828 der Katholizismus nicht nur in den beiden Provinzen, sondern auch in sämtlichen acht Regierungsbezirken zurückgegangen ist. In Westfalen beträgt die Einbuße seit 1828 beinahe 7 %, in der Rheinprovinz beinahe 6 %. Von den Regierungsbezirken haben am meisten Minden und Trier verloren (6 bezw. 8 %). Allen diesen Verlusten steht ein fast ebenso großer Gewinn auf seiten des Protestantismus gegenüber.

(Schluß folgt.)

H. A. Krose S. J.

Die Bewohnbarkeit der Gestirne.

Ob irgend einer der vielen Himmelskörper, die dem Anscheine nach unsern Erdball umkreisen, wirklich bewohnt sei; ob es auf einem der Gestirne dem Menschen ähnliche, also mit Leib und Seele, Vernunft und freiem Willen begabte Geschöpfe gebe, darüber kann uns, einstweilen wenigstens, die beobachtende Himmelskunde keinen Aufschluß geben. Dies zu zeigen bildete den Gegenstand eines früheren Aufsatzes [1].

Wir hätten sogar hinzufügen können, daß es nicht einmal gelungen ist, das Vorhandensein von niedrigen außerirdischen Organismen aus der Tier- oder Pflanzenwelt nachzuweisen.

Bei weitem die größte Zahl unserer heutigen Sternforscher macht hier Halt. Sich in das Reich scheinbar müßiger Mutmaßungen zu verlieren, die bloße Möglichkeit etwaiger Himmelsbewohner, mit andern Worten, die Bewohnbarkeit einzelner Weltkörper zu erörtern, das halten die einen einfachhin unter ihrer Würde, andere erklären offen, zur Lösung dieser Frage fehle ihnen jeder Rechtstitel.

Die große Menge derer, die mit berechtigter Neugierde die Ergebnisse der Himmelskunde verfolgen, ist allerdings mit diesem ablehnenden Verhalten der Astronomen nicht einverstanden. Wer immer für weitere Kreise über Sternkunde reden oder schreiben will, sieht sich bald in die Notwendigkeit versetzt, mag er wollen oder nicht, auch zu dieser Frage Stellung zu nehmen. Die Art und Weise, wie dies geschieht oder auch im Laufe der einzelnen Forschungsperioden geschehen ist, zeigt eine ziemliche Verschiedenheit.

Während einige wenige den streng wissenschaftlichen Standpunkt festhalten und an der Hand gesicherter Forschungsergebnisse in logisch gegliederten Schluß-

---

[1] Die Bewohner der Gestirne. Vgl. diese Zeitschrift Bd. LVIII, S. 141 ff.

folgerungen die Bewohnbarkeit einzelner Himmelskörper nachzuweisen oder auch zu widerlegen suchen, machen andere umgekehrt von der weitesten „poetischen Lizenz“ Gebrauch, indem sie einfachhin nach Laune und Gutdünken, unbekümmert um die Gesetze der Natur, jedem Himmelskörper, jedem Sterne, ja sogar den luftigen Gebilden der Kometen und Nebelflecken ihre Bewohner, ja ihr eigenes Pflanzen- und Tierreich zuteilen. Selbst die Gluten der Sonne und der Milliarden von sonnengleichen Fixsternen mit ihren fabelhaften Temperaturen sind ihnen kein Hindernis, dort ihren solicolae (Sonnenbewohnern) ein angenehmes Heim zu bereiten [1]. — Erinnert man diese Leute daran, wie es den uns bekannten physischen Gesetzen zufolge ein Ding der Unmöglichkeit sei, daß ein aus verschiedenen Elementen zusammengesetzter Organismus der zersetzenden Kraft jener Glühhitze Widerstand leiste, so berufen sie sich einfach auf die Allmacht des Schöpfers, dem kein Ding unmöglich, der selbst solcher Organismen nicht bedarf, und falls es nicht anders ginge, selbst reinen Geistern dort ihren Wohnsitz anweisen könnte.

Was kümmern sich diese Leute darum, ob ihnen der Sternforscher nachweist, daß es auf dem Monde weder Luft noch Wasser giebt, daß die eine Hälfte eines Planeten (etwa Merkurs) in stete Nacht gehüllt ist, während die andere den sengenden Strahlen der entsetzlich nahen Sonne ausgesetzt bleibt; daß ein Wandelstern (wie Neptun) in eisiger Ferne vom wärmespendenden Zentrum herumirrt, während ein unvorsichtiger Komet gleich dem lichtsuchenden Nachtfalter sich in der Glutatmosphäre der Sonne die Flügel verbrennt! Ihr macht es den Fischen gleich, könnten sie mit Flammarion [2] erwidern, die auf dem Grunde des Meeres darüber philosophieren, wie unmöglich oder doch wie entsetzlich das Leben außerhalb des nassen Elementes sein müsse. Werfet einmal die Sonde zwei bis drei Kilometer tief in die Wasser des Ozeans, welche Wunder von Lebewesen vermag sie nicht aus diesen Tiefen ans Licht zu ziehen! Wie zart ist ihre Gliederung, wie vollkommen ihre Gestaltung, so daß man sie den

---

[1] Als ein Beispiel dieser Art sei hier eine uns vorliegende italienische Schrift erwähnt, deren Titel uns bereits hinreichend über den Gedankengang des Verfassers aufklärt. Jener lautet: Popolazione di tutti gli astri, si opachi che luminosi, loro organizzazione di elementi corporei semplici e mirabilissimi moti degli uni e degli altri, il tutto opera della divina sapienza. Opuscolo dell' Ab. Giuseppe Serrano Spagnuolo, Professor Publ. di Fisica nel Ginnasio Liceo di Lugo. Das in vorstehender Form 264 Duodezseiten umfassende Werk erschien zuerst im Jahre 1797 in poetischem Gewande unter dem Titel Planeticoli (Planetenbewohner) in drei Gesängen (canti tre) und erlebte als solches 1805 sogar eine zweite Auflage. — Für die oben genannte (dritte) Ausgabe, welche im Jahre 1813 in Lugo erschien, hielt es der Verfasser für geratener, den dichterischen Mantel abzulegen und mit geziemendem Ernste (colla serietà dovuta) dem Leser die „Beweise vorzuführen, die nach seinem Dafürhalten eine allgemeine Bevölkerung sämtlicher Himmelskörper, seien es nun Planeten oder Kometen, Sonnen oder Fixsterne“, darthun sollten.

[2] „Eh bien! Ces raisonnements de savants sont des raisonnements de poissons“ ... L'Astronomie. Revue d'Astronomie populaire, Année 1892, p. 245.

feinsten das Luftmeer durchsegelnden Insekten an die Seite stellen könnte, und doch finden sie sich in diesen Tiefen unter dem ungeheuern Drucke der sie belastenden Wassermassen in vollkommenem Gleichgewicht, liefern selbst das künstliche Licht, welches ihr Leben aufheitert und mit einem gewissen Zauber zu umgeben scheint!

Es läßt sich in der That nicht leugnen, daß schon hier auf unserer im Verhältnis zum Weltall winzigen Erde das Leben in seinen verschiedenen Formen und Abstufungen, in seinem Anschmiegungsvermögen an die scheinbar widersprechendsten Verhältnisse eine Mannigfaltigkeit zeigt, die geradezu unser Staunen erregt und gewiß geeignet ist, uns die Größe des Schöpfers in beredter Sprache zu verkünden. Während der Adler in stolzem Fluge die Gipfel der höchsten Berge umkreist, dort oben in schwindelnder Höhe mit sichtbarer Lust seine Fittiche schwingt, tummeln in wildem Spiele mit nicht weniger Wohlbehagen die Ungetüme des Meeres sich in den Tiefen des uns schauerlichen Elementes; während die trillernde Lerche lobsingend gen Himmel steigt, vergräbt sich der scheue Uhu in den finstern Schmollwinkel eines unheimlichen Turmverließes; während der Tausendfuß in munterer, rhythmischer Abwechslung seine Gehwerkzeuge in Bewegung setzt, sehen wir die Schlange ohne jegliche Spur ähnlicher Hilfsmittel pfeilschnell dahingleiten. Dasselbe Element, welches *einem* Leben ein unfehlbares jähes Ende bereitet, ist für ein anderes das unentbehrliche Lebensmittel.

Betrachten wir den Menschen allein. Welch ein Unterschied zwischen dem trägen Neger Afrikas, der sich in aller Gemütsruhe in brennender Sonnenglut zur Ruhe legt, während sein Bruder, der pelzumhüllte Eskimo, unter Eis und Schnee seine Wohnstätte aufschlägt! Welch ein Unterschied zwischen dem auf seinen Adel stolzen Europäer, dem Träger von Bildung und Kultur, und dem stumpfsinnigen Bewohner des Urwaldes, der sich kaum vom vernunftlosen Tiere unterscheidet! Welch ein Unterschied zwischen dem hilflosen Säugling, dem kräftigen Manne, dem altersschwachen Greise! Vergleichen wir die Erdbewohner von heute mit jenen vergangener Jahrtausende, vergleichen wir die Verkehrsmittel unserer Tage mit denen jener Zeiten: welcher Unterschied, welche Mannigfaltigkeit, welche Verschiedenheit! — Machet einem römischen Imperator den Vorschlag, es ihm ermöglichen zu wollen, von der Höhe des Kapitols aus seine Legionen zu befehligen, sie in wenigen Tagen bald an diesem bald an jenem „Ende der Welt" zu versammeln, mit ihnen und ihren Führern in steter Verbindung zu bleiben, Tag für Tag über deren Vordringen, deren Siege und Eroberungen genau unterrichtet zu sein, und zwar all dies, ohne daß er das Kapitol zu verlassen habe — er wird ungläubig den Kopf schütteln: solche „Dinge der Unmöglichkeit" wird er von niemand erwarten. Und dennoch, was damals unmöglich schien, heute ist es nicht nur möglich, sondern Thatsache geworden. Und doch handelt es sich bei all dem nur um *menschlichen* Fortschritt, um *menschliche* Erfindungen, um *menschliche* Ausnutzung früher verborgener oder ungekannter Naturkräfte. Welch staunenerregende Umwälzungen würden wir erst erleben, wollte ein allwissender und allmächtiger Weltenbeherrscher durch unmittelbares Eingreifen seine Hand bieten!

Damit glauben wir den Standpunkt jener hinreichend bezeichnet zu haben, welche ohne jede Beschränkung der Bewohnbarkeit sämtlicher Sternenwelten das Wort reden. Offenbar tritt hier der Sternforscher als solcher vollständig in den Hintergrund.

Haben dennoch Astronomen die Frage weiter verfolgt, so waren sie sich dabei zugleich wohl bewußt, daß sie damit den engeren Kreis ihrer Spezialforschung verließen und ein Gebiet betraten, auf dem große Meinungsverschiedenheiten nicht nur möglich, sondern, man möchte fast sagen, an der Tagesordnung sind. Sie folgten dabei jenem ahnungsvollen Drange des menschlichen Geistes, in den harmonischen Bewegungsgesetzen der fernen Welten etwas mehr zu sehen und zu erkennen als die bloße Abwicklung eines mechanischen Bewegungsgesetzes. Während die Astrologen alter Zeiten bis tief ins Mittelalter hinein in dem Sternenhimmel ein großes, dem Menschen zur Enträtselung aufgeschlagenes Schicksalsbuch erblickten, während die Weisen der Vorzeit das Ohr ihres Geistes mit der himmlischen Musik, der Harmonie der Sphären, berauschten, suchten andere menschliches Empfinden, menschliches Denken und Trachten auf die Sternenwelten zu verpflanzen. Daß dabei Einbildungskraft und Vorurteile neben ernster Forschung und Wahrheitsliebe sich geltend machten, wer wollte sich darüber wundern?

Der dichterische Gedanke von der Belebtheit der Sterne schien vor allem neue Nahrung zu gewinnen mit der Einführung des kopernikanischen Weltsystems, mit der Erkenntnis der Nebensächlichkeit unseres irdischen Planeten inmitten des Sonnensystems, mit der Entdeckung der unermeßlichen Ausdehnung und Größe des Weltalls, in dem unser Wohnort, die Erde, zum winzigen, dem Auge des Forschers geradezu entschwindenden Pünktchen zusammenschrumpft.

Jetzt schien die Zeit gekommen, der bis dahin so unfaßbaren, vielgestaltigen, oft bis zur Unkenntlichkeit entstellten Frage ein bestimmteres wissenschaftliches Gepräge zu geben.

Kopernikus, Kepler und Newton, die drei großen Begründer der neuen Weltanschauung, nehmen freilich wenig Anteil an der neuen Bewegung. Der ernste Domherr von Frauenburg hielt es für das beste und klügste, die Frage von der Bewohnbarkeit der Himmelskörper gar nicht zu berühren. Ihm genügte es, der Erde ihren richtigen Platz im Chore der Wandelsterne angewiesen zu haben. — Kepler, der geistvolle Sohn des dichterreichen Schwabenlandes, mochte wohl von frühester Jugend an den Träumen älterer Forscher mit Vorliebe nachgegangen sein, doch findet sich die Frage in seinen zahlreichen Schriften kaum erwähnt und sein sogenannter „Traum vom Monde" verfolgt ganz andere Ziele als den Nachweis der Bewohntheit dieses Erdbegleiters. — Newton sah sich gleich Kepler vor die Frage gestellt, was denn nun eigentlich die Planeten nötige, in so bestimmten Bahnen, nach so bestimmten Gesetzen um die Sonne zu kreisen. Bekanntlich hatten die Lehrer des Mittelalters zur Erklärung der verwickelten Himmelsbewegungen (nach dem Vorgange eines Aristoteles) zu lenkenden Schutzgeistern ihre Zuflucht genommen (auch eine Belebtheit der Sternenwelt!). Kepler, weit entfernt, über diese Ansicht der Vorzeit den Stab zu

brechen, glaubt, nachdem er alle Voraussetzungen und Erklärungen vergeblich versucht, schließlich in einem derartigen, von der Feder eines Thomas von Aquin, dem Gesange eines Dante und dem Pinsel eines Raffael[1] verherrlichten praesidium mentale noch die beste Erklärungsweise zu finden[2]. — Newton stellt sich ausdrücklich die Frage, worin denn nun eigentlich das Wesen der von ihm entdeckten Schwerkraft bestehe. Er weiß es uns nicht zu sagen; mit einem einfachen hypotheses non fingo („auf Mutmaßungen lasse ich mich nicht ein") streicht er vor diesem, bis heute noch der Lösung harrenden Probleme die Segel. Es genügt ihm Gottes vorsehende Allmacht: „Er regiert alles, nicht etwa nach Art einer Weltseele, sondern als der Herr des Weltalls. Er, der Ewige, der Unendliche, der Inbegriff aller Vollkommenheit. . . . Er, der Schöpfer der Welten, ist allgegenwärtig nicht bloß der Thätigkeit, sondern dem Wesen nach. . . . Ihn erkennen wir aus seinen Eigenschaften und Beziehungen zur Schöpfung, aus der weisen und wohlgeordneten Einrichtung, aus dem Zwecke und den Zielen der Geschöpfe. Ihn ehren wir deshalb als unsern Herrn."[3]

Wahrlich wohl zu beherzigende Worte für diejenigen, welche mit Verkennung eines allmächtigen Schöpfers, mit Verkennung ihres wahren Zieles und Endes in der Idee von der Mehrheit bewohnter Welten und der sich daran knüpfenden Ahnungen sympathischer Geister ein Heilmittel für ihre vom Zweifel und Unglauben zerrissenen Gemüter zu finden vermeinen! Solchen Gottvergessenen gilt das warnende Wort des Dichters (Weber):

„Er hat sein heiliges Buch entrollt,
Geschrieben mit Blumen und Sternengold;
Begreife des Geistes Weben darin.
Doch stumpf ist dein Auge, dumpf ist dein Sinn,
Und du schläfst."

Ja selbst menschliche Leidenschaftlichkeit hat sich der Frage von der Bewohnbarkeit und Bewohntheit der Gestirne bemächtigt. Während die einen in der Verteidigung dieser Lehre einen neuen Stützpunkt zur Verbreitung darwinistisch-pantheistischer Ideen erblickten, glaubten andere mit Begründung derselben ein neues Bollwerk gegen die Lehren der katholischen Kirche zu gewinnen. Doch sieh da, wie sich diese guten Herren getäuscht sahen! Namhafte katholische Gelehrte unserer Tage, Geistliche und kirchliche Würdenträger, Professoren der Naturwissenschaft wie Gottesgelehrtheit, selbst Jesuiten und jesuitenverwandte

---

[1] Den Kuppelschmuck der Kapelle der Fürsten Chigi in S. Maria del Popolo zu Rom bilden prächtige, nach Raffaels Entwurf ausgeführte Mosaikbilder, welche uns den Schöpfer darstellen, wie er den einzelnen Wandelsternen ihren Lauf anweist. Jedem derselben ist sein lenkender Schutzgeist beigegeben.

[2] Ausführlicher verbreitet sich Kepler über die Frage in seiner Epitome Astronomiae. Außerdem in der Optica, in der Responsio ad Roeslinum, im Tertius interveniens, in der Harmonia, in seinem Buche über den Planeten Mars u. s. w. Vgl. *Frisch*, Op. omnia Kepleri VIII, 1007 sq.

[3] Philosophiae naturalis principia mathematica. Scholion generale.

Ordensleute nehmen in aller Seelenruhe die Frage auf, scheuen sich nicht, sie nach allen Seiten hin zu erörtern und dabei den jedesmaligen Ergebnissen der Himmelsforschung, ja der Naturwissenschaften überhaupt volle Rechnung zu tragen. Wie wäre es auch anders möglich? Eine Wahrheit kann mit einer andern Wahrheit nie in Widerspruch geraten. Natur und Offenbarung, Wissen und Glauben können wohl einander ergänzen und unterstützen; ein wirklicher Widerspruch zwischen beiden ist von vornherein ausgeschlossen, wie es ausgeschlossen bleibt, daß Gott, der Urheber beider, der Allweise und Allwissende, der Allmächtige und Allgütige, mit sich selber in Widerspruch gerate.

In dieser Hinsicht hat Professor Pohle in Breslau der guten Sache einen wirklichen Dienst erwiesen, indem er die Frage der Sternenwelten und ihrer Bewohner einer eingehenden Erwägung unterzog[1]. Was immer der Astronom wie der Naturforscher, der Philosoph wie der Theologe, jeder von seinem Standpunkt aus, für oder gegen die Bewohnbarkeit der Himmelskörper anzuführen pflegen, ist hier mit gründlicher Gelehrsamkeit zusammengetragen und besprochen. „Dogmatische Bedenken," bemerkt der Verfasser, „wie sie in der Vergangenheit hin und wieder wirklich aufgetaucht sind, haben ihren bedenklichen Anstrich inzwischen insoweit verloren, als sie vom Mittelpunkte der christlichen Weltanschauung aus ihre einspruchsfreie Lösung erfuhren. Es braucht deshalb niemand zu fürchten, daß sich aus Anlaß dieser Frage in der Gegenwart oder auch jemals in der Zukunft jenes Schauspiel in der Kirche erneuern werde, welches wir im Zeitalter Galileis zwar aufrichtig beklagen, aber aus triftigen Gründen entschuldigen müssen."[2] Um indes auch nicht dem geringsten Zweifel, der lindesten Ängstlichkeit einen Raum zu lassen, hat Pohle in einem eigenen Kapitel auch die dogmatische Seite unseres Problems, soweit es zweckdienlich erschien, berührt und, wie uns scheinen will, nicht ohne Geschick zur Beruhigung ängstlicher Gemüter des weiteren auseinandergesetzt.

Pohle giebt sich nun allerdings nicht mit einer bloßen Möglichkeit von Himmelsbewohnern zufrieden. Ihm sind die Himmelskörper nicht bloß bewohnbar, sondern auch in der That bewohnt, wenigstens giebt er sich alle Mühe, die hohe Wahrscheinlichkeit dieser seiner Ansicht mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln darzuthun. Zwar legt er sich hierbei weise Mäßigung und Beschränkung auf; allein schon diese Beschränkung selbst dürfte bei größerer Begeisterung für die Belebung des Weltalls auf Einwürfe stoßen. Ihm sind weder alle Welten gegenwärtig bewohnt, noch sind die bewohnbaren stets bewohnt gewesen. „Gleichwie unsere Erde," heißt es, „räumlich genommen, manche Zonen und Strecken aufweist, wo die übermäßige Hitze und Trockenheit der Sandwüsten oder die durchdringende, tödliche Kälte der Eisfelder dem Gedeihen frischen Lebens

---

[1] Die Sternenwelten und ihre Bewohner. Von Dr. Joseph Pohle, o. ö. Professor an der Universität zu Breslau. Zweite, gänzlich umgearbeitete und vermehrte Auflage. Mit 5 farbigen Tafeln und 53 Abbildungen. Köln, Bachem, 1899.

[2] A. a. O. S. 27; vgl. dazu unsere Schrift „Nikolaus Copernicus, der Altmeister der neueren Astronomie" (Freiburg, Herder, 1898) S. 121—146.

ein unbarmherziges Ende bereitet, so wird es auch am Himmel sonder Zweifel manche Strecken geben, wo der Glühzustand der Sternsubstanz oder die Totenstarre der erkalteten Weltkörper den herrlichen Lebensschmuck entweder noch nicht aufkommen ließ oder bereits wieder von sich abgeschüttelt hat." [1]

Flammarion, seines Zeichens sogar ein Astronom, und zwar nicht etwa einer aus der dunkeln Zeit des Mittelalters, sondern ein noch lebendig unter uns wandelnder, würde demgegenüber wahrscheinlich wieder an seine Fabel vom Fische erinnern. Er findet ein solches Argumentieren zwar entschuldbar, aber keineswegs gerechtfertigt. „Wir haben", schreibt er, „die zum Leben erforderlichen Bedingungen eben nur hier auf Erden kennen gelernt und können uns daher von den Lebensbedingungen auf andern Weltkörpern keine Vorstellung machen. . . . Die hier gemachten Beobachtungen führen uns zu dem (übereilten) Schlusse, daß zum Leben eine der Lufthülle unseres Planeten ähnliche Atmosphäre notwendig sei, daß ohne Wasser das Leben nicht bestehen könne, daß zu dessen Fristung noch vieles andere unentbehrlich sei. Wie uns scheint, darf die Hitze gewisse Grade nicht übersteigen, darf die Kälte nicht unerträglich sein, die Lebensstoffe müssen zwischen allzu großer Dichte und allzu großer Verflüchtigung die rechte Mitte halten, die Jahreszeiten dürfen weder zu lang noch zu kurz sein, mit einem Worte: wir verlangen Lebensbedingungen, wie wir sie hier auf Erden gewohnt sind. Vermissen wir z. B. auf einem Himmelskörper auch nur das uns so notwendige Element des Sauerstoffes, so werden wir ihn sofort als unbewohnbar erklären aus dem einfachen Grunde, weil in demselben Augenblick, wo der Sauerstoff aus unserer Atmosphäre ausgeschieden würde, allen Menschenleben mit einem Schlage ein jähes Ende bereitet würde! . . . Raisonnements de poissons!" [2]

Woher mag es doch wohl kommen, daß der sonst gewiß nicht leichtgläubige Sternforscher hier auf einmal so weitherzig in seinen Zugeständnissen an die Lebensfähigkeit, ja Lebenszähigkeit der Sternbewohner wird? Augenscheinlich aus dem einfachen Grunde, weil sonst die Wahrscheinlichkeit seiner Behauptungen von der Vielheit der Welten auf ein gar zu kärgliches Maß herabsinken würde. Denn wohin wir auch unsern Blick im Weltall richten mögen, fast überall stellen sich große, geradezu unüberwindliche Schwierigkeiten der Kolonisation durch Erdbewohner entgegen. Die noch nicht zu festen Weltkörpern verdichteten Nebelflecken, die Kometen, die bereits erkalteten, regungslos erstarrten Monde unseres eigenen Sonnensystems, vor allem aber die Sonne selbst und alle sonnenähnlichen Gebilde, wozu man das ganze unzählbare und unabsehbare Heer der Millionen und Milliarden von Fixsternen zu rechnen hat — alle diese Himmelskörper wären nicht im stande, einem menschenähnlichen Geschöpfe eine Heimat zu bieten! Wahrlich eine erdrückende Majorität, vor der die Minderzahl der noch übrigbleibenden bewohnbaren Himmelskörper geradezu als zu vernachlässigende Größe erscheinen muß.

---

[1] Pohle a. a. O. S. 27.

[2] L'Astronomie 1892, p. 244. 245.

Und welches sind nun diese übrig bleibenden bewohnbaren, vielleicht bewohnten Gestirne? Etwa die Planeten unseres eigenen Sonnensystems? Wie schauerlich müßte das Leben auf einem Uranus oder Neptun sein, wo die lebenspendende Sonne ihre Licht- und Wärmestrahlen so stiefmütterlich hinspendet! Etwa Jupiter und Saturn, diese Riesenbrüder unserer Erde, herrlich und gewaltig anzuschauen mit ihrem stattlichen Heere von Trabanten? Aber die Astronomen sagen uns, sie seien noch nicht reif zur Aufnahme von Erdenpilgern; diese könnten Gefahr laufen, in dem noch nicht gefestigten, vielleicht halb feuerflüssigen Schlamme ihrer Oberfläche zu versinken. Etwa Venus oder Merkur? Aber sie sollen ja der Sonne stets dasselbe Gesicht zukehren, also (wie oben bereits angedeutet wurde) auf der einen, dem Tagesgestirn abgewandten Seite in ewige Nacht gehüllt sein, während die andere unter einer ewig kulminierenden Sonne schmachtet [1].

Und nun erst der Mond, diese nächste Nachbarwelt? Welche Grabesruhe schaut nicht aus seinen im Tode erstarrten Zügen! An seine Bewohnbarkeit glaubt fast niemand mehr. Da bliebe also fast der einzige Mars übrig, der Kriegsgott aller Himmelsbevölkerer. Nun dieses unsern „Mond an Größe wenig übertreffende Inselchen in dem Ozean der Welten" wollen wir wenigstens selbst für einen an festen Erdboden gewohnten homo sapiens nicht für unbewohnbar ausgeben, obschon, wie aus unserem ersten Aufsatze hervorging, auch hier noch manches Häkchen zu beseitigen wäre [2].

Wenn die Dinge so liegen, darf man sich wahrlich nicht wundern, wenn Flammarion, „der Apostel der Vielheit der Welten" [3], uns so ungemein weitherzige Zugeständnisse machte.

---

[1] Betreffs des Planeten Venus ist zwar die Frage ihrer Achsendrehung noch nicht zum Abschlusse gekommen, wie der Schreiber dieser Zeilen noch unlängst in einer der päpstlichen Akademie der Wissenschaften vorgelegten Denkschrift ausführlich dargelegt hat (Studi sul moto rotatorio del Pianeta Venere. Memoria del P. Adolfo Müller S. J. — Memorie della Pontificia Accademia dei Nuovi Lincei XVI [Roma 1899]. Eine deutsche Ausgabe derselben ist als Sonderabdruck aus „Natur und Offenbarung" Bd. 45 bei Aschendorff in Münster erschienen). — Wenn also die Fragen über diese Vorbedingungen einer Bewohnbarkeit noch der Lösung harren, um wieviel mehr die der Bewohnbarkeit selbst.

[2] Um nur einiges anzudeuten: so wäre z. B. die Dichte der Körper auf dem Mars eine geringere als die hier auf Erden, die Schwere eine viel kleinere, die Luft eine viel feinere, der Luftdruck nicht einmal die Hälfte des irdischen, Wasser hätte schon mit einigen 40° seinen Siedepunkt erreicht u. s. w. Alles dies würde bei etwaigen Marsbewohnern ganz eigene organische Einrichtungen voraussetzen.

[3] Flammarion gefällt sich selbst in diesem Titel und rühmt sich nicht selten seiner besondern Mission. „Pour nous, dont les débuts, en notre adolescence, dans la carrière scientifique et littéraire, ont été précisément la défense de la doctrine de la Pluralité des Mondes, et qui avons consacré notre vie entière à montrer que le but de l'Astronomie ne s'arrête pas à la mécanique céleste, mais doit s'élever jusqu'à la connaissance des conditions de la vie, actuelle, passée ou future, dans l'immense Univers" (*Flammarion*, La planète Mars

Entschließen wir uns aber einmal zu derartigen Zugeständnissen, so gewinnt die Frage von der Bewohnbarkeit der Himmelskörper eine derartige Dehnbarkeit, daß sie sich kaum mehr zu einer ernsten Behandlung zu eignen scheint. Die Grenzen der Lebensbedingungen wird jeder nach Neigung, Geschmack, Nebenabsicht, Vorurteilen, Parteigeist (und wie die Mithelfer alle heißen mögen) von der Erde, oder besser noch von den wohnlichen Gegenden der Erde angefangen, hinausschieben bis ins Endlose.

Da darf es uns nicht wundernehmen, wenn ernste Forscher, wie z. B. Kardinal Nikolaus von Cusa und Wilh. Herschel, sogar ihre Sonnentheorien so zu gestalten suchen, um selbst diese glühenden Mittelpunkte fraglicher Weltsysteme noch zum gastlichen Heim von Bewohnern zu gestalten [1].

Wer vor einem so gewagten Schritte zurückschreckt, der mag sich nach dem Vorgange anderer die Millionen von Fixsternen von Milliarden von dunkeln und unsichtbaren, dicht bevölkerten Wandelsternen umkreist vorstellen. Hier mögen wir, wie der tüchtige amerikanische Astronom Simon Newcomb richtig bemerkt, unserer Einbildungskraft freien Lauf lassen, ohne daß wir dabei einen Strauß mit der Wissenschaft der Sternkunde zu gewärtigen haben. Sie ist weder für noch gegen uns [2].

So verstehen wir es, wie selbst unter Fachleuten, d. h. unter solchen, die sich mit ernsten naturwissenschaftlichen Forschungen abgeben, in Bezug auf die Mehrheit bewohnter Welten durchaus entgegengesetzte Ansichten ihre Vertreter finden. So sah man z. B. vor nicht gar so langer Zeit in England noch zwei um die Wissenschaft verdiente Männer in einen Streit über unsere Frage verwickelt. Sir David Brewster [3] vertrat die Größe und Schönheit des Gedankens von

---

Paris 1892] 502). Welcher Geistesrichtung der französische Astronom bei der Erörterung unserer Frage folgt, das mag der vorsichtige Leser aus seiner Bewunderung eines Giordano Bruno, jenes „sympathischen Märtyrers der Wissenschaft" (?), entnehmen, aus seinen gelegentlichen Ausfällen gegen die Heilige Schrift, aus seinen versteckten und offenen Angriffen auf die katholische Religion, vor allem aber aus seinem all diese Ideen wiederspiegelnden Romane Uranie, worin der Jugend in einem Gemisch von pantheistisch-darwinistischen Ideen, gewürzt mit den gewöhnlichen Reizmitteln emanzipierter Romanschreiber in Wort und Bild, neue Schlingen gelegt wurden; und dies alles unter dem glänzenden, sternbesäten Mantel der Wissenschaft der Himmelskunde!

[1] Nach Wilh. Herschel (gest. 1822) wäre die Sonne ein dunkler, bewohnbarer Körper, umgeben von einer dichten, zusammenhängenden Wolkenschicht, um die erst die glänzende, leuchtende Photosphärenschicht gelagert sein soll. Die Wolken schützen die dunkle Oberfläche vor der Glut der Strahlen. Gelegentliche kleine Unterbrechungen zeigen uns teilweise die dunkle Oberfläche in den sogen. Sonnenflecken. Wir brauchen wohl nicht hinzuzufügen, daß heutzutage kein Astronom mehr eine solche Erklärung zuläßt.

[2] „Here we may give free rein to our imagination, with the moral certainty that science will supply nothing tending either to prove or to disprove any of its fancies." — *Newcomb*, Popular Astronomy (New York 1878) p. 519.

[3] More worlds than one. London 1855—1858.

der Mehrheit bewohnter Welten, während Dr. William Whewell[1], der bekannte Geschichtschreiber der Naturwissenschaften, es versuchte, aus den astronomischen Forschungen die Unwahrscheinlichkeit, ja die Unmöglichkeit derselben „mit großem Aufwand von Scharfsinn" (wie Professor Förster bemerkt) zu beweisen.

Unter den eigentlichen Astronomen dürfte der berühmte Niederländer Christian Huygens so ziemlich der erste gewesen sein, der die Frage von der Bewohnbarkeit der Himmelskörper einer besondern Schrift für wert hielt. Der Titel des Buches: „Kosmotheoros[2] (Weltbeschauer) oder Vermutungen über die Welten des Himmels und ihre Ausstattung", sagt übrigens schon genugsam, welchen Grad von Wahrscheinlichkeit der Verfasser selbst seiner Arbeit beilegt.

Zwar besitzen wir aus Keplers Feder eine ähnliche Schrift, den schon erwähnten „Traum vom Mond"[3], in welcher der große Astronom ausdrücklich von Mondbewohnern redet. Dabei ist aber wohl zu beachten, daß Kepler in dieser von Jugend an ihn beschäftigenden Abhandlung ganz andere Ziele verfolgte, als eigentlichen Mondbewohnern das Wort zu reden. Er wollte vor allem zeigen, wie des Kopernikus Weltansicht sich folgerichtig durchführen ließ, indem sie dem Theoretiker gestattete, im Geiste seinen Standpunkt auf einen beliebigen Himmelskörper zu versetzen (also z. B. auf den Mond), und sich hierbei von allen scheinbaren Bewegungen der übrigen Glieder des Sonnensystems Rechenschaft zu geben. Dies ist der wissenschaftliche Teil der Schrift. Dann aber verrät uns der Verfasser selbst noch eine weitere Absicht, die er bei der Abfassung derselben verfolgte. Hören wir ihn selber: „Campanella (sagt er) hat das Reich der Sonne beschrieben; warum sollte ich nicht das des Mondes schildern? Ist es nicht ein feiner Kunstgriff, um die barbarischen Sitten unserer Zeit geißeln zu können, sich der größeren Sicherheit halber auf den Mond zurückzuziehen? Ob die Vorsicht übrigens helfen wird? . . . Vielleicht, wenn wir das Pech der Politik aus dem Spiel lassen und uns nur auf den grünen Auen philosophischer Betrachtungen ergehen."[4]

Auch mögen wir den Umstand wohl der Beachtung wert halten, daß sowohl Huygens' wie Keplers Buch erst nach dem Tode der Verfasser das Licht

---

[1] Of the plurality of worlds, an essay. London 1853—1859.

[2] *Christiani Hugenii ΚΟΣΜΟΘΕΩΡΟΣ*, sive de terris coelestibus earumque ornatu coniecturae. Hagae Comitum 1699. — „Cosmotheoros oder weltbetrachtende Muthmaßungen von denen himmlischen Erdkugeln", sagt eine 1703 in Leipzig erschienene Übersetzung.

[3] *Ioh. Kepleri* mathematici olim imperatorii Somnium seu opus posthumum de Astronomia lunari. Divulgatum a M. Ludovico Kepplero filio medicinae candidato. Cf. *Frisch*, Op. omnia Kepleri VIII.

[4] „Scripsit Campanella civitatem Solis, quid si nos Lunae? Anne egregium facinus, cyclopicos huius temporis mores vivis coloribus depingere, sed cautionis causa terris cum tali scriptione excedere inque Lunam secedere? Quamquam quid tergiversari iuvabit? . . . Missam igitur penitus faciamus picem hanc politicam nosque in amoenis philosophiae viretis plane contineamus."

der Öffentlichkeit erblickten. — Auf einen ähnlichen Umstand möchte ich bei dieser Gelegenheit rücksichtlich einer mit Bezug auf die uns beschäftigende Frage oft angeführten Schrift unseres Lehrers und Vorgängers P. Angelo Secchi aufmerksam machen. Es wurden nämlich nach dem Tode des berühmten Sternforschers einige Reden veröffentlicht, die er am 6. März 1876 und am 7. Mai 1877 zu Rom in der Accademia Tiberina vor einer sehr gemischten Zuhörerschaft gehalten hatte. Der Redner handelte von der Größe der Schöpfung[1] und berührte bei dieser Gelegenheit, mehr als er es sonst zu thun pflegte, auch die Frage von der Belebtheit der übrigen Welten. Er sagte unter anderem: „Die Schöpfung, welche der Astronom betrachtet, ist nicht etwa eine bloße Masse glühenden Stoffes, sie ist vielmehr ein wunderbarer Organismus, in welchem, wo die Glut erlischt, das Leben anfängt. Zwar ist dies dem Fernrohr nicht zugänglich; nichtsdestoweniger können wir aus der Ähnlichkeit unseres Erdballs auf dessen Vorhandensein auf den übrigen schließen.“ [2]

Übrigens beeilt sich Secchi selbst, diesen Worten, die, in sich betrachtet, etwas zuviel zu sagen scheinen, eine weise Beschränkung beizugeben, indem er fortfährt: „Es wäre übrigens eine kurzsichtige Auffassung, zu verlangen, daß die ganze Welt nach dem Muster unseres kleinen Planeten eingerichtet sei. Da unser winziges System schon eine so große Mannigfaltigkeit aufweist, wäre es ebenso unweise, behaupten zu wollen, jedes Gestirn müsse gleich dem unsern bewohnt sein, wie es unvernünftig wäre, jegliches Leben auf dunkle Sternbegleiter einschränken zu wollen. Es sollte uns gar nicht wundern, wenn unter so vielen Millionen von Welten es auch eine ganz bedeutende Anzahl von solchen gäbe, die jeden Lebens bar wären. Übertreffen doch schon hier auf unserer Erde die unbewohnbaren Flächenstriche die bewohnbaren. Dabei erleidet weder die Größe der Schöpfung noch die Würde des vom Schöpfer beabsichtigten Zweckes irgend welchen Abbruch.“

„Eine Fülle Lebens“, so fährt er fort, „findet sich im Weltall; zum Leben gesellt sich der Verstand. Wie es nun aber eine Menge lebender Wesen giebt, die eine tiefere Stufe als wir einnehmen, so mag es andere unter andern Verhältnissen geben, die uns durch ihre Fähigkeiten bei weitem überragen. Ist es doch nur ein schwacher Strahl himmlischer Erkenntnis, der aus unserem an den Leib gebannten Geiste zurückstrahlt, mittels dessen wir schon so große Wunderdinge erkennen. Zwischen dieser Erkenntnis und dem Erkennen Gottes liegt ein unendlicher Abstand. Wie viele Zwischenglieder mögen da nicht Platz finden,

[1] „La grandezza del Creato nello spazio e nel tempo“ (discorso primo). „La grandezza del Creato nelle combinazioni costitutive dell' Universo“ (discorso secondo).

[2] „Il Creato che contempla l'Astronomo non è un semplice ammasso di materia luminosa: è un prodigioso organismo, in cui, dove cessa l'incandescenza della materia, comincia la vita. Benchè questa non sia penetrabile ai suoi telescopii, tuttavia, dall' analogia del nostro globo, possiamo argomentare la generale esistenza negli altri“ . . . *Secchi*, Lezioni di Fisica terrestre coll'aggiunta di due discorsi (Roma 1879) p. 214.

die mit einfachem Schauen (Intuition) das erfassen, was wir nur mit mühsamem Nachdenken zu erforschen im stande sind!" Secchi bemerkt ausdrücklich, daß er hiermit allerdings ein Gebiet betrete, das außerhalb der Aufgabe der Himmelsforschung liege [1].

Die Reden gefielen ungemein. Allein wie sehr man auch deren Veröffentlichung durch den Druck wünschte, so war der Redner doch nie zu einer solchen zu bewegen. Warum wohl? — Wir fürchten kaum irre zu gehen oder unserem verehrten Lehrer unrecht zu thun, wenn wir annehmen, daß der Hauptgrund dieser Weigerung darin bestand, daß der an ernste Forschung gewöhnte Mann wohl herausfühlte, daß er hier inmitten einer Festversammlung in rednerischem Schwunge wohl etwas mehr gesagt hatte, als er vom ruhig beweisenden Standpunkte des Lehrstuhles aus gesagt haben würde [2]. Er mochte herausfühlen, daß er dabei mehr seinem persönlichen, philosophischen Fühlen und Denken als der objektiven Kraft wirklicher Beweise Rechnung getragen hatte. Dies geht auch aus den Schlußworten seines klassischen Werkes „Über die Sonne" hervor, wo er auf die Fixsterne, diese Millionen von Sonnen, hinweist: „Was sollen wir von diesen Gestirnen denken, die zweifelsohne gleich unserer Sonne ebenso viele Mittelpunkte von Licht, Wärme und Thätigkeit ausmachen, bestimmt, das Leben einer Anzahl von Geschöpfen zu unterhalten? Uns wenigstens scheint der Gedanke, in diesen Welten nur große Einöden und unbewohnte Wüsten zu erkennen, unerträglich. Auch dort wird es vernünftige und einsichtsvolle Geschöpfe geben, die im stande sind, ihren Schöpfer zu erkennen, zu ehren und zu lieben. Vielleicht sind sogar diese Sternbewohner weit eifriger im Dienste dessen, der sie aus dem Nichts hervorgerufen hat. Hoffen wir wenigstens, daß es dort keine Unglücklichen gebe, die in eitlem Stolze das Dasein und die Weisheit dessen leugnen, dem sie selbst ihr Dasein sowie die Fähigkeit verdanken, die Wunder seiner Schöpfung zu erkennen." [3]

Diese erbaulichen Schlußworte sind aber auch, soviel wir uns erinnern, das einzige, was der Verfasser in dem zwei starke Bände (428 u. 484 Seiten) umfassenden Werke über unsere Frage vorbringt. Herr Professor Pohle [4] spinnt den von Secchi hier angeregten Gedanken noch weiter aus, indem er geradezu aus der „Ruchlosigkeit des Menschengeschlechtes" und der Gott dadurch zugefügten Unbill einen Ersatz und eine Entschädigung bei den übrigen Weltenbewohnern sucht und findet. „Freilich", fügt er hinzu, „dürfen wir menschliche Verhältnisse nicht unbesehen auf Gott, den sich selbst Genügenden und ewig Seligen, übertragen."

---

[1] „Ma questa è sfera ove l'astronomo non può estendere il suo regno" ibid. p. 216.

[2] Dies scheint bestätigt zu werden durch die Bemerkung des späteren Herausgebers, er habe mehrere der Verbesserung bedürftige Stellen aus Ehrfurcht gegen den Verfasser unverändert stehen lassen.

[3] *Secchi*, Le Soleil. Seconde édition, revue et augmentée (Paris 1877). Seconde Partie, p. 480. 481.

[4] A. a. O. S. 427.

Dies geschieht allerdings leider nur zu oft, gerade bezüglich unserer Frage. Manchem will es vorkommen, als ob Gott gar zu verschwenderisch mit seinen Welten umginge; sie bedauern förmlich die „Verzettelung" der Riesenkräfte, die sich dort oben in den Naturvorgängen der Welten scheinbar nutzlos entwickeln. Es ist die Krämerweisheit unserer heutigen Industriehelden, deren Horizont nicht über den Nutzen eines augenblicklichen materiellen Gewinnes hinausreicht. Trefflich hat ihn Weber gegeißelt in den kurzen Worten:

„Nur das Einmaleins soll gelten
Hebel, Walze, Rad und Hammer.
Alles andre öder Plunder,
Flackre in der Feuerkammer." (Dreizehnlinden.)

Unwillkürlich erinnert man sich dabei an die ähnlichen Worte Goethes:

„Daran erkenn' ich den gelehrten Herrn:
Was ihr nicht tastet, steht euch meilenfern,
Was ihr nicht faßt, das fehlt euch ganz und gar,
Was ihr nicht rechnet, glaubt ihr, sei nicht wahr,
Was ihr nicht wägt, hat für euch kein Gewicht,
Was ihr nicht münzt, das, meint ihr, gelte nicht." [1]

Daß ein allmächtiger Schöpfer seine Welten wie Sandkörner ausstreut, daß es ihn weniger kostet, Millionen von Sonnen im unendlichen Weltenraum zu entzünden, als es uns kostet, dem harten Kiesel auch nur ein Fünkchen zu entlocken, das will diesen Aufgeklärten unserer Tage nicht einleuchten. Daß der Himmel und „die Himmel der Himmel" (coeli coelorum) auch noch einem erhabeneren Zwecke dienen können, als von sinnlichen, menschenähnlichen Geschöpfen bevölkert zu sein, das will diesen Nutznießern (Utilitariern) nicht einleuchten.

Proctor, der öfter genannte englische Astronom, hat ein eigenes Buch geschrieben über unsern „Platz in der Unendlichkeit" [2], in welchem er ein besonderes Kapitel der „scheinbaren Verschwendung in der Natur" (seeming wastes in nature) widmet. Wie sehr er dabei auch auf die ihm beliebte Vielheit bewohnter Welten hinarbeitet, so kann er doch nicht umhin, offen zu gestehen, daß die Unvollkommenheit unseres Wissens uns hier im Stiche lasse. „Könnten wir den ganzen Plan der Schöpfung überschauen," schreibt er, „könnten wir statt eines kleinen Winkels den ganzen Raum erfassen, statt der Spanne Zeit die ganze Entwicklungsperiode überschauen, so möchten wir uns ein endgültiges Urteil gestatten. Das einzige, was wir bis jetzt nach allem Fortschritte der Wissenschaft sagen können, ist dieses: Die Pläne Gottes sind unergründlich und seine Wege unerforschlich." [3]

---

[1] Faust II, 1.

[2] *Proctor*, Our place among infinities (London 1875) p. 44.

[3] Offenbare Anspielung auf die Worte des hl. Paulus in seinem Römerbrief 11, 33: O altitudo divitiarum sapientiae et scientiae Dei: quam incomprehensibilia sunt iudicia eius, et investigabiles viae eius!

So kommen Wissenschaft und Offenbarung zum gleichen Endresultate: Die Unerforschlichkeit der Himmel selbst ist dem schwachen Menschengeiste ein neuer Beweis der Größe Gottes: Quis enim cognovit sensum Domini? Aut quis consiliarius eius fuit? — „Wer durchschaut die Pläne Gottes oder wer könnte ihm einen Rat erteilen?" So ruft der Völkerapostel im Anschluß an die eben erwähnten Worte aus.

Wer wollte behaupten, daß Gott weniger richtig handle, wenn er auch nur eines einzigen geschaffenen Geistes wegen, der darauf angewiesen wäre, ihn aus den Geschöpfen zu erkennen, Tausende von Sternen ins Dasein riefe, zu dem Zwecke, seine Größe und Herrlichkeit in ihnen wiederzuspiegeln?

„La gloria di Colui che tutto muove,
Per l' universo penetra e risplende
In una parte più, e meno altrove."

(*Dante*, Paradiso.)

„Die Sterne", so schreibt der Prophet Baruch, „leuchteten auf ihrem Posten und freuten sich: Sie waren gerufen und sie antworteten: Hier sind wir. Und sie erstrahlten mit Lust zur Ehre ihres Schöpfers." [1] „Die Himmel", so bestätigt der Psalmist, „erzählen die Herrlichkeit des Herrn und seiner Hände Werk verkündet das Firmament." [2]

Nun hat aber nicht bloß ein geschaffener Geist in diesem mit Sternengold geschriebenen Buche zu lesen. Es liegt jeden Tag und jede Stunde aufgeschlagen da vor den Hunderten von Millionen, die unsern Erdball bewohnen. In ihm lesen alle, die nur im stande sind, ihren Blick zum sternbesäten Himmel zu erheben, jung und alt, Ungebildete und Gelehrte, der einsame Wanderer in der Wüste, der Seefahrer auf hohem Meere, der fromme Einsiedler wie der rauhe Krieger, der einfache Landmann, heimkehrend von seiner Arbeit, wie der geschäftige Bewohner unserer Großstädte inmitten einer wogenden Volksmenge: alle richten sie ihre Augen nach oben, sobald mit dem Sinken des Tages die Sterne ihren Gottesdienst in feierlichem Umgange eröffnen. Der Lobgesang der Himmelsboten braust feierlich über die Erde dahin, bis in die entferntesten Lande dringt ihre Stimme [3].

Wie viele Geschlechter vor uns haben schon seit dem Anfang der Zeiten in diesem Buche gelesen; wie viele nach uns bis zur Fülle der Zeiten werden aus ihm Erkenntnis und beseligenden Herzensfrieden schöpfen! Wenn schon die Entdeckung, die Erkenntnis einer einzigen Wahrheit, eines einzigen Naturgesetzes,

---

[1] Stellae autem dederunt lumen in custodiis suis, et laetatae sunt: Vocatae sunt, et dixerunt: Adsumus: et luxerunt ei cum iucunditate qui fecit illas (Bar. 3, 34. 35).

[2] Coeli enarrant gloriam Dei, et opera manuum eius annuntiat firmamentum (Ps. 18, 1).

[3] In omnem terram exivit sonus eorum: et in fines orbis terrae verba eorum (Ps. 18, 5).

uns hohen Genuß gewährt, welchen Genuß mag die volle Erkenntnis des ganzen Weltalls mit all seinen Gesetzen und Einrichtungen uns erst dereinst zu gewähren im stande sein? Warum sollte dies großartige Weltall nicht jetzt noch fortfahren, denen, die uns ins Jenseits vorausgeeilt sind, Gottes Größe und Herrlichkeit zu verkünden? Diese verklärten Seelen im Verein mit den unzählbaren Scharen himmlischer Geister mögen jetzt schon im Triumph diesen gewaltigen Gottestempel jubelnd und frohlockend durchziehen. Das einst so blöde, dort in Verklärung strahlende Auge des Menschen wird staunen ob der unabsehbaren Herrlichkeit, die sich nunmehr ringsum entfaltet. Und sollten es auch nur Engel und Menschen sein, reine Geister und frühere Erdenpilger, die sich dort um den Thron Gottes versammeln, sie dürften mehr als hinreichen, das Weltall bis zu seinem Ende mit Leben, Jubel und endloser Glückseligkeit zu erfüllen: Fulgebunt tamquam stellae in perpetuas aeternitates — „Die Gerechten selbst werden strahlen gleich den Sternen in immerwährende Ewigkeit."

Adolf Müller S. J.

Rezensionen.

Paulus und die Gemeinde von Korinth auf Grund der beiden Korintherbriefe. Von Dr. **Ignaz Rohr,** Repetent am Kgl. Wilhelmsstift in Tübingen. (Biblische Studien. IV. Band. 4. Heft.) 8°. (XVI u. 158 S.) Freiburg, Herder, 1899. Preis *M.* 3.60.

Der Verf. beweist schon durch die Einteilung seines Stoffes, daß er die Fragen, welche sich in neuerer Zeit immer wieder an die Korintherbriefe knüpfen und sie in den Mittelpunkt des Interesses stellen, genau geprüft hat und ihre Wichtigkeit nicht verkennt. Nach einem einleitenden Abschnitt über die Vorbereitung und Grundlegung des Christentums in Korinth behandelt er der Reihe nach die Gemeindeordnung, die Geistesgaben, die sittliche Verfassung der Gemeinde, die Parteiungen und Parteien.

Man hat in neuerer Zeit so willkürliche Schlüsse aus einzelnen Ähnlichkeiten auf die Anlehnung christlicher Verfassungsformen an jüdische und heidnische Vorbilder gezogen, daß die ablehnende Haltung Dr. Rohrs in dieser Frage nur wohlthuend berühren kann. Der hl. Paulus war in Sachen der Verfassung nicht einfachhin frei — ein Punkt, welcher schärfer zu betonen war —, mußte aber natürlich mit den Verhältnissen rechnen und konnte, solange er selbst die Zügel in der Hand behielt, mit der Einführung auch wesentlicher Verfassungsorgane zuwarten. Inwieweit er das gethan hat, ist auf historischem Wege zu finden. Hier sind nun die Andeutungen des Apostels in den großen Schreiben so fragmentarisch, daß man über schwache Mutmaßungen nicht hinauskommt. Weizsäcker, Holtzmann, Heinrici, Holsten, Pfleiderer u. a. m. begingen eben den Fehler, daß sie aus solchen dunkeln Stellen die weittragendsten Schlüsse zogen. Dr. Rohr befleißt sich löblicher Vorsicht. Sein Hauptverdienst besteht darin, daß er die Gründe für und gegen die offizielle Stellung des Stephanas und seiner Genossen sachlich und scharfsinnig vorführt. Die ganze Entwicklung der Litteratur über die Gemeindeordnung im Anschluß an die Korintherbriefe legte übrigens eine ausführliche Kritik der angeblichen demokratischen Regierungsformen urchristlicher Gemeinden nahe. Es ist zu bedauern, daß der Verfasser hier gar kurz ist.

Die auf S. 11 ff. verzeichnete Litteratur zur urchristlichen Verfassung ist etwas willkürlich zusammengestellt. Adam Möhler durfte mit seinem Büchlein über die Einheit der Kirche nicht fehlen. Von Renans Origines waren eher der dritte und der fünfte Band anzuführen (Saint Paul und Les évangiles

et la seconde génération chrétienne). Nannte man Beyschlag, so waren mit weit mehr Recht Philipp Schaff, Lechler und Lightfoot zu erwähnen. Döllingers „Christentum und Kirche zur Zeit der Grundlegung" hätte notwendig Platz finden müssen. Statt der konfusen Arbeit Wintersteins und der unbedeutenden Konferenz Müllers, beide ohne jeden selbständigen Wert, wären allenfalls Loofs und Réville zu citieren gewesen.

Im Abschnitt über die sittliche Verfassung der Gemeinde wird Licht und Schatten meist unparteiisch verteilt. Hätte aber der Verfasser mit dem Takt und der Vorsicht, welche ihn sonst begleiten, das ganze sechste Kapitel des ersten Korintherbriefes gemessen, so hätte er kaum geschrieben, daß Raub, Diebstahl und Schmähsucht üppig emporschossen.

Interessant ist die Exegese 1 Kor. 7, 36 ff. Es handelt sich um die Stelle: Εἰ δέ τις ἀσχημονεῖν ἐπὶ τὴν παρθένον αὐτοῦ νομίζει, ἐὰν ᾖ ὑπέρακμος, καὶ οὕτως ὀφείλει γίνεσθαι, ὃ θέλει ποιείτω· οὐχ ἁμαρτάνει, γαμείτωσαν κ. τ. λ. „Gewöhnlich nimmt man an, es handle sich um die patria potestas, und es werde der Rat gegeben, wenn man von einer überreifen Jungfrau Schande zu haben glaubt," so vereheliche man sie. Dr. Rohr meint, es sei nicht vom Vater und der Tochter die Rede, sondern von einem Jüngling und einer Jungfrau, welche zusammenwohnen in der Absicht, wie Bruder und Schwester zu leben. Glaubt nun der Jüngling, er betrage sich schlecht gegen seine Jungfrau, so soll er sie lieber heiraten. Wer aber feststeht in seinem Herzen, Herr seines Willens, entschlossen ist jungfräulich zu leben, der heirate seine Jungfrau nicht.

Die Gründe, welche gegen die gewöhnliche Ansicht angeführt werden, sind nicht durchschlagend: ἀσχημονεῖν heißt nicht bloß „sich unanständig betragen", sondern nach dem Sprachgebrauch der LXX „auch in Schmach, Verachtung kommen" (vgl. 5 Mos. 25, 3). Den Subjektswechsel in γαμείτωσαν vermag ich nicht einmal auffallend zu finden. Endlich ist es auch nicht richtig, daß die im Verse 37 gegebenen Bedingungen, unter denen die Verheiratung nicht angezeigt ist, auf den Vater nicht passen. Ein Vater, welcher sich über die mit dem Sitzenbleiben seiner Tochter verbundenen Unannehmlichkeiten starken Herzens hinwegsetzt, muß gewiß Herr seines Willens sein. Überdies will der hl. Paulus wohl auch darauf hinweisen, daß der Vater nur dann seine Tochter behalten soll, wenn er von ihr keinen moralischen Zwang durch Klagen und Drängen zur Heirat erleidet.

Dagegen ist die vom Verfasser angenommene Situation jedenfalls eigentümlicher Art. Dieses Zusammenwohnen lediger junger Leute erschien wohl damals öfters durch Sitte und Verhältnisse gerechtfertigt, kann aber doch unmöglich dem hl. Paulus zu Bemerkungen Gelegenheit geben, welche offenbar einen selbstverständlichen, allgemein bestehenden Zustand voraussetzen. Wir geben bereitwillig zu, daß die andern Schwierigkeiten, welche der Verfasser selbst andeutet, nicht unüberwindlich sind; sie drücken aber die Wahrscheinlichkeit bedenklich herab.

Gleich anregend sind auch die Ausführungen über die Parteien in Korinth. Als Grundlage dienen einleitende Bemerkungen über den zweiten Korintherbrief. Dr. Rohr nimmt an, daß der zweite Besuch des hl. Paulus in Korinth zwischen

dem ersten und zweiten Schreiben stattgefunden habe. Wir wagen die außerordentlich schwierige Frage nicht zu entscheiden. Gewiß sind die in unserer Studie vorgebrachten Gründe genau zu erwägen. Immerhin sind auch die Gegengründe sehr schwerwiegend. Ein Hauptargument des Verfassers aus der Erwähnung von Verdemütigungen (2 Kor. 12—21) ist jedenfalls nicht stichhaltig. Bei einer zweiten Anwesenheit in der Stadt, vor der Abfassung des ersten Schreibens, können ganz wohl jene Demütigungen stattgefunden haben, welche im ersten Korintherbrief ziemlich deutlich berührt werden.

Mit dieser Auffassung hängt es zusammen, wenn Dr. Rohr den Sünder des zweiten Korintherbriefes (2, 5; 7, 12) nicht mit dem Blutschänder, welcher im ersten gerichtet wird, zusammenfallen läßt. Er gilt ihm vielmehr als ein Subjekt, das den Apostel bei seiner zweiten Anwesenheit in Korinth persönlich beleidigt habe. Wir gestehen, daß die Argumente, welche vorgebracht werden, uns schwach erscheinen, freilich mit Ausnahme eines einzigen. Das erwähnte Verbrechen ist nämlich so entsetzlich, daß man es schwer verstehen könnte, wenn der Apostel schriebe, ein Hauptgrund, warum er die Korinther darüber zur Rede gestellt habe, sei gewesen, weil er ihnen Gelegenheit geben wollte, ihren Gehorsam zu erweisen. Nun besagt eben das die bessere griechische Lesart (7, 12: ἀλλ' εἵνεκεν τοῦ φανερωθῆναι τὴν σπουδὴν ὑμῶν τὴν ὑπὲρ ἡμῶν πρὸς ὑμᾶς ἐνώπιον τοῦ θεοῦ). Jene, welche festhalten, daß der Apostel vom Verbrecher des ersten Briefes redet, haben an dieser Lesart eine ernste Schwierigkeit. Das haben denn auch die Väter, welche sonst ausnahmslos (Tertullian kommt nicht in Frage) die zwei Sünder für identisch erklären, wohl eingesehen. Schon im zweiten Kapitel des zweiten Briefes (V. 9) bemerkt Paulus in derselben Angelegenheit, er habe geschrieben, um den Gehorsam der Christen zu erproben. Chrysostomus erklärt ausdrücklich, dies könne sich, da der Apostel nur das Heil des Sünders vor Augen gehabt habe, nicht auf den ersten Brief beziehen, sondern nur auf den Befehl des zweiten, den Übelthäter wieder in Gnaden aufzunehmen. Unüberwindlich sind indes all diese Schwierigkeiten nicht; man kann ja sagen, der Apostel habe, um die betrübten Korinther zu begütigen, einen Nebengrund vorgeschoben.

Um diese Besprechung nicht allzuweit auszudehnen, wollen wir aus dem letzten Abschnitt nur noch erwähnen, daß Dr. Rohr die „Christiner" für eine Art ursprünglich neutraler Mittelpartei hält. In der gemäßigten Form, in welcher er seine Ansicht vorbringt, klingt sie nicht unwahrscheinlich.

Die Arbeit, durch Gründlichkeit und Gelehrsamkeit ausgezeichnet, hätte sich ein weiteres Verdienst erwerben können durch ausführlicheres Eingehen auf die Ansichten bedeutender katholischer Exegeten, mit welchen der Herr Verfasser nicht übereinstimmt. Bei seiner großen Belesenheit wäre ihm das leicht geworden, bei der Milde und vornehmen Haltung seiner Kritik war jeder unliebsame Zusammenstoß ausgeschlossen.

Die Studie ging hervor aus einer von der Tübinger katholisch-theologischen Fakultät gekrönten Preisschrift.

Stanislaus v. Dunin-Borkowski S. J.

Praelectiones iuris canonici, quas iuxta ordinem decretalium Gregorii IX. tradebat in scholis Pont. Seminarii Romani ***Franciscus Santi.*** Editio tertia emendata et recentissimis decretis accommodata cura ***Martini Leitner,*** Vicerectoris in Seminario Clericorum Ratisbon. V libri. 8°. (470, 296, 492, 463 et 262 p.) Ratisbonae, typis Friderici Pustet, 1898—1899. Preis *M.* 17.

Franz Santi, Lehrer des Kirchenrechts am römischen Seminar, starb am 8. August 1885. Sein Lehrbuch erschien 1892 in zweiter, unveränderter Ausgabe. In einigen Jahren wurde eine Neuauflage notwendig. Dr. Leitner, ein Schüler Santis, unterzog sich der Aufgabe, das Werk dem gegenwärtigen Kirchenrechte entsprechend umzugestalten. Die Änderungen sollten jedoch die Anlage der früheren Ausgabe beibehalten. Gerade die durchsichtige Darstellung hatte dem Werke Santis viele Freunde erworben, und es galt, neue Bestimmungen der kirchlichen Gesetzgebung, einzelne für die Jetztzeit wichtige Abschnitte der Gliederung des Buches einzufügen. An zahlreichen Stellen wurden solche Zusätze erheischt.

Zum 11. Titel des ersten Buches hatte schon Santi die Beantwortung einiger Fragen über die sogen. Literae testimoniales beigefügt. Hat der Weihekandidat geraume Zeit in einer fremden Diözese gewohnt, so darf die Weihe erst nach Vorlegung eines Führungszeugnisses, welches der Ordinarius jener Diözese ausstellt, vom eigenen Oberhirten erteilt werden. Wenn es früher schon in einzelnen Fällen mit großen Schwierigkeiten verbunden war, die betreffenden Zeugnisse beizubringen, so können heutzutage einem vielgewanderten Kandidaten aus der genannten Vorschrift solche Hindernisse entstehen, welche den Zutritt zum geistlichen Stande geradezu unmöglich machen. Manche Bischöfe haben sich für derartige Umstände die Befugnis zu einer einfacheren Handhabung dieses Gesetzes erwirkt. Solche Ausnahmen werden jedoch nur in beschränktem Maße gestattet. Wenn immer möglich, soll vor der Weihe über das Vorleben zuverlässige Auskunft eingeholt werden. Früher zweifelhafte Fragen über Verbindlichkeit und Ausdehnung der Vorschrift sind in neuerer Zeit klargestellt worden. Dementsprechend hat Leitner die Darstellung geändert. Bei Bestimmung des Alters, von welchem an die Verpflichtung der Zeugnisse beginnt, hält die neue Auflage mit der älteren das siebente Lebensjahr als Grenze fest. Bedeutende Autoritäten stellen die gleiche Norm auf. Vielleicht hätte dennoch erwähnt werden können, daß manche Ordinariate erst vom vollendeten vierzehnten Jahre an die Zeugnisse fordern (*Petr. Gasparri,* Tractatus canonicus de sacra ordinatione II [Paris 1893], n. 731), eine Praxis, welcher die Berechtigung nicht abgesprochen werden darf (vgl. *Wernz,* Ius decretalium II [Romae 1899], n. 29).

Zum gleichen Titel 11 gehören die Vorschriften der Kongregation der Bischöfe und Regularen über die Weihen, welche Mitgliedern religiöser Genossenschaften erteilt werden. N. 47 des Textes bringt eine eingehende Darlegung des

neuen Rechtes, und überdies wird der ausführliche Wortlaut des Dekretes im Anhange mitgeteilt.

Die neuen Bestimmungen über das Bücherverbot finden gleichfalls im Anhange Aufnahme. Die Besprechung derselben Titel 31, n. 73 ff. beschränkt sich auf das bescheidenste Maß. Die Rücksicht auf die ohnehin große Ausdehnung des genannten Titels mag dem Verfasser diese Beschränkung auferlegt haben. Dennoch hätte eine ausführlichere Besprechung wenigstens einiger Punkte des Bücherverbotes und der Bücherzensur wohl beigefügt werden dürfen, zumal die Handhabung dieses kirchlichen Gesetzes recht schwierig ist und eine genaue Kenntnis der Tragweite der einzelnen Bestimmungen voraussetzt.

Konnte das zweite Buch in seiner früheren Gestalt belassen bleiben, so wurden dem folgenden Teile um so mehr Zusätze beigefügt. Unter Titel 28, n. 40 sind die jüngsten Entscheidungen über die Leichenverbrennung aufgenommen. Mehrere Gründe werden dort für das Verbot der Leichenverbrennung beigebracht. Einen derselben glauben wir an dieser Stelle erwähnen zu sollen. In der Bewegung für den Leichenofen tritt die feindselige Gesinnung gegen das christliche Begräbnis zu Tage. Die christliche Beerdigung ist Ausdruck des Jenseitsglaubens. Deshalb soll dieselbe verdrängt werden. Aber gerade dieser Umstand verpflichtet die kirchliche Behörde, ganz abgesehen von andern Erwägungen, an der hergebrachten Form des kirchlichen Begräbnisses festzuhalten.

Die Abschnitte über Rechte und Pflichten der Pfarrer und über das Ordenswesen sind gleichfalls erweitert worden. Die Ausführungen zu Titel 37, n. 8 ff. dürften jedoch Widerspruch finden.

Das vierte und fünfte Buch wurden gleichfalls sorgfältig umgearbeitet. In der strittigen Frage über das Verhältnis der Staatsgewalt zu den Ehen der Ungläubigen kommt Leitner zu dem Ergebnis: Potestatem civilem impedimenta dirimentia in matrimoniis infidelium constituere posse iure devolutivo, sententia rationibus externis et internis vere probabilis est (Buch 4, Titel 2, n. 107).

Gegenstände von Wichtigkeit für das kirchliche Leben unserer Zeit, Seminarien, Verwaltung der Meßstipendien, Gemeinschaft mit Andersgläubigen bei gottesdienstlichen Handlungen, Mischehen, fanden gebührende Berücksichtigung. Die Anlagen zum fünften Buche sind glücklich gewählt. Ein Versehen hat sich daselbst eingeschlichen. Bischof Mauri wird als auctor Reatinus bezeichnet (p. 248). Mauri hat jedoch den Kommentar nicht verfaßt, sondern seinen Provikar, den späteren Kardinal D'Annibale, zur Herausgabe veranlaßt, wie dieser selbst in jüngeren Auflagen bezeugt.

Das Werk des verstorbenen Professors Santi ist von Leitner den Forderungen der Gegenwart entsprechend umgearbeitet worden. Es ist ein Hilfsmittel, dem auch über die Studienjahre hinaus die Brauchbarkeit bleibt. Als Nachschlagewerk wird man es gern zur Hand nehmen, und so wird es zu den alten Freunden neue gewinnen.

Jos. Laurentius S. J.

Bischof von Ketteler (1811—1877). Eine geschichtliche Darstellung von **Otto Pfülf** S. J. Drei Bände mit drei Heliogravüren und einem Lichtdruck. Lex.=8⁰. (XVI u. 418, XVIII u. 442, XIV u. 404 S.) Mainz, Kirchheim, 1899. Preis des vollständigen Werkes: geheftet *M.* 20; in Original=Halbfranzband *M.* 27.50.

Ketteler war ein auserlesenes Werkzeug in Gottes Hand für die katholische Kirche zumal Deutschlands im 19. Jahrhundert. Schon bevor er den Bischofsstuhl bestieg, hatte er eine merkwürdige Laufbahn zurückgelegt. Bei historisch denkwürdigen Bischofswahlen für Mainz, Breslau, Freiburg, Köln und Posen ist sein Name schwer ins Gewicht gefallen. Den Stuhl des hl. Bonifacius hat er mitten im Kampfe und im Sturme geziert wie kaum ein zweiter Nachfolger der Apostel. Von der Geschichte des badischen Kirchenkonfliktes, des vatikanischen Konzils, des Kulturkampfes läßt sich die seinige nicht trennen.

Ketteler war bahnbrechend als christlicher Sozialpolitiker; als fruchtbarer Schriftsteller hat er zu wichtigen Fragen der Kirche wie der Politik und öffentlichen Wohlfahrt stets schlagfertig das Wort ergriffen; als gewandter Publizist ist er Mitschöpfer einer katholischen Tagespresse für Deutschland geworden. Für mehr denn ein Vierteljahrhundert stand er thätig wie wenige mitten drin im Herzen der trotz allem glorreichsten Periode der Kirche Deutschlands in den letzten Jahrhunderten. Wollte man das paulinische omnibus omnia factus für jene Zeit auf ihn anwenden, es wäre keine starke Übertreibung.

Ketteler bietet als Charakterkopf sehr interessante Seiten, mehr noch als Geistesmann und Gottesmann. Denn das schönste in seinem Leben ist die Führung der Gnade für seine auserwählte große Seele. Nirgendwo tritt das klarer zu Tage als eben dort, wo das natürliche Auge eine gewisse Tragik in seinem Leben zu sehen glaubt.

Das ist in wenigen Strichen der Gesamteindruck der drei vorliegenden Bände. Schon daraus allein erhellt, daß Kettelers Leben überreichen Stoff bot zu einem großen biographischen Werke. Seit dem Jahre 1877 lag dem katholischen Deutschland die Ehrenschuld ob, ein solches zur Stelle zu schaffen. Es ist 22 Jahre nach Kettelers Tod endlich hervorgetreten, und diese Blätter (LVII, 349) haben der Genugthuung darüber bereits Ausdruck geliehen. Jetzt, da mit dem dritten Bande das Werk zum Abschluß gekommen, findet sich auch diese Genugthuung noch erheblich gesteigert. Ist das Werk umfangreich geworden, so war das unvermeidlich. Das Massige lag hier im Stoff. Er ist so aufgehäuft, daß viele wertvolle Einzelheiten, wie neu und interessant sie sein mögen, kaum recht zur Geltung kommen, obgleich der Darsteller ersichtlich hinter Ketteler verschwindet. Vielleicht war es gewagt, die universelle Bedeutung und das vielseitige Wirken einer solchen Persönlichkeit in einem einzigen Werke einheitlich und erschöpfend darstellen zu wollen. Aber der Verfasser hat sich wenigstens durch die bunte Masse seines Stoffes nicht erdrücken lassen und hat Vorsorge getroffen, daß auch ein ungeschulter Leser ohne Mühe den Überblick gewinnen und sich zurechtfinden kann. Klare, feste Ordnung hat er mit einer gewissen Ungezwungen=

heit in der Aneinanderkettung verbunden, wenn auch dadurch einzelne Wiederholungen nötig wurden. Überhaupt will es scheinen, daß eine solche Art der Anordnung für die Schilderung eines so verwickelten Lebens gar wohl sich eigne.

Schon im Titel und ausgesprochenermaßen im Vorwort wird Nachdruck darauf verlegt, daß das Werk eine geschichtliche Darstellung sein soll. Zunächst bedeutet dies jedenfalls, daß „der gesamte Lebensinhalt" Kettelers „auf Grund unantastbarer Dokumente und Zeugnisse" erschöpfend dargelegt werde. Richtiger wäre gesagt: auf Grund unmittelbarer Dokumente und gleichzeitiger kundiger Zeugnisse, deren Gewicht zu beurteilen dem Leser fast immer möglich gemacht ist.

Eine „geschichtliche Darstellung" ist das Werk jedoch noch in einem andern Sinne. Der Verfasser liebt es, genetisch voranzugehen. Er stellt mehr das Werden dar als das Gewordene. Das ganze Werk wird dadurch viel frischer und anregender, indem es dem Leser Spielraum läßt für seine Gedanken. So ist die größte Sorgfalt darauf verwendet, die Entwicklung des Helden in seiner Jugend, die Entfaltung der ursprünglichen Charakteranlage unter den verschiedenen Einflüssen von außen erkennen zu lassen. Mag das Material auch lückenhaft geblieben sein, man sieht, wie sorgsam von allen Ecken und Enden die Steinchen zusammengefügt worden sind; sie zeigen bereits alle Züge des späteren Mannes im Grundriß. Es hätte kein Lob verdient, wenn jenem sachlichen Mangel durch geistreiche Kombinationen nachgeholfen worden wäre. Wer auf junge Charaktere sich versteht und gewohnt ist sie zu beobachten, kann so gerade an dieser Charakterstudie seine Freude haben. So schmucklos und mehr andeutend als ausmalend sie auch daliegen mag, gehört sie mit zum Anziehendsten im ganzen Werke. Ketteler ist eben mehr als andere bedeutende Männer so recht aus sich heraus geworden wie die Eiche aus der Eichel.

Auch sonst werden die Thatsachen nicht bloß äußerlich aneinander gereiht. Wo immer es geht, sei es in kirchlichen, politischen, sozialen oder persönlichen Fragen, wird von der Wurzel auf entwickelt. Die ganze Situation wird gezeichnet; der historische Hintergrund wie etwaige Gegensätze werden zur Beleuchtung herangezogen. Der einzelne Zug gewinnt an Farbe und Bedeutung durch den größeren Rahmen, in dem er sich findet. Wie ungemein inhalt- und lehrreich dadurch das ganze Werk geworden, ohne sich in Nebensachen zu verlieren, wurde von verschiedenen Seiten und von ganz verschiedenem Standpunkte aus bereits hervorgehoben. Um sich davon mit einem Blicke zu überzeugen, genügt es, die fleißig gearbeiteten Register am Ende des dritten Bandes in Augenschein zu nehmen.

Die zweite Aufgabe der Biographie mußte es sein, die „über Ketteler verbreiteten irrtümlichen Anschauungen und Mißdeutungen klar zu stellen". So ist des öfteren im Laufe der Darstellung die Rede von Angriffen, Verleumdungen und Schmähschriften gegen den streitbaren Bischof. Aber es sind seltene Ausnahmefälle, daß der Verfasser selbst eine Unwahrheit ausdrücklich zurückweist; auf längere Polemik läßt er sich nirgends ein. Man muß ihm dafür besondern Dank wissen, zumal wenn man berücksichtigt, daß nun doch keine der heftigen

Anklagen gegen Ketteler von ihm unbeachtet blieb. Wer etwas von denselben kennt, besonders von solchen, die im Werke als Anklagen nicht einmal namhaft gemacht wurden, wird mit Leichtigkeit ebendort ihre Richtigstellung entdecken. Sie erwächst von selbst aus der Darstellung durch positiven Aufbau, durch festverbürgte Thatsachen und klare psychologische Entwicklung. Für gar manche unter den Anklagen wie den Anklägern wäre es auch der Ehre zu viel gewesen, in einem derartigen Werke noch ausdrücklich bekämpft zu werden.

Ein Beispiel bieten die Kapitel 4 und 5 im vierten Buch: Mißstimmungen im Klerus, Schwierigkeiten mit dem Domkapitel. Die Sache war — natürlich in den verschiedensten Lesarten — in die weite Öffentlichkeit gedrungen. Um das behaupten zu können, genügt es, früher schon so viel davon gehört zu haben, als beispielshalber der Rezensent darüber erfuhr. Hätte Kettelers Biograph nun dazu geschwiegen oder wäre er auch nur in allgemeinen Phrasen darüber hinweggeschritten, der kundige Leser hätte mit einem Scheine von Recht der Biographie auch in andern Punkten mißtrauen können. Bei dieser Lage der Dinge konnte man Ketteler selbst keinen besseren Dienst erweisen als durch die unverhüllte, vollständige Darlegung der Wahrheit. Sehr mit Unrecht ist daher die schonungslose Offenheit dieser Veröffentlichungen mehrfach getadelt worden. Überdies hätte man auch in Erwägung ziehen sollen, daß, ganz abgesehen von den ernsten Pflichten des Historikers, triftige Gründe und zum Teil selbst Notwendigkeit diese Veröffentlichung heischen konnten.

Der bekannte Altkatholik Dr. Friedrich in München ereifert sich in seinem „Tagebuch" zum 24. Januar 1870 (S. 129) über eine angebliche Äußerung, die er aus Kettelers Mund vernommen haben will und die er buchstäblich formuliert: „In seiner Diözese hört ohnehin kein Bischof von seinem Klerus die Wahrheit schon infolge seiner unendlich höheren Jurisdiktion". Dazu Friedrich: „Ich ... war empört ... und drückte sofort meine höchste Indignation darüber aus: ‚Ketteler muß ein schönes Regiment führen, wenn sein Klerus nicht einmal ihm die Wahrheit zu sagen wagt; wer die Wahrheit hören will und vertragen kann, hört sie auch.'" Auf denselben angeblichen Ausspruch kommt Friedrich in seiner „Geschichte des vatikanischen Konzils" III, 1 (1887), S. 531 neuerdings zurück, um aus demselben die „Korruption" des deutschen Klerus und die bei uns bereits eingerissenen „französischen und belgischen Zustände" zu folgern: „Ein höchst trauriges Zeugnis für die ‚unendlich höhere Jurisdiktion', welches nur beweist, daß diese in einer furchtbaren Weise mißbraucht worden sein muß, wenn sie im stande war, den ganzen Klerus, den die Bischöfe, namentlich Ketteler, sich selbst herangezogen, in Lügner ausarten zu lassen. Allein man wollte keine sittlich gestählten Charaktere, sondern Sklaven haben, und die Art der Sklaven ist es bekanntlich, ihre Herren und Gebieter anzuschmeicheln und auch zu belügen. ..." Im „Tagebuch" fügt Friedrich nachträglich noch bei: „Meine Entrüstung über diese Beleidigung des Gesamtklerus durch Ketteler währte lange noch fort, ... allein ich muß jetzt demselben wenigstens die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er den Klerus besser kannte als ich und, wie die Zeit nach dem Konzil zeigte, vollkommen recht hatte. ... Das ist aber die Folge der klerikalen Erziehung und der Willkürherrschaft der Bischöfe."

Die beiden genannten Kapitel bei Pfülf sind auf diese Schmähungen wohl die sachlichste, beste Antwort, gleich ehrenvoll für Priester und Bischof.

Auch über Kettelers erregbares Temperament ist weder Unbekanntes noch Übertriebenes beigebracht. Dem Rezensenten liegt ein Zeitungsblatt aus dem Jahre 1877 vor, in welchem ein genau orientierter Zeuge nach des Bischofs Tod über jene Seite der Kettelerschen Individualität sich ausspricht. Diese Schilderung allein verrät, daß Pfülf in seiner Darstellung bei dem jedenfalls weit umfangreicheren Material ein bestimmt abgegrenztes Maß sich auferlegen mußte und in der That sich auferlegt hat, welches von der Gewissenhaftigkeit des Historikers einerseits gerechtfertigt, anderseits verlangt wurde.

Ein großer Charakter war hier zu schildern. Große Charaktere werfen oft auch große Schatten. Hat der Biograph Kettelers Schatten der Wirklichkeit entsprechend mit fester Hand gezeichnet, derselbe dient mehr wie alles andere zum dunkeln Hintergrund, von dem sich des streitbaren Bischofs größter Sieg am lichtvollsten abhebt. Sicherlich zeigt gerade bei diesen Gelegenheiten der Bischof von Ketteler einen Heldenmut in der Selbstbeherrschung und einen Seelenadel in der Anerkennung seiner Schwäche, die Bewunderung erwecken. Würde von einem der Kirchenväter, etwa einem feurigen Charakter wie Hieronymus oder von einem Lucifer von Cagliari, Ähnliches erzählt, es würde heute als das Erhabenste in ihrem Leben angestaunt und zur Belehrung und Erbauung tausendmal wiedererzählt werden. Diese Vorgänge gehören zu dem Hochsinnigsten und Besten, was die drei Bände aus Kettelers Leben enthalten.

Hat Pfülf in seiner ungezierten, ungekünstelten Weise es verschmäht, in geistreichen Reflexionen die erhebenden Folgerungen seiner Thatsachen auszuspinnen, auch dafür sollte man ihm Dank wissen. Ein aufmerksamer Leser liebt es, nicht allzusehr am Gängelbande geführt zu werden; er will auch selbst etwas denken.

Zudem sollte das Werk eine „geschichtliche Darstellung" bieten auch in dem Sinne, daß es den vielen ungeschichtlichen Fabeln und Lästerungen, die über Ketteler ausgestreut worden sind, den gesicherten Thatbestand gegenüber hält. Überhaupt ist das ganze Werk abgefaßt mit dem einen Blick auf die bereits vorhandene Ketteler-Litteratur, mit dem andern Blick auf die Zukunft. Das Werk soll bleibenden historischen Wert haben und ist so vielleicht mehr noch für die Folgezeit als für die Gegenwart bestimmt. Es handelte sich nicht darum, den günstigsten Augenblick für die Herausgabe der Biographie auszuspähen oder abzuwarten, sondern hauptsächlich darum, das Werk zu vollenden unter den Umständen von Zeit und Personen, die ein treues Geschichtsbild noch ermöglichen. Das hat Pfülf erreicht. Anderseits liegt die ganze Periode nun doch schon weit genug zurück, damit man sie überschauen könne, und Ketteler selbst tritt überall scharf genug aus seiner Zeit hervor, um jetzt schon richtig beurteilt werden zu können. Es mag sein, daß nach 50 weiteren Jahren Kettelers Bild von ferne gesehen noch imposanter, erhabener die kleinere Mitwelt überragend erscheinen wird, aber nach einem halben Jahrhundert wird schon keiner mehr dies Bild so vollständig und wahrheitsgetreu fixieren können, wie es hier geschehen.

Und so wird der Kirchenhistoriker der Zukunft, was immer ein Zufall ihm über Ketteler in die Hände spielen mag, an diesem Werke eine sichere Orientierung finden. Mit gutem Fug konnte daher im Vorwort die „Zuversicht" ausgesprochen werden, daß durch das gewählte Verfahren „Kettelers Ruf gegen Feinde und Ankläger für immer wirksam sichergestellt sei".

Freilich wird infolge der angedeuteten Gründe manches in dem Werke jetzt noch nicht völlig gewürdigt, manches in seiner Berechtigung nicht erkannt, anderes vielleicht mißdeutet werden. Indes wer ein so ausnahmsweise schwieriges Unternehmen so glücklich zu stande bringt, der mag auf Anerkennung von außen leicht verzichten. „Die feste Meinung" des Verfassers, „daß bei solchen, welche Menschen und Menschenwert zu schätzen wissen, Kettelers Andenken durch dieses Werk nicht verlieren wird", ist gewiß nicht eine Täuschung. Ganz im Gegenteil ist durch dasselbe dem großen Bischof ein Denkstein gesetzt, mächtig und beredt. Ist die Geschichte überhaupt die beste Lehrmeisterin, so kennt die Jetztzeit wenige Werke, so lehrreich mahnend, warnend, aufklärend wie die Ketteler=Biographie. Und gleich dem Ketteler=Monument im Dom zu Mainz, dessen Bild der dritte Band als Titel führt, verewigt sie die reckenhafte Gestalt, trägt unvergänglich jene hohen majestätischen Züge in die kommenden Zeiten, kündend noch fernen Geschlechtern von dem Manne, der in den schwersten Stürmen des stürmischen 19. Jahrhunderts auf der Warte dastand: ein ganzer deutscher Mann, ein echter Nachfolger der Apostel und des hl. Bonifacius.

Joseph Hilgers S. J.

D' alcuni nuovi sussidi per la critica del testo di S. Cipriano. Par *Giovanni Mercati,* già dottore della Biblioteca Ambrosiana. Seguono varie note di letteratura specialmente patristica. Con tre tavole. 4⁰. (108 p.) Roma, Tipografia polyglotta della S. C. de Propaganda fide, 1899.

Seit im Jahre 1471 der Bischof von Aleria, damit die Presse der Pannartz und Schweynheym nicht leer stehe, von ihnen den Cyprian aus der ersten besten Handschrift abdrucken ließ, haben sich viele um den viel abgeschriebenen und ebendeshalb viel verdorbenen Text dieses Kirchenvaters verdient gemacht. Erasmus, Latinius, Pamelius, Baluzius, Prudentius Maranus, die ihm nacheinander ihre Sorgfalt zuwandten, sind auf dem Feld der Textkritik hochangesehene Gelehrte, und unter denjenigen, welche, ohne Herausgeber zu sein, um die Reinheit des Cyprian=Textes angelegentlich sich bemühten, finden sich noch erlauchtere und niemand unbekannte Namen. Der hl. Karl Borromäus unterstützte den Latinius bei seiner Arbeit. Papst Marcellus II. hatte als Kardinal Cervini mehr als eine Handschrift des Cyprian auf ihre Lesarten untersucht; der sel. Canisius benutzte, wie man aus dem dritten Band seiner Briefe (ed. Braunsberger p. 110) bald wird ersehen können, seine freien Stunden in Rom, um die dortigen Cyprian=Handschriften zu vergleichen, hatte zu etwa tausend Stellen Verbesserungen gesammelt und gab den Plan einer vollständigen Ausgabe erst auf, als er von des Latinius Unternehmen Nachricht erhalten hatte.

Wer also auch heute um die endgültige Festlegung des Cyprian-Textes sich bemüht, befindet sich jedenfalls in guter Gesellschaft.

Allein ist denn wirklich nach jahrhundertelanger Arbeit noch etwas in der angedeuteten Richtung zu thun übrig geblieben? Ist irgend welche Hoffnung, in den Bibliotheken noch neue, unbenutzte Hilfsmittel aufzufinden, nachdem die Wiener Akademie für ihre Väterausgabe die Bibliotheken hat absuchen lassen, und Hartel das so gewonnene Material nach den Grundsätzen der neueren Philologie verwertet hat? Die vorliegende Schrift wird uns auf diese Frage eine Antwort geben.

An Hilfsmitteln, welche für die Textherstellung Cyprians in Betracht kommen, besaßen wir bisher eine vollständige Handschrift aus dem 6. bis 7. Jahrhundert und eine Reihe von andern, welche hinter diesen ältesten Textzeugen um 2 bis 3 Jahrhunderte an Alter zurückstehen. Hartels Text beruht vor allem auf der genannten ältesten Handschrift und daraus folgt, daß eine Umgestaltung desselben möglich oder notwendig werden kann, sobald es gelingt, ebenso alte und ebenso gute andere Textzeugen aufzufinden. Dies glückte aber wenigstens zum Teil dem Verfasser der vorliegenden Schrift, der sich schon früher einen Namen gemacht hat namentlich durch die Entdeckung von nicht unbedeutenden Fragmenten aus den Hexapla des Origenes. Im Jahre 1894 fand er in der Quirinianischen Bibliothek zu Brescia drei Blätter einer Handschrift, die ins 4. bis 5. Jahrhundert zurückreicht, also älter ist als alle bisher bekannten. Jene Blätter enthalten aus Cyprians Testimonia III, 16—20 die Stellen p. 132, 4—11; 133, 1 bis 135, 21 in conspectu Dei; 136, 28 (faciem tuam) bis 138, 6 (serpentes). Der Fund ist wichtig, denn eine lange Stelle in c. 20, über deren Echtheit man streitet, findet sich in demselben, und hat also das Ansehen der ältesten Handschrift für sich. Eine andere Entdeckung ist vielleicht von noch größerer Bedeutung. Latinius, der ein sehr sorgfältiger Kritiker war, hatte im 16. Jahrhundert zwei Codices des Cyprian vor sich, denen er sehr hohen Wert beilegt, die aber seither verschwunden und nur zum Teil aus stückweise erhaltenen Notizen des Latinius bekannt waren. Herrn Mercati gelang es nun, das Handexemplar des Latinius wieder aufzuspüren, in welchem dieser die abweichenden Lesarten der beiden verlorenen Handschriften eingetragen hat. Diese Entdeckung ermöglicht zunächst ein eingehenderes Urteil über des Latinius Thätigkeit als Herausgeber. Es ist bekannt, daß seine Sammlungen für die von ihm geleitete Cyprian-Ausgabe nicht vollständig zur Verwertung kamen und Latinius so unzufrieden mit derselben war, daß er sich weigerte, sie unter seinem Namen erscheinen zu lassen. Wie sehr es zu bedauern ist, daß noch unaufgeklärte Einflüsse seine Thätigkeit hinderten, zeigt der Fund seiner Kollektaneen. „Was Genauigkeit, Gelehrsamkeit, Scharfsinn und Besonnenheit der Kritik angeht," urteilt Mercati p. 8, „bleibt in Anbetracht der Zeiten in L. Latinius nichts zu wünschen übrig, der ein wunderbarer und gleichsam moderner Mensch war. Er notierte alles; nicht allein die Varianten, sondern auch die verschiedene Anordnung in den Handschriften, die Kleinigkeiten der Rechtschreibung und mitunter sogar die leergelassenen Zwischenräume. Er zog die Citate herbei, die sich bei alten Schrift-

stellern, z. B. beim hl. Augustin, finden, die Parallelstellen bei Cyprian, und verzeichnete dessen Lieblingswendungen und -ausdrücke. Was die Schriftstellen angeht, so hatte er nicht nur die enge Beziehung des Textes des hl. Cyprian mit der Septuaginta erkannt und hielt sie immer vor Augen, sondern auch die Verwandtschaft seiner Übersetzung zu der des Tertullian und Lactantius. . . . Einzelne seiner Bemerkungen könnte man auch heute noch mit Ehren drucken."

Doch nicht nur als Aktenstück zur Geschichte der Philologie hat der wieder aufgefundene Band Bedeutung, wichtiger sind die Aufschlüsse, welche er über die beiden verlorenen Cyprian-Handschriften bietet. Von einer derselben, dem Codex Veronensis, hatte Latinius sehr günstig, Hartel auf Grund des ihm vorliegenden Materials ziemlich ungünstig geurteilt, und sein Urteil war in der letzteren Zeit das allgemeine geworden. Nach Kenntnisnahme der vollständigen Kollation möchte die Sache doch günstiger für den Veronensis sich gestalten. Seine Lesarten zeigen die Spuren hohen Alters. Die altlateinische Bibel ist z. B. in der Zählung der Psalmen 2—111 um eine Einheit hinter der Vulgata zurück, indem die beiden ersten Psalmen nur als einer gerechnet wurden. In den späteren Handschriften wurde diese Zählung mehr und mehr der geltenden angepaßt. Der Veronensis enthält sie noch an vielen Stellen. Ferner fehlen in demselben die verschiedenen, mit Unrecht Cyprian zugeschriebenen Schriften, die Briefe Cyprians sind in der Reihenfolge angeordnet, daß immer die Briefe an denselben Adressaten zusammenstehen, d. h. die Anordnung ist gerade diejenige, welche wir als die ursprüngliche ersehen müssen. Endlich sind zu den Namen der 87 Bischöfe des Konzils von 256 einzelne Notizen über dieselben beigefügt, ob sie Bekenner oder Blutzeugen gewesen seien, wo ihr Grab sei u. dgl. Später als den Anfang des 4. Jahrhunderts wird man diese Bemerkungen nicht ansetzen dürfen, und wenigstens die Vorlage des Veronensis muß also aus dieser Zeit stammen.

Auch die wiedergefundenen Lesarten des andern Codex, des Beneventanus, sind recht beachtenswert, was Mercati an einigen Stellen aus der unechten Schrift De laude martyrii nachweist. Nach einigen Bemerkungen über die Interpolation in De unitate 4, über das Büchlein De duobus montibus, über Hilfsmittel zur Textkritik Cyprians, folgen dann im Anhang außer einer Reihe von Angaben über die einschlagenden Handschriften verschiedene Andeutungen und Untersuchungen über das Alter der sogen. Interpolation in l. 3, c. 20 der Testimonia, über die Briefe des hl. Kornelius, über ein Bruchstück der Leidensgeschichte der hll. Marianus und Jakobus, über die metrische Grabschrift Papst Eugens III.

Auch durch die vorliegende Schrift hat der Verfasser von neuem bewiesen, mit welchem Eifer und Geschick er sich die Förderung der patristischen Studien angelegen sein läßt. Da er unterdessen sein früheres Erntefeld, die Ambrosianische Bibliothek, verlassen hat, um eine Stelle an der Vatikana zu Rom anzunehmen, so wünschen wir, daß an dieser wohl noch reicheren Fundgrube sein Fleiß mit dem gleichen Erfolg gekrönt sein möge, mit welchem er bisher belohnt worden ist.

C. A. Kneller S. J.

Die Urkunden des Heiliggeistspitals zu Freiburg im Breisgau. I. Band 1255—1400. II. Band 1401—1662. [Veröffentlichungen aus dem Archiv der Stadt Freiburg im Breisgau.] 8⁰. (XXII u. 372, VIII u. 640 S.) Freiburg, Wagner, 1890 u. 1900. Preis à *M.* 6.

Was über das Heiliggeistspital zu Freiburg und über das gleichfalls einst dem Heiligen Geiste geweihte dortige Siechenhaus an Urkunden noch vorhanden ist, sei es im Original, in Abschrift oder Auszug, wird hier in Form erschöpfend vollständiger Regesten, ausnahmsweise auch nach dem vollen Wortlaut, zur Benutzung erschlossen. Bereits vor mehr als 70 Jahren hat die Hauptstadt des Breisgaus mit Veröffentlichungen aus ihrem reichen Archiv rühmlich begonnen und hat dieselben neuerdings in ungleich umfassenderem Maße wieder aufgenommen. Die vorliegenden Bände erscheinen in dem großartigen Unternehmen nur als ein untergeordnetes Glied, ein „Ableger“ unter mehreren andern, um das künftige neue Urkundenbuch etwas zu entlasten. Gerade dies aber vermag eine Vorstellung davon zu geben, welche Schätze unsere städtischen Archive, vielfach unbeachtet, noch bergen.

Fast ausschließlich auf den Besitz, die Ordnung, Verpflegung und Stellenbesetzung einer städtischen Wohlthätigkeitsanstalt sich beziehend, sind diese Urkunden durchwegs von rein lokalgeschichtlichem Charakter, spiegeln die inneren Verhältnisse der Stadt und zeigen das mittelalterliche Freiburg in seinem Kleinleben. Aber wie unscheinbar die einzelne Urkunde, etwa ein Kauf, ein Gütertausch, eine Jahrtagsstiftung, ein Schiedsspruch, an sich auch lauten mag, eine Sammlung von fast 2000 solcher Urkunden, die so ziemlich auf den Zeitraum von 250 Jahren sich zusammendrängen, bietet von jener längst entschwundenen Zeit ein dem wirklichen Leben nahe kommendes, scharf ausgeprägtes Bild. Mit dem allein, was hier über Namen und Geschichte der Häuser und Plätze, der Familien und Geschlechter, der Gewerbe und Rechtssprechung, der Kirchen und Kapellen, Ordenshäuser und Seelsorgepfründen, Armenwesen und Frömmigkeit sich urkundlich zusammenfindet, ließe sich neben dem vollständigen Stadtplane des alten Freiburg ein recht szenenreiches Panorama seines städtischen Treibens wieder herstellen. Es muß hierbei anerkennend hervorgehoben werden, daß was durch Sachkenntnis und liebevolle Sorgfalt aus einer Urkundensammlung nur immer gemacht werden kann, hier wirklich erzielt worden ist. Die ausgezeichneten Register — 70 zweikolonnige Seiten im I. Bande, 87 Seiten im II. Bande — strecken dem Forscher die Fülle der gepflückten Früchte entgegen. Poinsignon, welcher den I. Band noch besorgen konnte und dem wir schon früher die fleißige Schrift über „Siegel, Wappen und Banner der Stadt Freiburg“ verdankten, hat der ganzen Sammlung eine kurze, aber gute Einleitung mit der Geschichte des Spitals und Siechenhauses vorausgeschickt und überaus dankenswerte Erläuterungen über vorkommende veraltete Ausdrücke, Maße, Münzen und Geldwerte u. s. w. beigegeben. Sein besonderes Verdienst sind ferner zahlreiche Bemerkungen zur Geschichte der Häuser, Straßen und Plätze. Die Herausgeber des

II. Bandes, L. Korth und Dr. P. Albert, haben in ihrer Weise sich Dank verdient, indem sie an vielen Stellen die Texte durch kleine, in Klammern beigegebene Zusätze erläutert und ergänzt haben. Auch wurden alte Kanzleivermerke und Rückaufschriften der einzelnen Urkunden jedesmal vollständig mitgeteilt.

Ist auch kein Zweifel, daß bei Veranstaltung dieser Urkundensammlung vorwiegend die Wirtschaftsgeschichte und das Interesse der geschichtlichen Ortsbeschreibung, in zweiter Linie vielleicht die Rechtsgeschichte ins Auge gefaßt waren, so dürfte doch, bei genügender Beachtung, auch die Kirchengeschichte einen guten Teil des Gewinnes einheimsen. Es handelt sich hierbei keineswegs bloß um Gotteshäuser, Altäre und geistliche Pfründen, um Bischöfe und Weihbischöfe, Päpste und Apostolische Legaten. Schon über solches und ähnliches findet sich manches recht Bemerkenswerte, wie z. B. die so ungemein gewissenhaft geführte Untersuchung vor Vereinigung der beim Spitale bestehenden Kaplaneien durch den Kardinal-Legaten des Papstes Alexander VI. Vieles Brauchbare wird geboten zur Geschichte der Ordenshäuser und geistlichen Genossenschaften wie über päpstliche und bischöfliche Ablaßverleihungen. Mehr noch entfällt für die Kenntnis der christlichen Wohlthätigkeit und die ganz im Geiste der Kirche gehandhabte Armenpflege des Mittelalters. So bietet z. B. die Freiburger Siechenordnung vom 14. Januar 1480 (II, 535) in vieler Hinsicht ein ganz außerordentliches Interesse. Aber als das Wertvollste fast in der ganzen Sammlung möchten die einzelnen Züge aus dem kirchlichen Leben und den religiösen Volksgebräuchen erscheinen, die, so ganz nebenbei, da und dort mit aller Frische der Unmittelbarkeit aus den trockenen Urkunden hervortreten.

Die Pfleger des Freiburger Spitals haben das Vorschlagsrecht für die Besetzung der Pfarrei Neuershausen. Bevor jedoch der Bischof von Konstanz den Vorgeschlagenen investieren läßt, wird von ihm der Name des Kandidaten öffentlich bekannt gegeben. Etwaiger Einspruch gegen die Ernennung, der von irgend einer Seite erhoben werden könnte, muß am neunten Tage nach der amtlichen Bekanntgebung im Kreuzgang des Minoritenklosters zu Schaffhausen geltend gemacht werden (II, 88). Die Pflichten des Inhabers dieser Pfarrei werden 50 Jahre später, 1480, genau dahin angegeben: „all Sonntag Meß allda zu halten, die heiligen Zeiten zu verkünden, zu predigen und die Gemeinde mit allen Sakramenten und andern Gottesdiensten zu versehen und zu warten, wie einem Kirchherren (= Pfarrer) gebührt, treulich und ungefährlich, auch alle Wochen zwischen den zweien Sonntagen zwo Messen allda zu haben." Dies war also die regelmäßige Thätigkeit des Kuratgeistlichen am Vorabend der Reformation. Nicht leichter war das Amt des Spitalpfarrers in Freiburg selbst, das 1469 näher beschrieben wird mit dem ausdrücklichen Beisatz, daß es so von jeher gehalten worden sei, und daß auch der derzeitige Spitalpfarrer seinen Dienst bisher „durchaus fleißig, ehrlich und guten Willens" erfüllt habe. Es wird verlangt, „daß er den Spital all Tag versorgen und fürsehen soll mit gesungener oder gelesener Messen, Jahrzeiten, Vigilien und mit gesungenen Vespern und Completen, wie sich dann das gebührt und ander Leutpriester vor ihm bisher gethan hand, nämlich daß er all Wochen drei Meß und an dem Sonntag ein

Meß haben, auch all Sonntag predigen, die heiligen Tag verkunden, Jahrzeit (= Gedächtnistage), die denn zumal in dem Seelbuch derselben Wochen gefallen, ohn' Verzug mit Singen und Lesen begeh'n, die Pfründtner, Gesunde und Sieche, und das Hausgesind' fleißlich mit allen christlichen Rechten (= Ritus) versehen soll, es sei mit Beichthören oder die Sakrament zu allen Zeiten, wann das zu Schulden kommt, sie deß begehren oder notdürftig werden, wie das Alles in dem vorgemeldten Spital Sitt und gewöhnlich ist". Schon 1338 war bei ähnlicher Gelegenheit hervorgehoben worden, daß dem Pfarrer die ganze Seelsorge aller Angehörigen des Spitals zufalle, „seien sie innerhalb des Spitals oder außerhalb".

Ein eigentümliches, teilweise geradezu ergötzliches Bild bieten uns heutzutage die verschiedenen frommen Stiftungen jener Zeit. Von 1295—1377 sind nicht weniger als sechs Stiftungen für ein „ewiges Licht" vor einzelnen Altären erwähnt, wiewohl derlei Bestimmungen für ein Spital doch nur sehr nebensächlich sind. Dem Abte von Tennenbach werden 1329 von Bruder Konrad Freudenreich 200 Schafe vermacht unter der Bedingung, die Zahl ständig auf dieser Höhe zu erhalten. Nur im Falle ein Gebresten an die Schafe kommen sollte, darf das Kloster sie verkaufen, muß aber innerhalb Jahresfrist die gleiche Anzahl wieder beschaffen. Ließe man sonst die Zahl abgehen, so soll das Kloster für das betreffende Jahr an das Spital in Freiburg 3 und an das Siechenhaus 1 Pfund Pfennige geben, um damit ein Jahresgedächtnis für den Stifter zu begehen. Dieser Stifter empfiehlt daher den Spital- und Siechenpflegern von Freiburg, alle Jahre selbst danach zu sehen, ob das Kloster die Sache auch richtig handhabe.

Feierlich geht es her mit der Stiftung eines neuen Meßbuches an den Liebfrauenaltar des Spitals durch den Kürschner Walter von Stauffen am 26. Oktober 1428. Er bestimmt: „daß dasselbe Meßbuch ewiglich an die obgenannte Pfründe gehören und in demselben Armenspital genutzet und das Amt der heiligen Messe darinnen gelesen werden und ewiglich nimmer derselben Pfründe weder verkauft, versetzt, verliehen, verändert, verwechselt, noch entfremdet werden soll in irgend einem Wege. Und soll ein jeglicher Priester, der dann die obgenannte Pfründe je hat und besinget, dasselbe Meßbuch nutzen, darinnen Messe lesen und in obgeschriebener Maße auch in keinem Wege verändern. Und als das obgenannt Meßbuch noch neu und uncorrigiret ist, so hab' ich dasselbe Meßbuch geliehen dem ehrbaren gelehrten Priester, Herrn Hartmann Bretter, Kaplan uff dem Spital zu Freiburg, daß er dasselbe Meßbuch corrigieren und sein Leben [lang] ohne aller männiglichs Beirrung oder Erwehrung nutzen und brauchen soll. Und wenn derselbe Herr Hartmann Bretter von Todes wegen abgeht, so soll dasselbe Meßbuch zur Stunde nach seinem Tode der obgenannten Pfründe ausgeantwortet werden und in obgeschriebener Maße ewiglich bleiben ohne männiglichs Widerrede, Säumniß und Irrung."

Eine gute Person stiftet 1332 eine jährliche Geldzulage für die vier Spitalkapläne; sie bestimmt dabei auch vier Pfennige für „den Schüler, der [bei den Versehgängen] das heilige Öl trägt". Am Liebfrauenaltar wird 1466 für alle

Samstage eine heilige Messe gestiftet; für das bereits eingeführte tägliche Salve Regina in der Münsterkirche 1481 ein Vermächtnis ausgeworfen; für die „vier hochgezîten unsere Frauentage" 1329 eine besondere jährliche Armenspende fundiert.

Mannigfaltig sind die Stiftungen für das Jahresgedächtnis der Verstorbenen. Die Stiftung für einen frommen Pfarrer im Jahre 1358 im Kloster St. Peter besagt, daß „außer der Jahrzeit des Abends mit einer gesungenen Seelenmesse" allwöchentlich drei heilige Messen für ihn gelesen werden sollen, des Montags eine Seelenmesse, des Freitags die Messe „von unseres Herren Leiden", am Samstag die „von Unserer Frauen". Eine Witwe bestimmt 1480 für ihren Gatten alljährlich in der Oktav nach St. Franziskusfest ein Miserere und drei Seelenmessen „auch mit Spreiten, Kerzen auf dem Grab und Läuten". Das gewöhnliche Jahresgedächtnis wird begangen „mit singen, mit lesen und mit läuten" oder „mit singen und Messelesen", aber häufig auch mit Geldspenden für die Spitalarmen oder mit Labung derselben durch Speise und Trank. Oft wird ausdrücklich bestimmt, was ihnen an Brot, Wein, Fleisch und Fisch, Gesottenem und Gebratenem am festgesetzten Tage besonderes gereicht werden soll. Gewöhnlich wird genaue Erfüllung eingeschärft, widrigenfalls die Zinsen des Kapitals einer andern frommen Anstalt zu einem andern Zwecke zufallen sollen. Eine gute Frau macht 1340 eine Stiftung für 4 Maß Wein täglich, welche an die schwächlichsten Kranken gegen Abend, „wenn's zum Feuer läutet", ausgeteilt werden sollen. Sie fügt aber drohend hinzu: „wenn es kundbar würde, daß der Wein nicht rein gehalten werde, wie ihn Gott hätt' lassen gewachsen, so solle die ganze Weingülte für jenes Jahr nicht an das Spital, sondern an das Münster und das Siechenhaus fallen. Wer aber vom Spital mit der Verabreichung des Weines beauftragt, denselben nicht gehörig austheilt oder gar die Kranken und Krankenwärterinnen an ihrem gewöhnlichen Pfründewein beeinträchtigte, der solle für jeden einzelnen Fall mit sieben Tagen Wassertrinken bestraft werden und eben so lang auf dem Boden essen. Läßt sich aber das Spital selbst eine Versäumniß oder Unrichtigkeit zu Schulden kommen, so ist das ganze Seelgeräte, sobald das Verschulden kundbar wird, an die Münster-Pfleger und das Gutleutehaus verfallen."

Wiederholt wird jedoch auch der „Meisterin in den Kammern" freigestellt, für den ausgeworfenen Betrag dasjenige zu spenden, was sie, sei es nach eigenem Ermessen, sei es mit Beirat eines Familiengliedes der Stifter „den Dürftigen für am nützlichsten" hält. Besondere Stiftungen finden sich dafür, daß die „dürftigen Nachts getröstet werden", den „schwächsten Kranken nach Mitternacht eine Stärkung verabreicht" werde. Mehr als einmal werden Vermächtnisse verzeichnet für Bettwäsche und Bettzeug.

Nicht selten, namentlich während des 14. Jahrhunderts, wird das Jahresgedächtnis auch durch Beschenkung oder Bewirtung der Priester oder Ordensleute ausgezeichnet. Ein Ritter macht 1332 eine Stiftung zum Jahresgedächtnis für seinen verstorbenen Großvater. In der Urkunde muß der Abt des Cistercienserklosters Tennenbach sich verpflichten, den Tag zu begehen „im Reventer (Speisesaal) mit Fischen und mit Weine und mit Würzen, soweit als die Pfennige

mögen reichen", aber auch „mit Singen und mit Lesen", als gewöhnlich bei ihnen geschieht, dies alles: „Gott zu Lobe und den Seelen zum Troste". Besonders fürsorglich war eine derartige Stiftung zu Gunsten des Freiburger Augustinerklosters 1342. Das Kloster war verpflichtet zu einer jährlichen Vigilie und Seelenmesse für jedes der beiden Stifter. Dieselben waren „zu singen, wenn man in der Stadt zu Freiburg singet, zu sprechen, wenn man nicht singet". Zu jeder der beiden „Jahrzeiten" soll den Brüdern des Abends 5 Schilling „ze Nahtmasse" und des Morgens „ze Imbiß" auch 5 Schillinge gegeben werden, auch über Tisch zu Fisch, Fleisch und Wein, oder sonst wie es „denn den Brüdern ze Piktanzie (Zukost) am aller tröstlichsten ist". Im Unterlassungsfalle müßte der Ertrag der Stiftung dem Armenspital zugewendet werden. Anderes behält ein Ritter bei einer frommen Stiftung 1413 sich vor: Es soll am Sonntag vor Allerheiligen und Montags bei der heiligen Messe für ihn gebetet, auch nach seinem Tode sein Jahresgedächtnis feierlich begangen und außerdem jeden Montag früh sein Grab in der Kirche mit Weihwasser besprengt werden. Auch daß von Priestern oder Laien „zum Grab gegangen" werde, wird manchmal als Wunsch ausgesprochen und Almosen dafür festgesetzt. Der Ritter Johann Snevli hatte schon 1347 für sich verfügt, daß bei seinen Exequien drei gute seidensamtne Tücher (guti sidin geruchti tucher) auf seinen Sarg gelegt würden. Eines davon soll dann an das Münster zu Freiburg, eines an das Spital, eines an das Cistercienserinnenkloster Günterstal kommen, um „Meßsacheln" (Meßgewänder) daraus zu machen.

Eine besondere Beachtung verdient auch die Vereinbarung der Pfleger der Kirche St. Peter in Freiburg mit der Gemeinde vom 7. Dezember 1415 über Geldstrafen, welche für unentschuldigtes Fernbleiben von angesagten Gemeindeversammlungen und von den Kreuzgängen (Prozessionen) hinfort zu erlegen seien. In Bezug auf letztere heißt es:

„Es ist auch zu wissen, daß wir die vorgenannten Pfleger und die Gemeinde gemeinlich auch von der Kreuzgäng wegen übereinkommen sind, in die Weise und die Maße als denn auch hienach geschrieben steht und ist das auch also: Wenn die Kreuzwoch kommt oder man sonst gemeine Kreuzgäng hat von Ungewitters wegen und man mit Kreuz soll geh'n, daß dann von jedem Haus ein Mensch soll geh'n. Auch wer der ist, der Gesind hat in seinem Haus, es sei Knecht oder Kellerin, der mag ihrer eins an seiner Statt darschicken, und das auch mit Ernst und mit Andacht für es thu geh'n, in aller der Maß als ob einer selbst da wäre, oder (es mag) jedermann für sich selbst dar geh'n, wer es vor Jugend oder vor Alter oder vor Siechtagen gethun mag ohne Gefährde. Auch ist zu wissen, daß wer der oder das wäre, die auch in solcher Maßen zu schaffen haben und auch nit Gesindes in ihrem Hause hätten, das für sie gehen könnt' oder möcht', als vor geschrieben steht, der soll und mag ein Urlaub gewinnen und nehmen zu einem Leutpriester und zu den Pflegern. Und welcher oder wer das auch also übergeht und nit hält, und thut als vor geschrieben steht, als dick das zu Schulden kommet: der oder das gibt auch und soll geben 6 Pfennig zur Besserung, und dasselb Geld, das als von der Kreuzgang wegen verfallen, gehört und soll gehören der obgeschriebenen Kirche zu ihrem Bau, und

mag man auch einen jeglichen um all vorgeschriebenen Stuck und Ding pfänden, so er fällig wird, ohne Gericht."

Wie viele solcher Züge aus dem kirchlichen Leben sich noch weiter aufzählen ließen, wäre es doch ein Irrtum, aus dem Gesagten zu schließen, daß spezifisch Kirchliches oder Religiöses überall im Vordergrunde stehe. Auch das profane Leben spiegelt sich in diesen Urkunden mit allen seinen kleinen Kanten und Schatten. Es genügt, auf die amtliche Erneuerung einer Urkunde im Jahre 1405 hinzuweisen, welche rechtsungültig geworden war, da ein fremder Schneider, der im Hause arbeitete, das wachsene Siegel abgebrochen hatte, um damit seinen Faden zu wächsen. Zwei Bürger der Stadt müssen darüber Zeugnis ablegen, daß das Siegel vorher unverletzt gewesen sei, und darauf hin wird die Urkunde vom Schultheißen transsumiert. Recht lebendig treten gelegentlich auch die verschiedenen Funktionen der städtischen „Bauherren" hervor, die festgefügte Organisation der „Bruderschaft der Brotbäck-Knechte" und vieles andere derart, was dem bürgerlichen Zusammenleben das Kolorit verleiht. So ist nach vielen Richtungen hin mit diesem Werk der Forschung eine ergiebige neue Fundgrube geöffnet.

Otto Pfülf S. J.

Empfehlenswerte Schriften.

(Kurze Mitteilungen der Redaktion.)

Commentarius in omnes S. Pauli epistolas ad usum seminariorum et cleri auctore J.-A. Van Steenkiste, Can. hon. eccl. cath. Brug., S. Th. Lic. in Univ. cath. Lovan., et olim per 20 annos s. Script. Profess. in Semin. Brugensi. Sexta editio. 2 tomi. 8°. Tom. I (596 p.). Tom. II (648 p.). Brugis, Beyaert, 1899. Preis *Fr.* 15.

Man kann dem hochverdienten Herrn Verfasser nur herzlich gratulieren zur 6. Auflage seines praktischen und beliebten Kommentars zu den paulinischen Briefen. Während seiner langen gesegneten Wirksamkeit als Professor der biblischen Exegese behielt er stets als Ziel im Auge, die patristische Methode der Schriftauslegung im Gegensatz zur rein philologischen besonders zu betonen. Dieses Streben offenbart sich auch in diesem Werke, wenn es auch hier weniger hervortritt als in der vierbändigen Erklärung zum Matthäusevangelium (3. Aufl., 1880—1882). Im Kommentar spiegelt sich die Auffassung der Kirche und der Väter; zahlreiche Ausblicke auf das Dogma und das christliche Leben sind vom Wunsch eingegeben, dem Theologen und besonders dem Seelsorger nützlich zu sein. So zeichnen sich auch die Anmerkungen durch Klarheit und Bestimmtheit aus, während eine gute Textparaphrase die Übersetzung ersetzt. Die Wort- und Satzerklärung ist ebenfalls nicht

vernachlässigt. Die neuere Litteratur hat der Herr Verfasser allerdings weniger berücksichtigt. Als dankenswerte Beilage zu diesem Werk erschien im gleichen Jahr ein Index rerum et sententiarum ordine alphabetico digestus (*Fr.* 1,25). Vorangegangen war im Jahre 1896 die 2. Auflage der Quaestiones in omnes S. Pauli epistolas, worin auf die wichtigeren Stellen aufmerksam gemacht und in Form von Fragen auf die Erklärung hingewiesen wird, welche der hochw. Verfasser in der 3. Auflage seines Buches S. Pauli epistolae breviter explicatae (Brugis 1876) niedergelegt hatte.

Der Triumph der christlichen Philosophie gegenüber der antichristlichen Weltanschauung am Ende des XIX. Jahrhunderts. Eine Festgabe zur Säcularwende von Msgr. Dr. Engelbert Lorenz Fischer, Geheimer Kammerherr Sr. Heiligkeit des Papstes, Stadtpfarrer in Würzburg. 8°. (XVI u. 398 S.) Mainz, Kirchheim, 1900. Preis *M.* 6.

Bei seiner großen Belesenheit war Msgr. Dr. Fischer der Mann, die moderne antichristliche Philosophie in ihrer Haltlosigkeit aufzudecken. Seine Widerlegung des Idealismus und des falschen Realismus, der verschiedenen Hypothesen über Ursprung und Entwicklung der Welt, des Lebens, der Entstehung des Menschen ist denn auch, obwohl manchmal gar knapp und aphoristisch, wohlgelungen, zumal wenn man seinen Zweck ins Auge faßt, die Resultate langjähriger Forschung in klarer Zusammenfassung dem gebildeten Publikum zu bieten. Recht zu bedauern ist aber, daß Msgr. Fischer beim positiven Aufbau der christlichen Philosophie eigentlich nur für genaue Kenner seiner früheren Werke und für Philosophen von Fach geschrieben hat. Andere Leser werden durch die Betonung der eigenen Philosophie des Herrn Verfassers, des „kritischen Realismus" als der „jetzigen christlichen Philosophie", leicht verwirrt werden. Sie werden jedenfalls wenig anfangen können mit der überaus kühnen „Prädispositionstheorie", nach welcher im primitiven Weltzustande die Stoffelemente und ihre Kräfte zu einem derartigen System vom Schöpfer geordnet wurden, daß daraus in naturgesetzlicher Abfolge die ganze Weltbildung in all ihren Einzelheiten, mit Einschluß der Tierseele und des Menschenleibes, folgte. Auch das „Grundwesen aller Dinge", „die Vernunft-Energie", worin die körperlichen mit den geistigen Dingen übereinstimmen sollen, ist, soweit es nicht ein neuer Ausdruck für einen alten einfachen Begriff ist, mehr ein metaphysisches Rätsel als eine ungesuchte philosophische Erklärung. Statt dieser geistreichen hochfliegenden Hypothese hätte eine nüchterne Darstellung der christlichen philosophischen Weltanschauung dem Zwecke des Werkes besser entsprochen.

Die Einsetzung des heiligen Abendmahls als Beweis für die Gottheit Christi. Von der theologischen Fakultät zu Würzburg gekrönte Preisschrift von Dr. theol. Johannes Hehn, Priester der Diöcese Würzburg. 8°. (XIV u. 270 S.) Würzburg, Bauch, 1900. Preis *M.* 3.

Die zur Vorarbeit nötigen kritischen Untersuchungen führen den Herrn Verfasser als gründlichen und sorgfältigen Forscher ein. Der weitere Aufbau der ganzen Arbeit zeugt von vollkommener Beherrschung des Stoffes und von einer originellen, geistreichen Auffassung der Frage. Um seine These zu erweisen, prüft Dr. Hehn allseitig die Abendmahlshandlung Jesu nach ihrem Wesen, ihrem Verhältnis zum Alten Bunde, ihrer psychologischen Erklärbarkeit; sodann geht er dem Abendmahlsgedanken bei den neutestamentlichen und den andern ältesten christlichen

Schriftstellern nach. Diese trefflichen Untersuchungen können wegen ihrer Gründlichkeit und Tiefe auch dann einen bleibenden Wert beanspruchen, wenn sich herausstellen sollte, daß der Abendmahlsgedanke vielleicht doch nicht von Anfang an in dem Maße Zentralgedanke war, wie es der Herr Verfasser annimmt. Der Beweis für die Gottheit Christi aus der Abendmahlshandlung ist zweifellos gelungen. Zumal der erste Teil, der Schluß auf das göttliche Selbstbewußtsein Jesu, ist sehr schön und überzeugend. Weniger schlagend erschien uns der zweite Teil des Beweises, der Schluß aus der inneren Überzeugung Jesu von seiner Gottheit auf die thatsächliche Wirklichkeit. Nicht als ob irgend ein nötiges Beweismaterial außer acht gelassen wäre; nur dürfte die Argumentation selbst prägnanter und ausführlicher sein. Die Studie ist im wahren Sinne anregend und fördernd.

Bibliothèque de la Compagnie de Jésus. Première Partie: Bibliographie par les Pères Augustin et Aloys de Backer. Nouvelle édition par Carlos Sommervogel Strasbourgeois, publiée par la Province de Belgique. Tome IX. 4°. (1820 col.) Paris, Picard (Bruxelles, Schepens), 1900. Preis *Fr.* 40; für Subskribenten *Fr.* 30.

Das großartige bibliographische Werk, dessen Verdienstlichkeit und Bedeutung schon beim Erscheinen des I. Bandes 1890 in diesen Blättern (Bd. XLI, S. 220) ihre Würdigung gefunden hat, erhält mit diesem IX. Bande den Abschluß. Die Fortsetzung des Supplementes, welches nicht nur aus der letzten, sondern auch aus alter Zeit eine Reihe neuer Schriftstellernamen nachtragen kann und welches den Programmen und Dramen der alten deutschen Jesuitenkollegien noch einmal große Sorgfalt zuwendet, füllt über 900 Seiten. Hieran schließt sich das Verzeichnis der anonymen und pseudonymen Jesuitenschriften, soweit möglich, unter Hinweis auf ihre Verfasser. Ein dreifaches, das ganze Werk umfassendes Register nimmt die letzten 350 Seiten in Anspruch: ein alphabetisches Verzeichnis der in dem Werke erwähnten Kollegien und Häuser des Ordens; ein anderes für alle diejenigen Schriftsteller, bei welchen die anfangs gegebenen biographischen Notizen nachträglich eine Präzisierung erfahren haben; endlich eine Verteilung der sämtlichen Schriftsteller nach ihren Heimatsorten, und zwar geordnet nach Staaten, Provinzen und Kreisen, entsprechend der politischen Abgrenzung im Jahre 1899. Vielen Liebhabern der heimischen Litterargeschichte in allen Ländern ist mit diesem letzteren Register ein unschätzbarer Dienst erwiesen. Den Aufwand an Mühe, Fleiß und Scharfsinn, welchen derselbe erforderte, vermag nur der zu schätzen, der die Mangelhaftigkeit der alten Angaben und das unsichere Schwanken der Orts- und Namensschreibung aus Erfahrung kennt. Danach sind auch kleine Versehen oder Verwechslungen zu beurteilen, die etwa entdeckt werden könnten. Eine Verstellung im Satze hat mit den Kolumnen 1525 und 1526 stattgefunden; da die alphabetische Ordnung zufällig auch jetzt ungestört weiterläuft, so blieb das Versehen unbeachtet. Der deutsche Benutzer wird sich dadurch nicht in Verwirrung bringen lassen. Überhaupt wird ein bibliographisches Werk wie das vorliegende, das eine Litteratur von über 300 Jahren in allen Sprachen und nahezu in allen Wissenszweigen und viele Tausende von Schriftstellernamen und Ortsangaben umfaßt, die absolute Vollständigkeit und Vollkommenheit niemals erreichen. Was aber der unermeßlichste Fleiß, ein geradezu genialer bibliographischer Spürsinn und die selbstloseste Hingabe an die Sache von seiten eines einzigen Mannes zu erreichen vermag, das hat P. Sommervogel wirklich geleistet. Man kann zu dem ausgezeichneten Werke ihn

selbst wie seinen Orden, dem dasselbe zunächst gewidmet ist, nur beglückwünschen. Wenn einmal diese Neu-Ausgabe des alten de Backer in den praktischen Betrieb unserer Gelehrtenwelt sich noch mehr eingebürgert und als die unerschöpflich reiche Fundgrube sich noch mehr erwiesen hat, die es thatsächlich ist, dann wird das außerordentliche Verdienst erst recht Anerkennung finden, welches P. Sommervogel durch diese bibliographische Musterleistung um die Wissenschaft sich erworben hat. Möge es ihm vergönnt sein, nun auch den 2. Teil seiner Bibliothèque, welcher der Geschichte und Geschichtschreibung des Ordens dient, zu gleich glücklichem Abschluß zu führen.

Bourdaloue d'après des documents nouveaux. Les maîtres de la chaire en France au XVII[e] siècle. Par M. L'abbé L. Pauthe, chanoine titulaire de la métropole d'Albi, lauréat de l'Institut de France, Officier d'Académie et de l'Instruction Publique. 8°. (VI et 536 p.) Paris, Lecoffre, 1900. Preis *Fr.* 6.

Nacheiferer priesterlicher Ideale, insbesondere aber Freunde der geistlichen Beredsamkeit werden diese gediegene litterarhistorische Studie mit hohem Genusse lesen, und nicht ohne reichen geistigen Gewinn. Die Arbeit stützt sich zum Teil auf neuaufgefundene Quellentexte und ist eine durchaus selbständige und tüchtige. Der Kenner der inneren Geschichte Frankreichs unter Ludwig XIV. wird überdies in Bezug auf die schwierigsten Verhältnisse jener Zeit hier Aufschlüsse und Lichtblicke erhalten, die er anderswo vergebens sucht. Ein großer Teil des Inhalts hat kulturhistorischen Wert. Der Nachweis, daß hinsichtlich der gallikanischen Freiheiten Bourdaloue mit Bossuet völlig eines Sinnes gewesen sei, dürfte freilich durch die p. 325 ff. vorgelegten und ganz verschiedener Deutung fähigen Momente keineswegs überzeugend erbracht sein, noch weniger als für die p. 360 angeblich intendierte Porträtierung Fénelons in der Predigt über das Gebet. Auch die Zusammenkoppelung des ernsten Sittenpredigers mit dem großen Lebemenschen unter den deutschen Dichtern (p. 366) möchte genauere Goethe-Kenner eigentümlich überraschen. Solches mindert aber nicht die Wertschätzung dieses ausgezeichnet schönen Werkes noch die Wärme der Empfehlung, deren es für ernstere und strebsame Geister, namentlich unter den Priestern, in hohem Maße würdig ist.

Der nationale Gedanke im Lichte des Christenthums. Von Dr. Wendelin Haidegger, Professor an der theologischen Lehranstalt zu Brixen. 8°. (150 S.) Brixen, Buchhandlung des kath. Preßvereins, 1900. Preis *M.* 1.80 (*Kr.* 1.80).

Eine, namentlich für Österreich, ungemein zeitgemäße Schrift! Der Verfasser zeigt zunächst mit Berufung auf den hl. Thomas von Aquin und andere katholische Autoritäten, daß es den Genossen der eigenen Nation gegenüber besondere Pflichten giebt, und daß die katholische Kirche dem Nationalitätsprinzip, soweit es berechtigt, durchaus freundlich gegenübersteht. Hierdurch bricht er der „Los von Rom"-Bewegung die Spitze ab. Er schreibt: „Gar oft hört man und glaubt man die Verleumdung, die Kirche und die christliche Religion anerkennen durchaus keine Pflichten gegen Konnationale, die Kirche lasse die Nation überhaupt nicht als Rechtssubjekt gelten, die Kirche stehe den Nationen feindlich gegenüber und verbiete ihren Gläubigen, nationales Bewußtsein zu haben und zu bethätigen. Der Katholik wird nicht selten „volks- und vaterlandslos" geschmäht, Katholizismus und nationales Bewußtsein werden einfach als unvereinbare Gegensätze erklärt. Anderseits

finden der Radikalnationalismus und das Nationalitätsprinzip besonders in unsern Tagen immer mehr Anhänger: im Namen der Nation und unter dem Vorwande nationalen Bewußtseins werden ohne Scheu die größten Verbrechen und Ungerechtigkeiten begangen und noch dazu als Großthaten verherrlicht und gepriesen. Es fehlt nicht an Bemühungen, auch die Kirche und ihre Diener teils zu nötigen, teils anzulocken, sich an diesem nationalen Götzendienste zu beteiligen" (S. 9 u. 10). Die Schrift gipfelt in einem Appell an den Klerus, hinsichtlich der nationalen Frage aufklärend zu wirken, bei gemischten Pfarreien über den Parteien zu stehen, das Berechtigte in den nationalen Bestrebungen anzuerkennen, das Verbrecherische und Unchristliche dagegen, welches im Radikalnationalismus liegt, gehörig zu brandmarken. Für derartige Darlegungen bietet der Verfasser reichen Stoff. Hätte die österreichische Monarchie nicht im 18. Jahrhundert unter Joseph II. und im 19. Jahrhundert durch den Bruch des Konkordates und den darauf folgenden Kulturkampf die katholische Kirche bekämpft, so hätte das Kaiserreich in einem warmen Katholizismus das sicherste Bindemittel besessen zur friedlichen Einigung der verschiedenen Nationen seines Gebietes. Jetzt dagegen droht jener Radikalnationalismus den alten Kaiserstaat zu zersprengen.

Über die Berechtigung der antimonistischen Tendenzen innerhalb der staatlichen Gesellschaft. Dissertation zur Erlangung der Doktorwürde an der hohen philosophischen Fakultät der Universität Freiburg i. d. Schw. von G. J. Liesker. 8°. (X u. 126 S.) Freiburg (Schweiz), Gebrüder Fragnière, 1899. Preis *Fr.* 3.

Die vorliegende Doktordissertation verrät eine mehr als gewöhnliche Begabung und zeigt eine Durchdringung und Beherrschung der behandelten Frage, wie man sie in Erstlingsarbeiten selten findet. Sie ist jedenfalls ein ehrendes Zeugnis für die Schulung, die der Verfasser durchgemacht. Unter Staatsmonismus versteht Liesker die Ansicht jener Rechtspositivisten, die den Staat als die einzige Quelle des Rechtes ansehen. Aufgabe der Schrift ist es, diese Ansicht eingehend zu prüfen und zu würdigen. In sechs Kapiteln werden besprochen: 1. der Staatsmonismus und das Recht; 2. Recht und Rechtsschutz; 3. der Zweck im Staat; 4. das Organ der Freiheitsbegrenzung; 5. das Recht und das Sittengesetz; 6. die Bedeutung des Antimonismus. Der Verfasser zeigt sich sehr bewandert in den Schriften seiner Gegner und ist offenbar bemüht, ihre Ansicht möglichst genau zu ermitteln und ebenso die Gründe, auf die sie dieselbe stützen. Darin liegt ein Hauptvorzug der Dissertation. Sehr gut ist auch der Nachweis der Widersprüche, in welche sich die Anhänger des Staatsmonismus verwickeln, und die bedenklichen Folgen, zu welchen ihre Ansicht notwendig führen muß. Von ihrem Standpunkte giebt es keine Schranke gegen den extremsten Despotismus. Hier und da hätten wir eine etwas klarere und durchsichtigere Sprache und eine größere Vermeidung schwer verständlicher Fremdwörter gewünscht.

La Mort Civile des Religieux dans l'ancien droit Français. Étude historique et critique par l'Abbé Ch. Landry, Docteur en droit canon. 8°. (XII et 174 p.) Paris, Picard, 1900. Preis *Fr.* 4.

Die faktische Ausnahmestellung, in welche das Mitglied eines religiösen Ordens durch seine Gelübde der menschlichen Gesellschaft gegenüber sich versetzt sieht, hat eine ganze Jurisprudenz ins Dasein gerufen, nicht nur in den Rechtsbüchern der

Kirche, sondern mehr noch in der Gesetzgebung und Rechtsprechung der katholischen Staaten. Die vorliegende, sehr sorgfältig gearbeitete rechtsgeschichtliche Untersuchung will jedoch nicht so sehr eine Gesetzgebung darlegen oder ihre Entwicklung nachweisen, als vielmehr, gestützt auf das Naturrecht und die Lehre der Kirche, im einzelnen ihre Berechtigung prüfen, und zwar beschränkt sie sich auf das französische Recht während der letzten Jahrhunderte des Königtums. Es handelt sich hierbei nicht bloß um eine für den Historiker wie für den Kanonisten äußerst interessante Einzelfrage, sondern um eine Beleuchtung der gallikanischen Tendenzen und der Pariser Parlaments-Jurisprudenz überhaupt. Die Schrift ist in dieser Beziehung sehr lehrreich. Was im Munde des katholischen Volkes sprichwörtlich geworden, daß einem Kloster das Seinige vorenthalten niemals Segen bringt, das bestätigt sich hier wieder in tragischer Weise an der Dynastie der „allerchristlichsten Könige".

Das sprachliche und sprachlich-nationale Recht in polyglotten Staaten und Ländern, mit besonderer Rücksichtnahme auf Oesterreich und Böhmen vom sittlichen Standpunkte aus beleuchtet von Dr. Wenzel Frind, Canonicus, Custos des a. g. Metropolitan-Domcapitels bei St. Veit, ehem. o. ö. Professor der Moral an der theologischen Facultät der k. k. deutschen Karl Ferdinands-Universität in Prag. 8°. (XVI u. 392 S.) Wien, Manz, 1899. Preis *M.* 4.

Es gehörte gewiß nicht wenig Mut dazu, während des Kampfes um die Sprachenverordnungen in Österreich eine prinzipielle Darstellung der Frage zu veröffentlichen. Auch konnte an die Lösung dieser Aufgabe nur ein Mann herantreten, welcher einerseits aus den einschlägigen praktischen Verhältnissen, anderseits aus den ungemein verwickelten Relationen der Sprache als Verkehrsmittel zu Recht und Gerechtigkeit sein Fachstudium gemacht hatte. Dr. Frind hat trotz der geringen Vorarbeiten auf diesem Gebiete auf den ersten Wurf ein treffliches Werk geschaffen. Man wird ja bei der großen Schwierigkeit der sich hier aufdrängenden Probleme hie und da zweifeln dürfen, ob wirklich immer eine Verletzung der Gerechtigkeit vorliegt, wo der Herr Verfasser eine solche findet (z. B. S. 129), oder ob ein sittlicher Verstoß überall gerügt werden muß, wo Dr. Frind einen solchen notiert (z. B. S. 180, kleingedruckt); jedenfalls sind aber die Prinzipien mit seltener Klarheit, Tiefe und Konsequenz dargelegt und ausgeführt; dabei sind, da der Stoff noch wenig durchgearbeitet war, ganz neue rechtsphilosophische Gesichtspunkte eröffnet. Die Anwendung ist kritisch und vorsichtig, ohne Groll und Voreingenommenheit; hier müssen wir allerdings dem Herrn Verfasser die Verantwortung überlassen, weil wir uns ein Urteil über seine Kritik, zumal der neuen Sprachenverordnungen, nicht erlauben. Das Buch ist ein glänzender Beweis dafür, daß eine Auseinandersetzung über das sprachliche Recht wissenschaftlich nur auf dem granitnen Fundament des Naturrechts möglich ist.

Mittheilungen aus dem Archiv des deutschen Nationalhospizes S. Maria dell' Anima in Rom. Als Festgabe zu dessen 500jährigem Jubiläum, dargeboten von Dr. Franz Nagl und Dr. Alois Lang. [Römische Quartalschrift für christliche Altertumskunde und für Kirchengeschichte. Zwölftes Supplementheft.] Lex.-8°. (XXVIII u. 156 S.) Freiburg, Herder, 1899. Preis *M.* 5.

Zur Feier des 500jährigen Bestehens des deutschen Nationalhospizes der Anima (9. November 1899) veröffentlicht der hochverdiente und weithin ehrenvoll

bekannte Vorsteher desselben als Vorarbeit zu der von ihm geplanten Geschichte der Anstalt die Regesten der auf diese Geschichte bezüglichen älteren Urkunden. An diese willkommene Publikation aus dem noch wenig ausgebeuteten Archive schließt sich von einem andern, früheren Angehörigen der Anima eine eingehende Untersuchung über die drei ältesten diesem Archive angehörigen Bücher, das alte Bruderschaftsbuch und ein Ausgabe- und ein Einnahmebuch. Zum Glück hat es mit Beschreibung der Vergangenheit und Beschaffenheit dieser Bücher nicht sein Bewenden, sondern es werden auch Mitteilungen aus ihrem Inhalte gemacht, so insbesondere (unter Verbesserung der dem Druck des Liber confraternitatis von 1875 anhaftenden Mängel) eine Zusammenstellung der 370 österreichischen und bayrischen Namen und der 66 verzeichneten Weihen von Bischöfen oder Äbten. Beide Arbeiten können dem Geschichtsfreunde nur willkommen sein. Sie geben vielen Aufschluß über deutsches Leben in Rom während des Mittelalters, über deutsche Elemente in der Kurialverwaltung, über deutsche Diplomatie und Aristokratie in ihren Beziehungen zum Mittelpunkt der Kirche, und bieten in Bezug auf zahlreiche Persönlichkeiten kleine Angaben, die man sonst vergeblich sucht und die dem Forscher unter Umständen recht wertvoll sein können.

Correspondance de Le Coz, Évêque constitutionnel d'Ille-et-Vilaine, publiée pour la Société d'histoire contemporaine. Par le P. Roussel de l'Oratoire. Portrait en Héliogravure. 8°. (XIV et 430 p.) Paris, Picard, 1900. Preis *Fr.* 8.

Le Coz, infolge des Konkordates seit 1802 rechtmäßiger Erzbischof von Besançon, hatte 1790 auf die Zivilkonstitution des Klerus den Eid geleistet und war kurz darauf als konstitutioneller Bischof erwählt worden. Die hier veröffentlichte Korrespondenz umfaßt gerade diese unglücklichsten aber auch merkwürdigsten zwölf Jahre seines Lebens. Sie besteht zum großen Teil aus Berichten, die er als Mitglied der „Gesetzgebenden Versammlung" über die Vorgänge in Paris seinen Wählern zusandte, aus Schilderungen seiner langen Gefangenschaft auf Mont-Saint-Michel und aus kirchlichen Kundgebungen und Unterhandlungen mit der höheren oder niederen konstitutionellen Geistlichkeit. Auf die persönliche Bedeutung, welche neben Grégoire dem Staatsbischof Le Coz unstreitig zukommt, ist bei Anzeige seiner neuesten Biographie in diesen Blättern (Bd. LVII, S. 339) aufmerksam gemacht worden. Der Biograph hat nun als eine Art von Urkundenbuch den historisch bedeutsamsten Teil der Korrespondenz als eigene Sammlung folgen lassen, und gewiß bietet diese Korrespondenz eine ungleich verläßlichere und ergiebigere Geschichtsquelle als ein ganzes Dutzend der gewöhnlichen Memoirenwerke. Insbesondere für die noch wenig verstandene Geschichte der religiösen Spaltungen innerhalb der gläubig verbliebenen Kreise Frankreichs in jener Zeit kann sie Dienste leisten, um so mehr, als auch in andern Ländern die Zukunft ähnliche Verhältnisse schaffen kann. Es wird kaum ein lehrreicheres Exempel geben als diesen geistig hervorragenden und auch edlerer Charaktereigenschaften keineswegs entbehrenden Mann, der sich zum Staatspfaffen erniedrigt und dadurch unaufhaltsam einer immer haltloseren und unwürdigeren Stellung verfällt, um nach einem Leben voll Kampf und Enttäuschung ein Andenken zu hinterlassen, beladen mit Verachtung und mit dem Fluch der Lächerlichkeit.

Le Livre de Raison de l'Abbaye de Saint-Martin-de-Pontoise (XIVe et XVe siècles). [Publications de la Société Historique du Vexin.] Par J. Depoin, Secrétaire général de la Société Historique du Vexin, Administrateur de la Société Historique de Corbeil, Membre de la Commission des Antiquités et des Arts du département Seine-et-Oise. 8°. (244 p.) Pontoise, Bureaux de la Société Historique, 1900. Preis *Fr.* 5.

Um die Geschichte der altberühmten Abtei des hl. Martin zu Pontoise (gegründet 1069 durch St. Gautier) hat der Verfasser bereits durch Herstellung eines Urkundenbuches und eine andere gelehrte Spezialarbeit sich verdient gemacht, er bewegt sich also hier auf dem eigensten Gebiete seiner Forschung. Unter den noch vorhandenen Archivalien der Abtei entdeckte er einen sogen. Liber Rationum, eine Art Kopialbuch, in welches Kontrakte, Rechnungsablagen, Schatzverzeichnisse, Güterinventare, Ablaßverleihungen, Eidesformeln, Gerichtsentscheidungen u. dgl. eingetragen wurden, und das von 1328—1603 hinaufreicht. Es ist vielleicht das erste Kopiebuch dieser Art, welches in so eingehender Weise zu wissenschaftlichen Zwecken der Kenntnis erschlossen wird, und es überrascht durch die Mannigfaltigkeit seines Inhaltes wie durch die Fülle wertvoller Aufschlüsse, die es erteilt. Geradezu in alle die verschiedenartigen Verhältnisse einer großen Abtei im Mittelalter gewährt es detaillierten Einblick. Statt einer einfachen Textpublikation hat jedoch der Verfasser es vorgezogen, nach gewissen Hauptgesichtspunkten den Inhalt zu gruppieren und die zerstreuten Angaben zusammenzufassen. Wichtigere Stücke werden wörtlich und vollständig wiedergegeben; aus den sonst vorhandenen Archivalien des Klosters, namentlich aus zwei handschriftlich erhaltenen Geschichten der Abtei, wie aus der gedruckten Litteratur werden willkommene Ergänzungen beigebracht. Wer für mittelalterliches Klosterwesen sich interessiert, kann hier auf engem Raum einen ungeahnten Reichtum von Wissenswertem finden. Mehrere Abschnitte bieten auch recht Bemerkenswertes für die Wirtschafts- und Kulturgeschichte im großen. Die Abtei von Pontoise war der Schauplatz einer Provinzialsynode in der Templer-Angelegenheit und wurde später in die Vorgänge des Konzils von Pisa verwickelt; sie stand in sehr nahen Beziehungen zu Ludwig dem Heiligen und dessen Mutter Blanca; in dem hundertjährigen Kriege zwischen Frankreich und England war sie stark in Mitleidenschaft gezogen; die Geschichte ihrer Exemtion bietet die merkwürdigsten Seiten. Alles dies verleiht der fleißigen Schrift weit über das lokalgeschichtliche Interesse hinaus Wert und Bedeutung.

Das fürstliche Haus Thurn und Taxis in Regensburg. Zum 150jährigen Residenz-Jubiläum. Von J. B. Mehler. 8°. (300 S.) Regensburg, Selbstverlag, 1898. Preis der Prachtausgabe *M.* 7; der einfachen Ausgabe *M.* 2.

Ein wahres Festbuch, schon durch reichgewählten Bilderschmuck und glänzende Ausstattung, behält das schöne Werk seinen Wert, auch nachdem die Feier, welche es veranlaßte, längst vorüber ist. Zweck war nicht eine Geschichte des Hauses Thurn und Taxis. Es handelt sich darum, verständlich und anziehend auch für weitere Kreise darzulegen, was das Haus der Taxis in der Welt- und Kulturgeschichte überhaupt, was es insbesondere in den letzten 200 Jahren für Deutschland zu bedeuten hatte und was vor allem die Stadt Regensburg ihm verdankt. Das

Hauptaugenmerk wird demnach der Entwicklung des Taxisschen Postwesens zugewendet, aber auch die Erbvorzüge des Hauses werden gebührend ans Licht gestellt: Unternehmungsgeist, Kaisertreue, glänzende Repräsentation, christliche Wohlthätigkeit, Gemeinsinn, treues Festhalten an Religion und Kirche. Der Herrschaftsbesitz derer von Taxis wird in seinen geschichtlichen Wandlungen vorgeführt und die jetzigen Erbgüter des Stammhauptes eingehend beschrieben. Rühmend wird auch des werkthätigen Interesses gedacht, welches die regierenden Fürsten für das Sportwesen zu bekunden lieben, und des hochentwickelten Standes der Taxisschen Hortikultur. Das Fehlen einer Stammtafel wird überreich ersetzt durch die genaue Erklärung des merkwürdigen Familienwappens nach allen seinen Bestandteilen. Da das erlauchte Haus der Taxis unter allen Fürstenhäusern Deutschlands eine ganz eigenartige Stellung einnimmt und nicht nur für Regensburg, sondern für ganz Bayern noch immer von hoher Bedeutung ist, so verdient eine solche allseitig orientierende Schrift großen Dank. Es hätte sich wohl gelohnt, abgesehen von den regierenden Fürsten der letzten zwei Jahrhunderte, kurze Lebensabrisse auch anderer hervorragender Glieder einzufügen. So sei nur an den berühmten Kriegsobersten erinnert, der 1588 vor Bonn den Heldentod fand. Rücksicht auf Umfang und Preis haben jedoch Schranken gezogen, und dieser Beschränkung ist es zu danken, daß ein so gehaltvolles, lehrreiches und anziehendes Prachtwerk jetzt um so ungemein geringen Preis jedermann zugänglich gemacht werden konnte.

Die Kunstdenkmäler der Rheinprovinz. Vierter Band. IV. **Die Kunstdenkmäler des Kreises Euskirchen.** Im Auftrage des Provinzialverbandes der Rheinprovinz in Verbindung mit Eduard Renard bearbeitet von Paul Clemen. 4°. (266 S. mit 14 Tafeln und 122 Abbildungen im Text.) Düsseldorf, Schwann, 1900. Preis *M.* 7.50.

Dies Heft bleibt nicht nur, abgesehen von einigen Druckfehlern, auf der Höhe der vorhergehenden, also eine hervorragende Leistung auf dem Gebiete der Kunstdenkmäler, sondern überbietet sie sogar durch größere Ausführlichkeit bei der Geschichte der Bauwerke, besonders der alten Burgen und Rittersitze, an denen dieser Kreis überreich ist, und durch die bedeutend vermehrte Anzahl der trefflichen Abbildungen. Für weitere Kreise ist die anschauliche Beschreibung der Denkmäler von Euskirchen und Zülpich sowie der römischen Anlagen zu Billig und Weingarten besonders wichtig. Der Entschluß, die Denkmäler der Stadt Köln nun auch bald zu veröffentlichen, kann bei einem so trefflich geförderten Unternehmen nur mit lebhafter Genugthuung begrüßt werden.

„Les Saints." St. Jean Chrysostome. Par Aimé Puech. 12°. (IV et 200 p.) Paris, Lecoffre, 1900. Preis *Fr.* 2.

An Liebe zum Gegenstand und an Vertrautheit mit den Schriften des heiligen Kirchenlehrers hat es dem Verfasser nicht gefehlt. Seine Würdigung des Mannes ist zutreffend und mit den im Schlußabschnitt zusammengefaßten Ergebnissen kann man sich einverstanden erklären. Weniger glücklich war es, daß der Verfasser mit einer gewissen Vorliebe auf Fragen der Doktrin und der Pastoral eingegangen ist, für deren richtige Abschätzung und Behandlung ein Theologe und Priester erfordert wäre. Der enge Anschluß an den alten Neander und die Berufung auf dessen Werk und Namen verschlägt hier nichts. Auch ein wohlmeinender und gläubiger Protestant wird nie der richtige Führer sein für das Verständnis eines so durch

und durch „katholischen“ Kirchenlehrers wie Chrysostomus. Es sei hingewiesen auf p. 25, wo in der Anmerkung Chrysostomus dargestellt wird als Verteidiger von certains *mensonges* qui ont un but honorable, oder p. 65, wo der ganze Schein belassen wird, als habe Chrysostomus das Recht des Privateigentums bestritten, mit der bloßen Entschuldigung, die Absicht sei dabei gut gewesen, er habe an sozialen Umsturz nicht gedacht. Es sind dies nicht die einzigen Stellen, die nicht völlig befriedigen.

„Les Saints.“ Le Bienheureux Raymond Lulle. Par Marius André. 12°. (IV et 216 p.) Paris, Lecoffre, 1900. Preis *Fr.* 2.

Die schwierigen Fragen über die Stellung der kirchlichen Autorität zu Ramon Lulls philosophisch-theologischen Lehrmeinungen wie zu seiner Verehrung auf den Altären berührt der Verfasser nur gelegentlich und weiß durch kurze Bemerkungen dieselben leicht zu überbrücken. Ihm kam es darauf an, auf dieses höchst merkwürdige Menschenleben die Aufmerksamkeit wieder hinzulenken und diese, man möchte sagen, traumhafte Existenz durch feste Umrisse zu umschreiben. Gewiß ist es das richtige, diesen Zeitgenossen eines Jacopone von Todi nicht als Theologen, sondern als Dichter und Troubadour aufzufassen, nicht so sehr einzelne weitgehende und vielleicht übellautende Behauptungen als die großen begeisterten Ideen für Christus und die Seelen bei seiner Beurteilung in Anschlag zu bringen. In seiner Begabung, seinem Charakter, seinem glühenden Eifer für Gott bietet dieser Mann großartige Seiten; bei aller Fremdartigkeit weiß seine Poesie mit ihrem tiefen Sinn oft wunderbar die Seele zu ergreifen. Die Enthüllungen über sein Inneres muten an wie die Geschichte eines Heiligen, seine äußeren Schicksale wie ein Märchen aus Tausend und Eine Nacht. Gerade bei ihm wäre eine nüchtern abwägende, kritisch historische Darlegung vielleicht dankenswerter gewesen. Der Verfasser hat ein wenig als enthusiastischer Verehrer geschrieben. Auch das kann sein Gutes haben und wird vielleicht weitere Untersuchungen anregen.

„Les Saints.“ La Vénérable Jeanne d'Arc. Par L. Petit de Julleville. 12°. (202 p.) Paris, Lecoffre, 1900. Preis *Fr.* 2.

So oft auch das Leben der heldenmütigen Jungfrau erzählt worden ist, die in der politischen Geschichte Frankreichs eine so eingreifende Rolle gespielt hat, so bieten doch ihre Thaten, ihre Schicksale und vorab ihr eigentümliches, in sich geschlossenes Wesen stets wieder frischen Reiz. Dadurch, daß der Verfasser sich fast ausschließlich an die Person seiner Heldin selbst gehalten hat, vermag er bei großer Kürze etwas sehr Vollständiges zu bieten. Wenngleich er seiner Begeisterung und Vorliebe kein Hehl hat, vergißt er doch nicht, daß er Historiker ist und der Kritik ihre Rechte belassen muß. Er besitzt den Vorzug, daß er es versteht, bei der Sache zu bleiben, und das kommt seiner Darstellung, die an Klarheit und Gefälligkeit auch sonst nichts zu wünschen übrig läßt, sehr zu gut.

Am Tische des Herrn. Sieben Erzählungen von Johann Schmiederer, Coop. in Hof Gastein. 8°. (172 S.) Salzburg, Anton Pustet, 1899. Preis *M.* 1.40 (*Kr.* 1.60).

„Das Herz, von dem aus ohne Unterlaß warmes Leben durch die katholische Kirche pulsiert, ist das Herz des Gottmenschen im heiligsten Sakramente des Altars. Ebenso kann man auch sagen, daß die Liebe zu diesem hochheiligen Sakramente der Gradmesser der Frömmigkeit ist. Diese so wichtige Liebe zum Altarssakramente

frühzeitig im Menschenherzen zu entflammen, sollen vorliegende Erzählungen beitragen." Mit diesen Worten führt der geistliche Verfasser sein Büchlein ein in die Leserwelt, und wir müssen gestehen, daß dasselbe dem vorgesteckten Ziele durchaus entspricht. Jene sieben Erzählungen finden ihren Schwerpunkt stets im heiligsten Altarssakrament. Sie sind aber nicht bloß fromm, sondern zugleich in hohem Grade fesselnd. Besonders ergreifend schien uns die Erzählung: „Eine unwürdige Kommunion". Sie bietet eine treffliche Seelenschilderung. Während man aber mit Bangen ein gräßliches Ende erwartet, wird man wohlthuend überrascht durch eine ganz unerwartete Lösung. Das Büchlein kann unbedenklich allen Kindern und jungen Leuten in die Hände gegeben werden, und bei dem billigen Preise und der hübschen Ausstattung darf es auf eine weite Verbreitung rechnen. Es eignet sich besonders als Geschenk bei der ersten heiligen Kommunion oder bei ähnlichen Gelegenheiten. Dürfen wir einige Kritik üben, so möchten wir hervorheben, daß hie und da Ausdrücke gebraucht werden, welche für Kinder einer erklärenden Note bedürfen. So wird (S. 59) Mephisto in der Note erklärt mit „böser Geist", Suppedaneum (S. 140) mit „oberste Altarstufe". Runen verlangt (S. 163) in der Note einen ganzen Satz als Erklärung. Derartige Noten stören aber leicht den Zusammenhang. Warum nicht statt Suppedaneum gleich im Texte „oberste Altarstufe" sagen u. s. w.? Endlich hätten wir die verschiedenen Anklänge an Goethes „Faust" in einem derartigen Büchlein lieber vermieden gesehen.

Cismontanus. Zur Lage der Katholiken im Herzogthum Braunschweig. Ein Beitrag zur Parität. 8°. (78 S.) Hildesheim, Steffen, 1900. Preis 75 *Pf.*

Wer sich der Zeiten vor 1848 erinnert, als wir noch keine Preßfreiheit hatten, der fühlt den unermeßlichen Vorteil, welchen wir Katholiken aus dieser Errungenschaft schöpfen können. Dieses Vorteils sollten wir uns nach Kräften bedienen. Derartige Gedanken mögen dem Verfasser bei Abfassung unseres Büchleins vorgeleuchtet haben. Er schildert uns aktenmäßig die Lage der Katholiken in Braunschweig. Nur einige Züge seien hier hervorgehoben. In Schöningen giebt es 80 katholische Kinder. Die Katholiken tragen so gut zu den Schullasten bei wie die Protestanten. Daher könnten sie billigerweise verlangen, daß bei einer solchen Zahl von Kindern ihnen aus öffentlichen Mitteln eine katholische Schule unterhalten würde. In aller Bescheidenheit aber kamen sie nur mit der Bitte ein, ihnen die Errichtung einer Privatschule zu gestatten. Das Gesuch wurde abgelehnt mit der Begründung, daß für die katholischen Kinder ausreichend gesorgt sei, da sie berechtigt wären, die evangelisch-lutherischen Volksschulen zu besuchen. Von dem lutherischen Religionsunterrichte würden dieselben dispensiert, sobald nachgewiesen würde, daß sie einen hinreichenden katholischen Religionsunterricht empfingen. Verfasser fügt bei: „Wir bitten, uns aus ganz Deutschland einen Ort anzugeben, wo bei einer gleichen Anzahl von protestantischen schulpflichtigen Kindern den Protestanten die Errichtung einer Privatschule versagt worden ist mit der Motivierung, daß ein Bedürfnis nicht vorliege!" Gut hebt auch der Verfasser den Gewissenszwang hervor, welcher darin liegt, daß unter Umständen Eltern gezwungen werden können, ihre Kinder in einer von ihnen für falsch gehaltenen Religion zu erziehen. Wir bedauern es mit dem Verfasser, daß hier das Bürgerliche Gesetzbuch keinen Wandel geschaffen hat durch Aufhebung der vielfach sittlich so unzulässigen partikularrechtlichen Bestimmungen über die Erziehung der Kinder aus Mischehen.

Bruder Hieronymus. Aus dem Leben eines Laienbruders am Tanganjikasee. Von Dr. Joseph Froberger aus der Gesellschaft der Weißen Väter. Reich illustriert. kl. 8°. (34 S.) Salzburg, St. Petrus Claver-Sodalität, 1900. Preis 15 *Pf.*

Die kurze, aber herzerfrischende Lebensskizze eines echten deutschen Missionärs im Herzen Afrikas, der als einer der ersten Pioniere die herrlichen Missionen der Weißen Väter an den großen afrikanischen Binnenseen miteröffnen half und all die Schrecken und harten Schicksale der ersten Jahre: die Überfälle der arabischen Sklavenjäger, die Ermordung der ersten Missionäre, Abenteuer mit Tigern, Schlangen u. dgl., mit durchmachte. Dem Lebensbilde liegen großenteils die schlichten, kernigen Aufzeichnungen des biederen Laienbruders zu Grunde.

Kreuz und Krone. Epische Dichtung in Terzinen von Joseph L. Haase. 16°. (68 S.) Paderborn, Ferd. Schöningh, 1899. Preis *M.* 1.

Als Vorwurf dieser kleinen Dichtung dient das Leben und Martyrium der hl. Julia (22. Mai), das schon mehrfach auch dramatisch besungen wurde. Der Stoff scheint uns denn auch einer dramatischen Behandlung entschieden günstiger und wirkt in der bekannten Ausführung für Frauenrollen wirklich ergreifend. Dagegen hat uns die Legende in der Form der vorliegenden Dichtung bei aller Tadellosigkeit der Terzinen kalt gelassen. Es fehlt diesem Eusebius und dieser Julia &c. zu sehr an plastischer Ausgestaltung und lebenswarmer Individualität, als daß sie und ihr Schicksal uns besonders interessieren oder gar ergreifen könnten. Die verschiedenen Szenen und Schicksale sind nicht poetisch genug verwoben und der Tod der Märtyrin und der Ausgang der seltsamen Liebesgeschichte fällt fast platt ab. Immerhin wird sich mancher Leser an „Kreuz und Krone“ erbauen.

Unkraut, Knospen und Blüten aus dem „blumigen Reiche der Mitte“. Gepflückt und Zusammengebunden von R. Pieper, Missionar in Süd-schantung. Mit zahlreichen Illustrationen. gr. 8°. (726 S.) Steyl, Missionsdruckerei, 1900. Preis geb. *M.* 10.

Das Buch wendet sich an die breiteren Schichten des Volkes, worauf schon der etwas eigenartige Titel und die ganze Darstellung hindeutet. Dennoch giebt es über die wirtschaftlichen, sozialen, religiösen Verhältnisse Chinas, speziell Süd-schantungs, ein viel vollständigeres, anschaulicheres, lebenswarmeres Bild als die meisten neueren Werke, die uns zu Gesicht gekommen. Der Verfasser schöpft aus dem Vollen, lebt seit Jahren unter dem Volke, das er schildert, kennt seine Sprache, seine Sitten aus eigener Anschauung, hat einen scharfen Blick für die Schatten-seiten, aber auch ein wohlwollendes Verständnis für die guten Eigenschaften der Chinesen, die man mit ihm wirklich liebgewinnen lernt. Pieper weiß echt volks-tümlich zu schreiben. Seine Darstellung ist von packender Anschaulichkeit, lebendiger Frische und vielfach von köstlichem Humor gewürzt. Die zahlreich eingestreuten chinesischen Sprüchwörter, Citate aus den heiligen Büchern, Proben aus dem nationalen Sagen- und Märchenschatz geben dem Ganzen eine interessante lokale Färbung. Begreiflicherweise wird fast ausschließlich die Missionsarbeit der Steyler Missionäre berücksichtigt. Ein zusammenfassender Überblick über den Stand der gesamten chinesischen Mission wäre vielleicht am Platze und manchem erwünscht gewesen.

Lustige Geschichten vom Rhein. Erzählt von Walter von Münich (Domkapitular A. Abt). Gesammelt und herausgegeben von L. Abt. 8°. (368 S.) Trier, Paulinusdruckerei, 1899. Preis *M.* 1.80; geb. *M.* 2.30.

Es war ein guter Gedanke, die fröhlichen Schwänke, die Walter von Münich, der leider zu früh verstorbene Domkapitular A. Abt, in früheren Jahrgängen den Lesern der „Alten und Neuen Welt" frisch von der Leber weg erzählte, in ein hübsches Bändchen zusammenzustellen. Diese launigen, bald kürzeren bald längeren Humoresken gehören wirklich zum Besten ihrer Art; sie geißeln die Schwächen einzelner Stände, ohne zu verletzen, und wer nach ernster Arbeit gern ein fröhliches Stücklein liest, wird dem Erzähler und Herausgeber dieses Büchleins für manche frohe Stunde dankbar sein.

Miscellen.

Vom hl. Franz von Assisi. Zu den vielen Zeugnissen, welche die Wirklichkeit der Wundmale des hl. Franziskus verbürgen und welche unter anderem auch in dieser Zeitschrift Bd. XXXIII, S. 155 ff. zusammengestellt wurden, fügt eine Veröffentlichung in The English Historical Review XV (London 1900), 99 ein neues hinzu. Es werden dort aus einer Oxforder Handschrift eine Reihe von Schreiben abgedruckt, welche der päpstliche Legat Ottoboni, der spätere Papst Hadrian V., als päpstlicher Legat in England erlassen hat, und in einem derselben, gerichtet unter dem 23. August 1266 an ein englisches Franziskanerkloster, ermahnt er zur Treue gegen die Mutter, d. h. die römische Kirche unter Hinweis auf das Beispiel des hl. Franziskus: „Folget den Spuren eures Vaters und Gründers, der von jener Mutter, neben welcher er nicht einmal seine leibliche Mutter als zweite anerkannte, Christi Kleid empfing. Und obgleich er auf den heiligen Höhen schon die Grundfesten seiner Demut gelegt hatte, verlangte er dennoch von ihr die Grundlagen für seinen Orden und sein Leben und verbrachte den ganzen Lauf seines irdischen Daseins in treuer Ergebenheit gegen jene, an deren Brust er mit geistlicher Milch war genährt worden. In ehrfürchtigem Gehorsam gegen sie und unter ihrem Schutze ward er gewürdigt, die höchste Liebesglut des Cherubs mit seinen glückseligen Augen zu schauen und die Wundmale Jesu, welche er im Herzen bereits trug, in unvergleichlicher Bevorzugung in seinem wirklichen Fleisch vor Augen zu stellen, und da er nun glücklich den Lauf in der Rennbahn ohne Unterbrechung vollendet hat, so empfing er das Gewand der Herrlichkeit im Himmel vom Vater, und den Kranz der Freude von seiner Mutter auf Erden."

Das Schreiben Ottobonis ist noch unter einer andern Rücksicht von Wert. Während die älteren Protestanten nach Luthers Vorgang den hl. Franz zum

besondern Stichblatt ihres Spottes ausersehen hatten, ihre Polemiker, wie aus Janssens Geschichte (13. Aufl. V, 386; VI, 236. 402) ersichtlich ist, ihren Witz an ihm übten, ein Gisbert Voetius sich zu dem Satze verstieg: Franciscum ridicule μωρολογοῦντα ad minimum maniacis et deliris accensendum putem (Opera I [Utrecht 1648], 1058), haben in neuerer Zeit Schriftsteller wie Hase, Thode, Sabatier die entgegengesetzte Richtung eingeschlagen. Franziskus wird jetzt als eine der bedeutendsten und schönsten Gestalten des Christentums anerkannt, aber zugleich auch der Beweis versucht, er sei der Gesinnung nach kein Katholik gewesen, habe in einem gewissen Gegensatz zur römischen Kirche gestanden. Zu den vielen Beweisen, welche das Gegenteil darthun, darf man auch Ottobonis Worten einen Platz einräumen. So kurze Zeit nach dem Tode des Heiligen hätte er es nicht wagen dürfen, auf dessen Treue gegen Rom sich zu berufen, wenn von dem Gegenteil damals irgend etwas bekannt gewesen wäre.

Zur mystischen Deutung der liturgischen Gewänder. Das heilige Meßopfer ist nach katholischer Lehre die unblutige Erneuerung des Kreuzesopfers. Christus vollzieht dieselbe indessen nicht unmittelbar, sondern mittelbar durch seinen Stellvertreter, den Priester. Dieser erscheint somit am Altar als das Abbild des leidenden und sich opfernden Erlösers. Es kann darum auch nicht auffallen, daß die mystische Spekulation des Mittelalters den liturgischen Gewändern, mit welchen der Priester das heilige Opfer vollzieht, eine Deutung auf das Leiden des Gottessohnes gegeben hat. Dieselbe läßt sich in der abendländischen Kirche schon im 12. Jahrhundert nachweisen. In der Gemma animae des Honorius von Autun erscheint sie in ihren Anfängen, im Mitrale des Sicardus von Cremona voll ausgebildet. Die Schrift Innocenz' III. De sacrificio missae und namentlich das Rationale des Durandus verschaffen ihr die weiteste Verbreitung. Seit dieser Zeit begegnet sie uns regelmäßig, so oft die sakralen Gewänder mystisch ausgelegt werden.

In die Gebete, welche die Priester wenigstens seit dem 9. Jahrhundert bei Anlegung der liturgischen Kleidung zu sprechen pflegen, hat die Deutung freilich keinen Eingang gefunden. Der Grund hiervon dürfte in dem Umstand liegen, daß zur Zeit, da sie aufkam, jene Gebete bereits fertig ausgebildet waren. Indessen findet sich gegen Ausgang des Mittelalters und im 16. Jahrhundert in den Missalien den Ankleidegebeten wohl eine Folge von Hexametern angefügt, in welcher die Deutung in Kürze dem Priester, der zum Altare zu treten sich anschickt, wie auch denen, welche dem heiligen Opfer beiwohnen wollen, in Erinnerung gerufen wird. Die Verse sind keineswegs ein klassisches Latein; Poesie steckt auch nicht in ihnen. Immerhin läßt ihr wahrhaft erbaulicher und anmutender Inhalt sie wert erscheinen, der Vergessenheit entrissen zu werden. Sie lauten:

Tu quicumque voles missam celebrare sacerdos:
Et quicumque voles tantis assistere sacris:
Sis memor et tota devotus mente revolve,
Qualia sit Christus pro te certamina passus.

Velatum capite et derisum signat amictus,
Linea vestis item quod sit despectus in alba.
Vincula significant fera tortaque zona, maniplus;
Est stola imago crucis, quam humeris gessit Iesus.
Cernis amictu atque inde quater tu cernis in alba
Signa terebrati capitis manuumque pedumque.
Purpureae, spectans casulam, vestis memor esto
Et rubeo ut fuerit perfusus sanguine Christus.
Cumque sacerdotem properantem cernis ad aram,
Tunc animo volvas memori, ut conscenderit ultro
Calvariae montem, moriturus de cruce pro te:
Omnia dicta pie memorando pectora tunde.

„Willst zum Altare du treten, das heilige Opfer zu feiern,
Oder willst anwohnen du dem übergroßen Geheimnis,
O dann denke daran und frommen Sinnes erwäge,
Welche Kämpfe der Herr um deinetwillen bestanden.
Daß man, sein Haupt verhüllend, ihn höhnte, sagt der Amikt dir,
Ihn zum Spotte bekleidet mit weißem Gewand, die Albe.
Gurt und Manipel bedeuten die grausigen Ketten und Stricke;
An das Kreuz, das Jesus getragen, erinnert die Stola,
An die klaffenden Wunden des Haupts, der Hände und Füße
Mahnt des Amiktes Zier mitsamt dem Schmucke der Albe.
Schaust zur Kasel du hin, gedenke des purpurnen Mantels
Und der Ströme von Blut, so deinen Erlöser umflossen.
Eilt zum Altare der Priester, erwäge mit Andacht im Herzen,
Wie den Kalvarienberg aus Liebe der Heiland erstiegen,
Frei, um dort zu sterben am Kreuze zu deiner Erlösung.
Das beherzige fromm und klopf' an die Brust voller Reue."

Zum Verständnis der Verse braucht nichts hinzugefügt zu werden als etwa die Bemerkung, daß die Zierstücke des Amikts und der Albe, welche in denselben symbolisch auf des Heilandes Wunden gedeutet werden, die bald aufgenähten bald eingestickten sogen. Parurae sind, welche etwa von der Mitte des 12. Jahrhunderts an bis in die Neuzeit uns als Ausstattung des Schultertuches und der Albe begegnen. Die Parure des Amikts wurde beim Ankleiden zunächst quer über den Kopf gelegt, dann aber herabgelassen und kragenförmig um den Hals geordnet, daher sie als Sinnbild der Wunden des heiligsten Hauptes Christi galt. Die Albe hatte gewöhnlich vier Parurae. Dieselben befanden sich vorn auf den Ärmeln und unten in der Mitte der Vorder- und Rückseite. Sie konnten also passend auf die Hand- und Fußwunden des Erlösers gedeutet werden.

Der Basler Säkular-Archimedes. „Kennt die Bibel das Jenseits? und woher stammt der Glaube an die Unsterblichkeit der Seele, an Hölle, Fegfeuer (Zwischenzustand) und Himmel?" (gr. 8°. [IV u. 184 S.] München, E. Reinhardt, 1900.) Diese hochbedeutsamen Fragen stellt sich L. Reinhardt V. D. M. (Verbi Divini Missionarius), Zögling und Missionar des lieben Basler

Missionshauses, seit seiner Bekehrung ein überzeugter Bibelchrist, der „bis zum Jahre 1873 die orthodoxe Jenseitigkeit mit der biblischen Diesseitigkeit des Gottesreiches vereinigen zu können geglaubt", bis es „Gott wohlgefiel, mir durch sein Wort und seinen Geist zu offenbaren, daß die ursprüngliche Christenhoffnung nicht auf den orthodoxen oder eigentlich heidnischen Götterhimmel, sondern auf das diesseitige Messiasreich sich bezog" und der nun als verworfener Baustein zwischen den beiden bis jetzt tonangebenden Parteien der protestantischen Kirche steht, da sowohl die negative Kritik als die kirchliche Orthodoxie ihn nicht zu den Ihrigen zählen kann (S. 163).

Die von L. Reinhardt „aufgedeckte geschichtliche Thatsache" (S. 168) läßt sich in folgende Sätze zusammenfassen: Es giebt kein Jenseits, keine Hölle, kein Fegfeuer, keinen Himmel, keine unsterbliche Seele, wohl aber ein mit dem Leibe zur Einheit verbundenes individuelles Leben. Die biblische Zweiteilung des Weltalls in die stofflichen Himmel und die stoffliche Erde mit dem Meer schließt das Jenseits aus; es gab nur zwei Etagen in ein- und derselben Welt des einen Gottes, zwei Stockwerke eines zudem aus gleichen Stoffen (Gewässern oder tropfbar- und gasförmig flüssigen Bestandteilen) bestehenden Vaterhauses; eine notwendige Konsequenz dieser einheitlichen Weltanschauung von zwei Stockwerken ist die leibliche Himmelfahrt und die Erwartung der leiblichen Wiederkunft Christi vom Himmel herab, wie jedermann einleuchten muß! (S. 67.) Bei der Wiederkunft Christi stehen alle Toten auf. Die Energie des Weltalls ist nämlich unvergänglich. Im Tode ist das persönliche Selbstbewußtsein nur vorübergehend gebunden; das beweist jeden Tag der Schlaf, eine vorübergehende Ohnmacht oder ein länger anhaltender Scheintod. Wie durch die göttlichen Natur- und Geistesgesetze die latente Wärme in die ihr entsprechende freie Energieform umgesetzt wird, so tritt bei der Auferstehung das schlummernde persönliche Selbstbewußtsein wieder frei und unversehrt in die Erscheinung. Im Thal Josaphat wird Gericht gehalten. Die vom Messias Verurteilten werden nicht in den Hades oder in die im Totenreich befindliche Hölle gestoßen, sondern in das auf der Erde und links vom Thale Josaphat liegende Thal Hinnom: „Gehet hin von mir (in das gerade links liegende Thal Hinnom), ihr Verfluchte!" Dort erwarten die Gerichteten nicht unaufhörliche Höllenqualen, sondern dort wird der ganze Mensch „nach Leib und Seele" und für ewig umgebracht (S. 49—50). Dann bricht das diesseitige Gottesreich, das auf Erden zu erwartende Messiasreich an. Inzwischen aber soll die soziale und internationale Neugeburt der Menschheit eingeleitet werden.

Diese seine Lieblingsideen liest der Verfasser als überzeugter Bibelchrist mit Aufwand von allerlei wissenschaftlichem Apparat aus der Bibel heraus oder, was dasselbe ist, in die Bibel hinein.

Eigenartig und einzigartig ist das bescheidene Werkchen vor allem dadurch, daß L. Reinhardt auf der ersten Seite im ersten Satze bekennt, er müsse „sich zum voraus darauf gefaßt machen, daß man nicht nur an seinem christlichen Glauben, sondern sogar an seinem Verstande zweifelt". Ebenso meint er später (S. 168), es werde „zunächst nicht nur so scheinen, sondern wahrscheinlich auch in Wirklichkeit darauf hinauskommen, daß, wie das Sprichwort sagt, kein Hahn

nach uns kräht". Ja, er legt sowohl seinen Gegnern als seinen Freunden, selbst wenn sie von der Wahrheit der von ihm aufgedeckten geschichtlichen Thatsache überzeugt sind, die Worte in den Mund: „Was sollten auch die Großen unserer Tage und vollends gar die gedankenlosen Massen unserer Völker sich darum bekümmern, ob da in Basel ein alter Schwachkopf herausgefunden hat, daß Christus und die ganze Bibel nichts vom Jenseits, nichts von der Unsterblichkeit der Seele, nichts von Hölle, Fegfeuer und Himmel im kirchlich überlieferten Sinne wußten. Da hat doch in der That die Welt andere und wichtigere Dinge zu thun, als über solche Schrullen nachzudenken und sich vollends gar darüber zu ereifern! Die Welt fragt überhaupt dem Christentum nichts mehr nach. . . ."

Trotz dieser trüben Aussichten steht die Sache L. Reinhardts durchaus nicht hoffnungslos. Der „alte Schwachkopf in Basel" entpuppt sich zur Verwunderung des scheidenden und zum Staunen des anbrechenden Jahrhunderts als ein wahrer Säkular-Archimedes. Er schreibt S. 168 ff.: „Aber man urteile nicht zu rasch und nicht zu oberflächlich. Kleine Ursachen können große Wirkungen herbeiführen, wenn die Verhältnisse dafür geeignet sind. Archimedes sagte: ‚Gieb mir einen Punkt, wo ich stehe, und ich will die ganze Welt aus den Angeln heben.' Dieser archimedische Punkt scheint hier zunächst für die geistige Welt, infolge davon aber auch für das ganze übrige Leben der Menschheit gefunden zu sein. Ist das wahr, was wir im vorhergehenden in wie uns scheint unwiderlegbarer Weise bewiesen haben, dann sinkt nicht nur das ganze antike und moderne Heidentum, sondern auch die ganze, bisher für christlich gehaltene Orthodoxie unrettbar in den Staub. Dann hat aber auch der ganze Mohammedanismus und die ganze griechisch- und römisch-katholische Kirche und alle protestantischen Kirchen und Sekten als solche keine weitere Berechtigung mehr. Sie und alle politischen Weltreiche müssen dem Gedanken der diesseitigen Gottesherrschaft Platz machen."

Der Stützpunkt, an welchem dieser Basler Säkular-Archimedes seinen Hebel ansetzt, ist die Erkenntnis der biblischen Diesseitigkeit der Gottesherrschaft; mit dieser Erkenntnis „ist ein neues reformatorisches Lebensprinzip gewonnen, das für Katholizismus und Protestantismus von gleicher, epochemachender Bedeutung ist und gegen welches die Reformation des 16. Jahrhunderts höchstens als schattenhafter Vorläufer in Betracht kommen kann" (S. 181). Zwar sagt er im Vorwort: „Hier stehe ich, ich kann nicht anders; Gott helfe mir! Amen." Aber „der vom mittelalterlichen und bäuerischen Teufelsglauben beherrschte Luther" (S. 76) und die Reformatoren konnten es nicht verhindern, daß auch im Protestantismus zunächst die Religion aus einer lebendigen Herzenssache zu einem toten Kopfglauben gemacht wurde (S. 170). Ganz anders als sein schattenhafter Vorläufer ruft dieser neue Luther, der die von Gott verordnete Zeit zu seinem rückhaltlosen öffentlichen Auftreten gekommen glaubt (s. Vorwort), die Jahrhunderte der Zukunft und die Geistesarbeit aller Völker in die Schranken. Voraussetzung und Ziel alles Lebens ändert sich und wird auf den Kopf gestellt. Nichts darf bleiben, wie es ist; denn es muß alles neu, von Grund aus neu werden (S. 168—169). So spricht der „alte Schwachkopf in Basel", indem er es Gott und der Welt überläßt, welche Folgen dieser immerhin gewagte Schritt

für seinen vielleicht noch kurzen Lebensabend und vielleicht auch für viele andere haben möge (s. Vorwort). Auf die zunächst eintretende Folge, daß man nicht nur an seinem christlichen Glauben, sondern sogar an seinem Verstande zweifelt, hat er sich glücklicherweise zum voraus gefaßt macht.

Über die Hebelarbeit des Basler Säkular=Archimedes eingehenden Bericht zu erstatten, lohnt sich nicht der Mühe. Die eine oder andere Probe wird vollauf genügen.

Im Abschnitt über das Fegfeuer setzt L. Reinhardt seinen Hebel beim Tridentinum an. Er schreibt S. 54: „Dieser entschiedene Widerspruch von evangelischer Seite ist wohl auch der Grund gewesen, daß das Tridentinum des Fegfeuers nicht eingehender gedenkt, sondern sich begnügt, die Lehre vom Fegfeuer durch ein Anathem (Bannfluch) gegen die Leugner desselben als sicher und ausgemacht hinzustellen" (sess. 6, can. 30). Leider ist es unserem Archimedes entgangen, daß das Tridentinum außerdem in der 22. Sitzung zweimal (Kapitel 2 und Kanon 3) des Fegfeuers gedenkt und in der 25. Sitzung ein ausführliches Dekret über das Fegfeuer erlassen hat. Die mehr als naive Vorstellung, daß der entschiedene Widerspruch von evangelischer Seite für die Konzilsväter der Grund gewesen sei, des Fegfeuers nicht eingehender zu gedenken, wird man dem „Alten in Basel" zu gute halten müssen.

Gelegentlich wird in einer Anmerkung auch ans kopernikanische Weltsystem der Hebel angesetzt. Engel als Bewohner eines immateriellen Himmels sind für L. Reinhardt ausgeschlossen. „Zwar scheint Jesus mit der ganzen Bibel an persönliche Himmelsbewohner geglaubt zu haben (Matth. 16, 27; Mark. 8, 38; Luk. 9, 26; Joh. 1, 52), aber wer berechtigt uns, solche zu leugnen? Muß die Erde der einzige Planet sein, der persönliche Lebewesen beherbergt? Das kopernikanische Weltsystem nötigt uns nicht zu dieser Annahme, sondern macht eher das Gegenteil wahrscheinlich, wenn nicht geradezu gewiß" (S. 77). Hiermit wäre die Frage nach der Bewohntheit der Himmelskörper von unserem Archimedes nebenbei so ziemlich endgültig gelöst. Zugleich aber werden die Leser auch darüber aufgeklärt, was man sich bei L. Reinhardt unter „wahrscheinlich, wenn nicht geradezu gewiß" zu denken hat. Die Ergebnisse seiner geistigen Hebelarbeit sind überraschend. Ein Säkular=Archimedes blickt eben tiefer als gewöhnliche Denker in das kopernikanische Weltsystem hinein; er sieht auf den bewohnten Sternen die himmlischen Söhne Gottes, die man fälschlich Engel genannt hat; mit ihnen bilden wir, die irdischen Söhne Gottes, nach der Anschauung Jesu Brüder und Glieder einer Familie oder Bewohner desselben zweistöckigen Vaterhauses, in dem viele Wohnungen sind (S. 77). Da wären wir wieder an der Hand des großen Kopernikus bei den zwei Stockwerken unseres Archimedes angelangt!

Arg durcheinander geht es mit der Hebelarbeit in dem Abschnitte, der den Abfall des gesamten Christentums von der biblischen Diesseitigkeit des Gottesreiches zur Darstellung bringen soll. Die geschichtliche Darlegung dieses Abfalls ist nach L. Reinhardt eine Aufgabe, die an Quellen und Vorarbeiten keinen Mangel hat und ihrer Lösung durch einen vorurteilsfreien Geschichtschreiber ent=

gegensieht, eine Aufgabe, die jetzt überhaupt noch nicht ganz gelöst werden kann, eine Aufgabe, die ihren Grundzügen nach mit unwidersprechbarer Gewißheit bereits gelöst ist! Daß diese drei sich gegenseitig zerstörenden Behauptungen ernst gemeint sind, zeigen folgende Sätze, die S. 144—145 in einem Atemzuge aneinander gereiht werden. Für die Geschichte dieses Abfalls haben wir höchst dankenswerte Vorarbeiten (von Schürer, Edersheim, Harnack); der eigentliche Geschichtschreiber jener wichtigsten Periode der Weltgeschichte muß erst noch geboren werden oder auftreten; an Quellen fehlt es nicht; bis jetzt hat noch niemand den klaren und vorurteilsfreien Blick gehabt, der nötig ist, um jene dunkle Entwicklungsperiode richtig zu durchschauen und durch eine der geschichtlichen Wahrheit entsprechende Darstellung helles Licht in jene verborgenen Entwicklungsgänge zu bringen; wir verzichten auf eine eingehendere Darlegung dieses Abfalls nicht nur aus Mangel an Raum, sondern auch, weil die Aufgabe jetzt überhaupt noch nicht ganz gelöst werden kann (wo fehlt's? doch nicht an Quellen und Vorarbeiten, also wohl am klaren und vorurteilsfreien Blick!); was noch der Aufklärung bedarf, das sind nur Detailfragen; die Grundzüge im großen und ganzen stehen mit unwidersprechbarer Gewißheit fest. Also reif zur Lösung, unlösbar, schon gelöst!

Zu einem wahren Hohn auf Gott und Christus versteigt sich L. Reinhardt, der überzeugte Bibelchrist, im Schlußabschnitt seines für das Christentum eifernden Werkchens S. 179: „Das Ziel des Christentums ist also offenbar dasselbe wie das des Kommunismus, sowohl in seiner sozialdemokratischen als auch schließlich in seiner anarchistischen Gestalt. Der große himmelweite Unterschied ist nur der, daß das Christentum dieses Ziel ans Ende einer langen, gottgewollten Entwicklung stellt, während die Sozialdemokraten und Anarchisten dieses Ziel durch frevelhaften Umsturz und einen allgemeinen ‚Kladderadatsch' im Nu erreichen zu können wähnen." Das Empörende dieser freilich unbewußten Frivolität wird an Sinnlosigkeit wo möglich noch überboten durch die hochgradige Komik der S. 181 ff. beigefügten Erläuterung: „Wenn nun jemand daraus, daß wir ein allmähliches Aufgehen der Kirche in dem Staat, oder vielmehr des Staates in der ecclesia (Volksgemeinde) annehmen, folgern wollte, daß damit das Pfarramt jede Bedeutung verliere, so irrt er nach unserer Ansicht bedeutend." — Dem Basler Säkular-Archimedes ist es nun freilich nicht zu verargen, wenn er für sein biblisches Christentum ohne Jenseits, ohne Unsterblichkeit der Seele, ohne Himmel und Hölle, sozialdemokratisch und anarchistisch gesinnte Pfarrer in Vorschlag bringt und wohl auch selbst als solcher zu fungieren gedenkt. Wenn er aber am Ende seiner Archimedes-Arbeit meint, das denkende, aufrichtige katholische Volk werde gegen ein Christentum ohne Jenseits, ohne Unsterblichkeit der Seele, ohne Himmel und Hölle nichts einzuwenden haben (S. 181), so wird er sich nach wie vor darauf gefaßt machen müssen, „daß man nicht nur an seinem christlichen Glauben, sondern sogar an seinem Verstand zweifelt" (S. 1).

Der letzte Veteran der „Katholischen Abteilung".

Anknüpfend an eine flüchtige Bemerkung der damals im Schwange gehenden Spectator-Briefe, hat im August 1895 der nunmehr verstorbene Historiker Dr. Felix Stieve sich veranlaßt gesehen, „zur Charakteristik der katholischen Abteilung" öffentlich das Wort zu ergreifen [1]. Der „Historiker" ist dabei zu kurz gekommen; Angaben sind auffallend unrichtig, Urteile schreiend ungerecht; Methode ist da, aber nicht die historische. Eine Behauptung stellt er indes an die Spitze, die einen Kern von Wahrheit in sich trägt. Von der Katholischen Abteilung nach dem Tode des edeln Aulike sprechend, meint er, daß „der leitende Geist" derselben Josef Linhoff gewesen sei. Er steht nicht an, ihm auch Eigenschaften zuzusprechen, die dazu befähigen konnten. „In der That", urteilt Stieve, „besaß er ungewöhnlichen juristischen Scharfsinn und die ausgebreitetsten Kenntnisse auf dem Gebiete des Rechtes und der Verwaltung, welche ein überaus starkes Gedächtnis in jedem Augenblick zu seiner Verfügung stellte, so daß er oft seiner Kollegen Verlegenheit und Staunen erweckte, indem er ihnen uralte und vergessene Gesetze und Verordnungen entgegenhielt. Auch eignete ihm eine diplomatische Gewandtheit, welche nie in Verwirrung geriet, stets einen Ausweg wußte. . . . Obendrein geizte er für sich weder nach Ehre noch anderem Vorteile, sondern suchte . . . lediglich für die Ziele zu wirken, welche ihm die rechten schienen. Diese wurden ihm bezeichnet durch seine kirchliche Gesinnung."

Als der Wirkl. Geh. Ober-Reg.-Rat Josef Linhoff am 27. September 1893 zu Münster i. W. aus dem Leben geschieden war, stellte eine berufene Feder ihm das Zeugnis aus [2]: „Ein hochverdienstvolles Leben ist zum Abschluß gekommen, das aus gar vielen Gründen ein kostbares

---

[1] Beilage Nr. 184 zur „Allgemeinen Zeitung" 12. Aug. 1895, S. 4 f.

[2] „Germania" 30. Sept. 1893, Nr. 226.

Leben gewesen ist. Ein Mann ist von uns genommen, der sicher niemals einen Feind haben konnte, aber die Verehrung, Hochachtung, Liebe und Dankbarkeit überaus vieler, wie er es wahrhaft verdient, mit ins Grab nimmt.“ Auch Stieve hatte nicht Ursache gehabt, für das Andenken dieses Mannes andere Gesinnung zu hegen als die der Hochachtung. Er persönlich hatte bis in das Jahr 1870 zu ihm die freundlichsten Beziehungen gepflegt; sein Vater war mit Linhoff befreundet wenigstens seit 1851; die Familien Linhoff und Stieve standen namentlich seit 1866 miteinander in lebhaftem und freundschaftlichem Verkehr. Linhoff war es, an den Geheimrat Fritz Stieve sogleich bei seiner Berufung nach Berlin sich am engsten anschloß. Ein freundlich-kollegialisches Verhältnis hat sich zwischen beiden bis zum Tod erhalten. Auch nachdem Geheimrat Stieve infolge der Konzilswirren seiner Kirche sich entfremdet hatte und von den alten Bekannten sich mehr und mehr vereinsamt sah, blieb ihm Linhoff ein teilnehmender Tröster. Bei einem kurzen Aufenthalt in Münster, Anfang Oktober 1878, galt sein erster Besuch dem alten Stieve, und der letzte Brief, den Geheimrat Stieve an ihn schrieb, datiert nur zwei Monate vor dessen Tod († 16. März 1879). Dieser Brief giebt der Hochachtung und Teilnahme für Linhoff und dessen Familie unzweideutig Zeugnis. Auch nach dem Tode des alten Kollegen waren die Beziehungen zur Familie Stieves nicht abgebrochen; sie haben sich teilweise forterhalten bis in die neunziger Jahre. Aber noch ruhte der greise Linhoff nicht zwei Jahre unter der Erde, als Dr. Felix Stieve sich in der „Allgemeinen Zeitung“ „zu einigen Bemerkungen persönlich berechtigt und verpflichtet“ fühlte, die, neben vielen Unbilden gegen andere verstorbene Männer, hauptsächlich auf eine Verunglimpfung des toten Linhoff und seiner der höchsten Verehrung würdigen seligen Gattin († 1891) hinauslaufen. Der „Historiker“ hat mit jenen Bemerkungen das Andenken seines Vaters nicht geehrt; weniger noch das eigene.

Hunderte angesehener Katholiken aus allen Schattierungen der gebildeten Kreise leben noch heute, die einst unter Linhoffs gastlichem Dache verkehrt und zu ihm und seiner Gattin mit Verehrung aufgeblickt haben. Mancher trägt ihnen eine Verpflichtung fürs Leben. Das Unwahre und Unedle in den Verdächtigungen, welche gegen diese trefflichen Menschen von einer viel angepriesenen wissenschaftlichen Größe auf offenem Markte feilgeboten wurden, hat viele schmerzlich verletzen müssen. Niemand hat ein Wort darauf erwidert. Wie häßlich auch immer alles lauten mochte,

es war im Grunde ja doch nur die eine Anklage, daß Linhoff ein „Ultramontaner" gewesen sei. Ein persönliches Freundschafts- und Vertrauensverhältnis zu dem Verstorbenen giebt wohl ein Recht, auch nach Verlauf von einigen Jahren noch auf ihn zurückzukommen. Er ist es wert, im Andenken der Katholiken Deutschlands fortzuleben.

Ein lebendiger Zeuge aus der Friedenszeit unter dem milden Scepter Friedrich Wilhelms IV., ein Mitglied der 1871 zu Grabe getragenen Katholischen Abteilung, ist dieser Mann an hoher Stelle im preußischen Kultusministerium verblieben, auch als der Kulturkampf mit seinen Verwüstungen hereinbrach, und er harrte aus an seiner Stelle, bis die Fluten sich wieder verlaufen hatten. Mit sieben preußischen Kultusministern hat er gearbeitet, und der achte war sein Kollege im Ministerium. Nie hat er aus seiner streng kirchlichen Überzeugung ein Hehl gemacht; bei allen kirchlichen Veranstaltungen im Bereich der Hauptstadt stand er mit an der Spitze; sein Haus war der Mittelpunkt des katholischen Lebens in Berlin und der Sammelplatz der treuen Katholiken, welche die Hauptstadt berührten. Und doch hat der ultramontane Geheimrat Gnade finden können auch unter einem Falk und Goßler. Erst am 1. Oktober 1890 ist der verdiente Beamte, geehrt von seinem Kaiser und begleitet von der Hochachtung seiner Kollegen, in den Ruhestand getreten.

Auch sonst ist Linhoff eine denkwürdige Gestalt. Hermann v. Mallinckrodt war ihm Jugendfreund; Windthorst war bei ihm Hausfreund. In Linhoffs Räumen haben die beiden großen Vorkämpfer am 25. Juni 1862, lange bevor man von einem Kulturkampf träumte, zum erstenmal sich die Hand gereicht. Jahre hindurch war Linhoff der Tröster, Helfer und letzte Freund des großen Peter v. Cornelius; in den herzlichsten Beziehungen stand er zu dem Dichter von „Dreizehnlinden". Bei der „katholischen Fraktion" ruhmreichen Andenkens vor 1866 war er Stammgast; die Reichensperger, die Plaßmann, und Osterrath vor allem, waren ihm vertraute Gesinnungsgenossen. Die Häupter des „Zentrums" nach 1870 hatten in seinem Hause einen Sammelplatz. Schulmänner, wie Brüggemann, Stieve, Kellner, Ferd. Schultz, schätzten seinen Umgang; Gelehrte, wie Ficker, Joh. Janssen, Altum, Heis, hielten ihn hoch. Von den deutschen Bekennerbischöfen aus der Zeit der Kirchenverfolgung haben viele dem braven Linhoff ihr hohes Vertrauen geschenkt; keiner mehr als Paulus Melchers von Köln. Seit den fünfziger Jahren bestand zwischen den beiden Männern eine Art von Seelengemeinschaft; wie nirgends sonst hat

Linhoff in den Briefen an Melchers den innersten Gedanken seines Herzens Ausdruck gegeben. Linhoff sah in Melchers einen Heiligen, und Melchers, noch als Kardinal, behandelte Linhoff als seinen Freund.

Alles dies hat nicht hingereicht, dem edlen Manne in der Erinnerung einen Platz zu sichern. In einem Glückwunsch zum fünfzigjährigen Beamtenjubiläum hatte einer, der ihn zu schätzen wußte und der noch jetzt in hohem Staatsamt sich befindet, anderes vorausgesagt. Er meinte, neben dem Bewußtsein, in einer arbeitsvollen, vielbewegten Amtsthätigkeit manches Gute geschaffen und manches Böse verhütet zu haben, könne diesen auch das Bewußtsein erheben, „einen Platz im Herzen vieler und einen Ehrenplatz in der noch zu schreibenden Geschichte gewonnen zu haben". In der That haben nach Linhoffs Tod einige öffentliche Blätter des Hingeschiedenen ehrenvoll gedacht [1]. Die Daten seiner Laufbahn sind zusammengestellt; seinem und seiner Gattin liebenswürdigem Wesen und mildthätigem Sinn ist Zeugnis gegeben; seiner geschichtlichen Bedeutung ist nirgends gedacht. Viele der Männer, die mit ihm in nahem Verkehr gestanden, gehören bereits der Geschichte an; manchen sind ausführliche biographische Werke, manchen eine ganze Litteratur gewidmet. Ab und zu begegnet dem, der diese Schriften durchblättert, Linhoffs schlichter Name. Es geschieht selten genug. Einer Würdigung seiner Person und Bedeutung wird man nicht begegnen. Insofern war es ein Verdienst um die historische Wahrheit, daß Felix Stieve die bleibende Bedeutung Linhoffs an öffentlicher Stelle einigermaßen angedeutet hat.

Dieselbe richtig abzuwägen und erschöpfend darzustellen, ist in der That die Stunde noch nicht gekommen. Sie beruht in seiner vermittelnden und versöhnenden Stellung zwischen den maßgebenden Faktoren der weltlichen und der geistlichen Gewalt, und dies in schwerer, zerrissener und tief erregter Zeit. Beamter von altem Schrot und Korn, preußischer Verwaltungsmann durch und durch, für jeden, der ihn näher kannte, die verkörperte Loyalität, hat er nie das Auge eines seiner Chefs noch auch der großen Öffentlichkeit zu scheuen gehabt. Allein noch sind kaum zehn Jahre vergangen, seit er der amtlichen Thätigkeit entsagte; noch sind viele am Leben und stehen an hervorragender Stelle, mit denen diese Thätigkeit ihn einst in nahe Berührung brachte; noch sind große Fragen brennend, die auch auf seine Laufbahn entscheidend eingewirkt haben. Die Partei-

[1] „Germania" 1893, Nr. 226. — „Westfälischer Merkur" 1893, Nr. 292. 295. 296. — „Deutscher Hausschatz" 1894, Nr. 6, S. 84.

leidenschaft unserer Tage, das feindselige Mißtrauen gegen alles, was den katholischen Namen trägt, gestattet da eine eingehendere Darlegung nicht; die Pflichten der Diskretion verbieten sie.

Wahrscheinlich, daß auch die Zukunft der wahren Bedeutung Linhoffs nie völlig gerecht werden wird; seine Bescheidenheit und Anspruchslosigkeit, die Eigentümlichkeit seiner Stellung und seines Wirkens sind dem Fortleben seines Andenkens in der Geschichte nicht günstig. Er war buchstäblich, was sein Amtstitel besagt, ein „wirklicher", aber „geheimer" Rat, und zwar bis zu den obersten Regionen der Regierung. Die höchsten Verdienste um Staat und Kirche hat er sich erworben durch erleuchteten und sachkundigen Rat. Amts- und pflichtmäßig hatte er solchen oft in den wichtigsten und folgenreichsten Fragen zu erteilen; Hunderte von Personen in verantwortungsreicher Stellung haben bei schwierigen Angelegenheiten solchen vertrauensvoll von ihm erbeten. Menschenlob und Menschendank hat er dabei niemals für sich begehrt; ihm genügte der Lohn des Gewissens und die Hoffnung auf die Ewigkeit.

Neben der ehrenreichen amtlichen Laufbahn giebt es in Linhoffs Leben noch eine andere Seite zu betrachten; und das ist, bei einem Charakter von alter deutscher Biederkeit, ein seltenes Vollmaß christlicher Tugend. Hier ist ein wahres Vorbild für den hochgestellten Katholiken, das Muster des katholischen Beamten.

Man hat viel Klage, und gewiß nicht ohne Grund, daß es dem treuen Katholiken in Preußen fast zur Unmöglichkeit gemacht sei, zu höheren Staatsämtern aufzusteigen. Es giebt eine schmerzlichere Klage für das katholische Deutschland, die vielleicht nicht genügend beachtet wird: daß von vielen hochbefähigten Männern, die zu den wichtigeren Stellen im Staate sich Bahn brechen, heute nur so wenige ihrem Glauben und ihrer Kirche die Treue wahren. Dem ersten der beiden Übel suchen die Paritätsbestrebungen des Zentrums mit preiswürdiger Beharrlichkeit entgegenzuwirken; das zweite, schwerere Übel harrt noch eines heilenden Arztes. Vielleicht daß ein leuchtendes Beispiel mitten aus dem Leben der Gegenwart aufmunternd und kräftigend wirken wird.

Leider hat Linhoff keine Memoiren hinterlassen. Von den zahllosen Briefen, die er im Dienste der Freundschaft und der Nächstenliebe geschrieben, sind nur ganz vereinzelte zur Hand. Aber Anhaltspunkte sind doch geblieben, seinen Lebensweg mit Sicherheit zu verfolgen. Die Aktenstücke und Schreiben, welche auf seine öffentliche Laufbahn sich beziehen,

sind von ihm zu einem Aktenbund zusammengeheftet und verwahrt worden. Kleine Tagesereignisse, die von der Studien- oder Beamtenthätigkeit abseits lagen, Erholungen, Besuche, Korrespondenzen u. dgl. war er gewohnt täglich in einem Kalender kurz anzumerken. Über Einnahmen und Ausgaben bis ins einzelnste wurde Monat für Monat Buch geführt. Diese Aufzeichnungen alle, mit bewunderungswürdiger Sauberkeit und Genauigkeit geschrieben, liegen vor vom Tage, da er zuerst in Bonn die Hochschule bezog, bis zur Stunde, da er sich in Münster die letzten Sakramente reichen ließ. Über seine Reisen, deren er im Leben viele und große unternahm, hat er jedesmal aktenmäßig trockene, aber sachlich ins einzelnste gehende Referate angefertigt. Der fleißige Beamte verrät sich auch in solchen kleinen Besonderheiten. Er liebte es, Register zu führen. Noch ein Jahr vor seinem Tode stellte er eine genaue Übersicht zusammen über seine ganze ausgedehnte Verwandtschaft mit den Geburts- und Sterbedaten. Die Opern, die er einst gehört, die Schauspiele und Lustspiele, denen er angewohnt, stehen auf besonderen Listen verzeichnet. Die Erbauungs- und Unterhaltungslektüre, die er gepflegt, läßt sich zum großen Teil noch Jahr für Jahr verfolgen. Selbst über noch Geringeres wurde Buch geführt: das Körpergewicht in den verschiedenen Perioden seines Lebens, die sechs bis sieben Tage des Jahres, da er sich die Haare schneiden ließ, sind schwarz auf weiß noch nachzuweisen.

Von Linhoffs weit verzweigter und hoch interessanter Korrespondenz sind dagegen nur dürftige Reste erhalten, fast ausschließlich Briefe solcher, die durch hohe Stellung oder nahe persönliche Beziehung einen Anspruch auf besondere Wertschätzung hatten. Auch der so gerettete Bestand wurde während des Kulturkampfes dezimiert. Noch immer ist die Briefsammlung nicht ohne Bedeutung. An Mitteilungen über Linhoffs amtliche Thätigkeit enthält sie zwar wenig genug, und Andeutungen über sein Inneres nur kurz und sporadisch hier und dort. Aber der Mann hat es verdient und die Sache ist es wert, daß auch solche Andeutungen sorgsam zusammengetragen werden. Das Gesamtbild, das sie ergeben, ist nicht ohne reiche Lehre. Für christliche Laien, für den katholischen Beamten mag es als Seelenspiegel dienen.

I. Josef Linhoff bis zum Abschluß seiner Lehrjahre. 1819—1845.

In der malerisch gelegenen Hauptstadt des alten Herzogtums Westfalen, im schönen Arnsberg, wurde Linhoff am 12. März 1819 geboren;

bei der Taufe am 18. März erhielt er die Namen Volbert Josef. Sein Vater, ein Mann von patriarchalischer Biederkeit, war Gasthofbesitzer und Inhaber von Eisenwerken. Als derselbe 1861, fast 82 Jahre alt, aus dem Leben schied, erweckte sein Hingang eine ungewöhnliche Teilnahme bei der ganzen Bevölkerung. Linhoff verfaßte damals den Totenzettel. Er rühmt den Heimgegangenen als „einen guten, sorgsamen, in jeder Beziehung musterhaften Vater, der bis in die spätesten Jahre . . . auch in weiteren Kreisen seiner Berufsthätigkeit mit unermüdlicher Pflichttreue gestrebt und unter Gottes Segen viel gewirkt hat". „Sein reiner religiöser Sinn und wahre Gottesfurcht", so fügt der Sohn hinzu, „waren die Zierde seines Lebens und sind auch jetzt an seinem Grabe die Bürgschaft eines besseren Lebens im Jenseits."

Diesem Lobe entsprach die Zucht im Linhoffschen Hause. „Als ich vor 15 Jahren noch nicht daran dachte, je Arnsberg zu sehen," schrieb im Oktober 1861 der Pastor und Redakteur Fritz Gelshorn, „hörte ich schon, der Linhoffsche Gasthof sei der sittlichste in ganz Westfalen."

Die Mutter, Marianne Menge, „fromm, mildthätig, liebevoll und durch und durch christlich", war, 71 Jahre alt, schon früher gestorben (30. August 1850). Gelshorn hat von ihr das Bild entworfen:

„Glauben und werkthätige Liebe ohne Prunk und falschen Schein waren bei ihr in schöner Harmonie. Sie gemahnte mich in ihrer ganzen Erscheinung an die Zeiten, die in den Städten nicht mehr sind, an den Glanz des katholischen Bürgerlebens einer großen Vergangenheit. In ihr spiegelte sich noch ganz rein ab die gediegen städtische Häuslichkeit, welche Gott dient und dem Hauswesen mit Treue vorsteht, so wie sie auch eine wirkliche Familienmutter war, strenge wachsam und liebevoll, ihre Dienstboten als Glieder des Hauses und Kinder Gottes liebend und leitend."

Acht Kinder waren diesem trefflichen Elternpaare beschieden; unter ihnen kam Josef an siebenter Stelle, als der vierte unter den Knaben. Er war der einzige, der für die Verfolgung höherer Studien bestimmt wurde. Seine vier Brüder widmeten sich mit Erfolg industriellen Unternehmungen; die drei Schwestern, mit braven Männern vermählt, sahen sich früh verwitwet. Beim Tode des Vaters, 1861, lebten noch die acht Kinder, fünf Schwiegertöchter und einundzwanzig Enkel. Josef Linhoff sollte alle seine Geschwister überleben.

Der kleine Josef besuchte die Bürgerschule seiner Vaterstadt. Der Umstand, daß seine älteste Schwester mit dem Gymnasiallehrer Dr. Franz Brüggemann in Arnsberg vermählt war, entschied wohl für das Aufsteigen

des talentvollen Knaben an das dortige Gymnasium. Brüggemann, der 1859 als Gymnasialdirektor in Konitz starb, gleich seinem einflußreichen Bruder, dem Geh. Reg.-Rat Theodor Brüggemann, ein tüchtiger Schulmann, nahm sich mit Sorgfalt des Knaben an und leitete sieben Jahre hindurch, bis das Abiturienten-Examen bestanden war, dessen Studien.

Am 26. August 1832 empfing Josef die erste heilige Kommunion; der Tag blieb ihm ehrwürdig sein Leben lang. Zu seinen Schulkameraden am Gymnasium zählte Rudolf Ulrich, der spätere Geheime Regierungsrat in Düsseldorf, der mit ihm bis zum Ende in den herzlichsten Beziehungen blieb. Sonst ist aus dieser Zeit nur ein einziger Zug erhalten, aber vielsagend für die, welche Linhoff im späteren Leben gekannt haben. Er hieß unter seinen Altersgenossen schon am Gymnasium der „Bürgermeister“. Noch als Auskultator und Assessor ist ihm der Name verblieben.

Das Zeugnis der Reife erhielt der junge Linhoff am 28. August 1837, wie die Prüfungskommission hinzufügte, „mit den besten Hoffnungen und Wünschen für die Zukunft“. Das Zeugnis war ein für die Führung und den Studieneifer des Studenten überaus anerkennendes; es gereicht aber auch heute noch der Studienanstalt zur Ehre. Von seinen Kenntnissen in den Sprachen wurde bezeugt:

„In der deutschen: weiß er sich in einer fließenden, ziemlich gewandten und meistens korrekten Sprache schriftlich auszudrücken. . . . Mit der Geschichte der Nationallitteratur ist er, selbst bis ins Einzelne, recht wohl bewandert.

In der lateinischen: hat er sich eine bedeutende Korrektheit und Fertigkeit . . . erworben, faßt den Sinn auch der philosophischen Schriften des Cicero, den Horaz und ähnliche Schriftsteller mit Leichtigkeit auf, übersetzt dieselben mit Geschmack und weiß sich auch mündlich in einer fließenden Sprache auszudrücken.

In der griechischen: ist er in der Formenlehre und den Hauptregeln der Syntax fest, übersetzt den Homer, den Xenophon, sowie auch leichtere Stellen des Thucydides geläufig und richtig.

In der französischen: übersetzt auch schwerere Schriftsteller mit Geläufigkeit, hat eine gute grammatische Bildung; der schriftliche Ausdruck ist im ganzen korrekt.“

Von seiner Fertigkeit in den Wissenschaften heißt es:

„Religionskenntnisse: besitzt eine deutliche und wohlbegründete Kenntnis der Glaubens- und Sittenlehre; ist mit den Hauptpunkten der Religionsgeschichte wohlbekannt, und kann mit Fertigkeit die historischen Schriften des Neuen Testamentes im Grundtexte lesen.

Mathematik: hat sich in der Algebra, Stereometrie und konstruierenden Geometrie sehr löbliche Kenntnisse erworben; er hat den mathematischen Lehrstoff mit einer vorzüglichen eigenen Thätigkeit verarbeitet, so daß auch der formelle Zweck des Studiums der Mathematik von ihm nicht ohne Erfolg erstrebt worden ist.

Geschichte und Geographie: besitzt eine deutliche Übersicht der alten, mittleren und neueren Geschichte; seine Kenntnisse in der Geographie sind genügend.

Physik: hat eine klare Einsicht in die Hauptlehren über Wärme, Luft, Licht und Elektrizität.

Philosophische Propädeutik: ist in den Anfangsgründen der Psychologie und den Grundbegriffen der Logik ziemlich gut bewandert und hat sich eine klare Übersicht der Geschichte der griechischen Philosophie erworben."

Wohlgemut zog der neue Musensohn am 29. September 1837 nach der Universitätsstadt. Die Personalbeschreibung, wie sie kurz nachher amtlich von ihm gegeben wird, lautet: „sechs Fuß hoch, von schwachem Körperbau und schwarzen Haaren."

In Bonn, wo er Rechts- und Kameralwissenschaft studieren wollte, traf er Welcker eben als Rektor der Universität, Böcking als Dekan der Fakultät. Fürs erste war indes der junge Student gewillt, sich seines Lebens zu freuen; er brachte ein unbändiges Verlangen mit, zu sehen, zu hören, seinen Gesichtskreis zu erweitern. Zu seinen ersten Thaten gehörte, daß er sich eine Pfeife nebst Tabak anschaffte und auf Schillers Sämtliche Werke subskribierte. Ein Kommersbuch folgte; Fechtunterricht und Fechtübungen spielten gleich anfangs eine Rolle; Paukhut und Rapier mußten schon bald einmal repariert werden. Doch hat Linhoff sich nie duelliert. Als auf einer Reise, die er nach Ablauf des zweiten Semesters unternahm, in Heidelberg seine Gefährten begierig eine Paukerei aufsuchten, zog Linhoff es vor, friedlich am Neckarstrand in der freien Natur sich zu ergehen. Später, als Einjähriger in Berlin, hat Linhoff noch zwei Kurse Fechtunterricht sich geben lassen; es geschah wohl mit Rücksicht auf die Befähigung zum Landwehroffizier.

Den Reitunterricht begann er mit Januar 1838, und solange er in Bonn weilte, liebte er es, Spazierritte und auch weitere Ausflüge zu Pferde zu machen. Überhaupt war er in jenen ersten Semestern gerne unterwegs. Bald ging es über Land zu einem großen Kommers, dann gab es eine gemeinsame Droschkenfahrt nach Rolandseck; im Frühjahr 1838 wird der Kölner Karneval mitgemacht, im August desselben Jahres in Düsseldorf die Kunstausstellung besucht; der Mai 1838 brachte eine fröhliche Fußwanderung durch das Ahrthal. In Bonn übten Theater, Oper und Konzert eine mächtige Anziehungskraft auf den Studenten aus; sein Leben lang blieb er ein großer Freund der Musik.

Unter den Kameraden war das Scherzwort im Umlauf, daß Linhoff „nicht trinken könne". Er trank nicht viel, liebte aber sehr die Gesellig-

keit und beteiligte sich gern an heiteren Zusammenkünften. Sehr frugal in seinen Mahlzeiten, hatte er für Getränke mannigfaltige Posten zu notieren, aber stets nur unbedeutend.

Auch seine eigenen Zeitungen hielt sich der Student; solange er in Bonn war, neben dem „Arnsberger Wochenblatt" die „Kölnische Zeitung", in Berlin aber, selbst noch in der Referendarszeit, die „Vossische". Katholische Zeitungen kannte man damals noch nicht. Mit dem Beginn des zweiten Semesters wurde eine kleine Bibliothek angelegt; das meiste wurde antiquarisch erworben. Da fanden sich Ossians Gedichte, Klopstock, Tassos „Befreites Jerusalem", Gibbon u. s. w. Die Anschaffung juristischer Werke tritt erst seit dem dritten Semester in den Vordergrund, um dann aber an Ausdehnung stets zu gewinnen.

Bei all diesen mannigfaltigen Auslagen war der junge Student ein vorzüglicher Haushalter. Über jeden Pfennig wurde Buch geführt, für jeden Monat und jedes Semester Rechnungsabschluß gehalten. Es war bei ihm fester Grundsatz, sich stets so einzurichten, daß er mit einem Überschuß, wenn auch noch so klein, die Monatsrechnung schloß. So war es auch bei seinen Reisen; er brachte immer noch etwas zurück, sehr im Gegensatz zu seinen Gefährten.

Auch als Beamter, in der Jugend wie im Alter, hat er unverbrüchlich daran festgehalten. Ohne ängstlich oder kleinlich zu sein, wußte er stets von vornherein alles so zu richten, daß er mit einem Überschuß schließen konnte. Geldverlegenheiten kannte er daher nie, vielmehr hat er als Student schon in den ersten Semestern nicht selten andern aus der Verlegenheit geholfen. Für die drei ersten Semester in Bonn hat Linhoff im ganzen 575 Thaler 25 Groschen von seinen Eltern bezogen. Mit dieser Summe hat er alle Auslagen bestritten, mehrere Reisen gemacht, eine juristische und eine litterarische Handbibliothek sich beschafft und eine Auswahl von Tabakspfeifen mit denselben noch nach Hause gebracht. Die Reise am Ende des zweiten Semesters hatte allein 85 Thaler erfordert; er hatte auf derselben in 40 Tagen etwa 350 Wegstunden zurückgelegt und 4 Thaler von seinem Reisegeld noch zurückgebracht.

Höher stiegen die Auslagen während der drei folgenden Semester in Berlin; sie beliefen sich auf 954 Thaler. Das Einjährigenjahr, bei der 2. Kompagnie des Garde-Schützen-Bataillons (10. April 1839—1840), dreimalige größere Reisen und die Beschaffung kostspieliger juristischer Werke erklären die vermehrte Ausgabe genügend.

Trotz des wachsenden Studienfleißes blieb Linhoff in Berlin ein fröhlicher Student. Oper, Konzert und Kunstausstellung besuchte er mit großem Eifer; Tanzstunden wurden genommen; heiterer Geselligkeit viel gehuldigt. Sein Freundeskreis war ein sehr ausgedehnter, und viele seiner Beziehungen von großer Herzlichkeit. Seine Passion fürs Rauchen erreichte jetzt die Krone mit der Erwerbung von sieben langen Pfeifen, jede besonders bezeichnet für einen der sieben Wochentage. Seit der großen Reise durch Süddeutschland im Herbst 1838 war Linhoff auch ans Kartenspielen gekommen. Die Whistpartien sind jetzt nicht selten; für einige Zeit drohen sie fast zu einer Art von Passion zu werden.

Der 4. September 1840 war endlich der letzte Tag, an welchem Linhoff „noch Student war". Zehn Tage später unterzog er sich zu Arnsberg der ersten juristischen Prüfung. „Das Resultat der dreistündigen Prüfung", heißt es im amtlichen Attest, „war im allgemeinen ein gutes.... Mit Ausnahme der weniger befriedigenden Kenntnisse im preußischen Recht, bewies Examinandus in den übrigen Rechtsmaterien gute Kenntnisse." Unter dem 23. September 1840 wurde er als Auskultator beim Oberlandesgerichte zu Arnsberg angestellt, am 30. September beim Kollegium eingeführt und zum Stadt- und Landgerichte deputiert.

In Arnsberg herrschte damals ein angeregtes geselliges Leben, und die jungen Herren des Gerichtsstandes wie des Regierungskollegiums wußten den Anforderungen, welche die gute Gesellschaft an sie stellte, nach Gebühr Rechnung zu tragen. Linhoff, der immer gern gesungen hatte, war bald eifriges Mitglied der Liedertafel, er nahm teil an regelmäßig wiederkehrenden Schießübungen und stellte seinen Mann bei allen Bällen, Bällchen und Gelegenheitstänzen, wie sie fast das ganze Jahr hindurch in buntem Wechsel sich drängten. Landpartien waren im Sommer an der Tagesordnung, den Winter erheiterten Schlittenfahrten und Maskeraden. Die höhere Beamtenschaft ließ es an Einladungen nicht fehlen; Theater und Konzert waren ab und zu auch zu haben, und das stete Kommen und Scheiden der jungen Auskultatoren und Referendare in dem gemütlichen Beamtenneste gab immer wieder Gelegenheit zu frohen Festen. Nimmt man hinzu, daß Linhoff im Sommer 1841 und 1843 die vierzehntägigen Landwehrübungen mitzumachen hatte, und zuweilen einen kleinen Abstecher, sei es nach Münster oder Hagen oder sonstwo hin, sich nicht versagte, so könnte man fast versucht sein, an der Ernsthaftigkeit seiner juristischen Weiterbildung zu zweifeln. Und doch war er bei alledem ein

Muster von Fleiß und Solidität. Von den 10 Thalern monatlich, die ihm sein Vater ausgeworfen, hatte er regelmäßig Überschuß, und in der amtlichen Thätigkeit, bei welcher seine Arbeitskraft nicht geschont wurde, erwarb er sich von Jahr zu Jahr größere Anerkennung. Vom Land- und Stadtgericht wurde er 3. Januar 1842 als ein „vorzüglich praktischer und gewandter Arbeiter“ qualifiziert; neben Eifer, Fleiß, Pünktlichkeit und tadellosem Benehmen werden „gute Rechtskenntnisse“ ihm nachgerühmt. Beim Oberlandesgericht arbeitete Linhoff dann noch sieben Monate und stellte in dieser Zeit nicht weniger als 34 Zivil- und Kriminal-Relationen fertig; dann meldete er sich 1. August zum zweiten juristischen Examen. Am 26. September war der Termin für die mündliche Prüfung. Die Antworten waren „überall genügend“; der Kandidat wurde „zur Ascension zum Referendar für sehr gut qualifiziert“ erachtet; das Gesamtprädikat lautete auf „Gut mit einer Auszeichnung“. Am 3. Januar 1843 traf von Berlin die Ernennung zum Referendar ein, und Linhoff meldete sich nun zum Verwaltungsfach. Am 20. Januar 1843 wurde der neue Referendar dem Regierungskollegium vorgestellt.

Damit begann erst recht eine Zeit der Erfolge. In ungewöhnlich kurzer Zeit war der junge Beamte in den verschiedenen Dezernaten völlig eingeschult; schon bald wurde ihm ein über das andere Mal die selbständige Vertretung von Regierungsräten anvertraut, und eine Qualifikation lautete glänzender als die andere. Der Regierungsrat Graf Villers, unter welchem er die ersten vier Monate gearbeitet, rühmte an ihm „sehr gesunde Beurteilungskraft, schnelles Erfassen und gründliches Erörtern der zu entscheidenden Punkte“, und fügte bei: „derselbe hat sich überhaupt so zuverlässig gezeigt, daß ihm während der letzten 14 Tage seiner Beschäftigung bei einer zeitweisen Abwesenheit des Unterzeichneten die selbständige Leitung des Dezernates mit Vertrauen übertragen werden konnte.“

Der Regierungsrat und Justitiar von der Recke bezeugt von ihm 2. August 1844:

„Der Herr Referendar ist auch in meinem Dezernate vielfach beschäftigt worden; daneben habe ich als Kodezernent sehr viele von ihm bearbeitete Sachen gesehen. Wir alle halten ihn für einen unserer tüchtigsten Mitarbeiter. An Fleiß und Promptheit übertrifft ihn keiner; die größten und schwierigsten Sachen gelangen jederzeit bei ihm zu wirklich ungewöhnlich rascher Erledigung. Und dies geschieht keineswegs auf Kosten der Gründlichkeit. Vielmehr sind bei weitem die meisten seiner Arbeiten durchaus gelungen zu nennen, sowohl was die Auffassung des Sach- und Rechtsverhältnisses als die gute und gewandte Darstellung betrifft. . . . Ich halte ihn für vorzüglich gut vorbereitet und bin überzeugt, daß er ein sehr brauchbares Mitglied werden wird“

Der Regierungspräsident v. Keßler hatte schon früher begonnen, dem fähigen Referendar besondere Aufmerksamkeit zu schenken. Im Oktober 1843 beauftragte er ihn mit einer schriftlichen Arbeit über die „kunstmäßig gebauten Straßen" des Regierungsbezirkes Arnsberg, das in dieser Beziehung allen andern Regierungsbezirken in Preußen damals voraus war. Namentlich sollte die Weiterentwicklung der Straßenanlagen von 1816 an ins Auge gefaßt werden. Die gesetzlichen Verordnungen über den Wegebau sollten zusammengestellt und im einzelnen nachgeprüft werden, „welche Straßen sich grundsätzlich und in der Wirklichkeit zu eigentlichen Staatsstraßen eignen, sonach nur aus Staatsmitteln angelegt und unterhalten, welche dagegen den Kreisen, den einzelnen Kommunen und Privaten überlassen und deren Anlage nur etwa durch Prämien befördert werden sollte". Im Falle die Arbeit befriedigend ausfalle, versprach der Präsident, seiner Zeit bei der Kommission zu befürworten, daß man dieselbe als Arbeit für das Assessorexamen dem Referendar anrechnen werde. Als Linhoff 12. September 1844 seine Eingabe machte, um zum letzten juristischen Examen zugelassen zu werden, konnte er die Arbeit fertig vorlegen, und der Präsident löste sein Versprechen ein.

Bei dieser Gelegenheit sprach ihm der Chef der Regierung zu den glänzenden Attesten der einzelnen Dezernatsräte seine „aufrichtigsten Glückwünsche" aus; sein eigenes amtliches Zeugnis blieb hinter jenen nicht zurück:

„Auch der Unterzeichnete muß die gute Vorbildung, die leichte Auffassung, das rasche und treffende Urteil, das praktische Talent des Regierungsreferendars Josef Linhoff pflichtmäßig anerkennen. Eben diese glücklichen, mit ernstem Fleiß verknüpften Gaben befähigten denselben, in ungemein kurzer Frist den vorgeschriebenen Kursus im allgemeinen sehr befriedigend zu erledigen. . . . Ich trage kein Bedenken, ihn im allgemeinen für ganz vorzüglich vorbereitet und befähigt zur höheren Staatsprüfung aus voller Überzeugung zu erklären und mich der Hoffnung zu überlassen, daß er sich einst als ein sehr brauchbarer und tüchtiger Beamter bewähren werde. Sein sittliches Verhalten war stets musterhaft."

Mit diesem Zeugnis und mit achtmonatigem Urlaub reiste Linhoff 25. Januar 1845 nach Berlin zu einer nochmaligen wissenschaftlichen Vorbereitung auf das letzte juristische Examen. Der Aufenthalt in der Hauptstadt gestaltete sich für ihn wieder zu einem sehr angenehmen. Seiner Liebhaberei für Musik ließ er jetzt, wie nie zuvor, den freiesten Lauf. Konzerte, Opern, musikalische Abende wechselten unaufhörlich; keine musikalische Celebrität tauchte in Berlin auf, die nicht Linhoff zu ihren Füßen gesehen hätte. In der höheren Beamtenwelt hatte er bereits gute Ver-

bindungen; beim Geheimen Rat Brüggemann, beim Justizminister v. Mühler, bei dem Geheimen Rat im Kultusministerium Aulike und andern derlei hohen Persönlichkeiten sah er sich wieder und wieder zu Gast geladen. Nur ein Druck lastete auf ihm. Der achte Urlaubsmonat war schon abgelaufen, und er hatte wegen der Zahl der Kandidaten die Zubestimmung des mündlichen Termines noch nicht erlangen können. Großer Bemühungen bedurfte es, bis er zum 4. November endlich vorgeladen wurde; am 6. November hielt er das Zeugnis in Händen. In demselben erteilt die Prüfungskommission den vier vorgelegten schriftlichen Arbeiten im einzelnen hohes Lob und bemerkt zum Schluß:

„Das Ergebnis der schriftlichen Prüfungsarbeiten hat die durch so günstige Präcedenzien bei uns hervorgerufenen Erwartungen nicht getäuscht. . . . Da die mündliche Prüfung ein gleich günstiges Resultat geliefert hat, so bezeugen wir hierdurch gern, daß der Regierungsreferendar Josef Linhoff das Examen vorzüglich gut bestanden hat."

Für alle die gehabten Anstrengungen entschädigte sich der glückliche Kandidat zunächst wieder durch eine fröhliche Reise nach Ostpreußen. Dann, nach Arnsberg kaum zurückgekehrt, nahm er 15. Dezember seine Ernennung zum Assessor beim Regierungskolleg von Minden entgegen. Am 5. Januar 1846 traf er in Minden ein und wurde am 7. Januar dem hohen Kollegium vorgestellt.

Die Vorbereitung auf die Wirksamkeit im amtlichen wie im öffentlichen Leben überhaupt war damit für Linhoff vollendet. Was in dieser Zeit schon von seinen späteren Eigenschaften am greifbarsten bei ihm hervortritt, ist der Grundzug von Loyalität und Pietät, der mit seinem Wesen ganz verwachsen war. Das Verhältnis zu seinen Eltern und dem ausgedehnten Kreis von Verwandten blieb in dieser ganzen Zeit ein ungetrübt herzliches. Die Königstreue nahm in Linhoffs innerem Leben schon damals eine wichtige Stelle ein. Der Tod Friedrich Wilhelms III., des „Unvergeßlichen", wie er ihn nennt, war für ihn ein erschütterndes Ereignis; schon die erste Nachricht von einer Gefahr hatte ihn in Erregung versetzt. Die Enthüllung des Denkmals für diesen „hochseligen König" im Tiergarten zu Berlin, 4. August 1845, beging er gleich einem patriotischen Feste. Achtung vor der Autorität war ihm wie angeboren. Die Verehrung und das Vertrauen, die er seinen ersten Regierungspräsidenten, zu Arnsberg und Minden, ja selbst seinen Abteilungschefs entgegenbrachte, möchte dem, der heute seine Schreiben durchliest, fast ein Lächeln abnötigen.

Und doch war es ihm ernst gemeint; es war nicht Schmeichelei. Gleich dem ersten seiner Präsidenten hat er über dessen Pensionierung und über dessen Grab hinaus die herzlichste Verehrung und Dankbarkeit bewahrt; das Bild desselben blieb der Schmuck seines Zimmers bis ins hohe Alter.

Ein auffallender Zug in Linhoffs Jugendjahren ist seine große Empfänglichkeit für Natureindrücke. Wie später als gereifter Mann, konnte er schon als junger Student beim Anblick einer schönen Landschaft zu Thränen gerührt werden. Von einem Ausflug nach dem Karlsberg bei Oliva erzählend (Oktober 1839), gesteht er selbst: „Hier ergriff mich ein Entzücken, so daß ich in einer andern Welt zu sein träumte. . . . Wahrlich, ein solcher Blick erhebt nicht allein für den Augenblick in eine Feenwelt, er erheitert in seinen Rückerinnerungen das ganze folgende Leben!" Von einem Strandspaziergang auf der Insel Rügen (Juni 1840) meint er: „Der Abend gehörte zu den schönsten, da wir die Sonne hell und klar im Meer versinken sahen. Ja, Herrlicheres giebt es nicht! . . . . Es ist nicht zu beschreiben! Noch bis in die Nacht wandelten wir schweigend, zu sehr ergriffen von all dem Schönen, am Ufer des Meeres."

Der später bei Linhoff so rührend schön hervortretende Sinn für christliche Wohlthätigkeit ist schon in seinen frühen Studentenjahren in einzelnen Spuren erkennbar. Erst sind es nur kleine Beiträge für den Frauenverein; dann kommen Almosen hinzu, bald für einen „armen Mann", bald für eine „arme Frau". Häufig sind Geldgeschenke für die Dienstboten, zumal auf St. Nikolaus oder vor dem Stellenwechsel. Einmal auch steuert man in Bonn zusammen für „einen armen Mitkneipanten", und Linhoff giebt fröhlich einen halben Thaler.

Schwieriger ist es, von Linhoffs religiöser Richtung, die später bei ihm alles übrige durchdrang und beseelte, in jener frühen Zeit greifbare Spuren zu entdecken. Obgleich gerade während der Glühhitze der „Kölner Wirren" so nahe dem Hauptherde, zu Bonn, in den Studien begriffen, hat er in den Notizen aus jenen Tagen auch nicht die leiseste Andeutung einer inneren Teilnahme an jenen Ereignissen zurückgelassen. Sein sittlicher Wandel hielt sich jedenfalls schon jetzt von allem Schatten frei, aber weder von religiösen Ideen noch von moralisierenden Grundsätzen läßt sich in den täglichen Kalendernotizen des fröhlichen Studio auch nur eine Andeutung auffinden. Man bleibt auf indirekte Schlüsse angewiesen.

In Linhoffs Elternhaus herrschte ein streng religiöser Geist. Mit dem Religionslehrer des Gymnasiums erscheint er auch als Universitäts-

student noch in freundlichen Beziehungen. Unter seinen näheren Bekannten zählt er mehrere Theologen, an deren Erhebung zur Priesterwürde er freundschaftlich Anteil nimmt. Eine vertrautere Bekanntschaft mit den späteren Bischöfen Dr. Freusberg und Drobe führt sich zurück auf deren Kaplanszeit in Arnsberg während seiner jüngeren Jahre. Bei der Ankunft des Bischofs von Paderborn in Arnsberg 19. August 1841 beteiligt er sich am Fackelzug zu dessen Ehre.

Die Erfüllung der gewöhnlichen Christenpflichten war für den gut erzogenen Studenten wohl so selbstverständlich, daß er keine Veranlassung fand, hierüber etwas zu notieren. Nur gelegentlich seiner Reisen kommt dann und wann etwas zum Vorschein. Beim großen Marsch durch Süddeutschland 1838 bemerkt er zu Freiburg i. Br. 8. September: „Weil gerade Feiertag war, so besuchten wir das Hochamt, welches der Erzbischof selbst hielt. Die musikalische Messe war sehr gut; namentlich gefiel uns der Gesang." Auch auf der Durchreise in Dresden wohnt er Sonntag den 23. August 1840 in der katholischen Kirche dem Hochamt bei. In Berlin, 1845, verzeichnet er zum Pfingstsonntag seine Gabe für den Klingelbeutel.

Festere Anhaltspunkte gewährt ein Umstand anderer Art. Zu Beginn der vierziger Jahre war ein Geistlicher in Arnsberg zur Anstellung gekommen, der eigentlich der Diözese Osnabrück angehörte und später in dieselbe auch zurückgekehrt ist. Es war Fritz Gelshorn, ein unterrichteter Priester von sehr entschiedenen Grundsätzen. Vom August 1848 an leitete er Jahre hindurch das von F. Schöningh in Paderborn herausgegebene „Westfälische Kirchenblatt" und das demselben zur Seite gehende „Westfälische Volksblatt". Beide Blätter zählten bald Tausende von Lesern, und wenn auch nur einmal wöchentlich erscheinend, waren sie in jener Zeit der Unklarheit und Gärung für die katholische Sache von Bedeutung. Im Jahre 1850 gehörte Gelshorn neben Hofrat Buß und den beiden Reichensperger zu den elf ultramontanen Abgeordneten des Erfurter Parlaments; später war er Propst in Meppen. Als er 3. Juni 1875 aus dem Leben schied, war das Andenken an seine einstigen Verdienste in den Hintergrund zurückgedrängt; damals aber in Arnsberg stand er in der Vollkraft seiner Jahre und seines Eifers. Es war von Bedeutung für Linhoff, daß er zu diesem Priester in ein engeres Vertrauensverhältnis trat. Eine Reihe von Jahren später erinnert Gelshorn ihn an vertraute Gespräche, die sie in jener vormärzlichen Zeit hinsichtlich der christlichen

Schule miteinander geführt hätten. Es waren die klar ausgesprochenen kirchlichen Grundsätze, in welchen die Freunde sich begegnet waren. Überhaupt betrachtete Gelshorn den befreundeten jungen Beamten völlig als Gesinnungsgenossen und bekundet für die Lauterkeit seines Charakters und die Festigkeit seiner Grundsätze uneingeschränktes Vertrauen.

Vielleicht läßt sich der Einfluß Gelshorns in einem nicht unwichtigen Punkte erkennen. Nach dem Geiste der damaligen Zeit hatte Linhoff bisher mit dem einmaligen Sakramentenempfang im Jahre, gewöhnlich auf Palmsonntag, sich begnügt. Seit 1843 tritt er alljährlich auch an Weihnachten oder Neujahr zum Tische des Herrn. Noch 1850 mahnt ihn Gelshorn, auch den Todestag der Mutter, den 30. August, durch jährlichen Empfang der Sakramente zu heiligen. Damals bedurfte Linhoff einer solchen Mahnung nicht mehr.

Die deutschkatholischen Wirren, die bald nach seinem Eintreffen in Berlin, im Frühjahr 1845, auch dort ihre wüsten Orgien feierten, scheinen auf ihn ungleich tiefer eingewirkt zu haben als sieben Jahre früher die Kölner Erzbischof-Streitigkeiten. Mitten im Jahre, im Juli 1845, empfing er die heiligen Sakramente, und dies blieb für die nächsten Jahre nun der dritte regelmäßige Termin, seine Andacht zu halten. Um dieselbe Zeit, unmittelbar bei den Namen Ronges und Czerskis, notiert Linhoff in Berlin, daß er den Hirtenbrief des Fürstbischofs v. Diepenbrock sich gekauft habe. Es ist die erste „ultramontane" Lektüre, die er verzeichnet. Er bewahrte für Diepenbrock und dessen Schriften sein ganzes Leben hindurch eine tiefe Verehrung.

(Fortsetzung folgt.)

Otto Pfülf S. J.

Alexander Volta.

(Schluß.)

V.

Am 20. März 1800 richtete Volta eine Mitteilung über seine neue Entdeckung mit ausführlicher Beschreibung der galvanischen Säule an die Londoner Gesellschaft der Wissenschaften[1]. Am 26. Juni kam nach langer Prüfung endlich Voltas Schreiben in derselben zur Verlesung, und rasch verbreitete sich nunmehr die Kunde von dem neuen wunderbaren Apparat über das ganze gebildete Europa. Im Laufe des Jahres 1801 ließ deshalb die französische Akademie den glücklichen Entdecker nach Paris einladen, damit er vor den dortigen Gelehrten seine Versuche wiederhole. Auch von anderer Seite wurde Volta zu dieser Reise gedrängt. Die Universität von Pavia wünschte Bonaparte für ihre Wiedererrichtung nach der Zerstörung der Revolution Dank zu sagen und hatte Volta und den Chemiker L. V. Brugnatelli, den Herausgeber einer angesehenen wissenschaftlichen Zeitschrift und späteren ersten Entdecker der Galvanoplastik, zu ihren Gesandten ausersehen.

Die Einladung nach Paris war nun freilich für den italienischen Gelehrten höchst ehrenvoll und stellte neue Ehren in Aussicht. Aber die Ehren hatten für den bescheidenen Mann nicht viel Verlockendes; so suchte er also unter verschiedenen Vorwänden den Mühsalen der Reise sich zu entziehen. Doch die Universität hatte sich an die Regierung der cisalpinischen Republik gewandt, der Regierungssekretär Canzoli hörte nicht auf, ihn zu drängen, und Volta sah sich bald genötigt, zu einem letzten Rettungsversuch zu greifen. „Da ich keinen Ausweg mehr fand," schreibt er am 14. August an seinen Bruder, „so bin ich mit den Forderungen für das Reisegeld stark in die Höhe gegangen. Ich habe zum allerwenigsten 100 Louis für jeden, d. h. 200 für uns beide verlangt, und ich fürchte, sie werden uns zugestanden. Im andern Fall wird nichts daraus, und das wird wenigstens für den einen der beiden Teile das erwünschtere sein."

---

[1] On the electricity excited by the mere contact of conducting substances of different kind. In a letter to the Rt. Hon. Sir Joseph Banks. (Opere tom. II, parte 2, p. 97—131.)

Doch mit diesem Auskunftsmittel hatte Volta sich gründlich verrechnet. Die 200 Louisdor kamen; für Volta und Brugnatelli blieb jetzt nichts mehr übrig, als zu gehen. Am 1. September brachen sie von Como auf, am 26. des gleichen Monats abends stiegen sie zu Paris im Gasthaus ab[1].

Nach einigen Tagen der Ruhe wurden die beiden Reisenden am 3. Oktober ins französische Institut eingeführt und durch den Präsidenten, den Mineralogen Abbé Hauy, zu Mitgliedern der Kommission ernannt, welche mit der Prüfung der neuen Entdeckung beauftragt war. In vier Sitzungen im Hause des Physikers Charles, des Verbesserers des Luftballons, wurden am 15., 21., 25. Oktober und 30. November Voltas Versuche und Theorien erörtert und mit großem Beifall aufgenommen. Napoleon selbst interessierte sich in hohem Grade für die neuen Entdeckungen, ließ sich am 6. November die beiden Gelehrten vorstellen, wobei der arme Chemieprofessor Brugnatelli das Kompliment anhören mußte, Italien habe nicht so gute Chemiker als Physiker, lud sie zu Tisch und nahm persönlich an den Sitzungen der Akademie am 7., 12., 22. November Anteil, in welchen Volta eine Abhandlung über die Identität von Elektrizität und Galvanismus vorlas[2]. In der Tracht des Akademikers saß hier der erste Konsul auf einem Stuhle zwischen Hauy und Laplace, hörte aufmerksam zu und forderte hie und da durch Zwischenfragen nähere Auskunft. Am Schluß der ersten Vorlesung geruhte er auch, seine eigenen Ansichten über den Galvanismus zum besten zu geben, und unterhielt sich nach der zweiten Sitzung noch $1\frac{1}{2}$ Stunden mit Volta. Paris war begeistert für den Entdecker. „Seit einem Jahr und länger", schreibt Volta am 17. November über seine Erfindung, „sind die Zeitungen in Deutschland, Frankreich und England voll davon. Hier in Paris ist man sozusagen in Begeisterung (furore), weil, wie in andern Dingen, hier noch dieses hinzukommt, daß die Begeisterung Mode ist." Ehren und Würden regnete es von jetzt an auf den Erfinder herab. Er wurde zu einem der acht auswärtigen Mitglieder des Instituts ernannt, Bonaparte setzte ihn eigenhändig auf die Mitgliederliste des noch zu gründenden italienischen

[1] Über die Reise führte Brugnatelli ein ausführliches Tagebuch. Auszug daraus bei *Zan. Volta*, Alessandro Volta a Parigi. Studio cronistorico (Milano 1879) p. 13 sgg.

[2] Sull' identità del fluido elettrico col fluido galvanico. Memoria divisa in due parti. (Opere l. c. p. 167—227.)

Instituts, machte ihn später zum Ritter der Ehrenlegion und des Ordens der Eisernen Krone, zum Senator und Conte des Königreichs Italien. Nachdem die Kommission zur Untersuchung des Galvanismus durch Bericht vom 2. Dezember Voltas Entdeckungen und Aufstellungen aufs günstigste beurteilt hatte, wurde dieser Bericht einstimmig von der Akademie angenommen und gegen die gewöhnliche Sitte durch Akklamation ihm die goldene Medaille zuerkannt. Am 8. Dezember fügte Bonaparte ein Geschenk von 6000 Lire und eine jährliche Rente von 3000 Lire hinzu. Da diese Rente auf das Bistum Adria angewiesen war, so nahm Volta sie erst an, nachdem der Papst sie ihm bestätigt hatte.

„Alle", schrieb Volta am 10. November an seine Gattin, „sind jetzt überzeugt und nehmen meine Ideen an. Aber ich hatte nicht erwartet, daß eine solche Sache so viel Lärm machen und bei den höchsten Persönlichkeiten Aufmerksamkeit erregen würde, so daß sie mir sogar Auszeichnungen von seiten des ersten Konsuls erworben hat." Scherzend blickt er in einem andern Briefe an seinen Bruder vom 17. November auf die Bemerkungen einer Bekannten in der Heimat zurück, die in seinen Apparaten nichts als Spielzeug für große Kinder sah und es nicht begriff, wie Volta danach fragte, ob in seinem Elektroskop die Goldblättchen oder Strohhalme sich auseinanderspreizten oder zusammenfielen.

„Jetzt kannst du aber der Gräfin Porta sagen, das bißchen Auseinandergehen oder Zusammenklappen der Strohhälmchen in der Flasche und die andern Spielereien hätten allen Ernstes die Aufmerksamkeit nicht nur von einigen Physikern oder andern Leuten erregt, die sich an derartigen Dummheiten erfreuen, sondern die Aufmerksamkeit von Ministern und die des ersten Konsuls, und sie bildeten das Stadtgespräch von ganz Paris. Hilf Himmel, wird sie dann sagen, wie können so viel Köpfe den Verstand verlieren? Aber Scherz beiseite, ich selber staune, wie meine alten und neuen Entdeckungen über den sogen. Galvanismus ... solche Begeisterung hervorgerufen haben. Wenn ich sie unparteiisch abwäge, so halte auch ich sie für von einiger Wichtigkeit. Sie verbreiten neues Licht über die Theorie der Elektrizität, öffnen ein neues Feld für chemische Untersuchungen ..., können auch Anwendung in der Medizin finden, die vielleicht von Nutzen sein werden. Aber endlich und letztlich ist meine Entdeckung keine vom ersten Rang: ich habe nicht ein bisher unbekanntes Agens gefunden; man kannte die Existenz des elektrischen Fluidums, verschiedene Arten, es zu erregen oder aus dem Gleichgewicht zu bringen und in Bewegung zu setzen; seine mächtigen Wirkungen waren ebenfalls bekannt. Ich habe also nur eine neue Art, es aus dem Gleichgewicht und zum Fließen zu bringen, entdeckt, habe gefunden, daß gute Leiter, besonders die Metalle, die man bisher anelektrisch, d. h. nicht-elektrisch nannte, in der That

elektrisch sind, d. h. daß sie Erreger und Beweger jenes Fluidums sind, unter den angegebenen Umständen, daß sie sich gegenseitig berühren und verschiedener Natur sind.

„Was dann den neuen Apparat angeht, zu dem ich Schritt für Schritt durch meine Entdeckungen geführt wurde, so habe ich allerdings erwartet, daß er Aufsehen machen würde, und ich sagte es dir, wenn du dich erinnerst, voraus, sobald ich ihn vor ungefähr zwei Jahren fertiggestellt hatte und dich die Wirkungen erproben ließ. Aber ich hätte mir nicht eingebildet, daß er so viel Aufsehen erregen würde.“ [1].

Man sieht, die Pariser Weihrauchwolken hatten den bescheidenen Mann nicht betäubt und schwindlig gemacht.

Überhaupt blieb er auf der Reise wie in der Weltstadt der Bescheidenheit, Einfachheit und Frömmigkeit getreu, die ihn immer ausgezeichnet hatten. Am Samstag abend in Paris angekommen, begab er schon am folgenden Tage sich zur Kirche, um seiner sonntäglichen Pflicht zu genügen. Vergnügungsorte suchte er wenig auf und wies die Sittenlosigkeit, die sich in der Welthauptstadt auch an ihn herandrängte, als Mann und Christ von sich. Dagegen benutzte er die Reise wie den Aufenthalt in Paris, um mit bedeutenden Gelehrten Bekanntschaft zu schließen oder sie zu erneuern, so mit Dolomieu, Saussure, Cuvier, und strebte danach, auch jetzt noch seine Kenntnisse zu erweitern durch den Besuch der wissenschaftlichen Sammlungen, Museen, Fabriken, technischen Institute. Besonders über die Ergebnisse der damals aufkommenden Pockenimpfung suchte er in Genf und Paris sich Klarheit zu verschaffen und berichtete darüber am 27. Oktober ausführlich in die Heimat. Bei allem Glanz, mit dem man ihn feierte, blieb er so einfach, daß er um die Mittagsstunde, wenn ihn hungerte, mitunter in den ersten besten Bäckerladen eintrat, ein Brötchen kaufte und im Gehen über die Straße herzhaft hineinbiß, ohne darauf zu achten, daß den feinen Parisern derartiges auffallend vorkommen mochte. Fast rührend klingt in seiner Einfachheit und Gewöhnlichkeit der Schluß des ersten Briefes, den er am Vorabend der glanzvollen Pariser Ehrentage aus der Weltstadt in die Heimat sendet. „Ich schließe,“ schreibt er dem Bruder am 30. September 1801, „indem ich dich umarme und dir außer den Grüßen an alle zu Hause einen Kuß in meinem Namen für jedes der

---

[1] Zuerst veröffentlicht von Mocchetti in seinem Elogio. Daraus bei *Grandi* l. c. p. 498. Von den weiter unten angeführten Briefen findet sich der vom 30. Sept. bei *Z. Volta*, Volta a Parigi p. 206 sg., der vom 10. Nov. ebenda p. 217 sg.

lieben Kinder auftrage. Sag ihnen, sie sollen nicht vergessen, das Ave Maria für mich zu beten, wie ich nicht vergesse, es für sie zu beten." „Diesem unruhigen Leben eitler Ehren", bekennt er am 10. November an seine Gemahlin, „ziehe ich die Stille und Annehmlichkeit des häuslichen Lebens vor. Ich seufze danach, wieder heimreisen zu können, um die lieben Kinder und euch alle zu umarmen."

In der That schien in Paris der Boden unter seinen Füßen zu brennen. Am 2. Dezember verkündete die Akademie ihm den Abschluß ihrer Untersuchungen über seine Forschungen, am 3. nahm er Abschied von seinen Bekannten, am 4. morgens war er auf der Reise nach Lyon. Die Goldene Medaille mußte man ihm nachschicken.

Allein wenn Volta gehofft hatte, bald die Heimat wiederzusehen, so sollte er sich täuschen. Man hatte den nunmehr so hochberühmten Gelehrten auch dadurch zu ehren gedacht, daß man ihn am 14. November zum Mitglied der außerordentlichen Versammlung italienischer Notabeln ernannte, welche Ende 1801 in Lyon die Verhältnisse der Cisalpinischen Republik beraten und namentlich Bonaparte zu deren Präsidenten wählen sollte. Am Tag vor seiner Abreise aus Paris erhielt er die bezügliche Ernennung zugestellt. Sein Aufenthalt in Lyon dauerte schon an sich lange genug und wurde dann noch verlängert durch eine schwere Krankheit, ein rheumatisches Fieber mit Brustentzündung. In Genf, wohin ihn sein Freund, der Arzt Odier, durch Brief vom 17. Februar 1802 eingeladen hatte, suchte er unter dessen Pflege seine Heilung zu vollenden.

VI.

Mit Voltas Rückkehr in die Heimat beginnt ein völlig neuer Abschnitt in seinem Leben. Seine Thätigkeit als Forscher ist nunmehr im wesentlichen zu Ende. Zwar verließ ihn die Liebe zur Wissenschaft im Alter nicht. Er verfolgte mit Eifer deren Fortschritte und scheute sich nicht, noch als Greis den Hörsaal zu besuchen, um den Vorlesungen seines Schülers, des Professors Mochetti, zu folgen. Auch einige Abhandlungen über verschiedene naturwissenschaftliche Fragen hat er noch geschrieben, aber im ganzen können doch mit dem Schluß des 18. Jahrhunderts auch seine Forschungen als abgeschlossen gelten.

Der Gründe für diese etwas auffällige Änderung lassen sich manche auffinden. Zunächst war er allmählich über die Jahre hinausgekommen, in denen man mit jugendlichem Feuer ganz neue Probleme in Angriff

nimmt, und er hätte also nur dem Ausbau und der Ausbeutung seiner alten Entdeckung sich widmen können. Ob er indes auf diesem Felde vor so vielen andern, die mit frischeren Kräften und vielleicht größeren Mitteln es bebauten, gerade besonders Hervorragendes hätte leisten können, mochte ihm zweifelhaft sein. So war es vielleicht ein Beweis von Klugheit, wenn er sich hier im Hintergrunde hielt.

Ferner wird in Rechnung zu bringen sein, daß er, als hochangesehener Mann, nunmehr auch zu politischen Ämtern und Geschäften herangezogen ward.

An und für sich entsprach die Politik Voltas Neigungen nicht, und die phantastischen Pläne und unendlichen Reden der damaligen Weltverbesserer waren nicht dazu angethan, einen so klaren und besonnenen Verstand wie den seinigen sonderlich anzumuten. Von der oben erwähnten Lyoner Versammlung aus schreibt er am 19. Dezember 1801 an seinen Bruder: „Welch hitzige Reden werden nicht auf diesem Lyoner Kongreß gehalten! Was für Projekte und Luftschlösser! Es ist wirklich unabsehbar, ob irgend etwas dabei herauskommen wird. Was mich betrifft, so hoffe ich, wenn nicht alles mögliche Gute, so doch einiges Gute. . . . Ich fürchte, die Komitien werden lange, vielleicht monatelang dauern; aber Geduld, wenn nur das Gute dabei herauskommt, das man dabei hofft." Schon früher, Ende 1796 unter der Cisalpinischen Republik, hatte er das Amt eines Assessors der Munizipalität bald wieder niedergelegt mit der Begründung, seine naturwissenschaftlichen Studien erlaubten ihm nicht die Teilnahme an politischen und wirtschaftlichen Geschäften, „denen er stets fremd geblieben sei, auch aus natürlicher Antipathie (naturale antigenio)".

Sei es indes, daß jene Antipathie sich nur auf die Politik der Sansculottenzeit bezieht, oder mochten in jenen Tagen der aufkommenden Volksvertretung bedeutendere Männer sich dem öffentlichen Leben nicht entziehen können, jedenfalls finden wir auch in den folgenden Jahren Volta vielfach an den Staatsgeschäften beteiligt. Er war Abgeordneter des Departements Lario, dann 1801, wie schon bemerkt, Mitglied der Lyoner Versammlung, 1803 Präsident des Consiglio für das Departement Lario, seit 1809 Senator des Königreichs Italien, ein Amt, das ihn zwang, bis 1814 seinen Wohnsitz in Mailand zu nehmen. Im Jahre 1812 leitete er als Präsident die Sitzungen des sogen. „Wahlkörpers" für Lario. Trotz seiner geringen Neigung für die Staatsgeschäfte nahm Volta mit seiner gewöhnlichen Pflichttreue an diesen Versammlungen teil und machte sich wenigstens durch seine Besonnenheit und Mäßigung in denselben bemerkbar. Es gelang ihm auch, seiner Vaterstadt die bedrohte Stellung an der Spitze eines Departements zu erhalten und ihr die Herstellung des bischöflichen Seminars zu erwirken. Als

1812 nach Napoleons siegreichem Einzug in Moskau öffentliche Festlichkeiten und Gratulationsschreiben beantragt wurden, antwortete er als Präsident des Wahlkörpers in einer für ihn sehr bezeichnenden Weise. Man werde sich, meinte er, das Wohlgefallen Napoleons viel sicherer erwerben, wenn man dem Auftrag entspreche, den er der Versammlung gegeben habe, und tüchtig für das öffentliche Wohl arbeite, als wenn man Feste feiere und gute Wünsche nach Moskau übersende. Nach dem Sturz Napoleons vertrat er im Senat die Kandidatur des Eugen Beauharnais als König von Italien, was ihm dann eine Anklage auf franzosenfreundliche Gesinnung einbrachte. Seither hat Volta am öffentlichen Leben sich nicht mehr beteiligt. Der Senat wurde 1814 vom Pöbel gestürmt und unter Schimpfreden, Drohungen, Schlägen auseinandergetrieben, und auch Volta mußte flüchten. Seitdem scheint er an der Politik genug bekommen zu haben. Als unter österreichischer Herrschaft ihm ein Abgeordnetenmandat angetragen wurde, lehnte er ab.

Man wird es begreiflich finden, wenn bei diesen Abhaltungen Volta weniger als früher in seinem Laboratorium zu finden war. Zu all dem kam obendrein noch ein anderer Grund, der nicht nur seine Forscherthätigkeit hemmte, sondern ihn auch seine Professur niederzulegen zwang. Die Krankheit, welche ihn zu Lyon befiel, hatte an Voltas sonst so kräftigem Körper denn doch ihre Spuren hinterlassen. Die Ärzte erklärten, die Anstrengung des Lehramtes würde ihm schädlich sein; er selbst schrieb am 29. Januar 1803 an Joseph Frank, „vor lauter Keuchen auf dem Katheder komme er gar nicht mehr zu sich". Im folgenden Jahre erneuerte er daher die Bitte, ihn von seinem Lehramt zu entheben. Napoleon wollte indes darauf nicht eingehen. Wenn er auch nur e i n e Vorlesung im Jahre halte, entschied er, so sei es genug; aber die Universität dürfe ihrer schönsten Zierde nicht beraubt werden, indem Voltas Name aus dem Verzeichnis der Professoren schwinde.

Nach einem so ehrenvollen Bescheid blieb natürlich vorderhand nichts übrig als zu bleiben. Eine nähere Ordnung der Angelegenheit ergab sich ein Jahr später, als Napoleon nach Italien kam, um in Mailand die italienische Königskrone sich aufzusetzen. Bei einem Besuch der Universität von Pavia behandelte er Volta mit größter Auszeichnung, erkundigte sich eigens nach ihm, als er ihn anfangs unter den Professoren nicht entdeckte, besuchte seine Vorlesung, belobte ihn am Schluß derselben und ermunterte ihn hier, wie später in Bologna, zum Bleiben, indem er mit einem freundlichen Schlag auf die Schulter ihm zurief, ein guter General sterbe auf dem Schlachtfeld, aber ergebe sich nicht. Es wurde dann die Auskunft getroffen, daß Volta von den regelmäßigen Vorlesungen entbunden werde,

im Frühjahr indes immer einen Kurs von Vorträgen halten solle. In dieser Weise hielt er es, bis er im Jahre 1812 für immer das Lehramt niederlegte. Sein Name blieb noch im Verzeichnis der Professoren, bis er 1814, nach Wiederherstellung der österreichischen Herrschaft, auf Wunsch des Kaisers Franz zum Direktor der philosophisch-mathematischen Fakultät ernannt wurde. Man rühmt an ihm den Eifer für die Wissenschaft, die väterliche Güte gegen die Studierenden, die Klugheit, mit der er dies Amt verwaltete, bis er im 74. Lebensjahre 1819 für immer nach Como sich zurückzog.

VII.

Ein schwerer Schlag hatte den berühmten Physiker im Jahre 1814 durch den Tod seines hoffnungsvollen Sohnes Flaminio getroffen. „Der Verlust", schrieb er am 14. März seinem Neffen, „geht mir so zu Herzen, daß ich keinen frohen Tag mehr sehen werde." Im übrigen aber war Voltas Lebensabend ein recht glücklicher; das Bild, welches zuverlässige Berichte uns von ihm überliefern, könnte fast den Stoff zu einer Idylle abgeben. Längst waren die Tage vorbei, da er um seinen Lebensunterhalt besorgt sein mußte. Seit er Senator von Italien war, konnte er bei seinem Gehalt von 24 000 Lire sogar als reich gelten, und obendrein war ihm nach dem Tode des älteren Bruders eine nicht unbeträchtliche Erbschaft zugefallen. An Ehren und Würden fehlte es noch viel weniger. Trotzdem blieb Volta bis zum Tode der einfache, bedürfnislose, schlichte Gelehrte, der er immer gewesen war. Seinen Wohnsitz in Como wie die Landhäuser in Campora und Lazzate ließ er nicht kostbarer ausstatten. Die Möbel, deren er sich bediente, waren und blieben die alten, die er von Vater und Großvater ererbt hatte. Sich in Gala zu werfen bei großen Feierlichkeiten bildete für ihn eine unangenehme Last; ja sogar wenn sein Alltagsrock abgenutzt war, hielt es schwer, ihn zum Anschaffen eines neuen, noch schwerer, ihn zu dessen Gebrauch zu bestimmen. Sein treuer Diener, der alte Polonio (Apollonius), wußte in solchen Fällen indes Rat. Während er seinem Herrn beim Ankleiden behilflich war, ließ er, wie von ungefähr, irgend eine Bemerkung sich entschlüpfen, der eine falsche oder abergläubische Ansicht über Vorgänge in der Natur zu Grunde zu liegen schien. Gleich war dann der alte Gelehrte bei der Hand, die Unwissenheit seines Polonio zu belehren, und während er eifrig demonstrierte und erklärte, hatte er unversehens den neuen Rock am Leibe, worauf dann Polonio ihm einredete, der Anzug sei gar nicht mehr so neu, sein

Herr erinnere sich nur nicht mehr, daß er ihn schon angelegt habe. Ebensowenig wie zu prunkendem Auftreten war Volta geneigt, reisenden Fremden, welche den berühmten Mann einmal zu sehen und zu sprechen verlangten, Audienz zu geben und von ihnen sich anstaunen zu lassen. Wollten sie nicht unverrichteter Sache von Como wieder abreisen, so mußten sie sich an Polonio wenden, dessen Schlauheit der große Gelehrte mit all seinem Genie in manchen Dingen nicht gewachsen war. Wenn also mit weithergereisten Fremden den Diener das Mitleid anwandelte, so begann er mit seinem Herrn über das Wetter oder irgend eine Merkwürdigkeit an den Wolken u. dgl. zu reden und lockte ihn dadurch auf eine Terrasse vor der Thüre, auf welcher dann die fremden Gäste wenigstens von der Ferne ihn anschauen konnten.

Voltas Tagesordnung in dieser Zeit war recht einfach. Am Anfang des Tages standen die Übungen der Frömmigkeit. „Da konnte man ihn", schreibt der Historiker Maurizio Monti, „jeden Morgen aus seinem Hause treten sehen, gefolgt vom treuen Polonio, seinem Diener und Altersgenossen, das Haupt gebeugt, die Hände zitternd, Nachdenken in der Miene, mit Schritten, deren Knirschen auf den Kieswegen auf sein Nahen aufmerksam machte. Ehrfürchtig machten dann die Leute ihm Platz, blieben, wenn er vorüber war, einen Augenblick stehen, um ihm nachzuschauen, und nach einer Handbewegung zum Hute flüsterten sie einander zu: Volta, Volta. Täglich hörte er die Messe, meistens die gesungene Messe im Dom, wo er unter der Orgel an der Evangelienseite seinen Platz hatte." Während der heiligen Handlung betete er seinen Rosenkranz oder aus seinem Gebetbuch, und daß er dabei ein Muster der Andacht war, ist mehrfach bezeugt. Übrigens verließ ihn auch hier die zur zweiten Natur gewordene Gewohnheit des Beobachtens nicht. Jedesmal zu Anfang und zu Ende der Messe zog er seine Uhr heraus, um sich zu vergewissern, wie lange es gedauert habe.

Nach dem Gottesdienst rief er auf dem Heimweg entweder an der Buchhandlung Ostinelli an, um sich nach litterarischen Neuigkeiten zu erkundigen, oder er trat bei Pedraglio, dem Instrumentenmacher für das physikalische Kabinett, ein, um über die Fortschritte der Physik zu reden. Den übrigen Teil des Tages füllten wissenschaftliche Lektüre und der Verkehr mit seiner Familie aus. Auch liebte er es, die gewöhnlichen Landleute und Bauern zu besuchen und in heiterer Weise sich mit ihnen zu unterhalten, Scherzworte und Rätsel ihnen vorzulegen, und hatte gar kein Bedenken, in ihre niedrigen Hütten einzutreten und von ihrer Polenta zu essen.

Diese Besuche waren übrigens nicht nur ein Ausfluß seiner Freundlichkeit und Umgänglichkeit, sondern standen im Dienste einer höheren Tugend. Vom Vater her, der gegen die Armen verschwenderisch gewesen war, schien Volta die Nächstenliebe und Fürsorge für die Armen geerbt zu haben. Er gab gern reichliche Almosen, besonders an verschämte Arme, und besuchte die Hütten der Landleute, um ihnen raten und helfen zu können. Auch seine naturwissenschaftlichen Kenntnisse verwertete er im Dienst der Nächstenliebe. Namentlich die Gesundheitsverhältnisse der armen Landleute in der Lombardei suchte er zu bessern. Er machte sie auf die Notwendigkeit der Reinlichkeit in Häusern, Kleidern, Betten und auf die Gefahr ungenügend zubereiteter Speisen aufmerksam. Der Eindruck, den seine Nächstenliebe auf das Volk machte, spricht sich in dem Namen aus, mit dem es ihn zu nennen pflegte. Die gewöhnlichen Leute verstanden nichts von seinen physikalischen Entdeckungen und sahen ihn um derentwillen als eine Art von Zaubermeister und Magier an. Der böse Beigeschmack aber, den dies Wort haben könnte, wurde entfernt durch das Beiwort, welches der Volksmund noch beifügte. Man nannte ihn il mago benefico.

Wenn Volta auf seinem Landhaus weilte, so machte gegen Abend, nachdem die Hitze sich etwas gemildert hatte, ein Spaziergang nach einer entfernten Kirche den Beschluß des Tages. Dort angekommen, betete er mit der ihn begleitenden Familie eine Zeitlang das heilige Sakrament an, besuchte kurz den Priester und kehrte dann nach Hause zurück.

Allmählich machten unterdessen die Gebrechen des Alters sich bei dem Hochbetagten immer mehr fühlbar. Im Jahre 1823 hatte er einen, wie es schien, gefährlichen Krankheitsanfall zu bestehen, den indes sein kräftiges Naturell bald wieder überwand. Ende Februar 1827 befiel ihn ein rheumatisches Fieber, er mußte sich zu Bette legen, und nun ging es rasch dem Ende zu. Am 4. März abends ließ er sich den Priester rufen und bereitete sich zum Tode vor. In der Nacht verschlimmerte sich sein Zustand plötzlich in sehr bedenklicher Weise. Noch einmal sandte man nach dem Priester, der ihm noch die letzte Ölung erteilte. Das Kruzifix umfassend, unter dessen Bild er im Laboratorium zu Como seine großen Entdeckungen gemacht hatte, hauchte Volta mit den Worten: Herr, in deine Hände befehle ich meinen Geist! seine schöne Seele aus.

Ein großer Gelehrter, ein liebenswürdiger Mensch, ein treuer Christ war mit ihm dahingegangen.

VIII.

Für seine Wissenschaft war Volta von der edelsten und reinsten Begeisterung erfüllt. Er pflegte sie nicht nur als Brotstudium, nicht nur als Mittel, Ehre und Ansehen zu erlangen, sondern vor allem aus jener völlig uneigennützigen Wißbegier, welche durch die Wunder und die Rätsel der sichtbaren Schöpfung zu ruheloser Thätigkeit geweckt und gestachelt wird und in ihrem Eifer eine schöne Huldigung für die Weisheit des Schöpfers und die Größe seiner Schöpfung bildet. Zu Beginn seiner Studien konnte Volta nicht voraussehen, daß sie ihn einstens zu Ruhm und Reichtum emporheben würden, aber sein Forschergeist bedurfte auch solcher Lockmittel nicht. Ersann er auch mitunter, wie z. B. in der elektrischen Pistole, der Voltaschen Lampe, Anwendungen der von ihm entdeckten Grundsätze, welche auch in den Augen der Menge Gnade finden mochten, so ging seine Forschung doch vor allem darauf aus, die Wirkung der elektrischen Kräfte in ihren feinsten, unscheinbarsten, der Mehrzahl der Menschen gleichgültigen Verzweigungen zu erkennen. Diesem Zwecke diente sein Elektroskop, sein Kondensator, und man begreift es leicht, daß über solche Nachweise das Urteil weiterer Kreise damals kaum anders lauten konnte als das oben verzeichnete der guten Gräfin Porta. Was seine Hauptentdeckung, die Voltasche Säule, angeht, so hat er die Tragweite derselben erst verstehen gelernt, als sie vollendet vor ihm stand. Bis dahin suchte er ihren Wert ausschließlich auf theoretischem Gebiet, nämlich darin, daß sie eine bisher unbekannte Erzeugungsart der Elektrizität aufs unwidersprechlichste darthue.

Versuchen wir, näher auf die Eigenart der Voltaschen Forschung einzugehen, so liegt die Bedeutung des großen Physikers vor allem auf dem Gebiet der Einzelforschung, des Experiments, der Feststellung neuer Thatsachen. Er ging nicht darauf aus, auf Grund eingehender Vergleichung und sorgfältigen Abwägens aller bis dahin bekannten Beobachtungen eine streng durchgeführte, einwandfreie Theorie der Elektrizität zu schaffen. Nur seine erste Jugendarbeit bewegt sich einigermaßen auf diesem Gebiete; in der Folge wandte er sich dem Experiment zu und begnügte sich in betreff der eigentlichen Natur der elektrischen Entladung mit recht unvollkommenen Vorstellungen. Ebensowenig wie später Faraday, „der kaum ein Binom zu quadrieren verstand“, war Volta Mathematiker und im stande, ein Problem mathematisch zu fassen und zu vertiefen. Auf seiner ersten Schweizerreise mußte er die einfache Rechnung bei barometrischen Höhenmessungen seinem Begleiter überlassen, und J. B. Biot macht auf einzelne Arbeiten Voltas aufmerksam, bei welchen der Mangel an mathematischer Aus-

bildung fühlbar hervortritt [1]. Allein derselbe Biot, gleichfalls ein Entdecker und kundiger Beurteiler, gesteht zu, daß eine andere Richtung seiner Begabung Volta eher geschadet als genützt hätte, und spricht von der Doppelentdeckung der Berührungselektrizität und ihrer Anwendung, der Voltaschen Säule, in Ausdrücken der höchsten Bewunderung. Daß Elektrizität durch bloße Berührung hervorgerufen werde, ist nach ihm „ein absolut neues und unvorhergesehenes Prinzip, welches Volta mit unübertrefflichem Scharfsinn (sagacité extrême) erkannte und ins volle Licht durch eine Reihe von Versuchen stellte, die ebenso geschickt als besonnen angestellt waren. Die Anwendung aber, die er von demselben machte, ist so glücklich und außerordentlich, daß sie womöglich eine noch größere Entdeckung ist als das Prinzip, aus dem sie sich ergab", und einen Beweis von „unvergleichlicher Genialität" (génie infini) bildet [2]. In der That handelt es sich um zwei Entdeckungen, von welchen eine einzige genügt hätte, einem Naturforscher für immer einen Namen zu sichern.

Doch wenn wir von der interesselosen Begeisterung Voltas für seine Wissenschaft wie für die Wissenschaft überhaupt reden, so ist damit erst die eine Seite seines Wesens bezeichnet. Er besaß, wie Arago sagt, „im höchsten Grade zwei Eigenschaften, die sich selten vereint finden, das schöpferische Genie und den Sinn für praktische Anwendung. Nie ließ er einen Gegenstand aus den Händen, ohne ihn von allen Seiten betrachtet zu haben, ohne die verschiedenen Instrumente, welche Wissenschaft, Industrie oder auch nur die bloße Neugier darauf gründen könnten, zu beschreiben oder wenigstens anzudeuten" [3]. Die verschiedenen Apparate, welche noch heute in allen physikalischen Kabinetten sich finden, in allen Lehrbüchern der Physik beschrieben werden und auf Volta ihren Ursprung zurückführen, sind ein Beweis dafür.

Es hängt diese Richtung des großen Gelehrten mit einer Eigenschaft zusammen, die ihm als Menschen Ehre macht. Der ganze Geist der damaligen Zeit war ein Geist der Reform. Auf staatlichem wie wirtschaftlichem Gebiet, in der Schule wie in der Wissenschaft sollten die veralteten Bahnen verlassen, alles auf neuen Fuß gestellt und von Grund aus neu geordnet werden, und eine besondere Hilfe erwartete man in dieser Hinsicht von der Wissenschaft und nicht zum geringsten Teil von der Naturwissenschaft. Volta gehörte nun entschieden zu jenen, welche diesen Geist der

[1] Biographie universelle XXXXIX (Paris 1827), 460; *E. G. Fischer*, Physique mécanique, traduite de l'allemand avec des notes de M. Biot (Paris 1813), p. 304—318: Rapport fait à l'Institut national par la commission du Galvanisme.

[2] Biogr. univ. l. c. p. 461. 463.

[3] *Arago*, l. c. Oeuvres I, 193.

Zeit in sich aufgenommen hatten und in besonnener Weise ihre Wissenschaft in den Dienst desselben stellten. Er war in dieser Hinsicht durchaus ein Mann des Fortschritts, der die wirklich begründeten Forderungen der Zeit erkannte und ihnen gerecht zu werden suchte im Sinne christlicher Nächstenliebe. Auf seinen Reisen besuchte er die Fabriken und Industrieanstalten, Spitäler und Blindenheime, um von den Fortschritten der Technik wie der Heilwissenschaft Kunde zu erhalten und diese Kenntnis zum Besten seiner Landsleute verwerten zu können. Seinem Bemühen ist es zum großen Teil zuzuschreiben, wenn seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts in der Lombardei der Anbau der Kartoffel eingeführt wurde [1]. Ebenso bemühte er sich, die Schutzimpfung in Aufnahme zu bringen, besonders als 1803 zu Como die Blattern in wenig mehr als zwei Monaten dreihundert Menschen dahingerafft hatten. Seine Erfolge waren freilich nicht groß, weil einige Ärzte gegen ihn waren. Trotzdem hörte er nicht auf, für eine Sache thätig zu sein, die er auf Grund seiner Erkundigungen bei Genfer und Pariser Sachverständigen als geeignet hielt, die Leiden des armen Volkes zu lindern und die ihn aus eben diesem Grunde so begeistert hatte, daß er Jenners Erfindung in einem eigenen Gedicht feierte. Von seiner eigenen Entdeckung, der Voltaschen Säule, versprach er sich günstige Erfolge für die verschiedenen Gebiete der Heilkunde. Er selbst machte im Jahre 1802 im Waisenhaus zu Como einen vollen Monat lang Heilversuche an einer Taubstummen; wie berichtet wird, mit nicht ungünstigen Ergebnissen.

Wenn also Volta im guten Sinn ein Mann seiner Zeit war, so verdient es um so mehr Anerkennung und ist ein Beweis für die Klarheit seines Geistes wie für seinen edeln Charakter, daß er von der schwindel-

[1] Voltas Verdienst in der genannten Hinsicht verkündet eine Inschrift an seinem Landhaus zu Lazzate: Alessandro Volta in questa modesta e diletta sua casa — tentò e compì il miracolo della Pila — rinnovatrice di scienze e industrie — onde i terrieri stupiti e grati insieme — del tubero americano da LUI qui recato pel primo — mago benefico lo appellarono. — Municipio e popolo riconoscenti e orgogliosi — posero questa lapide il 22 aprile 1889 (*Grandi* l. c. p. 511). Der Anbau der Kartoffel in großem Maßstab findet sich überhaupt kaum irgendwo vor dem Ende des vorigen Jahrhunderts. Es braucht also nicht allzusehr zu wundern, daß gerade das Land, aus welchem im 16. Jahrhundert die Kartoffel zuerst nach Deutschland gebracht wurde, sie am Schluß des vorigen Jahrhunderts als Nutzpflanze noch nicht kannte. Vgl. C. Fraas, Geschichte der Landbau- und Forstwissenschaft seit dem 16. Jahrhundert bis zur Gegenwart (München 1865) S. 270.

haften, antichristlichen Reformrichtung des ausgehenden 18. Jahrhunderts sich nicht fortreißen ließ.

„Volta", sagt Mocchetti, „gehörte nicht zu jenen Philosophen, welche in trotzigem Mißbrauch ihres Talentes in demselben Maße sich gegen Gott erheben, in welchem es ihnen gelingt, den Schleier ein wenig mehr zu lüften, der dem Blick der Menge die weltbeherrschenden Naturgesetze verbirgt. Im Gegenteil, er schien aus seinen Studien und erstaunlichen Entdeckungen immer neuen Antrieb zu ziehen, um den allmächtigen Schöpfer jener unendlichen Wunderfülle zu bewundern und zu lieben, von welcher der Menschengeist bisher nur einen winzigen Teil hat erforschen können. Mitten im Lob der Welt, mitten unter den Ehren, welche ihm in eminenter Weise zu teil wurden, verließ er nie seine natürliche Einfachheit und bildete sich niemals ein, seine wissenschaftliche Größe enthebe ihn von einer der geringsten Pflichten, welche die Religion der Menschheit im allgemeinen auflegt." „Wir alle," sagt Mocchetti weiter, „wir alle haben ihn gesehen, wie er überall da, wohin die gottesdienstlichen Übungen ihn riefen, sich öffentlich unter das gewöhnliche Volk mischte, und vielleicht haben auch euch, meine jungen Zuhörer, eure Väter oft einen ehrwürdigen Greis im Silberhaar gezeigt, wie er in musterhafter Andacht betete, und euch gesagt: ‚Der da ist der berühmte Volta.' Gewiß, der berühmte Volta demütigte sich vor Gott, dem Geber alles Talentes und dem Quell aller menschlichen Größe. . . ."[1]

Was in solchen Worten ein Augenzeuge und Freund Voltas ausspricht, wird von andern Zeitgenossen bestätigt. Volta war ein durch und durch christlicher Gelehrter und in mancher Beziehung das Musterbild eines solchen. Von den Fehlern, welchen der Gelehrte mehr ausgesetzt ist als andere, und welche ihn so leicht um die Achtung des Volkes, namentlich des katholischen Volkes, bringen können, hat Volta sich so gut wie frei erhalten.

Vor allem tritt uns an ihm eine liebenswürdige Bescheidenheit wohlthuend entgegen. Sein Wissen blähte ihn nicht auf und zog nicht gleichsam eine Mauer zwischen ihm und seinen Mitmenschen. Er war unter seinen Mitbürgern wie einer aus ihnen, achtete, was sie achteten, freute sich an allem, was sie erfreute. Sein Leben zeigt uns überall Züge dieser Einfachheit und Bescheidenheit, und seine Schriften liefern überall dafür neue Belege. C. Cantù sagt 1875 in einer Rede bei der Erhebung der Gebeine Voltas, der große Physiker habe gelebt unter jenen, welche man das leicht erregbare Geschlecht der Schriftsteller nennt, „aber in 148 Autographen und 72 verschiedenen Aktenstücken von ihm, die wir im Staatsarchiv und in der kostbaren Sammlung des Lombardischen Instituts zu-

[1] *Grandi,* l. c. p. 258.

sammenbrachten, fanden wir nie ein beleidigendes Wort, eine Regung von Eifersucht oder auch nur eine böswillige Anspielung". Was von Volta gedruckt vorliegt, bestätigt dies Urteil. Nach der Entdeckung des Elektrophors hatte Klinkosch in Prag in empfindlicher Weise die Originalität derselben bestritten. Volta verteidigt sich gegen den Angreifer, aber er thut es in einfach sachlicher Weise und beginnt seine Verteidigung mit dem Zugeständnis, „die Bewunderung, die mir bei vielen zu teil geworden, ist in der That über dasjenige hinausgegangen, was ich mit gutem Recht beanspruchen konnte und jemals hätte hoffen dürfen" [1]; und in diesem ruhigen Tone geht es dann weiter. Ebenso maßvoll und höflich ist seine Polemik gegen Galvani und dessen Neffen Aldini. Seine Bescheidenheit wirkt sogar noch heute fort und thut seinem Rufe Schaden. Er hat nicht darauf bestanden, daß der von ihm erfundene Apparat nach seinem Namen genannt werde, und noch heute spricht man von „galvanischen Elementen", obschon Galvani mit diesen Elementen und mit dem, was man heute Galvanismus nennt, wenig zu thun hat.

Ferner gehörte Volta nicht zu jenen Gelehrten, welche von der Leidenschaft für ihre Studien sich derart beherrschen lassen, daß sie zum Nachdenken über Gott und den Zweck des eigenen Daseins keine Zeit mehr haben. Auch in den Jahren, in welchen er seine unsterblichen Entdeckungen vollendete, wußte er noch Muße zu Studien über die höchsten und tiefsten Fragen des menschlichen Daseins zu erübrigen. Namentlich in den religiösen Zeit- und Streitfragen war er bewandert. „Es gefiel ihm," sagt Zuccala, „viel und gründlich mit den Grundlagen sich zu beschäftigen, auf welche die katholische Religion erbaut ist. Und deshalb sprach er von ihr mit klarem Urteil und erleuchteter Gelehrsamkeit. Was den Glauben an die Dogmen, die Beobachtung der religiösen Pflichten angeht, so zeigte er darin fast die Gelehrigkeit eines Kindes, obschon er von diesen Dingen viel eigene Einsicht besaß." Solange er Professor in Como war, verwandte er namentlich die Zeit der Ferien gern auf Studien religiöser Art und benutzte zu diesem Zwecke die Bibliotheken der Klöster, besonders jene des ehemaligen Jesuitenkollegs. Trotz seiner Kenntnisse aber auch in diesen Dingen und vielleicht gerade wegen derselben unterlag er nicht der Versuchung, die Theologen belehren und auf Grund der fortgeschrittenen Naturwissenschaft die Theologie reformieren zu wollen. Bei

[1] *Volta,* Opere tom. I, parte 1, p. 145.

allem sonstigen Reformeifer war es ihm klar, daß es auch Schranken gebe, vor denen man einhalten müsse. „Die modernen Entdeckungen", so schrieb er einmal, „die neuen Kenntnisse, die wir erworben, die Bahnen, die wir eröffnet haben, dürfen kein Vorurteil gegen die alte Wahrheit schaffen, noch die Pfade, die schon geschlagen waren, wieder schließen oder uns von denselben abführen." [1]

Schwieriger als die innere Überzeugung von der Wahrheit des Glaubens pflegt gerade für den gelehrten Herrn die andere Pflicht des Christen zu sein, diese Überzeugung auch vor den Menschen zu bekennen, die gewöhnlichen Christenpflichten vor aller Welt zu erfüllen, an den Bethätigungen des christlichen Lebens auch dann, wenn sie nicht vorgeschrieben sind, gleich dem gewöhnlichen Mann aus dem Volke sich zu beteiligen. Volta war in dieser Hinsicht frei von Menschenfurcht. Auch in Paris ging er ohne Scheu zum Besuch der heiligen Messe, ebenso auf der Notabelnversammlung in Lyon, obschon es hier, wie er nach Hause schreibt, einige Schwierigkeit machte, einen unvereidigten Priester zu finden. In der Heimat hörte er in der Regel jeden Morgen die heilige Messe und empfing an Festtagen die heiligen Sakramente. Für die Fronleichnamsprozession, die in Como an seinem Hause vorüberzuziehen pflegte, schmückte er jedesmal die Straße und sein Haus, nahm teil an der Andacht, mit welcher man in Como ein altehrwürdiges Kruzifix in der Annunciatenkirche zu verehren pflegte, und bethätigte die Ehrfurcht und Liebe, welche brave Katholiken der Mutter des Herrn zuzuwenden pflegen, ebenso wie der gewöhnlichste seiner Mitbürger. Ein Marienbild über der Thür seines Hauses pflegte er beim Eintritt jedesmal zu grüßen. Des Samstags mußte ein Lämpchen vor demselben angezündet werden, und wenn der Diener darauf vergaß, so machte Volta selbst dessen Versehen wieder gut. Die Gewohnheit, täglich den Rosenkranz zu beten, hatte er in der Kindheit von Vater und Mutter angenommen, und er blieb ihr treu sein ganzes Leben lang.

Noch mehr als alles dieses spricht für seine tiefe Liebe zum Christentum die Thatsache, daß er es in den Herzen anderer einzupflanzen und zu befestigen suchte. Wenn man an Festtagen nachmittags Voltas Pfarrkirche San Donnino in Como aufsuchte, so konnte man ihn dort finden,

---

[1] Aus Voltas Autograph im K. Lombardischen Institut, abgedruckt bei *Grandi* l. c. p. 573—574.

wie er inmitten einer Schar von Kindern saß und ihnen eifrig den Katechismus erklärte. In Italien galt die Christenlehre als ein gutes Werk, an dem auch die Laien sich beteiligen durften[1], und Volta machte sich eine Ehre daraus, um das Büchlein, dessen Inhalt er die Wissenschaft der Wissenschaften nannte, ein Verdienst sich erwerben zu dürfen.

Ebenfalls aus dem Wunsch, etwas für das Seelenheil anderer thun zu können, ging auch das merkwürdige Schriftstück hervor, welches alles, was wir über Voltas Religiosität sagten, durch die eigenen Worte des großen Gelehrten bestätigt. Um den Anfang des Jahres 1815 bemühte sich der Kanonikus Giacomo Ciceri um die Bekehrung eines Sterbenden, der indes alles Zureden mit der Bemerkung zurückwies, die Religion sei gut für das niedrige Volk, die Männer der Wissenschaft würden fertig ohne dergleichen, zu diesen wolle er sich halten. Ciceri wies dem gegenüber u. a. auf Volta hin, der doch von Wissenschaft auch etwas verstehe und ein so gutes Beispiel gebe. Wirklich machte der Klang dieses Namens Eindruck auf den Freigeist. Wenn Voltas Religiosität nicht nur äußerer Schein, sondern Wirklichkeit sei, meinte er, so wolle er denn doch zu einer Beichte sich verstehen. Der Kanonikus, ein Bekannter Voltas, wandte sich an diesen, ob er nicht dem armen Sünder ein paar Zeilen schreiben wolle, und Volta antwortete wie folgt:

„Ich verstehe nicht, wie jemand zweifeln kann an meiner Aufrichtigkeit und Beständigkeit in der Religion, die ich bekenne, und welche die katholische, apostolische, römische ist, in welcher ich geboren und erzogen bin und zu welcher ich mich immerfort, innerlich wie äußerlich, bekannt habe. Ich habe allerdings und nur zu oft es fehlen lassen in Rücksicht auf die guten Werke, die einem katholischen Christen anstehen, und mich vieler Sünden schuldig gemacht; aber durch die besondere Gnade des Herrn habe ich, soviel ich mir bewußt bin, nie gegen den Glauben mich verfehlt. Wenn meine Vergehen und Unordnungen vielleicht irgend jemand Anlaß gegeben haben, in mir irgend welchen Unglauben vorauszusetzen, so erkläre ich, in der Absicht, eine Genugthuung zu leisten, und zu jedem andern guten Zweck, diesem jemand und jedem andern, und bin bereit es zu erklären unter allen Umständen, möge es kosten was immer, daß ich diese heilige, katholische Religion für die einzige, wahre und unfehlbare immer gehalten habe und noch halte, indem ich ohne Aufhören dem lieben Gott danke, daß er mir einen solchen Glauben verliehen hat, in welchem ich mir fest vornehme, leben und sterben zu wollen mit der festen Hoffnung, das ewige Leben zu erwerben.

---

[1] Vgl. Pius' V. Konstitution Ex debito pastoralis vom 6. Oktober 1571 (Bull. Rom., ed. Taurin VII, 945). Benedict. XIV. Etsi minime vom 7. Februar 1742 in dessen Bullarium I (Venedig 1778), 48.

„In diesem Glauben erkenne ich allerdings ein Geschenk Gottes, einen übernatürlichen Glauben; aber darum habe ich die menschlichen Mittel nicht beiseite gelassen, mich noch mehr in ihm zu befestigen und jeden Zweifel zu zerstreuen, der sich erheben könnte, um mich zu versuchen. So studierte ich ihn denn aufmerksam in seinen Grundlagen, indem ich durch die Lektüre von apologetischen wie gegnerischen Schriften die Gründe für und gegen abwog, woraus sich die stärksten Beweisgründe ergeben, welche ihn auch für die natürliche Vernunft höchst glaubwürdig machen in solchem Grad, daß jeder von Sünden und Leidenschaften nicht verkehrte, jeder natürlich edle Geist nicht umhin kann, ihn zu umfassen und zu lieben.

„Möchte dies Bekenntnis, um das ich ersucht wurde und das ich gerne abgebe, geschrieben und unterschrieben von meiner Hand, und das beliebig und jedwedem gezeigt werden mag, weil ich mich des Evangeliums nicht schäme, möchte es einige gute Frucht hervorbringen können.

Mailand, am 6. Januar 1815.

Alexander Volta." [1]

Vielen war Volta auch durch seinen Rat in vertraulicher Unterhaltung von nutzen. So bekennt es von sich unter andern der bekannte Dichter Silvio Pellico, der im beginnenden Mannesalter manchmal sich mit dem greisen Gelehrten besprechen durfte. Eine wahre Vorsehung nennt es Pellico, daß der Zufall in jenen Jahren, da Zweifel über die höchsten Fragen des Menschenlebens ihn quälten, ihn mit Volta zusammengeführt habe. Aus dem Mund des großen Physikers vernahm er in einer solchen Unterredung das Geständnis, daß er überall bei seinen Forschungen die Spur Gottes in der Natur wahrgenommen habe.

E benchè procacciassi alzar lo ingegno
Sì che a Natura io lacerasse il velo
Sempre d' Iddio vidi innegabil segno.

Der Dichter meinte anfangs solche Worte eher im Sinne des damaligen Deismus verstehen zu dürfen, aber „da blitzten im Unmut die Augen des Greises", und nun folgte aus Voltas Mund ein offenes Bekenntnis zum Evangelium und zu Christus dem Herrn und daß er „mit Freude und Ehrfurcht mit dem katholischen Volk sich beuge vor dem Kreuze und auf das Kreuz seine Hoffnung setze".

---

[1] Noch zu Voltas Lebzeiten wurde dies Glaubensbekenntnis gedruckt. Das Autograph verbrannte am 8. Juli 1799. Außer der Reinschrift existiert (oder existierte) auch Voltas Entwurf dieses Bekenntnisses, der in einigen Nebendingen Abweichungen aufweist. Vgl. *Grandi* l. c. p. 575—582.

Das Gedicht, in welchem später Pellico von dieser Unterredung erzählt und ein Bild von dem großen Naturforscher entwirft[1], überschreibt er mit den Worten, in welchen die Heilige Schrift mit kurzen Strichen die Größe Jobs zeichnet: „Er war ein Mann, schlicht und gerade und voll Gottesfurcht."

Schöneres läßt sich in der That über Voltas Charakter nicht sagen, als daß ein solcher Lobspruch auf ihn paßt.

C. A. Kneller S. J.

Verschiebung der Konfessionsverhältnisse in Deutschland im 19. Jahrhundert.

(Schluß.)

II.

Über den nächstgrößten deutschen Bundesstaat, Bayern, sind die statistischen Angaben aus den ersten Jahrzehnten des von uns betrachteten Zeitraumes weniger reichhaltig und zuverlässig als die statistischen Erhebungen in Preußen. Nach den oben genannten Quellen betrug im Jahre 1818 die Bevölkerung des Königreiches 3 707 966 Seelen, von welchen 72,2 % dem katholischen, 26,3 % dem protestantischen Bekenntnisse angehörten. Inwieweit diese Zahlen aber zuverlässig und mit den heutigen Zahlen kommensurabel sind, können wir nicht beurteilen. Eine Hauptschwierigkeit liegt darin, zu bestimmen, ob der für die Protestanten angegebene Prozentsatz alle Protestanten oder nur die der Landeskirche angehörenden umfaßt; je nachdem die Dissidenten mitgezählt sind oder nicht, variieren die Angaben nicht unbeträchtlich. Wir nehmen daher bei unserer Argumentation von diesen Zahlen Abstand. Dagegen tragen wir kein Bedenken, die statistischen Angaben vom Jahre 1840 an als Basis unserer Untersuchung zu benutzen, da auch der bekannte bayrische Statistiker Dr. v. Mayr sich ihrer bei seinen statistischen Arbeiten bedient[2].

---

[1] Alessandro Volta. In: Poesie inedite di *Silvio Pellico da Saluzzo* (Parigi 1837) p. 123—129.

[2] Vgl. „Gesetzmäßigkeit im Gesellschaftsleben" (München 1877) S. 179.

Vervollständigt man die älteren Angaben durch die Ergebnisse der letzten Volkszählungen, so ergiebt sich folgende Tabelle für den jeweiligen Anteil der beiden Konfessionen an der Gesamtbevölkerung Bayerns.

Tabelle V.

Auf je 100 Einwohner kamen im Königreich Bayern:

Jahr.	Katholiken.	Protestanten.
1840	71,08	27,24
1852	71,10	27,54
1867	71,33	27,54
1871	71,23	27,61
1875	71,14	27,72
1880	70,93	28,03
1885	70,84	28,06
1890	70,83	28,10
1895	70,73	28,23

Bis zum Jahre 1867 ist die Entwicklung, wie man sieht, eine durchaus gleichmäßige. Beide Konfessionen haben einen kleinen Zuwachs zu verzeichnen, der sich daraus erklärt, daß die Zahl der Juden und Dissidenten nicht in gleichem Verhältnis mit der Bevölkerung gewachsen ist. Mit dem Jahre 1867 aber tritt ein auffallender Wechsel ein. Der Prozentsatz der Protestanten nimmt von da an ununterbrochen zu, im ganzen um 0,69 %, der Prozentsatz der Katholiken dagegen nimmt ebenso konstant ab, im ganzen um 0,60 %. Seit 1840 hat der Protestantismus in Bayern ein volles Prozent gewonnen.

Auch in Bayern setzt sich das Gesamtresultat aus sehr verschiedenartigen Einzelergebnissen zusammen. Wir geben daher eine genauere Übersicht über die Entwicklung der konfessionellen Verhältnisse in den acht bayrischen Kreisen von 1840 an.

Der Vorsprung, den die Protestanten in Bayern in den letzten 50 Jahren gewonnen haben, beschränkt sich demnach hauptsächlich auf den Kreis Oberbayern. Der Prozentsatz der Protestanten ist dort auf das Vierfache (von 1,5 auf 6,3 %) gestiegen; in absoluten Zahlen haben sich die Protestanten in Oberbayern von 10147 im Jahre 1840 auf 74577 im Jahre 1895 vermehrt. Bei dem riesigen Anwachsen der Landeshauptstadt München, das zum nicht geringen Teile auf Zuzug von norddeutschen Elementen zurückzuführen ist, kann man daran ebensowenig etwas Auffallendes finden wie an der Zunahme der Katholiken in Berlin und Umgegend. Von den übrigen Kreisen zeigen eine prozentuale Zunahme

Tabelle VI.

	1840				1852				1871				1895			
	Katholiken.	Protestanten.	Von je 100 Einw. waren kath.	prot.	Katholiken.	Protestanten.	Von je 100 Einw. waren kath.	prot.	Katholiken.	Protestanten.	Von je 100 Einw. waren kath.	prot.	Katholiken.	Protestanten.	Von je 100 Einw. waren kath.	prot.
Oberbayern	660616	10147	95,7	1,5	716344	16551	97,5	2,2	809741	28220	96,2	3,4	1103783	74577	93,0	6,3
Niederbayern	515482	2020	98,7	0,4	546733	2595	99,5	0,5	599436	4084	99,3	0,7	667722	5466	99,1	0,8
Pfalz	241176	311225	41,6	53,8	264297	328263	43,2	53,7	266534	333122	43,3	54,2	333934	418290	43,6	54,6
Oberpfalz	414848	36808	90,7	8,0	429946	37524	91,8	8,0	455777	40683	91,5	8,2	499985	44755	91,4	8,3
Oberfranken	204126	270110	42,0	55,5	210170	284221	42,0	56,9	228848	308050	42,3	56,9	247456	334924	42,2	57,1
Mittelfranken	103021	390902	20,1	76,4	109754	412424	20,6	77,3	125715	446427	21,5	76,5	171729	552627	23,3	74,9
Unterfranken	463944	91119	80,1	15,7	479399	99442	80,5	16,7	469900	101171	80,2	17,3	504063	113967	79,7	18,0
Schwaben	457479	69982	84,2	12,9	484720	74524	85,7	13,2	499378	78461	85,7	13,5	586906	97742	85,1	14,2
Kgr. Bayern [1]	3060694	1182313	71,1	27,2	3241345	1255562	71,1	27,5	3464364	1342592	71,2	27,6	4115578	1642348	70,7	28,2

[1] Die Angaben für 1852 sind dem Handbuch der Statistik von A. Frantz, diejenigen von 1840 dem Handbuch für das Königreich Bayern von P. Stumpf entnommen. In dem letztgenannten Jahre stimmt die Gesamtsumme der Katholiken und Protestanten nicht vollständig mit den angeführten Verhältniszahlen überein. Da aber beide Angaben aus offiziellen Quellen entnommen sind, hielten wir uns nicht für befugt, daran eine Änderung vorzunehmen. — Im Jahre 1871 waren 11424 Mann bei der Occupationsarmee in Frankreich, von welchen 9035 Katholiken und 2374 Protestanten waren. In der Gesamtsumme für das Königreich sind dieselben einbegriffen. Daraus erklärt sich die Differenz, die sich bei einer Addition der Kreise gegenüber der Gesamtsumme ergiebt.

der Protestanten: Niederbayern, Schwaben, Ober- und Unterfranken, wogegen in Mittelfranken der Prozentsatz der Katholiken erheblich zugenommen hat. In Oberfranken ist der Anteil der Katholiken an der Gesamtbevölkerung fast vollständig der gleiche geblieben, und in der Rheinpfalz haben beide Konfessionen einen Gewinn zu verzeichnen. Auffallend ist nur die Abnahme der absoluten Zahl der Katholiken in Unterfranken in der Zeit zwischen den Zählungen von 1852 und 1871 (von 479 399 auf 469 900 Seelen). Sie erklärt sich aber daraus, daß Bayern im Friedensvertrag vom 22. August 1866 das zu Unterfranken gehörige Bezirksamt Gersfeld und das Landgericht Orb (ohne Aura) mit insgesamt 32 470 (meist katholischen) Einwohnern an Preußen abtreten mußte.

Ein ganz besonderes Interesse muß ohne Zweifel die Entwicklung der konfessionellen Verhältnisse im Großherzogtum Baden beanspruchen, da dort die Verschiebung des konfessionellen Besitzstandes größer ist als in irgend einem andern deutschen Bundesstaate. In den Beiträgen zur Statistik der inneren Verwaltung des Großherzogtums Baden von 1855 ist die Anzahl der Katholiken und Protestanten für die Jahre 1821—1852 angegeben. Wir ergänzen diese Angaben wieder, wie bei Bayern, durch die Ergebnisse der neueren Zählungen und erhalten so folgende Tabelle.

Tabelle VII.

Von je 100 Einwohnern waren in Baden:

Jahr.	Katholiken.	Protestanten.	Jahr.	Katholiken.	Protestanten.
1821 [1]	67,07	31,24	1858	65,67	32,42
1825	67,40	30,90	1861	65,50	32,62
1830	66,41	31,80	1864	65,12	32,94
1836	66,89	31,32	1867	64,65	33,40
1842	66,58	31,59	1871	64,49	33,59
1846	66,43	31,68	1880	63,24	34,76
1849	66,42	31,71	1885	62,73	35,37
1852	66,28	31,82	1890	62,02	36,11
1855	65,91	32,16	1895	61,28	36,95

In den ersten 15 Jahren hat sich das gegenseitige Verhältnis der beiden Konfessionen nicht erheblich geändert; bald zeigt sich ein kleiner

[1] Die Realencyklopädie für protestantische Theologie und Kirche von Herzog Bd. II giebt die Zahl der Protestanten für 1821 auf 328 735 an; das wären nur 30,7 % der damaligen Bevölkerung. Nach der offiziellen Angabe belief sich die Zahl auf 335 024. Die Differenz ist auch hier wohl durch Hinzurechnung, bezw. Fortlassung der Dissidenten entstanden.

Tabelle VIII.

	1852				1871				1880				1895			
	Katholiken.	Protestanten.	Von je 100 Einw. waren kath.	prot.	Katholiken.	Protestanten.	Von je 100 Einw. waren kath.	prot.	Katholiken.	Protestanten.	Von je 100 Einw. waren kath.	prot.	Katholiken.	Protestanten.	Von je 100 Einw. waren kath.	prot.
Konstanz	188 081	9 158	94,5	4,6	253 474	20 491	91,8	7,4	256 302	23 679	90,8	8,3	255 447	27 501	89,5	9,6
Freiburg	244 840	100 149	70,1	28,7	282 913	145 851	65,1	33,5	292 852	154 727	64,5	34,0	307 194	167 205	63,9	34,8
Karlsruhe . . .	287 283	167 596	62,1	36,2	221 802	138 284	60,6	37,8	241 143	159 628	59,2	39,8	268 331	196 634	56,8	41,7
Mannheim . . .	179 254	155 149	51,7	44,8	184 371	186 382	47,9	48,5	202 812	209 427	47,5	49,0	226 445	246 264	46,5	50,5
Großherzogtum [1]	899 458	432 052	66,3	31,8	942 560	491 008	64,5	33,6	993 109	547 461	63,2	34,9	1 057 417	637 604	61,3	37,0

[1] Die Angaben für 1852 sind den Beiträgen zur Statistik der inneren Verwaltung des Großherzogtums Baden, Jahrgang 1855, die Angaben für die folgenden Jahre dem Gothaischen Genealogischen Hofkalender entnommen.

Gewinn auf der einen, bald auf der andern Seite. Aber von 1836 an beginnt eine bis heute ununterbrochene bedeutende Abnahme des katholischen und eine ebenso bedeutende Zunahme des protestantischen Elementes. Im ganzen ist der Prozentsatz der Katholiken im Laufe von 70 Jahren (von 1825—1890) um 6,12 % gefallen, jener der Protestanten um 6,05 % gestiegen. Die Differenz von einer Zählungsperiode zur andern ist bald größer bald kleiner, aber die Tendenz ist seit 60 Jahren stets dieselbe, so daß man bei der Zählung am Schluß des laufenden Jahres einen weiteren Rückgang des katholischen Elementes erwarten muß. Von der Größe dieser Verluste kann man sich aber besser einen Begriff machen, wenn man sie in absoluten Zahlen ausdrückt. Wäre nämlich der Prozentsatz der Katholiken und Protestanten in Baden der gleiche geblieben wie im Jahre 1825, so hätte im Jahre 1895 die Zahl der Katholiken statt 1 057 417 etwa 1 160 000, also 100 000 mehr, die der Protestanten statt 621 474 etwa 530 000 oder 100 000 weniger betragen müssen. Der Gesamtverlust der katholischen Kirche in Baden im Laufe von 70 Jahren beziffert sich also auf rund 100 000 Anhänger. Bei einer Gesamtbevölkerung, die im Jahre 1825 1 132 970 und im Jahre 1895 1 725 464, also im

Durchschnitt ungefähr 1430000 Seelen betrug, ist das gewiß ein gewaltiger Verlust.

Die Abnahme des katholischen Elementes läßt sich in sämtlichen vier Landeskommissariatsbezirken konstatieren, wie Tabelle VIII zeigt. Wir gehen dabei von der Zählung des Jahres 1852 aus, da es von geringerem Interesse sein dürfte, die verhältnismäßig weniger erheblichen Veränderungen in den ersten Jahrzehnten im einzelnen näher zu verfolgen.

Die Abnahme gegenüber dem Stande von 1852 ist ziemlich gleichmäßig auf die einzelnen Kreise verteilt. In den Bezirken Freiburg (Oberrheinkreis) und Karlsruhe (Mittelrheinkreis) beträgt sie je 6 %, in den Bezirken Mannheim (Unterrheinkreis) und Konstanz (Seekreis) je 5 %. Im Bezirk Mannheim, wo 1852 die Katholiken noch die Mehrheit bildeten, sind sie jetzt in die Minderheit gedrängt. Auch im Bezirk Karlsruhe geht die Entwicklung in dieser Richtung, wenn auch einstweilen noch die Katholiken die Mehrheit bilden.

Bei weitem nicht so groß wie in Baden sind die Verluste des katholischen Elementes in Württemberg. Nach dem Handbuch der Geographie und Statistik von Stein und Hörschelmann[2] betrug zu Anfang der

Tabelle IX.

	1861				1871				1880				1895			
	Katholiken.	Protestanten.	Von je 100 Einw. waren kath.	prot.	Katholiken.	Protestanten.	Von je 100 Einw. waren kath.	prot.	Katholiken.	Protestanten.	Von je 100 Einw. waren kath.	prot.	Katholiken.	Protestanten.	Von je 100 Einw. waren kath.	prot.
Neckarkreis . .	36838	456118	7,4	91,7	44389	497826	8,1	90,7	53026	562700	8,5	90,3	65614	621823	9,4	89,2
Schwarzwaldkreis	111747	318065	25,9	73,7	116121	329960	25,9	73,6	119750	351144	25,3	74,3	122531	362893	25,1	74,3
Jagstkreis . . .	113114	259043	30,0	68,8	115752	264479	30,1	68,7	122987	280374	30,2	68,8	123810	271249	31,4	61,8
Donaukreis . . .	265358	146588	64,0	35,3	277280	156595	63,5	35,8	294527	170362	63,0	36,4	309519	184275	62,3	37,1
Königreich[1] . .	527057	1179814	30,6	68,5	553542	1248860	30,4	68,7	590290	1364580	29,9	69,2	621474	1440240	29,9	69,2

[1] Die Angaben für 1861 sind dem Handbuch der Statistik von A. Frantz (Breslau 1864), die folgenden dem Gothaischen Genealogischen Hofkalender entnommen.

[2] II. Bd., Leipzig 1834.

dreißiger Jahre die Zahl der Katholiken in Württemberg 478 844, die der Protestanten 1 072 749 Seelen. Da aber nicht bemerkt ist, für welches Jahr diese Zahlen gelten, kann man daraus das Verhältnis mit Sicherheit nicht feststellen. Auch ist nicht angegeben, ob sich diese Zahlen auf die ortsanwesende oder ortsangehörige Bevölkerung beziehen, was bei den älteren württembergischen Zählungen einen nicht unerheblichen Unterschied macht. Im Jahre 1845 belief sich die Zahl der Katholiken auf 534 900 oder 30,4 %, die der Protestanten auf 1 214 802 Seelen oder 68,9 % der damaligen Bevölkerung. 50 Jahre später, bei der Zählung von 1895, war der Prozentsatz auf seiten der Protestanten nur um 0,3 % gestiegen, bei den Katholiken um 0,5 % gefallen. Und zwar fällt dieser Unterschied hauptsächlich auf die letzten 30 Jahre. Bis in die letzten Jahrzehnte waren die Konfessionsverhältnisse in Württemberg sehr stabil. Es wird daher genügen, eine Übersicht über die Entwicklung in den vier Kreisen von 1861 an zu geben (s. Tabelle IX S. 161).

Das numerische Verhältnis der beiden Konfessionen hat sich danach seit 1861 um 0,7 % zu Gunsten der Protestanten verschoben. Auf 35 Jahre verteilt, giebt das für die einzelnen Jahre keinen sehr bedeutenden Unterschied. Auffallend ist dies Resultat nur deshalb, weil in den letzten Jahrzehnten fast überall die konfessionellen Minoritäten sich verhältnismäßig stärker entwickelt haben als die andersgläubige Mehrheit der betreffenden Staaten. Tröstlich ist es für die Katholiken, zu sehen, daß seit 1880 die Abnahme des katholischen Elementes keine weiteren Fortschritte gemacht hat. Der Anteil der Katholiken an der Gesamtbevölkerung ist in den letzten 15 Jahren vollständig der gleiche geblieben. Was die einzelnen Kreise betrifft, so ist der Verlust der Katholiken am größten im Donaukreis (1,7 %). Außerdem ist noch im Schwarzwaldkreis ein Verlust zu verzeichnen (0,8 %), während im Jagstkreis und vor allem im Neckarkreis der Prozentsatz der Katholiken sich bedeutend gehoben hat (um 1,4 bezw. 2 %).

Im Gegensatz zu den bisher betrachteten Bundesstaaten hat ein andauernder Wechsel zu Gunsten des Katholizismus Platz gegriffen im Großherzogtum Hessen und im Königreich Sachsen. Bei Beurteilung der konfessionellen Verhältnisse in Hessen empfiehlt es sich nicht, weiter als bis zum Jahre 1867 zurückzugehen. Da Hessen nämlich im österreichisch-preußischen Kriege auf seiten Österreichs gestanden hatte, mußte es beim Friedensschluß mit Preußen außer der eben erst erworbenen Landgrafschaft

Hessen-Homburg mehrere Gebietsteile mit insgesamt 47 726 Einwohnern an Preußen abtreten, wogegen dieses Teile des bisherigen Kurfürstentums Hessen, des Herzogtums Nassau und der Freien Stadt Frankfurt mit insgesamt 11 351 Einwohnern an Hessen überließ. Da die Gesamtzahl der Protestanten im Großherzogtum damals nur etwa 550 000 Seelen betrug, mußte ein solcher Verlust von 36 375 Unterthanen, die fast ausschließlich dem protestantischen Bekenntnisse angehörten, eine kleine Änderung des Prozentsatzes der beiden Konfessionen herbeiführen. Wir beginnen daher mit dem Jahre 1871, dem ersten Zählungsjahr im neuen Deutschen Reiche (s. Tabelle X S. 165).

Der Anteil der Katholiken an der Gesamtbevölkerung des Großherzogtums hat sich, wie aus dieser Tabelle hervorgeht, seit 1871 um 1,7 % gehoben, derjenige der Protestanten ist um 1,4 % gefallen. Die Steigerung des Prozentsatzes der Katholiken verteilt sich auf alle drei Provinzen. Die Protestanten haben in Starkenburg und Oberhessen verhältnismäßig abgenommen; in Rheinhessen dagegen ebenfalls einen kleinen Zuwachs zu verzeichnen, und zwar auf Kosten der in dieser Provinz außerordentlich stark vertretenen jüdischen Bevölkerung, welche im Jahre 1871 3,6, im Jahre 1895 2,6 % der Gesamtbevölkerung ausmachte.

Im Königreich Sachsen gab es zur Zeit der Errichtung des Deutschen Bundes kaum 20 000 Katholiken unter einer Bevölkerung von 1 194 000 Seelen. Im Jahre 1858 zählte man 38 709 Katholiken oder 1,82 % der Gesamtbevölkerung, die damals 2 122 148 Seelen betrug. Bei der Zählung des Jahres 1895 war die Einwohnerzahl des Königreichs auf 3 787 688, die Zahl der Katholiken auf 140 285 Seelen oder 3,73 % der Bevölkerung gestiegen. Das Wachstum und die Verteilung der Konfessionen auf die einzelnen Kreishauptmannschaften von 1861—1895 veranschaulicht Tabelle XI (S. 165).

Es ist danach nicht zu leugnen, daß der Katholizismus in Sachsen ganz bedeutend zugenommen hat. Seit 1816 ist die absolute Zahl der Katholiken auf das Siebenfache, seit 1861 auf mehr als das Dreifache des damaligen Bestandes gestiegen. Am geringsten ist die Zunahme in der Kreishauptmannschaft Bautzen, also gerade in jenem Teile des Königreichs, in welchem der Prozentsatz der Katholiken am höchsten ist. Die größte Zunahme zeigt sich in der Kreishauptmannschaft Leipzig, wo die Katholiken in dem kurzen Zeitraum von 35 Jahren beinahe das Achtfache ihrer ursprünglichen Ziffer erreicht haben. Aber immerhin bilden die

Katholiken auch jetzt noch nur einen verschwindenden Bruchteil der Bevölkerung Sachsens, während über 95 % der Bevölkerung dem protestantischen Bekenntnisse angehören.

Von den kleineren Bundesstaaten hat nur noch Oldenburg einen verhältnismäßig starken Prozentsatz katholischer Bewohner. Merkwürdigerweise zeigt sich hier, wie bei Württemberg, eine Abweichung von der allgemeinen Regel der stärkeren Zunahme der konfessionellen Minoritäten. Während nämlich 1858 von den 294 359 Einwohnern des Landes 72 939 oder 24,8 % katholisch waren, zählte das Großherzogtum 1895 bei einer Gesamtbevölkerung von 373 739 Seelen nur 81 492 oder 21,8 % Katholiken. Von 1858—1871 war sogar die absolute Zahl der Katholiken gesunken auf 71 027; dann trat wieder eine allmähliche Steigerung ein, die aber mit dem Wachstum der übrigen Bevölkerung nicht gleichen Schritt gehalten hat.

In den übrigen deutschen Bundesstaaten ist sowohl die absolute wie die relative Zahl der Katholiken so verschwindend gering, daß es sich nicht der Mühe lohnt, die Änderungen der numerischen Stärke der Konfessionen in diesen Staaten einer Untersuchung zu unterziehen. Der Prozentsatz der Katholiken variiert zwischen 0,6 % (Schwarzburg-Rudolstadt) und 4,6 % (Bremen). In Hamburg belief sich die absolute Zahl der Katholiken 1890 allerdings auf 23 444 Seelen, aber der Anteil an der Gesamtbevölkerung betrug nur 3,8 %. In Hamburg wie in Bremen hat die Zahl der Katholiken in den letzten 25 Jahren bedeutend zugenommen; bei dem starken Wachstum dieser beiden großen Städte hat das jedoch nichts Auffallendes; man muß sich im Gegenteil wundern, daß bei dem massenhaften Zuströmen von Einwanderern aus andern Gegenden Deutschlands die Zunahme des katholischen Elementes nicht größer gewesen ist.

Dagegen scheint uns die Gestaltung der Konfessionsverhältnisse im Reichsland Elsaß-Lothringen noch einer kurzen Besprechung zu bedürfen. Bei der Besitzergreifung durch das Deutsche Reich zählte man 271 251 Protestanten (= 17,44 % der Bevölkerung), 1895 war die Zahl der Protestanten auf 356 458, ihr Prozentsatz auf 21,72 % gestiegen. Die Verteilung dieser Verschiebung auf die einzelnen Bezirke ersieht man aus Tabelle XII (S. 165)

Im Unterelsaß und Oberelsaß hat demnach die Anzahl der Protestanten bedeutend zugenommen, besonders im Verhältnis zur Gesamtbevölkerung,

	1871				1880				1895			
	Katholiken.	Protestanten.	Von je 100 Einwohnern waren kath.	prot.	Katholiken.	Protestanten.	Von je 100 Einwohnern waren kath.	prot.	Katholiken.	Protestanten.	Von je 100 Einwohnern waren kath.	prot.
Starkenburg . .	99 192	239 682	28,4	68,6	115 313	267 891	29,2	67,9	130 095	299 932	28,5	68,1
Oberhessen . .	17 394	228 940	6,9	90,3	19 264	237 472	7,3	89,7	20 849	245 688	7,6	89,7
Rheinhessen . .	121 494	116 777	48,6	46,7	134 820	130 160	48,6	47,0	154 951	149 350	48,8	47,0
Großherzogtum .	238 080	585 399	27,9	68,6	269 397	635 523	28,8	67,9	305 895	694 970	29,6	67,2

Tabelle XI.

Kreishauptmannschaft.	1861				1871				1880				1895			
	Katholiken.	Protestanten.	Von je 100 Einw. waren kath.	prot.	Katholiken.	Protestanten.	Von je 100 Einw. waren kath.	prot.	Katholiken.	Protestanten.	Von je 100 Einw. waren kath.	prot.	Katholiken.	Protestanten.	Von je 100 Einw. waren ka	prot.
Dresden . . .	9 942	571 551	1,7	98,0	14 682	656 666	2,2	96,9	24 255	780 648	3,0	96,6	51 908	1 008 488	4,8	94,4
Leipzig . . .	2 823	502 160	0,6	99,1	4 812	577 138	0,8	97,9	8 905	694 092	1,3	98,1	23 793	913 136	2,5	96,6
Zwickau . . .	4 236	822 171	0,5	99,3	7 168	948 141	0,7	98,9	11 777	1 090 651	1,1	98,7	29 692	1 352 555	2,1	97,3
Bautzen . . .	24 362	284 025	7,9	92,1	26 980	302 130	8,1	91,5	29 396	321 415	8,4	91,5	34 892	348 029	9,1	90,4
Königreich[1] . .	41 363	2 179 907	1,9	97,9	53 642	2 493 422	2,1	97,5	74 333	2 886 806	2,5	97,1	140 285	3 622 208	3,7	95,6

[1] Die Angaben für 1861 sind dem Handbuch der Geographie und Statistik von Dr. J. E. Wappäus, IV. Bd., 7. Aufl. (Leipzig 1864) entnommen.

Tabelle XII.

	1871				1880				1895			
	Katholiken.	Protestanten.	Von je 100 Einwohnern waren kath.	prot.	Katholiken.	Protestanten.	Von je 100 Einwohnern waren kath.	prot.	Katholiken.	Protestanten.	Von je 100 Einwohnern waren kath.	prot.
Unterelsaß . .	385 088	194 053	64,1	32,3	381 780	209 342	62,4	34,2	391 985	228 346	61,4	35,8
Oberelsaß . .	389 958	53 263	85,0	11,6	391 388	57 860	84,7	12,5	398 807	67 401	83,5	14,1
Lothringen . .	459 640	23 935	93,7	4,9	445 345	38 113	90,4	7,7	455 999	60 711	86,9	11,6
Elsaß-Lothringen	1 234 686	271 251	79,7	17,4	1 218 513	305 315	77,8	19,5	1 246 791	356 458	76,0	21,7

die seit 1871 nur wenig gewachsen ist. In Lothringen hat sich die Zahl der Protestanten beinahe verdreifacht; sogar mehr als verdreifacht, wenn man nur die Zivilbevölkerung ins Auge faßt, da 1871 unter den 23 935 Protestanten ungefähr 8000 protestantische Militärpersonen waren. Auf die in diesem Falle übrigens sehr naheliegenden Gründe dieser Veränderungen gehen wir hier nicht ein, da wir die Ursachen der konfessionellen Verschiebungen in einer gesonderten Abhandlung darzustellen gedenken.

Nachdem wir nun die Gestaltung der Konfessionsverhältnisse in den einzelnen Bundesstaaten betrachtet haben, bleibt uns nur noch übrig, auch die Entwicklung für das Reich, als Ganzes genommen, einer Besprechung zu unterziehen. Wir teilen daher die Ergebnisse der seit Begründung des Deutschen Reiches stattgehabten Konfessionszählungen mit. Als letzte müssen wir dabei die Zählung von 1890 anführen, da bei der allgemeinen Volkszählung des Jahres 1895 mehrere der kleineren Bundesstaaten eine Konfessionszählung nicht vorgenommen haben. Ein vollständig genaues Gesamtresultat, wie es für statistische Untersuchungen erforderlich ist, läßt sich daher für 1895 nicht ermitteln.

Tabelle XIII.

Jahr.	Gesamtbevölkerung des Deutschen Reiches.	Katholiken.	Protestanten.	Von je 100 Einwohnern waren	
				katholisch.	protestant.
1871	41 023 095	14 869 292	25 581 685	36,21	62,30
1875	42 727 360	15 371 227	26 718 823	35,98	62,53
1880	45 234 061	16 232 651	28 331 152	35,89	62 63
1885	46 855 704	16 785 734	29 369 847	35,82	62,68
1890	49 428 470	17 674 921	31 026 810	35,76	62,77

Fragen wir uns auf Grund dieser Tabelle, welches das Gesamtresultat der von uns betrachteten Entwicklung der Konfessionsverhältnisse in unserem Vaterlande ist, so lautet die Antwort: der Anteil der Katholiken an der Bevölkerung Deutschlands hat bedeutend abgenommen. Trotz der Zunahme des Prozentsatzes der Katholiken in dem größten deutschen Bundesstaat, Preußen (seit 1867), ist für das Reich, als Ganzes betrachtet, ein Rückgang des katholischen Elementes zu konstatieren. Die Verluste in Süddeutschland überwiegen also den Gewinn in Preußen. Groß und deutlich erkennbar ist der Verlust in den beiden ersten Jahrzehnten des neuen Reiches: im Jahre 1890 zählte man auf je 10 000 Deutsche 45 Katholiken weniger als 1871, oder mit andern Worten:

nach dem Prozentsatz von 1871 hätte die Zahl der Katholiken im Jahre 1890 ungefähr 220 000 Seelen mehr betragen müssen. In dem jüngst abgelaufenen Jahrzehnt ging, soweit sich das bis jetzt überschauen läßt, die Entwicklung in derselben Richtung, so daß der Verlust seit Begründung des Reiches jetzt die Zahl 300 000 schon überschritten haben muß. Wie groß muß aber erst die Einbuße des katholischen Elementes im ganzen Jahrhundert sein! In Baden und Bayern reichen die Verluste nachweisbar bis weit in die erste Hälfte des Jahrhunderts hinauf. In jener Zeit stand ihnen aber nicht, wie jetzt, ein Gewinn in Preußen gegenüber, wodurch der Schaden einigermaßen ausgeglichen würde. Im Gegenteil, bis zum Jahre 1861 kommt noch der Verlust in Preußen hinzu. Eine einigermaßen genaue Ziffer für den Gesamtverlust läßt sich natürlich nicht angeben, aber mit einer Million Seelen wird er gewiß nicht zu hoch veranschlagt sein.

H. A. Krose S. J.

Die liturgische Gewandung in den Riten des Ostens.

Einer der hervorragendsten römischen Kirchenbauten des Barocks ist die durch ihre vortrefflichen Verhältnisse und ihre bemerkenswerthen Abmessungen gleich ausgezeichnete Theatinerkirche S. Andrea della Valle. Im Laufe des Jahres viel besucht, übt sie während der Oktav der Erscheinung des Herrn durch die eigenartige Feier, welche alsdann in ihr stattfindet, eine besondere Anziehungskraft aus, eine Feier, wie sie zuletzt nur in Rom, dem Mittelpunkt der katholischen Welt, möglich ist, wo sich beim Stuhle des Apostelfürsten alle Völker und Riten zusammenfinden. Dieselbe besteht darin, daß an den einzelnen Tagen der Oktav abwechselnd Angehörige der verschiedenen Nationen je nach ihrem Brauch und in der ihnen eigentümlichen liturgischen Sprache das heilige Opfer darbringen und in ihren heimatlichen Lauten Gottes Wort und Gottes Preis verkünden. Man gewahrt da am Altar und auf der Kanzel in bunter Folge Franzosen, Engländer, Italiener, Deutsche, Amerikaner, aber auch Griechen, Ruthenen, Syrer, Maroniten, Armenier und Chaldäer, so wie es die festgesetzte Ordnung mit sich bringt.

Die Kirche ist für die Feier geziemend geschmückt, wobei das Hauptgewicht, wie übrigens auch natürlich, auf die Verzierung des Chores gelegt ist. Recht sinnreich wird zu dem Ende der ganze Apsisraum hinter und über dem Hochaltar in eine gewaltige Krippenhöhle umgewandelt, in welcher in überlebensgroßen, vortrefflich gearbeiteten Figuren die Anbetung des Jesukindes durch die drei heiligen Weisen aus dem Morgenlande dargestellt ist. Die Könige, welche von der Ferne herzogen, um dem neugeborenen König der Juden in Bethlehem anbetend ihre Gaben zu weihen, sind ein Spiegelbild der Völker, welche je in ihrer Weise und nach ihrem Ritus am Fuße der Krippe dem Gotteskinde durch die Feier der heiligen Geheimnisse den Tribut ihrer Huldigung zollen.

Das Fest in S. Andrea della Valle ist ein lebendiger Ausdruck der Allgemeinheit und der inneren wie äußeren Einheit der katholischen Kirche. Es ist ein geistliches Verbrüderungsfest eigenster Art, bei welchem Orientalen und Occidentalen, Lateiner, Griechen, Syrer, Armenier und wie die einzelnen dabei vertretenen Nationen heißen mögen, als die Kinder einer und derselben Mutter und als Glieder einer und derselben großen, die Welt umfassenden Gottes- und Glaubensfamilie erscheinen. Ein Glaube, eine Liturgie, ein Mittelpunkt, um den sich alles krystallisiert, das ist der Grundton, welcher sich durch die ganze achttägige Feier hindurchzieht, mag nun das Wort Gottes, das in dieser Zeit in S. Andrea verkündigt wird, in französischer, englischer, syrischer oder sonst einer Sprache erschallen, und mögen die Gebete, Gesänge und Ceremonien beim heiligen Opfer dem lateinischen, armenischen, slavischen oder einem andern Ritus angehören.

Was in der Oktav von Epiphanie vornehmlich Einheimische wie Fremde nach S. Andrea della Valle zieht, ist der Gottesdienst der Orientalen. Begreiflich; denn da ist alles neu, fremdartig und darum interessant, der Ritus mit seinen wechselnden Ceremonien, die eigentümliche Gesangesweise, und nicht zum wenigsten die ungewohnte, zum Teil gar malerische Tracht, in welcher Priester und Ministri den heiligen Dienst verrichten.

Man findet, wenn von der Sakralkleidung des Ostens die Rede ist, die Sache wohl so dargestellt, daß man meinen sollte, es bestehe bei den verschiedenen Riten des Orients keine Verschiedenheit hinsichtlich der Altartracht. Das ist jedoch nicht zutreffend. Allerdings sind einige Ornatstücke in allen orientalischen Kirchen in Gebrauch. Auch setzt sich die Kultkleidung bei denselben überall im wesentlichen aus gleichen oder

verwandten Stücken zusammen. Bei allem dem fehlt es jedoch anderseits nicht an mannigfachen Unterschieden, sei es nun bezüglich der Form und Beschaffenheit der liturgischen Gewänder, sei es bezüglich der Art, wie sie getragen werden, sei es endlich bezüglich ihrer Zahl und des Gebrauchs bezw. Nichtgebrauchs gewisser Gewandstücke. Wer Gelegenheit hatte, in S. Andrea della Valle dem von den einzelnen orientalischen Riten abgehaltenen Gottesdienste beizuwohnen und die liturgische Kleidung derselben zu vergleichen, dem wird diese Wahrnehmung schwerlich entgangen sein.

Freilich ist es nicht leicht, ja kaum möglich, bestimmt und erschöpfend festzustellen, was eigentlich in den Kirchen des Ostens hinsichtlich der liturgischen Kleidung Rechtens ist. Erkundigt man sich nach Einzelheiten derselben, so kann es vorkommen, daß man bezüglich desselben Punktes ganz verschiedene Auskunft erhält. Der Grund hierfür liegt in der Unsicherheit, welche in den meisten Riten hinsichtlich der Beschaffenheit und des Gebrauchs der Sakralgewänder herrscht. Steht auch manches zwar nicht durch geschriebene Gesetze, jedoch durch die Gewohnheit hinlänglich fest, so ist dafür in anderem dem Belieben ein weiter Spielraum gelassen. Es steht noch jetzt in den Kirchen des Ostens um den Ritus im allgemeinen und die liturgische Kleidung im besondern vielfach so, wie es sich damit im Abendland während des Mittelalters verhielt, als praktisch noch jeder Bischof in rituellen Fragen sein eigener Herr war. Allerdings ist jene Unsicherheit auch die Folge der üblen und gedrückten Lage, worin manche Zweige der Kirche des Ostens schon seit langem schmachten. Bei der Not und Armut, in welcher man sich befindet, bleibt nicht viele Wahl und sieht man sich gezwungen, die Gewänder zu nehmen, wie man sie gerade haben kann.

Demgemäß machen denn auch die nachfolgenden Zeilen, welche sich mit der Sakralkleidung der orientalischen Riten beschäftigen sollen, keineswegs den Anspruch, eine durchaus vollständige Darstellung derselben zu liefern. Immerhin dürfte das Bild, welches sie von derselben entwerfen, wie umfassender so auch genauer sein, als man es sonst bei älteren und neueren Autoren gezeichnet findet.

Will man ein zutreffendes Bild der im Osten gebräuchlichen liturgischen Kleidung gewinnen, so ist es notwendig, zwischen der Kulttracht wenigstens der fünf Hauptriten, des griechischen, armenischen, syrischen, chaldäischen und koptischen, zu unterscheiden. In dem Maße nämlich, wie diese Riten selbst, weicht auch die in ihnen gebräuchliche Sakralgewandung voneinander ab.

Wir beginnen mit einer Schilderung der liturgischen Kleidung des weitaus verbreitetsten aller orientalischen Riten, des griechischen, zu dem sich nicht nur die eigentlichen Griechen, sondern auch die Ruthenen, Russen, Bulgaren, Serben, Georgier, die Gräko-Melchiten in Syrien, Palästina und Ägypten, sowie die Italo-Griechen in Unteritalien bekennen.

Die Zahl aller sakralen Ornatstücke des griechischen Ritus beläuft sich auf elf. Von diesen ist eines allen Klerikern eigen, den Lektoren, den Subdiakonen, den Diakonen, den Priestern und den Bischöfen [1], das Sticharion (gr. *στιχάριον*, slav. stichar, russ. auch posdrisnik) [2]. Es ist eine bis auf die Füße reichende Tunika mit halbweiten Ärmeln beim Diakonen, engen dagegen beim Lektor, Subdiakonen, Priester und Bischof. Bei den drei Letztgenannten das Gegenstück der Albe, entspricht es beim Lektor dem Superpellicium der lateinischen Minoristen, und beim Diakonen der abendländischen Dalmatik. Das priesterliche und bischöfliche Sticharion

---

[1] Wie im Abendlande, so giebt es auch im Osten höhere und niedere Weihen. Der ersten sind hier drei: der Diakonat, Presbyterat und Episkopat, der letzteren nur zwei: Lektorat und Subdiakonat. Im Abendlande gehören dagegen zu den höheren Weihen der Subdiakonat, Diakonat, Presbyterat und Episkopat, zu den niederen der Ostiariat, Lektorat, Exorcistat und Akolythat. Zwischen Osten und Westen besteht demnach hinsichtlich der Weihegrade ein doppelter Unterschied: Erstens kennen die orientalischen Riten keine Ostiarier, Exorcisten und Akolythen, und zweitens werden in ihnen die Subdiakonen zu den niederen Klerikern gerechnet. Der erste Unterschied ist allerdings praktisch von keinem Belang; haben doch auch im Abendlande die vier verschiedenen Grade der Minoristen im Laufe der Zeit ihre Bedeutung eingebüßt. Einschneidender ist der zweite. Denn während die Subdiakonen nach lateinischem Ritus zugleich mit den Diakonen in nächster Weise am Altardienst beteiligt sind, haben sie in den Kirchen des Orients, wie die abendländischen Akolythen, bloß etwa den Charakter von Messedienern, weshalb denn ihr Amt auch durch Laien versehen werden kann und thatsächlich meist versehen wird. Am Altare in Vertretung eines Diakonen zu amtieren, wird den Subdiakonen nur ausnahmsweise beim Mangel von Diakonen und auch dann nur mit gewissen Einschränkungen gestattet. Eine Ausnahmestellung nehmen hinsichtlich der Weihestufen unter den Orientalen nur die Armenier ein, welche sich bezüglich der Weihen dem lateinischen Ritus angeschlossen haben. Bei den Armeniern giebt es deshalb außer den Lektoren auch Ostiarier, Exorcisten und Akolythen.

[2] Eigentlich sollten die Lektoren nach griechischem Ritus eine Art kurzen Mantels nach Art des priesterlichen Obergewandes, des Phelonion, tragen; doch ist derselbe in Abgang gekommen. Bei den Russen übergiebt der Bischof allerdings dem Lektoranden bei dessen Ordination noch ein kurzes Phelonion; indessen bekleidet er ihn auch hier gegen Schluß der Weihe mit dem Sticharion, der Tunika. Über die russisch-griechische Sakralkleidung hat mir Propst A. v. Meltzew in entgegenkommendster Weise Aufschluß gegeben.

wird gewöhnlich aus weißem Linnen, doch auch wohl aus weißem Seidenzeug angefertigt; für Stoff und Farbe des Sticharion der Lektoren und Subdiakonen giebt es keinerlei Normen. Bei den Diakonen besteht das Gewand meist aus weißer oder roter Seide.

Die Ausstattung des Sticharion bildet allenfalls eine Einfassung des unteren Saumes und des Kopfdurchlasses. Außerdem wird der Rückseite der Tunika der Lektoren und Subdiakonen häufig, der des diakonalen Sticharion aber regelmäßig ein sogen. griechisches Kreuz aufgenäht oder aufgestickt. Zur Verzierung des bischöflichen Sticharion werden wohl, wenngleich nicht mehr allgemein wie ehedem, vorn und hinten auf demselben je zwei rote von der Schulter bis zum unteren Gewandrande laufende Streifen, *πόταμοι* genannt, angebracht, die clavi der Alten.

Einen Amikt unter dem Sticharion tragen nur die Ruthenen sowie allenfalls die unierten Bulgaren, Italo-Griechen und sonstige der unierten Griechen. Vorgeschrieben ist derselbe bloß bei den galizischen Ruthenen. Die Verwendung des liturgischen Schultertuches stammt, wo ein solches bei den Unierten sich findet, aus dem lateinischen Ritus. Den schismatischen Griechen, welcher Art sie auch sein mögen, ist sein Gebrauch unbekannt.

Die Subdiakonen tragen nach griechischem Ritus über dem Sticharion einen Gürtel (gr. *ζώνη, ζωνάριον,* slav. pojas) (Fig. 1 c), der ihnen bei der Weihe zugleich mit der Tunika vom Bischof übergeben wird. Derselbe stellt eine ca. 2,50 bis 3 m lange und ca. 7,5 cm breite seidene Binde dar, welche in der Mitte und gegen die beiden Enden zu mit je einem Kreuzchen verziert ist. Eigentümlich ist die Art, wie sich die Subdiakonen mit ihm gürten. Zuerst legen sie ihn oberhalb der Hüften so um den Leib, daß sich das mittlere Kreuz mitten vor dem Körper befindet. Hierauf führen sie die beiden Enden des Gürtels, statt sie im Rücken zu einem Knoten zu schlingen, allda über Kreuz zu den Schultern hinauf, leiten sie dann über die Brust hinab und stecken sie schließlich unter dem Teil des Gürtels durch, welcher sich wagerecht unterhalb der Brust hinzieht. Dabei lassen sie wohl die Enden sich vor der Brust nochmals kreuzen, doch ist das nicht das Gewöhnliche.

Die Diakonen gürten ihr Sticharion nicht, tragen jedoch unter ihm die liturgischen Stauchen oder Ärmelhalter (gr. *ἐπιμανίκια,* slav. narukawnitza), und über ihm die diakonale Stola (gr. *ὡράριον,* slav. orar). Die Stauchen (Fig. 3 b) sind ca. 15—20 cm lang und werden gewöhnlich aus Seide, immer aber aus einem besseren Stoff angefertigt. Ausgespreitet

12*

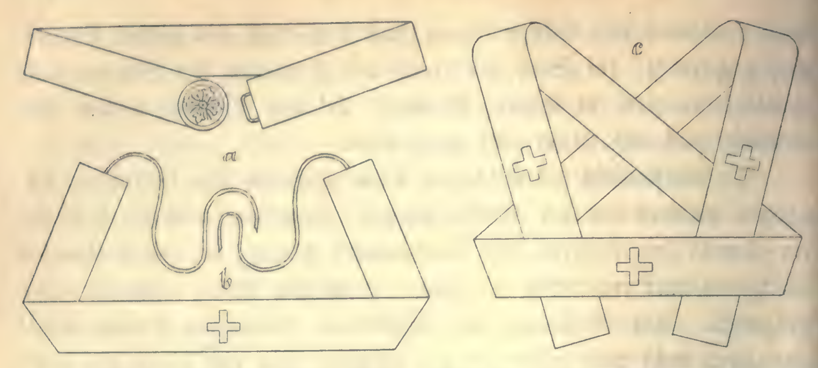


Fig. 1. a und b priesterlicher Gürtel. c Gürtel der griechischen Subdiakonen.

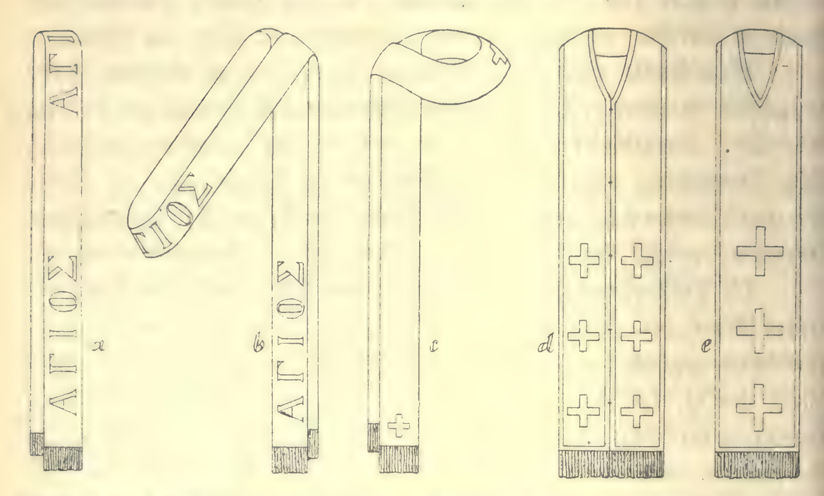


Fig. 2. a und b Diakonalorarion. c Orarion der chaldäischen Subdiakonen. d und e Priesterstola.

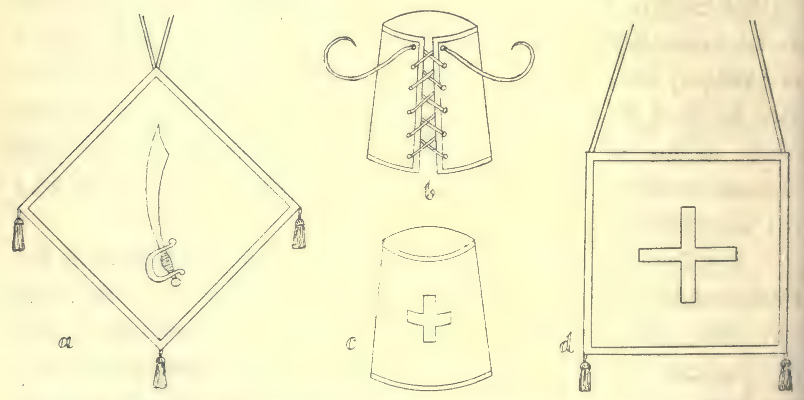


Fig. 3. a Epigonation. b und c liturgische Stauchen. d Epigonation russischer Dignitäre.

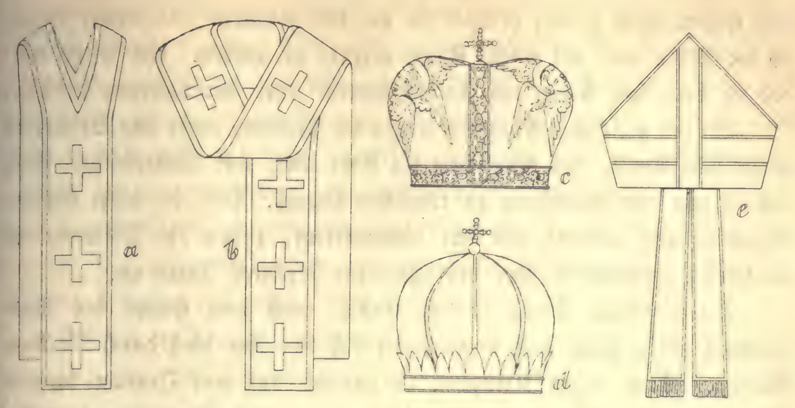


Fig. 4. a und b Omophorien. c griechische Mitra. d Kopfbedeckung der armenischen Priester. e chaldäische Mitra.

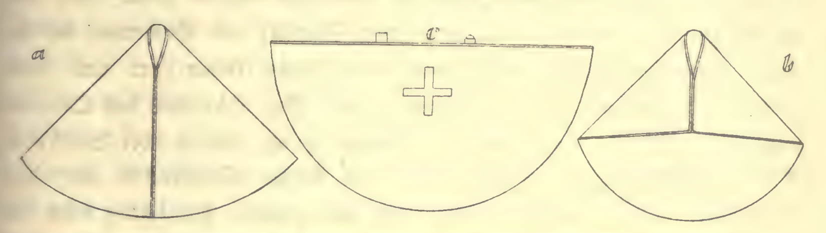


Fig. 5. a und b Phenolien. c liturgischer Mantel des armenischen, syrischen, chaldäischen und koptischen Ritus.

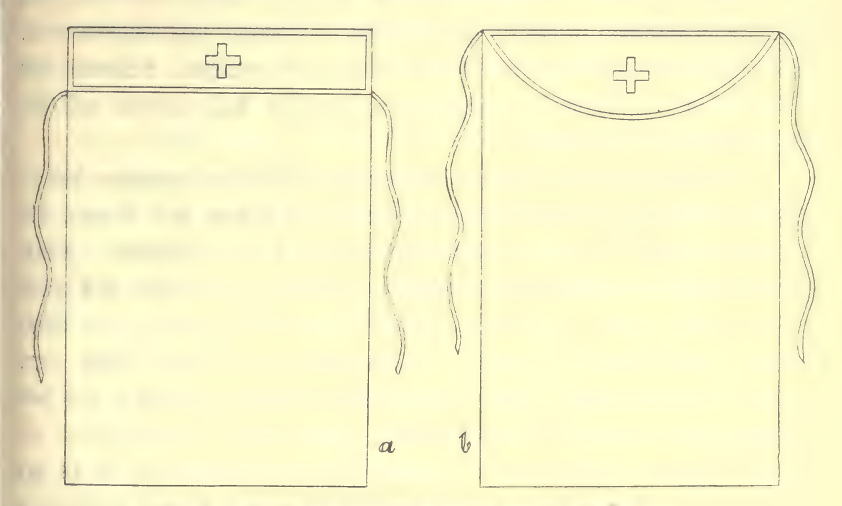


Fig. 6. a Amikt des armenischen Ritus. b syrische Maznaphto.

von trapezartiger Form, pflegen sie an den Rändern mit einem Besatz, in der Mitte aber mit einem Kreuz verziert zu werden. Am Arme werden sie über dem Ärmel des Talars mittels einer Verschnürung befestigt.

Bei den galizischen Ruthenen tragen die Diakonen unter dem Sticharion außer dem Amikt, von dem schon die Rede war, eine Untertunika. Auch das ist nur eine Anpassung an römischen Brauch. Denn bei allen übrigen Griechen, den unierten wie den nichtunierten, ziehen die Diakonen ihr Sticharion unmittelbar über den schwarzen klerikalen Talar an.

Die diakonale Stola ist der Gestalt nach dem Gürtel der Subdiakonen völlig gleich und unterscheidet sich von ihm bloß durch die Ausstattung. Statt dreier Kreuzchen ist nämlich auf dem Orarion dreimal das Wort *ΑΓΙΟΣ* (heilig) angebracht.

Die Diakonalstola wird in doppelter Weise getragen. Die eine (Fig. 2 a) besteht darin, daß man das Ornatstück vermittelst einer in seiner Mitte angebrachten Öse an einem auf der linken Schulter des Sticharion befindlichen Knöpfchen befestigt und dann seine beiden Enden vorn und rückwärts frei hinabfallen läßt. Bei der andern (Fig. 2 b) wird das Orarion zunächst gleichfalls so auf die linke Schulter gelegt, daß es über Brust und Rücken hinabhängt, dann wird aber das hintere Streifenstück über den Rücken her unter dem rechten Arm nach vorn geführt, hier schräg über die Brust wieder zur linken Schulter geleitet und erst jetzt nach hinten geworfen. Die erste, einfachere Weise ist die am weitesten verbreitete und zugleich die älteste; die andere, umständlichere, ist bei den Ruthenen und Bulgaren gebräuchlich und wie es scheint bei denselben erst ziemlich spät aufgekommen. Wie aber auch die Diakonen das Orarion sonst anlegen, während der Kommunion tragen sie es allenthalben in derselben Art, nämlich wie die Subdiakonen ihren Gürtel.

Die Priester bekleiden sich, wenn sie das Sticharion angezogen haben, zunächst mit der priesterlichen Stola. Dieselbe ist sowohl dem Namen als der Gestalt nach von der diakonalen Stola ganz verschieden. Statt Orarion heißt sie nämlich Epitrachelion (gr. *ἐπιτραχήλιον* oder auch wohl *περιτραχήλιον*, slav. epitrachil), nach ihrer Form aber stellt sie ein rechteckiges Stoffstück von ca. 1,20 m Länge und ca. 25 cm Breite dar, welches nahe dem oberen Ende mit einem geräumigen Durchlaß für den Kopf versehen ist und so um den Hals gelegt wird, daß es über die Brust hinabhängt (Fig. 3 d u. e). Von dem Durchschlupf an ist es gewöhnlich durch einen Schlitz in zwei Streifen geteilt, welche jedoch regelmäßig

in bestimmten Abständen wieder miteinander vernäht sind. Das Epitrachelion pflegt aus dem Stoffe verfertigt zu werden, aus dem das liturgische Obergewand des Priesters, von dem bald die Rede sein wird, gemacht ist. Es wird mit Borden eingefaßt und mit einer Anzahl von Kreuzen geschmückt, von denen eines stets oberhalb des Kopfdurchlasses angebracht wird. Die von der Beschaffenheit der abendländischen Priesterstola so abweichende Einrichtung des Ornatstückes bringt es mit sich, daß man es wie diese weder über der Brust kreuzen noch rechts und links von der Schulter frei herabhängen lassen kann.

Gehören die Priester zum höheren Klerus, sind sie z. B. Archimandriten oder Protosyncellen, so schmücken sie sich, nachdem sie das Epitrachelion umgelegt haben, mit dem sogen. Epigonation (gr. *ἐπιγονάτιον* oder *ὑπογονάτιον*, slav. nabredennik) (Fig. 3 a). Seinen Namen hat dieses dem lateinischen Ritus ganz unbekannte Ornatstück, weil es in der Gegend des Knies angebracht ist (*ἐπὶ γόνυ*). Nach seiner jetzigen Beschaffenheit besteht es aus einem quadrat- oder rautenförmigen, mit Seide überzogenen Karton, welcher mit Borden umrandet und in der Mitte mit einem Kreuz, einem Cherub, einem Christusbilde oder auch mit einem in Gold gestickten Schwerte verziert ist, letzteres mit Rücksicht auf die mystische Bedeutung, welche man mit dem Epigonation verbindet. Es gilt nämlich als Symbol des geistigen Gnadenschwertes, welches der Priester als Streiter des Herrn schwingen soll. Es wird an der rechten Seite getragen. An der einen seiner vier Ecken hat man eine Schnur angenäht, mittels deren man es an den Schultern aufhängt. Dieselbe muß so lang sein, daß das Ornatstück bis zu den Knien reicht. An den übrigen Ecken sind als Schmuck Quästchen angenäht.

Von etwas anderer Art ist bei den Russen das Epigonation der Priester, welche das Vorrecht genießen, sich desselben bedienen zu dürfen. Es wird nicht über Eck, sondern nach Art einer Tasche aufgehängt (Fig. 3 d). Zu diesem Ende ist die Schnur, mittels deren man das Epigonation anlegt, statt an nur einer, an zwei nebeneinander liegenden Ecken des Ornatstückes befestigt.

Das Epigonation war ursprünglich ein Schweißtuch, ist aber schon in der Frühe unseres Jahrtausends zum bloßen Zierstück geworden.

Dem Epigonation folgt der Gürtel, ein ca. 6 cm breiter, aus Seidenzeug gemachter Gurt, der zugleich zum Zusammenraffen des Sticharion und zum Festhalten der Stola dient (Fig. 1 a u. b). Er wird entweder

vorn mittels einer Schnalle geschlossen oder im Rücken mittels zweier seinen Enden angenähter Bänder angebunden. Im letzteren Falle ist er jedoch regelmäßig vorn mit einem Kreuzchen versehen.

Der Gürtung reiht sich die Anlegung der Epimanikien an. Dieselben gleichen ihrer Beschaffenheit nach völlig den liturgischen Stauchen der Diakonen, werden jedoch nicht wie diese über die Ärmel des Talars, sondern über diejenigen des Sticharion gestreift.

Den Schluß macht der liturgische Mantel, das Phelonion (gr. *φελόνης*, *φελόνιον*, *φαινόλιον*, *φαινόλης*, slav. felon) (Fig. 5 a u. b). Derselbe hat die Form der mittelalterlichen Glockenkaseln und hüllt, falls er frei herabfällt, den ganzen Körper bis zu den Füßen ein. Er pflegt möglichst aus Seide angefertigt zu werden und ist für Stoff und Farbe des Epitrachelion, des Gürtels, des Epigonation und der Epimanikien tonangebend. Auf dem Rückteil des Phelonion ist stets ein gleichbalkiges Kreuz von beiläufig 30 cm Höhe und Breite angebracht. Im übrigen beschränkt sich seine Ausstattung auf ein schmales Bördchen in der Mitte der Vorderseite, welches vornehmlich dazu dient, die daselbst befindliche unschöne Naht zu verdecken, auf eine Einfassung des Kopfdurchschlupfes und allenfalls noch auf einen schmalen Besatz am unteren Saume. Es ist, wenn wir vom Kreuz auf dem Rücken absehen, dieselbe Verzierung, wie wir sie bei den abendländischen Kaseln bis zum 11. Jahrhundert antreffen.

Beim Gottesdienst wird das Phelonion vorn bis zur Brust aufgerollt, damit der Priester seine Arme frei bewegen könne. Damit aber die dicht gefaltete Stoffmasse nicht wieder herabgleite und zugleich die Arme des Priesters weniger belaste, pflegt man sie wohl mittels Schnüren in der Höhe zu halten. Die abendländische Glockenkasel wurde bekanntlich seitlich aufgehoben und auf den Oberarmen in Falten gelegt.

Übrigens verkürzt man heutzutage vielfach die Vorderseite des Phelonion, um die Unzuträglichkeiten zu beseitigen, welche der vor der Brust lagernde Faltenbausch mit sich bringt, und um des Aufrollens des Gewandes überhoben zu sein. Das geschieht namentlich in der russisch-schismatischen Kirche, bei den Ruthenen und den Bulgaren, überhaupt bei denen, welche mit dem Abendlande in näherer Berührung stehen, während die eigentlichen Griechen und die Gräko-Melchiten zäher an der alten Form festgehalten haben.

Es ist also auch beim Phelonion zu einem Prozeß gekommen, wie er sich mit der abendländischen Glockenkasel im Lauf der Zeit vollzogen

hat, nur ging er bei ihm minder gründlich als bei dieser vor sich. Denn erstens ist es in der griechischen Kirche keineswegs allgemeine Sitte geworden, das Meßgewand zuzustutzen, zweitens hat das Phelonion bei aller Verkürzung ein sehr würdiges Aussehen bewahrt und ist weit von der armseligen, verkümmerten Form entfernt geblieben, auf welche die majestätische Glockenkasel durch das fortgesetzte Beschneiden zuletzt gebracht wurde.

Die liturgische Gewandung der griechischen Bischöfe besteht aus acht Gewandstücken: dem Sticharion, Epitrachelion und Gürtel, den Epimanikien, dem Sakkos und dem Epigonation, dem Omophorion und der Mitra.

Sticharion, Epitrachelion, Gürtel und Epimanikien unterscheiden sich nicht von den gleichen Gewandstücken des Priesters, als etwa durch besseren Stoff und kostbarere Verzierung.

Der Sakkos (gr. *σάκκος*, slav. saccos) vertritt die Stelle des Phelonion. Bei den Russen, den Ruthenen, Bulgaren und Italo-Griechen wird er von allen Bischöfen getragen, bei den Griechen und Gräko-Melchiten bildet er dagegen der Regel nach eine Auszeichnung der Metropoliten. Seiner Gestalt nach ähnelt er dem Sticharion des Diakonen, nur ist er etwas kürzer. An den Seiten wird er sehr häufig aufgeschlitzt, jedoch sorgen alsdann Knöpfe und Bänder dafür, daß der Schlitz nach dem Anlegen des Gewandes geschlossen werden kann. Die Ärmel aufzuschneiden ist weniger gebräuchlich.

Früher bedienten sich die Bischöfe, welche den Sakkos nicht tragen durften, zum Unterschied von den Priestern eines mit vielen Kreuzen geschmückten Phelonion, des sogen. Polystaurion. Dasselbe scheint jedoch gegenwärtig wenig mehr in Gebrauch zu sein.

Das Epigonation wird von den Bischöfen niemals taschenartig, sondern stets über Eck umgehängt, die Russen nicht ausgenommen, bei denen das bischöfliche Epigonation zum Unterschiede von dem nabedrennik der Archimandriten und andern paliza und nakolenik genannt wird. Die Bischöfe, welche sich des Sakkos bedienen, tragen es nicht unter, sondern über demselben, weshalb an dessen rechter Seite eine Vorrichtung zum Anknüpfen des Epigonation angebracht ist.

Das Omophorion (gr. *ὠμοφόριον*, slav. omofor) bildet eine Art von Gegenstück zum lateinischen Pallium (Fig. 4 b). Während letzteres jedoch ein liturgisches Sondergewand des Papstes und der Erzbischöfe ist und Bischöfen nur ganz ausnahmsweise als Auszeichnung verliehen wird, kommt ersteres allen Bischöfen als spezifisch bischöfliche Amtsinsignie zu. Es bedarf

daher in der griechischen Kirche nicht der besondern Verleihung des Omophorion an die Bischöfe, wie sie im Abendlande sogar hinsichtlich des Palliums der Erzbischöfe nötig ist. Es besteht aber auch zwischen beiden Ornatstücken ein Unterschied bezüglich der Form, der stofflichen Beschaffenheit und der Anlegungsweise.

Das römische Pallium ist bekanntlich ein aus weißer Wolle verfertigter und mit schwarzen Kreuzen verzierter schmaler Ring, der um die Schultern gelegt wird und vorn wie hinten einen kurzen gleichfalls mit schwarzen Kreuzen geschmückten, streifenförmigen Behang von demselben Stoffe hat. Das Omophorion ist dagegen ein ca. 3,50 m langes und ca. 25 cm breites Band, welches frei um Brust und Schulter geschlungen wird. Seine Anlegung vollzieht sich folgendermaßen. Der Diakon befestigt es zunächst so auf des Bischofs linker Schulter an einem am bischöflichen Obergewande angebrachten Knöpfchen, daß eines der beiden Enden vorn in einer Länge von etwa einem Meter hinabhängt. Dann leitet er den übrigen Teil des Bandes über den Nacken zur rechten Schulter und von da nach vorn bis unterhalb der Brust. Dort wendet er den Streifen, führt ihn wieder zur linken Schulter hinauf, wo er ihn ein zweites Mal anknüpft, und schlägt zuletzt den Rest so nach rückwärts, daß sich das andere Ende des Omophorion dort ebenfalls etwa einen Meter lang hinabzieht.

Über die Farbe des Omophorion scheint gegenwärtig eine allgemein gültige Vorschrift nicht mehr zu bestehen; wenigstens bekommt man außer weißen auch wohl blaue, gelbe, rote u. s. w. zu Gesicht. Immerhin darf Weiß, bezw. als Weiß geltender Gold- oder Silberstoff als das Gewöhnliche, eine andere Farbe dagegen als das Seltenere und mehr als Ausnahme bezeichnet werden. Das Omophorion wird stets aus Seide gemacht. Seinen Hauptschmuck bilden mächtige Kreuze, welche entweder durch aufgenähte Borden oder durch Gold- und Silberstickerei hergestellt werden. Es sind ihrer zum mindesten fünf, je eines an den beiden Enden und auf den beiden Schultern und eines im Nacken, falls nicht etwa an Stelle des letzten zum Ausdruck der Symbolik des Ornatstückes ein Lamm angebracht ist. Das Omophorion gilt nämlich als Sinnbild des verlorenen Schäfleins, das der Bischof als guter Hirt seiner Herde zur Hürde zurückbringen soll. Übrigens trifft man außer Kreuzen und dem Lamme auch wohl andere Verzierungen, bildliche Darstellungen nicht ausgeschlossen, auf dem Ornatstück an, wie denn auch, wo die Mittel reichen, selbst Edelsteine und Perlen auf demselben nicht fehlen.

Man sollte es dem Pallium und dem Omophorion kaum ansehen, daß sie einst dasselbe gewesen sind, so groß ist gegenwärtig die Verschiedenheit beider. Am treuesten hat das Omophorion den ursprünglichen Charakter des Gewandstückes bewahrt, wenngleich auch an ihm die Zeit nicht spurlos vorübergegangen ist.

Das letzte bischöfliche Ornatstück ist die Mitra (gr. *μίτρα*, slav. mitra) (Fig. 4 c). Sie hat mit dem zweigehörnten lateinischen Pontifikalkopfschmuck nur den Namen gemeinsam, ist aber der Gestalt nach von ihm völlig verschieden. Am meisten gleicht sie der ehemaligen byzantinischen Kaiserkrone. Sie besteht aus einem Reifen, welcher von zwei unter einem rechten Winkel in ihrem Scheitelpunkt sich kreuzenden Bügeln überspannt ist. Reifen und Bügel, welche mit getriebenen Ornamenten, Steinen, Perlen und ähnlichem reich verziert zu sein pflegen, bergen im Innern eine Mütze aus gesteiftem Stoff, meist rotem Sammt, welche in den zwischen den Reifen liegenden Zwischenräumen wulstartig hervorquillt. Die Wulste sind mit Stickereien oder Zierstücken aus Metall, welche am gewöhnlichsten Cherubim darstellen, besetzt. Auf dem Schnittpunkt der Bügel befindet sich ein Kreuz, welches nach russischem Brauch eine horizontale Lage haben muß. Ein aufrecht stehendes Kreuz auf der Mitra tragen zu dürfen, ist in Rußland eine besondere Auszeichnung, welche nur einzelnen Metropoliten zu teil wird. Kraft eines alten Privilegs erfreuen sich dieses Vorrechtes die Bischöfe und der Metropolit der Kiewschen Eparchie.

Die armenische Kultkleidung ist gleich dem armenischen Ritus ein Gemisch verschiedener Elemente. Es giebt in ihr selbst Bestandteile der abendländischen Sakralgewandung. Die Aufnahme derselben wird durch die lebhaften Unionsbestrebungen des 14. Jahrhunderts und den dadurch angebahnten freundschaftlichen Verkehr zwischen Rom und den Armeniern veranlaßt worden sein. Insbesondere mag sie herbeigeführt worden sein durch das wohlgemeinte, aber unkluge und für die Herstellung einer dauernden Union so verhängnisvolle Bemühen der sogen. Unitores, um jeden Preis den römischen Ritus in Armenien einzubürgern. Doch gehen wir auf die liturgische Kleidung des armenischen Ritus näher ein.

Wie bei den Griechen, so ist auch bei den Armeniern allen Klerikern die Tunika (schapik) gemeinsam. Der mit engen Ärmeln versehene Schapik der Priester und Bischöfe wird meist aus weißem Linnen verfertigt, wenngleich ein anderer Stoff und eine andere Farbe keineswegs grundsätzlich ausgeschlossen sind. Die Tunika der übrigen Kleriker, die

Diakonen einbegriffen, kann je nach dem guten Willen und den Mitteln aus Seide oder Wolle, Baumwolle oder Leinwand hergestellt werden, ist aber stets von bunter Farbe. Bevorzugt werden Blau und Rot. Am unteren Rande und dem Ärmelsaume ist sie mit einem handbreiten, nicht selten reich bestickten Besatze verziert, dessen Farbe im grellsten Kontrast zu derjenigen des Gewandes zu stehen pflegt. So giebt man einem blauen Schapik z. B. eine rote, einem roten eine blaue oder gelbe Bordüre. Den Kopfdurchlaß umgiebt ein breiter kragenartiger Besatz von der Farbe der Borden, welche die Ärmel und den Saum des Gewandes einfassen, doch trägt man auch an seiner Stelle über der Tunika sehr häufig einen förmlichen, mit Fransen geschmückten Schulterkragen. Auf dem Rücken ist der Schapik der Lektoren, Subdiakonen und Diakonen stets mit einem Kreuz ausgestattet. Kreuzchen oder Cherubim auf den Oberarmen bezw. vor den Schultern bezeichnen die Stelle für die sogen. Pax, den liturgischen Friedenskuß [1].

Nach v. Maltzew [2] soll die Tunika der armenischen Kantoren gegürtet sein. Derselbe berichtet ferner, die Lektoren trügen einen Mantel — gemeint ist wohl der Schapik — von purpurroter Seide, die Exorcisten seien dagegen in hyazinthfarbene und die Akolythen in rote Seide gekleidet. Es scheinen diese Angaben von den schismatischen Armeniern gelten zu sollen, bei den unierten Armeniern wird weder der Schapik der Kantoren gegürtet noch giebt es bei denselben einen Farbenkanon für die Tunika der Minoristen.

Die liturgische Kleidung der Subdiakonen besteht aus dem Schapik und dem Manipel — wenigstens verhält es sich so bei den unierten Armeniern. Der Manipel wird dem Subdiakonanden vom Bischof bei der Weihe übergeben; er ist von derselben Form und Beschaffenheit wie das gleichnamige abendländische Ornatstück. Er stammt aus dem römischen Ritus und ist den übrigen Riten des Ostens unbekannt. Nach v. Maltzew [3] sollen die Subdiakonen der schismatischen Armenier Epimanikien tragen; ob indessen nicht eine Verwechslung mit dem Manipel vorliegt? Die Diakonen bedienen sich weder der Epimanikien noch des Manipels, tragen aber

[1] Ein prächtiger Schapik befindet sich im Gewerbemuseum zu Düsseldorf. Der Besatz, welcher dessen Kopfdurchlaß umgiebt, ist mit reichen Goldstickereien verziert. Im Nacken ist auf demselben das letzte Abendmahl dargestellt.

[2] Die Sakramente der orthodox-katholischen Kirche des Morgenlandes, Einleitung S. CCXCVI. [3] A. a. O.

über dem Schapik die diakonale Stola, urar genannt. Dieselbe ist mit zwei oder auch wohl drei Kreuzen geschmückt und hat eine Breite von ca. 10 bis 12 cm. Ihre Länge wechselt, je nachdem sie nach Weise des bulgarischen und ruthenischen Orarion oder nach Art der römischen Diakonalstola umgeschlungen wird. Im letzten Fall mag sie etwa 2 m lang sein, im ersten aber beläuft sich ihre Länge fast auf das Doppelte. Nach Weise des bulgarischen Orarion tragen die Stola die Archidiakonen, in römischer Form die gewöhnlichen Diakonen, doch wird diese Regel nicht genau eingehalten.

Die Archidiakonen bedienen sich außer der Tunika und der Stola auch einer liturgischen Kopfbedeckung, saghavart genannt (Fig. 4 d). Dieselbe erinnert einigermaßen an die Mitra der griechischen Bischöfe, entbehrt jedoch der vier Wulste, welche dieser eigentümlich sind. Außerdem wird sie, statt nur von zwei, von vier Bügeln überspannt, ohne daß dieselben indessen ihre Form beeinflußten und etwas mehr als bloße Zierreifen wären. Ganz charakteristisch für sie ist aber die Zackenkrone, welche ihren unteren Rand umgiebt. Eine liturgische Kopfbedeckung im Dienste der Diakonen begegnet uns einzig bei den Armeniern.

Die Altarkleidung der armenischen Priester besteht aus dem Schapik, der priesterlichen Stola, welche ebenfalls urar heißt, dem Gürtel, koti, den Epimanikien, paspan, dem Schultertuch, vakas, dem Mantel, schurtschar, und dem liturgischen Kopfschmuck.

Die Stola hat eine Form, wie sie auch wohl beim griechischen Epitrachelion vorkommt; sie besteht nämlich aus einem ca. 1,30 m langen und ca. 20—25 cm breiten, mit Kreuzen besetzten und mit Borden umsäumten Stoffstück, welches am oberen Ende eine Öffnung zum Durchstecken des Kopfes besitzt. Sie reicht bis zu den Knien und wird durch den Gürtel festgehalten.

Der Gürtel gleicht ganz dem liturgischen Gürtel der griechischen Priester und wird wie dieser bald vorn bald hinten gebunden. Im letzteren Falle pflegt er jedoch vorn mit einer Agraffe geschmückt zu sein.

Die liturgischen Stauchen bieten insofern etwas Neues und Bemerkenswertes, als sie nicht wie die Epimanikien des griechischen Ritus unten offen, sondern ringsum geschlossen sind. Sie werden darum auch nicht mittels einer Verschnürung am Arm befestigt, sondern einfach über die Ärmel der Tunika gestreift.

Ein eigentümliches Ding ist das vakas genannte Ornatstück, das armenische Schultertuch. Es hat, wie Stola, Gürtel und Stauchen die

Farbe des liturgischen Mantels, ist bald aus Seide bald aus Baumwollzeug angefertigt und stellt ein ziemlich langgezogenes Rechteck dar. An seinen oberen Ecken bringt man, um es anbinden zu können, wie beim abendländischen Amikt zwei Schnüre an. Außerdem befindet sich oben ein die ganze Breite des Tuches einnehmender ca. 10 cm hoher Besatz von der Art der ehedem im Abendlande allgemein, jetzt aber nur noch in Mailand gebräuchlichen Schultertuchparura. Er ist mit einem Kreuz und seidenen Borden geschmückt und hat durch einen unterlegten Karton Kraft und Festigkeit erhalten.

Der Amikt wird stets unmittelbar vor dem liturgischen Mantel angezogen und demgemäß über der Tunika und der Stola getragen. Seine Anlegung erfolgt in derselben Weise, in welcher sich einst bei uns die des amictus paratus vollzog. Der Priester schlägt ihn nämlich zunächst so über den Kopf, daß sich sein Besatz von der einen zur andern Schläfe erstreckt, das Tuch selbst aber über den Nacken hinabhängt. Dann befestigt er ihn mittels der beiden an ihm angebrachten Schnüre, indem er dieselben über der Brust kreuzt, dann zum Rücken und hierauf wieder zur Brust führt, wo er ihre Enden unter der Stola zusammenbindet. Hierauf wirft er den Mantel um, läßt den Amikt vom Kopf auf die Schulter gleiten und ordnet die Parura nach Art eines Stehkragens um den Hals, wobei das Tuch selbst möglichst tief unter das Obergewand gezogen wird.

Woher aber das merkwürdige Ornatstück? Unseres Erachtens haben zwei Elemente zu seiner Bildung beigetragen: eine Kopfhülle, deren sich die Armenier nachweislich schon im 12. Jahrhundert bei der Messe bedienten, und der mit der Parura verzierte lateinische Amikt. Wahrscheinlich veranlaßten die Missionäre, welche sich um Herstellung einer Union und um Einführung des römischen Ritus bemühten, die Armenier, statt des nach lateinischer Anschauung unzulässigen Kopfschleiers das damals mit der Parura geschmückte abendländische Schultertuch anzunehmen, welches beim Ankleiden zwar auch über den Kopf gelegt wurde, bei dem heiligen Opfer aber so auf dem Obergewand ruhte, daß die Parura wie ein Kragen den Hals umgab.

Das liturgische Obergewand der armenischen Priester, schurtschar (Fig. 5 c), hat die Gestalt unseres Pluviale und besitzt demnach, wenn ausgebreitet, wie dieses annähernd Halbkreisform. Es unterscheidet sich von ihm nur durch den Mangel der unserem Rauchmantel eigenen breiten Besätze der Vorderseite und das Fehlen des Schildes. Statt des letzteren

hat aber das Gewand auf dem Rücken ein gleichbalkiges Kreuz von ca. 30 cm Höhe und Breite. Es wird möglichst aus Seide oder Sammt gemacht. Weiß ist seine gewöhnlichste Farbe, doch kann es auch jede andere haben, schwarz allein ausgenommen. Es ist für uns Abendländer einigermaßen befremdend, wenn man zum erstenmal den armenischen Priester in einer Art von Pluviale die Messe feiern sieht.

Die liturgische Kopfbedeckung des Priesters, saghavart, ist von dem gleichnamigen Ornatstück der Diakonen nicht verschieden.

Die Sakralkleidung der armenischen Bischöfe zeichnet sich vor der priesterlichen Gewandung durch die beiden konker und emiforon genannten Ornatstücke aus. Ersteres entspricht dem Epigonation, letzteres dem bischöflichen Omophorion der Griechen. Nach Form und Ausstattung, Stoff und Anlegungsweise seinem Gegenstück im griechischen Ritus völlig gleich, bedarf weder das eine noch das andere einer weiteren Beschreibung.

Als Kopfschmuck tragen die Bischöfe statt des priesterlichen Saghavart die römische, zweigehörnte Mitra.

Was die liturgische Kleidung des syrischen Ritus anlangt, so hat man zwischen der Sakralgewandung der Jakobiten (unierten oder reinen Syrer wie nichtunierten) einerseits und derjenigen der Maroniten andererseits zu unterscheiden.

Vollständig findet sich die syrische Kultkleidung nur noch bei den Jakobiten. Sie besteht beim Lektor in der cuthino, einer bis zu den Füßen reichenden weißlinnenen Tunika. Beim Subdiakonen und Diakonen kommt zur cuthino die Stola, uroro, das Orarion, hinzu. Sie gleicht der Form und Ausstattung nach der armenischen Diakonalstola und wird von den Diakonen nach Art des griechischen, von den Subdiakonen aber nach Weise des bulgarischen Orarion getragen, nur daß sie bei letzteren vom Rücken statt unter dem rechten Arm her über die rechte Schulter zur linken Schulter zurückgeleitet wird. Es verdient besondere Beachtung, daß nach syrischem Ritus auch den Subdiakonen die Stola eignet.

Die liturgische Tracht der Priester setzt sich aus der cuthino, dem uroro, dem vorn mittels einer Schnalle geschlossenen Gürtel, zunoro, den Stauchen, zendo, und dem Mantel, phaino, zusammen. Alle diese Gewänder gleichen indessen so sehr den entsprechenden priesterlichen Ornatstücken des armenischen Ritus, daß ein näheres Eingehen auf dieselben überflüssig ist, und es genügt, die Bestandteile der Sakralgewandung der syrischen Priester angegeben zu haben.

Die syrische Pontifikalkleidung hat vor dem priesterlichen Ornat nur zwei Stücke voraus, den mit einer Parura versehenen Amikt, maznaphto, und das Pallium oder Omophorion, botraschil.

Die maznaphto (Fig. 6 b) unterscheidet sich von dem armenischen Schultertuch sowohl durch die Form des Zierbesatzes als auch die Weise, wie man letzteren um den Hals anzuordnen pflegt. Stellt die Parura am Amikt der Armenier ein Rechteck dar, so hat sie am Schultertuch der syrischen Bischöfe die Gestalt eines Kreisabschnittes, und gleicht sie dort nach dem Anlegen einem Stehkragen, so legt sie sich hier wie ein Umschlagkragen um den Hals. Hervorzuheben ist außerdem, daß das syrische Schultertuch ein spezifisch bischöfliches Gewandstück ist, während das armenische auch den Priestern eignet. Die maznaphto war ursprünglich jedenfalls eine Art von Kopftuch.

Von ungewöhnlicher Form ist das syrische Omophorion (Fig. 4 a). Es besteht nämlich aus einem ca. 2,50 m langen und ca. 30 cm breiten mit Kreuzen besetzten Streifen, welcher in der Mitte mit einem Ausschnitt zum Durchlassen des Kopfes versehen ist und so übergeworfen wird, daß die eine Hälfte über die Brust, die andere über den Rücken herabhängt. Es hat also mit einem doppelten griechischen Epitrachelion oder einem Skapulier große Ähnlichkeit.

Entstanden ist die jetzige Form des syrischen Omophorion offenbar durch Verbildung. Noch immer erinnert das Ornatstück in seinen Hauptlinien an die Weise, wie man es einst, da es noch ein Streifen war, um die Schultern schlang. Im übrigen ist die Veränderung, welche mit dem Omophorion bei den Syrern im Laufe der Zeit vor sich ging, kaum minder bedeutend als die Verkümmerung, welche mit dem lateinischen Pallium sich vollzogen hat.

Der syrische Patriarch ist durch eine Mitra ausgezeichnet, welche mit dem pontifikalen Kopfschmuck des griechischen Ritus Ähnlichkeit hat. Die Bischöfe der sogen. reinen Syrer bedienen sich der römischen Mitra.

Die Maroniten haben sich in Bezug auf die liturgische Tracht in einem Maße den Gepflogenheiten der Lateiner angeschlossen, daß die priesterliche und bischöfliche Kleidung bei ihnen fast ganz mit der im Abendland gebräuchlichen Sakralkleidung der Priester und Bischöfe übereinstimmt. Hat man doch selbst die Pontifikalhandschuhe und die Pontifikalsandalen, ja, was noch auffälliger ist, die römische Kasel angenommen. Beibehalten haben die Maroniten von den Bestandteilen der syrischen Priesterkleidung

den mit der Parura versehenen Amikt und die Stauchen. Den Phaino, den liturgischen Mantel, pflegen nur noch die Bischöfe und auch diese bloß bis zum Kanon der Messe zu tragen, vor welchem sie ihn mit der lateinischen Kasel vertauschen.

Was die Gewandung der Ministri anlangt, so haben die Maroniten wenigstens insoweit am alten syrischen Brauch festgehalten, als sich bei ihnen nicht bloß die Diakonen, sondern auch die Subdiakonen des Orarion bedienen.

Hinsichtlich der liturgischen Gewandung des chaldäischen Ritus, dem die sogen. chaldäischen Christen, d. i. die bekehrten Nestorianer, die häretischen Nestorianer und die indischen Thomaschristen, anhangen, können wir uns kurz fassen. Da dieselbe nämlich der syrischen Kultkleidung sehr nahe verwandt ist, genügt es, die Punkte zu vermerken, in welchen sie von derselben abweicht. Es sind folgende:

1. Nach chaldäischem Brauch schlingt der Subdiakon das Orarion so um den Hals, daß sich die Enden auf der rechten Schulter kreuzen und dann von derselben nach vorn bezw. nach hinten hinabfallen (Fig. 2 c), die Priester aber tragen gerade, wie es der abendländische Brauch will, die Stola über der Brust gekreuzt.

2. Ein liturgischer Amikt ist weder bei den katholischen Chaldäern noch bei irgend einem Zweige der Nestorianer in Gebrauch.

3. Ebensowenig findet sich hier wie dort das bischöfliche Omophorion. Nicht einmal die Patriarchen tragen ein solches; doch bedient sich der Patriarch der unierten Chaldäer des lateinischen Palliums, das ihm von Rom als Zeichen der ihm übertragenen Würde und Patriarchalgewalt verliehen wird.

4. Die Bischöfe der häretischen Nestorianer haben auf dem Kopfe die biruna, eine Art von Kapuze oder Kopftuch; dagegen schmücken sich die Bischöfe der katholischen Chaldäer mit der abendländischen Mitra, und zwar, was höchst auffallend ist, mit einer Mitra von der Form, welche dieselbe beim Ausgang des Mittelalters hatte (Fig. 4 e).

Endlich gehört bei den indischen Thomaschristen zur liturgischen Gewandung der Priester und Bischöfe eine Fußbekleidung, eine einzig dastehende Erscheinung in der ganzen Kirche des Ostens, da wir ja von der durchaus römischen Pontifikalbeschuhung der maronitischen und unierten koptischen Bischöfe hier absehen müssen. Allerdings tragen auch in den andern Riten, mit Ausnahme des koptischen, Priester und Bischöfe Schuhe,

wenn sie die heiligen Geheimnisse feiern, nur haben dieselben keinen sakralen Charakter. Es ist die Alltagsfußbekleidung, welche man am Altare trägt. Bei den indischen Thomaschristen legt dagegen der Liturg vor der Messe unter einem besondern Gebete mit den übrigen Gewändern auch Schuhe an.

Es erübrigt noch die Beschreibung der Kultkleidung des koptischen Ritus, d. i. des Ritus der Kopten Ägyptens, sowie der Abessinier. Wir verdanken genaue Angaben über dieselbe vornehmlich den Mitteilungen, welche uns der koptische Bischof von Minieh, Mons. Maximos Sedfaui, durch die Vermittlung des P. Thoma S. J. zu Alexandrien gütigst hat zukommen lassen.

Hiernach ist die liturgische Gewandung bei den Kopten folgende: Die Lektoren tragen eine Tunika, tunia oder camis, die Subdiakonen und Diakonen Tunika und Stola, orarion oder patraschil. Die Priester der schismatischen Kopten bekleiden sich mit Tunika, Stola, Gürtel, zonnar, zunnarion, Stauchen, kimam, dem liturgischen Obergewand, burnos, felonion, kuklion, und der Kopfhülle, ballin, schamla. Die Priester der unierten Kopten bedienen sich nicht des ballin, dagegen legen sie, ehe sie die Tunika anziehen, ein Schultertuch an. Der besondern bischöflichen Gewänder giebt es bei den katholischen Kopten vier, die dem römischen Ritus entnommenen Pontifikalsandalen und pontifikalen Handschuhe, das Omophorion, apostolicon genannt, und die bischöfliche Kopfbedeckung. Die Schismatiker kennen mit Ausnahme der Mitra des Patriarchen kein spezifisch bischöfliches Ornatstück. Das Epigonation ist weder bei den unierten noch bei den nichtunierten Kopten gebräuchlich.

Die Tunika der Priester und Bischöfe gleicht der lateinischen Albe. Sie muß von weißer Farbe und der Regel nach aus Linnen angefertigt sein. Über Farbe und Stoff der Tunika, welcher sich die übrigen Kleriker, die Diakonen eingerechnet, bedienen, besteht keine Vorschrift. Bei den schismatischen Kopten hat das Gewand eine eigenartige Verzierung. Man pflegt nämlich auf seiner Rückseite ein Kreuz, auf der Vorderseite das Bild der Gottesmutter mit dem Jesuskind und auf den Ärmeln den hl. Georg und den hl. Michael, bezw. zwei Cherubim anzubringen. Im letzteren Falle bleibt die Darstellung des hl. Michael aus, der von den Kopten hochverehrte hl. Georg aber kommt unter das Bild Marias zu stehen.

Die Stola der Priester und Bischöfe ist der armenischen Priesterstola gleich. Sie ist auch wie diese bei den katholischen Kopten mit drei oder

mehreren Kreuzen besetzt, von denen sich eines oberhalb, die andern unterhalb des Kopfdurchlasses befinden. Bei den Schismatikern wird sie dagegen allgemein mit den bildlichen Darstellungen der Apostel geschmückt.

Die Stola der Diakonen und Subdiakonen ist ein 8—10 cm breiter und 3—4 m langer Streifen, welcher mit fünf oder sieben kleinen Kreuzen verziert sein soll. Die Diakonen schlingen sie schärpenartig um die Brust, die Subdiakonen tragen sie dagegen in derselben Weise, in welcher die griechischen Subdiakonen ihren Gürtel und die griechischen Diakonen bei der Kommunion ihr Orarion anlegen, nur daß die Stola der koptischen Subdiakonen regelmäßig auch auf der Brust gekreuzt wird.

Gürtel und Stauchen des koptischen Ritus bieten nichts Auffälliges. Nur sei bemerkt, daß die kimam der Bischöfe statt mit einem Kreuze mit Bildwerk versehen sind, welches als Schmuck der liturgischen Gewänder bei den Kopten mehr als bei irgend einem andern Ritus beliebt ist.

Das liturgische Obergewand ist ein Mantel derselben Beschaffenheit, wie wir ihn bei den Armeniern, Syrern und Chaldäern antrafen.

Ein eigentümliches Gewand ist dagegen das ballin genannte Ornatstück der schismatischen Kopten. Es ist ein mit Kreuzen oder auch wohl Inschriften verziertes Band von etwa 5,50 m Länge und 40 cm Breite, welches nach Art eines Turbans um den Kopf geschlungen wird. Bei den gewöhnlichen Priestern besteht es aus weißem Linnen, bei den Bischöfen aus farbiger Seide. Erstere tragen es zudem in der Weise, daß sich eines seiner Enden unter dem Kinn her bis hinauf zum Scheitel zieht, das andere auf den Rücken hinabfällt. Die Bischöfe lassen dagegen die Enden zunächst über der Brust sich kreuzen, ziehen sie dann unter den Armen nach hinten und werfen sie von hier über Kreuz wieder nach vorn, um sie dort mit Hilfe des Gürtels zu befestigen. So schildert wenigstens Neale in seiner Schrift Coptic churches die Anlegung des Ornatstückes seitens der Priester und Bischöfe, während unser Gewährsmann keinen Unterschied zwischen dem priesterlichen und bischöflichen ballin zu kennen scheint.

Der Amikt der katholischen Kopten gleicht in seiner jetzigen Gestalt dem abendländischen Schultertuch, wie er denn auch wie dieses unter der Tunika getragen wird. Ehedem bedeckte er auch den Kopf und ließ man ihn nur während des Evangeliums und des Kanons herab. Der Teil, welcher den Kopf einhüllte, war mit Silber- und Goldstickereien reich geschmückt.

Die pontifikalen Schuhe und Handschuhe der unierten Kopten sind dem römischen Brauch entnommen. Der Ritus der schismatischen Kopten kennt so wenig eine liturgische Fußbekleidung, daß es bei ihnen unstatthaft ist, anders als in bloßen Füßen oder höchstens mit Sandalen im engsten Sinne des Wortes das heilige Opfer zu feiern.

Die Kopfbedeckung der katholisch-koptischen Bischöfe bei der Messe besteht in einem schwarzen Hut, callussa, der mit langem, schwarzem Schleier, lattia, bedeckt ist. Sie tragen dieselbe während der ganzen heiligen Handlung, das Evangelium und den Kanon ausgenommen. Callussa und lattia stammen zweifelsohne von den Griechen, wo sie unter den Namen *καμηλαύχιον* und *ἐξωκαμελαύχιον* die außerliturgische Kopfbedeckung der Bischöfe und Prälaten bilden. Statt der callussa bedienen sich die Bischöfe der katholischen Kopten übrigens auch der modernen römischen Mitra.

Stellen wir nun einen Vergleich zwischen der liturgischen Kleidung der verschiedenen Riten an, so ergiebt sich folgendes:

In allen Riten tragen die Lektoren nur eine Tunika. Die Subdiakonen tragen außer der Tunika einen Gürtel bei den Griechen, den Manipel bezw. Epimanikien bei den Armeniern, eine Stola bei den Syrern, Chaldäern und Kopten. Die Diakonen sind nach allen Riten mit Tunika und Orarion ausgestattet; eines Amiktes bedienen sie sich bei den unierten Ruthenen, der Epimanikien in allen Zweigen des griechischen Ritus, einer liturgischen Kopfbedeckung in einzelnen Fällen bei den Armeniern. Die wenigste Verschiedenheit offenbart sich hinsichtlich der priesterlichen Gewandung. Sie besteht bei allen Orientalen aus Tunika, Stola, Gürtel und Epimanikien. Einen Amikt tragen die ruthenischen und andere griechisch-unierte, die armenischen und die koptischen, einen sakralen Kopfschmuck die armenischen und koptischen Priester. Das Obergewand ist zweifacher Art, entweder ein vorn geschlossener oder ein vorn geöffneter Mantel. Ersterer eignet dem griechischen, letzterer allen übrigen Riten.

Ein erheblicher Unterschied besteht zwischen den spezifisch pontifikalen Gewandstücken der verschiedenen orientalischen Riten. Das Epigonation kennen nur Griechen und Armenier, das Omophorion Griechen, Armenier, Syrer und die katholischen Kopten. Eine Mitra in abendländischer Form begegnet uns im armenischen Ritus sowie bei den unierten Kopten, Syrern und Chaldäern, eine sonstige Kopfbedeckung, sei es in Gestalt einer Krone,

eines Hutes, Turbans oder Schleiers, bei den Griechen, schismatischen Chaldäern und Kopten. Der Sakkos ist nur dem griechischen Ritus eigen.

Der Vergleich zeigt ein Doppeltes.

Erstens läßt sich eine wesentliche Übereinstimmung zwischen der Sakralgewandung der verschiedenen orientalischen Riten nicht verkennen. Die Hauptstücke derselben sind überall die nämlichen, wenn sie auch in Bezug auf die Ausstattung und die Tragweise im einzelnen voneinander abweichen. Es erhellt daraus, daß die Sakraltracht der Riten des Ostens einen gemeinsamen Ursprung und Ausgang haben muß, der angesichts des zwischen den einzelnen Riten bestehenden Gegensatzes unzweifelhaft in eine Zeit hinaufreicht, da die Ostkirche noch nicht in Sekten zerklüftet war.

Auf der andern Seite ergiebt sich aber aus dem Vergleiche auch, daß die Kultgewandung bei den einzelnen Riten ihre eigene Entwicklung durchgemacht hat. Es fehlt ja nicht an mancherlei Unterschieden. Es sind weder alle Gewänder in allen Kirchen des Ostens Brauch, noch stimmen sie in Bezug auf die Beschaffenheit und die Weise, wie sie angelegt werden, überein. Indessen ist auch das durchaus erklärlich. Bei dem selbständigen Charakter der orientalischen Kirchengemeinschaften konnte ebensowenig wie in Bezug auf den Ritus hinsichtlich der Kulttracht eine selbständige Fortentwicklung und Ausbildung ausbleiben.

Der Vollständigkeit halber müssen wir dem Gesagten noch einige Worte über Stoff und Farbe der liturgischen Kleider des Ostens, ihren Gebrauch und ihre mystische Bedeutung anfügen.

Da vom Material und der Farbe der Sakralgewandung bereits an einzelnen Stellen gelegentlich die Rede war, so können wir uns hier auf einige allgemeine Bemerkungen betreffs derselben beschränken.

Was also ihren Stoff anlangt, so giebt es darüber keine bestimmte Regeln. Höchstens will der Gebrauch einiger Riten, wie der Kopten, Armenier und Nestorianer, daß die Tunika der Priester und Bischöfe aus Linnen gemacht werde. Im übrigen ist zur Herstellung des Sakralornates jeder angemessene Stoff zulässig, wenngleich für Stola, Gürtel, Epimanikien, Epigonation, Mantel und namentlich das Omophorion Seide bevorzugt wird.

Einen liturgischen Farbenkanon im abendländischen Sinne giebt es im Osten nur bei den galizischen Ruthenen, doch ist derselbe auch hier sehr jungen Ursprungs. Denn seine endgültige Feststellung und verpflichtende Kraft erhielt er erst auf der Provinzialsynode zu Lemberg vom Jahre 1891. Er entstand unter dem Einfluß des römischen Ritus.

Im übrigen giebt es im griechischen Ritus nur zwei liturgische Farben, weiß und rot. Rot wird bei den Trauergottesdiensten und in der Passionszeit gebraucht. Im übrigen sollten an sich nur weiße Gewänder bei den liturgischen Funktionen zur Verwendung kommen — an sich, denn praktisch gilt als weiß auch grün, blau, gelb u. s. w. Selbst bezüglich des Rot hält man sich nicht mehr streng an der Regel, indem man statt roter, namentlich da, wo eine nähere Berührung zwischen dem griechischen und lateinischen Ritus statthat, sich auch wohl violetter oder schwarzer Gewänder bedient.

In den übrigen orientalischen Riten giebt es keine liturgische Farbe, welche irgendwie sich nach der Festzeit richtete. Es giebt nicht einmal, wie es sich damit früher auch immer verhalten haben mag, eine liturgische Farbe im weiteren Sinne, d. h. eine bei der Abhaltung des Gottesdienstes zu verwendende Farbe. Man nimmt vielmehr eine Farbe, wie man sie eben hat, ausgenommen etwa schwarz, wofern nicht der Einfluß des römischen Gebrauches bei den unierten Orientalen auch diese in Aufnahme gebracht hat, wie z. B. bei den katholischen Kopten.

Übrigens ist es in allen orientalischen Riten Brauch, Stola, Gürtel, Epigonation, Epimanikien und Mantel möglichst in der Farbe übereinstimmen zu lassen, wie ja auch im römischen Ritus Stola, Manipel und Kasel von derselben Farbe sein sollen.

Die Diakonen pflegen bei den Syrern und Chaldäern stets in Weiß gekleidet zu sein.

Was den Gebrauch der liturgischen Kleidung anlangt, so sind ihrer Verwendung in den Kirchen des Orients weniger enge Grenzen gezogen wie im lateinischen Ritus, wenngleich sie auch dort in erster Linie Meßgewandung ist. Der Priester trägt nämlich dieselben Kleider, welche er am Altare braucht, auch bei sonstigen feierlichen Handlungen, z. B. bei der Vornahme einer Tauffeierlichkeit oder einer Trauung. Prozessionen und Andachten im abendländischen Sinne sind den Riten des Ostens fremd. Wo sie aber bei unierten Orientalen in Übung gekommen sind, pflegen sich bei ihnen die Geistlichen auch wohl der Meßkleidung zu bedienen.

Das liturgische Gewandstück im eigentlichen Sinne des Wortes ist bei den Orientalen, Unierten wie Schismatikern, gerade wie im Abendlande die Stola. Kein gottesdienstlicher Akt darf ohne sie vorgenommen, kein Sakrament ohne sie gespendet werden. Ist die Funktion aber etwas feierlicherer Art, so bedient sich der Priester außer der Stola auch wohl

noch des liturgischen Mantels und der Stauchen oder, wie bei den Syrern, der Tunika samt Gürtel und Stola.

Eine mystische Deutung haben die liturgischen Gewänder nicht bloß im Abendland, sondern auch in der Ostkirche gefunden. Ja wir begegnen hier sogar schon um den Beginn des 5. Jahrhunderts einer symbolischen Erklärung des Omophorion und Orarion. Um indessen nicht weitläufig zu werden, begnügen wir uns damit, auf die Symbolik, welche man im Osten mit den einzelnen Kultkleidern verknüpft, nur insoweit einzugehen, als sie in den Gebeten zum Ausdruck kommt, welche beim Ankleiden gesprochen werden.

Derartige Gebete sind in allen Riten mit Ausnahme des koptischen üblich; bei den Kopten müssen nämlich, während sich der Priester zur Messe rüstet, Ps. 29 und 92 rezitiert werden. Die Gebete des armenischen Ritus stimmen mit denjenigen, welche sich in manchen mittelalterlichen Missalien des Abendlandes finden, so sehr überein, daß es kaum zweifelhaft sein kann, sie seien mit so manchem andern im 14. Jahrhundert aus dem lateinischen Brauch herübergenommen worden. Ferner stehen dagegen in den abendländischen Meßbüchern die Ankleidegebete des griechischen, syrischen und chaldäischen Ritus. Freilich fehlt es auch hier nicht an Anklängen an die Gebete des mittelalterlichen römischen Ritus; doch erklärt sich das leicht durch den Umstand, daß die Symbolik, welche in den Gebeten ihren Ausdruck findet, durch Zweck und Beschaffenheit des Gewandes nahegelegt wird.

Die Tunika gilt in den Ankleidegebeten als Sinnbild der Unsterblichkeit, der geistlichen Freude, welche den Priester beseelen soll, und des Gnadenheiles, mit dem ihn der Herr bekleidet hat. Die Stola erscheint als Symbol des göttlichen Gnadensegens, der sich über den Priester ergießt, der Gnadenkraft, mit welcher der Herr seinen Streiter zum geistlichen Kampfe stärkt, und des mystischen Schwertes, welches Gott seinem Diener anschirren solle. Ähnlich derjenigen der Stola ist die Bedeutung, welche man in den Ankleidegebeten mit dem Gürtel verbindet. Bald gilt auch er als Bild der göttlichen Gnadenkraft, wie bei den Griechen und Syrern, bald als geistliches Wehrgehäng, wie bei den Chaldäern. Die Armenier schauen in ihm den Gürtel des Glaubens, mit dem Gott des Priesters Herz und Sinn umschlingen möge. Die liturgischen Stauchen betrachtet der Grieche als Symbol der Kraft des Allerhöchsten, der voll Macht seine Feinde zerschmettert und mit seiner Hände Allgewalt alles

geschaffen hat, während der Chaldäer und Syrer, am Bilde des geistlichen Streites festhaltend, beim Anlegen der Ärmelhalter um Kraft für den Arm und um den Beistand der Rechten des Allerhöchsten flehen. Der Armenier aber spricht, wenn er die Epimanikien anzieht, fast wörtlich das Gebet, welches nach römischem Ritus wie im Mittelalter so noch jetzt der Priester beim Händewaschen verrichtet: „Gieb Kraft meiner Hand und wasch ab all meinen Schmutz, damit ich makellosen Herzens und Leibes dir zu dienen vermöge." Das Epigonation bedeutet das geistliche Schwert des Bischofs; die Mitra ist nach armenischer Auffassung der Helm des Heiles, welchen der Herr dem Priester zum Kampfe gegen den Höllenfeind aufsetzt. Im Mantel endlich sehen alle Riten das Sinnbild der Gerechtigkeit und Heiligkeit, welche den Stellvertreter des Allerhöchsten bei seinen heiligen Funktionen zieren muß.

Damit wäre also das Bild der orientalischen Kulttracht gezeichnet. Wer es betrachtet, dem muß die Übereinstimmung auffallen, die bei allen Verschiedenheiten im wesentlichen zwischen ihr einerseits und der abendländischen Sakralgewandung anderseits besteht. Auch hier giebt es Tunika, Cingulum, Stola und liturgischen Mantel. Desgleichen ist wie im Osten so auch im Westen die Stola das liturgische Gewandstück in vorzüglichem Sinne, die sakrale Insignie. Nicht minder ist die liturgische Tracht der einzelnen Ordines, von den Minoristen angefangen bis zu den Bischöfen, in ihren Hauptbestandteilen hüben wie drüben durchaus gleichartig. Dabei ist bemerkenswert, daß diejenigen Gewandstücke, welche sich gleicherweise im Orient wie im Occident finden, eben jene sind, welche wir am weitesten hinauf in der Vergangenheit verfolgen können. Alles das ist offenbar nicht zufällig. Vielmehr muß zwischen der Sakraltracht des Ostens und derjenigen des Abendlandes in ähnlicher Weise ein innerer Zusammenhang und eine Verwandtschaft bestehen, wie zwischen der Kultgewandung der einzelnen orientalischen Riten untereinander. Es ist das eine Wahrnehmung, welche unzweifelhaft für die Geschichte der liturgischen Kleidung von größter Wichtigkeit ist. Man würde sicher zu weit gehen, wollte man behaupten, daß sich die Entwicklung der abendländischen Sakralgewänder ohne ein Eingehen auf die Ausbildung der Kultkleidung des Ostens nicht verstehen ließe und darum die eine ohne die andere nicht behandelt werden könne. Das aber leuchtet angesichts des inneren Zusammenhanges zwischen der Sakraltracht der Ost- und Westkirche ein, daß eine Betrachtung des allmählichen Werdens der einen manches Licht auf die Ausbildung der andern

wirkt und umgekehrt, und so die Geschichte der einen eine wertvolle Ergänzung derjenigen der andern bildet.

Übrigens drängt sich dem Geiste angesichts der wesentlichen Einheit der sakralen Kleidung der Ost- und Westkirche unwillkürlich noch eine andere Erwägung auf. Man gedenkt der Zeit, da der Orient und Occident noch eins waren im Glauben und der Liebe und zusammen der einen Herde Christi angehörten. Sie ist schon lange gewesen; möge der Augenblick nicht mehr fern sein, wo wieder ein Hirt und eine Herde sein wird!

Joseph Braun S. J.

Diebolds Oratorium „Bonifatius“[1].

Dies neueste und größte Werk des Komponisten bedarf eigentlich eines Lobes von unserer Seite nicht. Es lobt sich selbst und hat bereits die gebührende Anerkennung dieses Lobes gefunden. Dessenungeachtet glauben wir, unsern Lesern dasselbe in einer etwas eingehenderen Besprechung vorführen zu dürfen. Reiht sich doch Diebolds Werk würdig an die Werke Tinels, und ist auch ein Einfluß des „Franziskus“ dieses Komponisten auf die künstlerische Conception desselben kaum zu verkennen. Dazu kommt, daß der zur Dichtung gewählte Stoff der Legende des Apostels von Deutschland zum vornherein sympathisch berühren muß. Dem Leser möchte es indessen angenehm sein, zunächst einige, wenn auch spärliche Notizen über den Meister selbst zu empfangen. Chorregent und königlicher Musikdirektor Joh. Diebold stammt aus dem Ländchen Hohenzollern-Hechingen, wo er in Schlatt bei Hechingen 1842 geboren wurde. Für seine frühzeitige, tüchtige musikalische Ausbildung lagen schon die heimatlichen Verhältnisse günstig, mehr Nutzen noch brachte ihm zweifellos der Einfluß Töplers im Lehrerseminar zu Brühl, wohin er mit 16 Jahren kam. Nach ein paar Jahren praktischen Schuldienstes wurde Diebold von Johann Schweitzer an die Kirchenmusikschule zu Freiburg im Breisgau berufen und zugleich als Chorregent an der dortigen St. Martinskirche angestellt. Diese Stellung behielt er auch bei, als an ihn wiederholte Rufe in andere ehrenvolle Stellungen ergingen. Als Kirchenmusiker

---

[1] Legende des hl. Bonifatius. Dichtung von August Ganther, für Soli, Chor und Orchester in Musik gesetzt von Joh. Diebold. Op. 75. Stuttgart, Luckhardts Musik-Verlag, 1899.

wirkte er nicht nur durch die trefflichen Leistungen seines Chores, sondern auch durch eine ansehnliche Anzahl von geschätzten kirchlichen Kompositionen, Messen, Motetten u. s. w. Von weltlichen, d. h. nicht für die Kirche bestimmten Kompositionen zählt das „Lied im höheren Chor“ zu den bedeutendsten Leistungen der modernen Psalmenkomposition. Allerliebst und stimmungsvoll ist auch „Glöckleins letzter Abendklang“. Mit dem „Bonifatius“ betritt der Komponist unseres Wissens zum erstenmal den Boden des musikalischen Schaffens im größten Stil, das den ganzen Apparat, der heutzutage dem Tönemeister sich präsentiert, mobil macht. Dabei ist schon mancher mehr oder minder gestrauchelt, aber Herr Diebold kennt sich in der Sache bereits so gut aus, daß er die Geister, die er rief, auch beherrscht und nach Wissen und Willen zu bannen vermag. Er wühlt nicht im bunten Farbentopf mit Lieb' und Lust herum, sondern mit der Berechnung eines Meisters, und dies bewundern wir vorab an ihm. Das ist wirkliche, formelle Kunst. Der Mann weiß, was er will, und kann, was er will. Das macht seinen „Bonifatius“ zum Kunstwerke im guten und besten Sinne des Wortes — ohne Secession.

Dazu hat ihm auch der „Wortdichter“ ein reifes, bildungsfähiges Substrat geliefert. Er hat seinen Musiker verstanden, und das ist die Hauptsache; herumzunörgeln an einigen minder fließenden Versen, ist Sache einer Kritik, die stets das Ganze über dem Teilchen vergißt. Die Legende des hl. Bonifatius bietet wahrlich keinen kargen Stoff, und Herr Diebold ist gewiß auch nicht der Mann, der glaubt, man könne alles, was geschrieben ist, in Musik setzen; so war es an dem Dichter, aus dem vorliegenden Materiale die günstigsten, bildungs- und wirkungsfähigsten Partien auszuwählen. Das ist mit viel Geschick geschehen. Wieweit der Musiker den Dichter dabei beeinflußte, wissen wir nicht. Er hat jedenfalls einen guten Text vor sich gehabt. Die Anlage ist im großen Ganzen eine dramatische, jedoch nicht in dem Grade, daß das Werk als Ganzes bühnenfähig würde. Zur Verbindung und Erklärung der dramatischen Momente dienen „erzählende“, also epische Einschiebsel, die sozusagen die Wandlung der Scene vermitteln. Das Ganze gliedert sich in drei größere Handlungen, als deren Hauptpersonen Bonifatius (Bariton), die Königin und eine Seherin (Sopran) erscheinen, wozu noch die Solopartie des Erzählers (Tenor) kommt. Das Chorelement ist reichlich vorhanden; es giebt Chöre des Jagdgefolges der Königin, der Mönche; Chöre des Kattenvolkes und der Gefährten des Bonifatius; endlich Chöre der Friesen, wieder der Gefährten des Bonifatius und von Pilgern und Pilgerinnen.

Der erste Teil, als dessen Scene „Wald und Kloster in Südengland“ angegeben wird, hat zum Inhalt „Versuchung, Entschluß und Auszug“ des Apostels. Einer geschichtlich allerdings nicht verbürgten Legende zufolge hätte die Familie des hl. Bonifatius königlichem Geschlechte angehört und war seine Schwester Wunna an einen angelsächsischen König verheiratet. Es soll dies der hl. Richard gewesen sein. In unserer Dichtung ist es der westsächsische König Ina, der thatsächlich mit Bonifatius in Berührung kam und ihn um das Jahr 710 mit einer wichtigen Sendung an den Erzbischof Berctwald von Canterbury betraut

hat. Die königliche Schwester gelangt nun auf einer ihrer Jagden in die Nähe des Klosters ihres frommen Bruders und trifft da mit ihm zusammen. Sie sucht ihn zu bestimmen, die Zelle zu verlassen und mit ihr in die freie, fröhliche Welt zurückzuziehen. Das ist die Scene der Versuchung. Ein feierlich beginnendes Vorspiel in c-moll eröffnet diesen Teil und das ganze Werk. Sein fugierter Mittelsatz in f-moll zeigt schon genügend den Meister in gebundener Form. Zurückgeführt in die erste Tonart, nimmt es den ersten Satz wieder auf, spinnt ihn aber breiter aus und leitet zuletzt mit geschicktem Griff zur Jagdscene über, welche durch Hörnerklang in verständlicher Weise eröffnet und im flotten Chor der Jäger und Jägerinnen, mit dem sich die Weisen der birschenden Fürstin verweben, vorgeführt wird. Nun greift zum erstenmal „der Erzähler" ein. Solche Partien lassen sich bei einer größeren Dichtung von der Art des „Bonifatius" nicht oder nur auf Kosten der leichteren Verständlichkeit des gesamten Ideenganges vermeiden. Die Musik allein würde bei ihrer Unfähigkeit, konkret zu schildern, entweder unklar bleiben oder in unkünstlerische Spielereien und Derbheiten verfallen. Sie kann also das bestimmende Wort nicht entbehren. Wie aber soll sie es an solchen Stellen musikalisch einkleiden? Das eigentliche, schon geschichtlich nächstgebotene Kunstmittel ist, wie sein Name sagt, das Recitativ, besonders in seiner größeren Form und reicheren Ausgestaltung, wo auch dem Orchester Spielraum zur Entfaltung seiner Effekte geboten ist. Es läßt sich aber nicht leugnen, daß bei öfterer Wiederholung solcher Partien, wie sie ein größeres Werk unumgänglich mit sich bringen muß, der Eindruck der Eintönigkeit entstehen kann, vorab im größeren Teile des Publikums, der nicht das geübte Ohr des Fachmusikers besitzt, um den feineren Wechsel in melodischer Phrasierung, in Harmonie und Klangeffekten rasch herauszuempfinden. Es bietet sich nun dieser Sachlage gegenüber ein doppelter Ausweg. Man könnte bei Anlage solcher Werke einfach die Deklamation heranziehen. Tritt doch in ihnen auch die Musik selbst für sich allein auf, warum sollte dies nicht ebenso dem Worte zugestanden werden können? Man darf hier nicht an das ähnliche, die Einheit bisweilen störende Element in der Spieloper erinnern. Dort spricht und singt dieselbe handelnde Person, während in unserem Falle der „Erzähler" außerhalb der dramatisch gehaltenen Partien steht und in diese als solche nicht einzugreifen braucht, wenn es dem Dichter gelingt, die Scenen so in sich abgeschlossen zu behandeln, daß sie aus sich selbst verstanden werden. Ein schroffes, unvermitteltes Einfallen der Musik in die Deklamation wäre allerdings unschön; aber die Musik kann sich auch schön an das gesprochene Wort schmiegen, wie dies melodramatische Partien in den Kunstwerken unserer größten Meister zeigen. Eine zweite Art, das erzählende Moment musikalisch zum Ausdruck zu bringen, ist die im freieren Flusse sich bewegende Melodie, recht verstanden: die endlose Melodie. Daß diese Art melodischer Gestaltung für die Erzählung sich trefflich eignet, wird niemand bezweifeln können, der einmal den „Tannhäuser" seine Romfahrt und den „Schwanenritter" seine Sage vom hl. Gral hat erzählen hören. Aber man darf nicht übersehen, daß in diesen und ähnlichen Fällen eine der scenischen Handlung selbst angehörende Person erzählt. Nicht so gliedert sich der Erzähler in die Gesamtanlage eines

Kunstwerkes ein, wie es der „Bonifatius“ ist. Er bereitet die dramatischen Momente vor, verbindet sie untereinander und vermittelt ihr Verständnis. Er muß darum Erzähler bleiben, auch wenn er das recitierende Moment musikalisch nicht vorkehrt und in mehr gebundener Kantilene sich bewegt. Er muß sich ferner auch in dieser von den in den dramatischen Teilen singenden Personen unterscheiden und abheben. Grenzen zu ziehen, wird Sache des ästhetischen Urteils, des richtigen Geschmackes des Komponisten sein. Wenn nun die Deklamation eines Gedichtes durch den Vortrag des Deklamators mehr Licht und Schatten, mehr Wärme und Leben erhält und der Empfindung und Auffassung des Hörers näher gebracht wird, warum sollte nicht auch der Komponist in der Partie des Erzählers ein solches subjektives Moment einführen dürfen, welches das Erzählte durch das tonliche Element, die melodische Form, dem Hörer gleichsam illustriert? Schließlich geschieht dies auch im größeren Recitativ. Freilich muß auch der Vortrag des Sängers das Seinige thun. Allein dieser kann nur dann Künstlerisches leisten, wenn ihm der Komponist solches bietet. Das hat der Komponist des „Bonifatius“ wirklich gethan. Die Partie des Erzählers gehört zum Besten des ganzen Werkes, wenn auch bisweilen die lyrischen Momente zu sehr hervortreten, wenigstens in formeller Beziehung, z. B. in nicht durch den Inhalt begründeter Wiederholung einzelner Worte, wie an der übrigens außerordentlich schönen Stelle (S. 14 des Klavierauszuges): „Im weichen Moos, beim Felsenquell“, wo die Wiederholung doch nur eintritt, um der „absoluten Musik“ den hübschen melodischen Abschluß zu ermöglichen. Anders liegt die Sache z. B. bei der Stelle (S. 41), wo der Erzähler die Worte wiederholt: „Die singen und schlingen den wonnigsten Tanz.“ Noch mehr S. 76 bei der Stelle: „Sonntag ist's . . .“, wo die in majestätischer Breite sich bewegende Melodie des Erzählers eine prächtige Staffage zur folgenden Scene bildet. Da ist die meditierende Stimmung durch die Wiederholung der Worte passend ausgeprägt.

Der Erzähler, dessen künstlerischer Auffassung wir einige Zeilen widmen zu dürfen glaubten, erzählt nun, daß die Spur des Hirsches, den die birschende Fürstin und ihr Gefolge in wilder Hatz verfolgten, verloren sei, und daß Jäger und Jägerinnen müde rasten im „weichen Moos, beim Felsenquell“, bis „ein Glockenklingen silberhell“ ans Ohr der Lauscher dringt und sie, ihm folgend, aus dem düstern Wald vor die Mauern eines Klosters treten, das die Königin sogleich als jenes erkennt, wo in abgeschiedener Zelle ihr teurer Bruder Winfried wohnt. Damit ist wieder für das dramatische Element Terrain gewonnen, und zwar ein günstiges, das Wort- und Tondichter sich trefflich zu nutze machten. Es ist, wie gesagt, die Scene der Versuchung. Die weltfrohe Schwester sucht den weltverlorenen Bruder zu bestricken, sein „dunkel Mönchsgewand“ abzuwerfen und ihr an den glänzenden Hof ihres königlichen Gemahls zu folgen. Frisch und frei, nicht trüb und schwül, tönen die Weisen der verlockenden fürstlichen Schwester. Ein Mendelssohnscher Zug geht durch ihren Gesang, wenn sie die Lust, zu jagen, schildert: „Die Sonne lacht in goldner Pracht, Der Lenz, der liebe Lenz erwacht, Flieg mit durch Wald und Wind . . .“, und weiter: „Dich zu erlösen hat mich der Lenz gesandt.“ Dagegen klingt's wie ein altes Kirchenlied aus dem Chor der

Streichinstrumente heraus zu des Mönches Antwort: „Erlösen kann mich einer nur, der König höchster Ehren.“ Er steht unerschüttert fest in der Treue für den, dem er zugeschworen. Erst als man ihn an den sohnlos trauernden, scheidenden Vater mahnt, scheint es ihm zu viel für seine Kraft; aber der Herr stählt ihn, und dem immer mehr drängenden Chor: „Spreng die Fesseln, mach dich frei!“ antwortet er in heiliger Ruhe: „Grüßt den Vater mir, den greisen, Sagt ihm, Winfrieds Streben sei, Seiner wert sich zu erweisen.“ Zu den letzten Worten mischt die Oboe ihre klagenden Töne in die Klänge des Orchesters, das im raschen, aber nicht grellen Wechsel der Tonart zur Antwort der Königin überleitet: „Freudlose Kunde.“ Das Gefolge fügt bei: „Die magst du selbst bestellen.“ Uns mag dieser schnippische Hofschranzenschluß nicht recht gefallen. Das „Freudlose Kunde“ der enttäuschten königlichen Schwester hätte schon genügt. Die feine Vertonung mit dem signifikanten Vorhalt über dem letzten Worte läßt das Derbe und Herbe der Worte eher stärker denn schwächer empfinden. Selbst der Schwester eigener Abschiedsgruß: „Leb wohl, du Starrer, Felsenfester“, mit der energisch schreitenden Melodie steht noch genügend unter diesem Banne. Sehr würdevoll gehalten ist Winfrieds Abschiedsgruß für die scheidende Schwester, wo der am Schluß der Phrase in der orchestralen Begleitung wieder eintretende Vorhalt ein zutreffendes Seitenstück bildet. So endet die Scene der Versuchung. Die königliche Jägerin hat ein mächtiges Elen erspäht. Ihm nach stürmt sie und ihre kecke Schar, der Winfrieds Blick folgt. Ihrer Rosse „wunderkühner Flug“ gemahnt ihn aber an eine andere „gute Birsch“, die schon der Prophet dereinst geschaut und der manch himmlisch erkorener Jäger sich geweiht hat. Er will Apostel der Heiden werden, „daß auch ihnen Fried' und Freude werde“. Das ist der Entschluß. Auch er soll seine Probe bestehen. Posaunen intonieren im VIII. Psalmenton den Chor der nahenden Mönche, die Winfried verkünden, daß sie ihn eben zu ihrem Abte erkoren hätten. Allein dieser glaubt nicht ihrem, sondern dem Rufe zum Apostolate folgen zu müssen. „Lichtes Bote will ich werden, hoch schwellt die Brust mir kühner Mut. Nicht Winfried will ich fürder heißen, nennt Bonifatius den Mann, der, wie ein Mensch, ein schwacher, kann, der Menschheit Gutes will erweisen.“ [1] Dem Entschlusse folgt die That — der Auszug: „Ich folge meinem innern Drange, zieh' in der Ahnen rauhes Land.“ Die ganze Partie ist prächtig gelungen. Der Aufbau des Ganzen in Dichtung und Musik zeigt das zweckbewußte Arbeiten ihrer Urheber. Der ideale

---

[2] Es ist indessen geschichtlich nicht ausgemacht, ob Bonifatius nicht wirklich Abt von Nhutescelle war, bevor er sich dem Berufe des Glaubensboten weihte. Ebenso sind die Nachrichten über den Ursprung des Namens Bonifatius verschieden. Die Annahme, daß Winfried schon im Kloster Bonifatius genannt worden sei, läßt sich nicht begründen. Weniger zweifelhaft mag die Annahme sein, daß Bonifatius schon vor der am 30. November 722 erfolgten Bischofsweihe diesen Namen getragen habe, bei welcher ihm Gregor II. denselben gegeben haben soll. Der Bericht seines ältesten Biographen kann auch von einer offiziellen päpstlichen Bestätigung verstanden werden.

Schwung in den Melodien des Winfried, die stimmungsvollen Chöre der Mönche, die schließlich vom mächtigen Zuge der Begeisterung ihres erkorenen Abtes mit fortgerissen werden, vereinen sich aufs wirkungsvollste zu einem Gesamteindrucke, den die sorgfältig durchgeführte, in den Klangfarben reich und fein charakterisierte Orchesterbegleitung noch bedeutend steigern muß.

Der zweite Teil der Legende behandelt jene kühne Thatsache aus dem apostolischen Wirken des hl. Bonifatius, welche, wie ein neuerer Biograph desselben sagt, „ringsum und weithin wie stark rollender Donner ihre Wirkungen äußerte"[1] — die Fällung der Donnereiche bei Geismar: Die Göttereiche. — Hain bei Geismar in Hessen. Ein dankbarer Stoff, der vom Dichter wirkungsvoll aufgenommen und in steter Steigerung mit mehr dramatischem Zuge, als er im ersten Teile sich zeigte, ausgeführt wurde. Es mußte für den Musiker helle Lust und Freude sein, diese Dichtung zu vertonen. Mit gedämpftem Hörnerklang, durchzogen von belebten Tonfiguren der Celli und Bratschen, zu denen sich allmählich die Holzinstrumente gesellen, beginnt die kurze Introduktion. Im Anschlusse an sie berichtet der Erzähler, wie am frühesten Morgen in großer Zahl das Kattenvolk beim Götterbaum am grauen Runenstein auf den ersten Strahl der Sonne harrt, deren Aufgang ein Chor verkündet. Zwölf Mägdelein „singen und schlingen den wonnigsten Tanz": „Wodan, Gewaltiger, Herrscher der Welten, wunderwirkender Wandrer du! Sang voll Süße sei dir gesungen, leih dein Ohr uns, Lenker der Schicksals!" Der vom Dichter gewählte und zwanglos gebrauchte Stabreim giebt den Worten einen charakteristischen Anklang. Die Musik ist in ihrer einfachen Stimmführung des Gesanges, den Holzbläser und Violinen schlicht begleiten, während der Baß in markanten Schritten seine Gegenbewegungen ausführt, wirklich naiv reizend. Der Erzähler kündet jetzt das Nahen der Seherin an. Damit beginnt ein Teil des Werkes, der durch seine reichere dramatische Gestaltung hervorragt und in Dichtung und Musik zu den bestgelungenen Partien zu zählen ist. Es ist viel Kunst und richtiges Geschick darin, und mancher Zug stellt sich eigentlich bühnenfähig vor. So die Opferscene der Seherin. Ihre geheimnisthuerischen Sprüche sind meisterhaft vertont und orchestral illustriert. Man nehme gleich den ersten Spruch am Runenstein mit seiner fast monotonen Recitation der Singstimme, die sich eigentümlich abheben muß von den grellen Klängen der Trompeten und den trotzig aufwärts drängenden Bässen. Und wenn das „Hünenweib" erst sein

---

[1] Georg Pfahler, St. Bonifacius und seine Zeit. — Der älteste Biograph des hl. Bonifatius, der ihm zeitgenössische Willibald, erzählt diese merkwürdige Thatsache höchst einfach. Nach ihm unternahm der Heilige diesen entscheidenden Schritt, der selbstverständlich die höchste Gefahr für ihn einschloß, auf den Rat seiner Gläubigen hin. Im Kreise seiner apostolischen Gefährten und umgeben von zahlreichem Heidenvolke, das still grollend den Frevler verwünschte, begann der Heilige den riesigen Stamm zu fällen, der nach wenigen Streichen, durch einen gewaltigen Sturm erschüttert, auf einmal so zusammenbrach, daß er, ohne Zuthun der Gefährten, in vier mächtig große, gleichlange Stämme zerrissen vor den Augen der erschreckten und erstaunten Zuschauer dalag.

tiefstes Herzensgeheimnis verrät, was ihren Groll zum Blutdurst steigert, wenn die Seherin singt: „Eine Eichel fiel schon vom Baume. Einer weilt nicht im Haine, vor dem Kreuze kniet er, ein Knecht“, da verläßt die erheuchelte Ruhe ihren Gesang; er bewegt sich erregt in Oktavensprüngen und läßt bei den Worten: „Träufelnde Tropfen nur trösten Wodan“, etwas wirklich Infernales durchzittern, so daß das „infern.“ über diesen Noten ziemlich überflüssig ist, da jede Sängerin, wenn sie den Namen verdient, diesen Strich selbst finden wird. Vortrefflich ist hier auch die Instrumentation. Wie im Schrecken über das Ungeheuerliche antworten die Streichinstrumente piano in gebrochenen Figuren und steigen die Blasinstrumente gleich heraufbeschworenen Rachegeistern in streng gemessenen Schritten in ihre tiefsten Tiefen hinab. Das ist und das verdient den Namen — Tonmalerei. Das Opfer ist der lauschenden Menge der Heiden genügend bezeichnet. Sie kennen „die Eichel, die schon vom Baume fiel“. Es ist der Erstbekehrte des heiligen Apostels. „Alvold“ — ruft der Chor der Seherin zu — „Alvold, Schlange voll Arglist! Flieget hin, den Verräter zu fahen!“ „Fort stürmen vier Starke zur Hütte am Rain, Bald zerren sie Wodans Opfer zum Stein.“ Eine wohlberechnete Steigerung in der melodischen und harmonischen Bewegung des Solo- und Chorsatzes und der Orchesterbegleitung, dazu feinsinnig angebrachte Kontraste verfehlen ihre Wirkung sicherlich nicht. Wie packend hebt sich von den tief schattierten Accorden des Chores: „Erde trink sein ekles Herzblut“, die in scharfen Zügen gezeichnete Erzählung des Opfermordes und des rettenden Erscheinens des Bonifatius ab! Und wiederum, wie gut verstand es der Komponist, im Gesange des Heiligen das erhabene Machtbewußtsein des Apostels auszudrücken! Stumm steht der Heiden Schar, des Heiligen Mut zähmte ihre Wildheit, doch bald erwacht wieder ihre Wut. „Laut und lauter schwirren die Stimmen durcheinander. Waffen klirren. Ein Schwarm dringt auf ihn ein, dürstend nach Blut.“ Nun tritt der Erzähler zurück bis auf einen kleinen Satz, der zum Verständnis der Handlung nicht einmal notwendig ist. Diese erklärt sich genügend selbst. Die Partie des Erzählers ist übrigens gerade in diesen letzten Momenten musikalisch für den Sänger sehr dankbar gestaltet und bietet ihm reichlich Gelegenheit, seine Kunst des Vortrages und auch seine stimmliche Begabung zu zeigen. Sein letztes Fortissimo „Dürstend nach Blut“ nimmt der Chor con fuoco auf: „Fahr, Frevler du . . . Hainentweiher, hinab zu Hella“ — ein drastischer Schluß, alles im unisono. Aber das „Gellender Ton“ über den Noten will uns nicht gefallen. Ein gellender Ton ist nicht mehr schön, die realistische Tendenz darf nicht bis ans Unschöne streifen. Das richtige Kolorit wird an dieser Stelle übrigens gewiß dadurch erreicht, daß die Holzbläser den Sopran begleiten, die — besonders die Oboen — schon für das gewünschte Timbre eintreten werden. Überraschend wirkt der harmonische Übergang, mit dem die Seherin sich dem mordgierigen Volke entgegenwirft. Von scharf markierten Bässen getragen, ertönt ihr Ruf: „Zurück, ihr Schnellen, zähmt euern Zorn. Schwingt eure Schwerter in kommenden Schlachten“, und, wie um ein neues Geheimnis zu verkünden, plötzlich ins pp übergehend, fährt sie weiter: „Er, der im Wipfel des Wunderbaums wohnt, Walvater, wird ihn mit Wucht zer-

schmettern.“ Hervorgehoben muß die Harmonisierung dieser drastischen Stelle werden. Es sind kühne Griffe, ohne abstoßend zu wirken, da sie bei aller Schärfe ihres Eintrittes doch wieder echt künstlerisch angebahnt sind, z. B. gerade bei den Worten: „Er, der im Wipfel ...“ Ein guter Teil des Effektes gehört dabei sicher auch dem Stabreim, den der Dichter gewandt anwendete, den aber auch die Sängerin mit der ihm eigenen stoßenden Kraft auszubeuten verstehen muß. „Er wird es nicht“, fällt Bonifatius ein, „und daß mein Reden wahr, mein Thun soll es beweisen schlicht und klar.“ So ist rasch der Übergang gewonnen zum Hauptmomente des zweiten Teiles, zur Fällung der Donnereiche. Dichter und Musiker haben durch einen mächtig anwachsenden Aufbau der Handlung diesen Teil zu einer Reihe von eminenten Effekten ausgestaltet, so daß es unmöglich ist, mit dem toten Buchstaben ihn darzustellen.

Nicht so ganz sind wir aber mit der Wahl des Dichters in Bezug auf den Stoff der Handlung einverstanden. Er verläßt den Bericht des ältesten Biographen Willibald, der den raschen Zusammensturz des Riesenbaumes nicht den fortgesetzten Axtschlägen des Bonifatius und seiner Gefährten, sondern den mächtigen Stößen eines wunderbarerweise plötzlich heranbrausenden Sturmwindes zuschreibt, der erst gewaltig den Stamm erschüttert, Krone und Geäste zerbricht und ihn dann niederschmettert [1]. Der Heilige selbst führt nur einige wenige Streiche [2], seine Gefährten aber sind nur staunende Zuschauer der entschlossenen That ihres Meisters [3]. So der zeitgenössische Biograph, der sich durchweg als gut unterrichtet erweist und schon durch die schlichte, knappe Art seiner Erzählung überall den Eindruck eines ruhigen, sachlichen Berichterstatters macht. Abgehend von seinem Berichte, läßt unser Dichter den hl. Bonifatius seine Gefährten auffordern, mit ihm den Baum zu fällen, was unter ihren Gebeten und zugleich unter den Zornesausbrüchen und Verwünschungen der Seherin und des Heidenvolkes geschieht. Wie schon gesagt, ist in Wort und Ton die Ausführung dieses Vorwurfes eine glänzende. Der Abschluß: „er wankt, er stürzt“, mit seinen Trompeten- und Posaunenfanfaren und dem wuchtigen Schlußschlage des Gesamtorchesters muß eine gewaltige Wirkung erzeugen, wenn der Chor auch nur mit gesteigerter, voller Kraft sein unisono: „er stürzt“, heraussingt, ohne es mit dem „heftigen Aufschrei“ zu versuchen. So sehr wir also hier das Geleistete bewundern, so glauben wir doch, daß das Abgehen von der historischen Legende ein minder richtiger und minder glücklicher Griff des Dichters war. Zunächst hat er dadurch den Komponisten um Momente gebracht, wo die Musik so eigentlich angethan ist zu kolossalen Effekten. Man denke nur an den Sturm und das Zusammenbrechen der Göttereiche. Sodann, auch abgesehen von diesem formellen Mangel, hat die Fassung des Dichters noch andere schwache Seiten. Einmal ist es schwer zu verstehen, wie Bonifatius — besonders in der Lage, die der Dichter vorausnimmt, wo nur der Erst- und

---

[1] Confestim immensa roboris moles divino desuper flatu exagitatur et palmitum confracta culmine corruit ...

[2] ad modicum quidem arbore praecisa ...

[3] absque Fratrum labore adstantium.

Einzigbekehrte an des Apostels Seite steht — eine That wagen konnte, die das ganze Volk, verhetzt überdies durch die infernale Seherin, in höchste Wut versetzen mußte. Da wäre ja selbst die Furcht vor der Rache des mächtigen Frankenfürsten, des Beschützers des Bonifatius, momentan wirkungslos gewesen. Nach dem Biographen lag freilich die Sache anders. Bonifatius hat nach ihm consultu atque consilio fidelium die Axt an die Göttereiche gelegt. Er steht nicht so einsam inmitten des fremden, wilden Volkes, wie ihn der Dichter hinstellt. Es ist freilich seine That ein Werk eines erhabenen, unerschütterlichen Mutes — mentis constantia confortatus —, aber auch eines wahrhaft apostolischen Gottvertrauens, das seine himmlische Bestätigung nicht durch das bloße schadlose Gelingen des Wagnisses, sondern durch ein sinnfälliges Eingreifen der göttlichen Macht erhalten sollte. Dies rasch eingreifende übernatürliche Element macht auch begreiflich, warum das umstehende Heidenvolk sich so zurückhielt. Denn kaum daß es sich aus seinem Schrecken und Staunen über das „unerhörte Beginnen“ des Bonifatius wieder erholen mochte, belehrt es der Sturmwind und seine Wirkung, daß dem Wodanverächter wirklich ein Allmächtiger zu Hilfe kam. Nicht minder wird hier die rasche Sinnesänderung des Volkes wahrscheinlicher als durch den bloßen Erweis der Macht- und Thatlosigkeit ihres höchsten Gottes. Also auch der psychologische Vorgang der Bekehrung würde im Anschluß an den Biographen tiefere Begründung gefunden haben.

Die Schilderung dieser Sinnesänderung, die Bekehrung des Volkes schließt den zweiten Teil ab, und zwar in ebenso großartiger Weise. Den letzten wuchtigen Accorden des Orchesters beim Sturz der Eiche folgt zunächst eine Generalpause . . . man muß über das Gehörte ein wenig sich besinnen können. Dann setzt — im klaren E-dur — erst das Cello ein, und sogleich folgt, vom Hörnerklang getragen, der Preisgesang des Bonifatius, in den seine Gefährten einstimmen. Der wieder in rascher, harmonischer Wendung einfallende Chor des Volkes: „Gestürzt die Stolze. Sie ließen's geschehen“, giebt in dem kunstvollen Ineinandergreifen der Stimmen den Ausdruck für das Zagen und Zweifeln der Enttäuschten trefflich wieder, und am Schlusse des ganzen Satzes wird die Frage: „Wär' wirklich ihr Walten nur Traum und Wahn?“ außerordentlich feinsinnig in sich wiederholender Accordfolge zu der dies Hangen und Bangen plastisch ausdrückenden Fermate hingeführt. Ein Ruck der Harmonie, und majestätisch setzt nun Bonifatius ein: „Nur Ein Gott, nur ein einziger ist, Er, der erlöst uns, Jesus Christ.“ Von den Figuren der Streichinstrumente umrankt, welche die Blasinstrumente fest und hell konturieren, singt der Chor kräftig und doch innig sein auch formvollendetes: „O zeig den Starken uns.“ Damit beginnt ein eigentliches Finale für diesen Teil, das sich aus den letzten Warnungen und Verwünschungen der Seherin, der Glaubenspredigt des Apostels und dem Fragen und Flehen des sich bekehrenden Volkes in temperamentvoller Steigerung zusammensetzt und im spannenden Wechsel der Situationen sich aufbaut. Es ist wirklich nicht leicht, aus dem festgefügten Ganzen die lichtvollsten Stellen zu markieren. Jedenfalls gehören dazu der Scheidegruß des Bonifatius für die Seherin, die zu treubleibenden Stämmen ziehen will: „Und ziehst du fort und immer fort, bis an das Ende dieser Erde, Dir folgt

des Heilands siegend Wort", und anbindend daran das „Ein Hirt wird sein und Eine Herde". Ergreifend vertont sind ferner die Worte: „Er, der erduldet Qual und Pein, Er, der am Kreuz für uns gestorben, Er, der uns das ew'ge Heil erworben, Der herrschet auf dem Himmelsthron, Ob Zeit und Raum, der Menschensohn." Gut von guter, ausgiebiger Stimme vorgetragen, muß die Stelle zündend wirken. Hier ist die auch dreimalige Wiederholung des „Der herrschet" ganz am Platze. Ebenso die bei diesen Worten eintretende raschere Bewegung und der mächtige, durch die Harmonisierung auch mächtig gehobene Aufschwung bei „der Menschensohn". Wie um die Anbetung zu deuten, steigen die Schlußaccorde des Orchesters feierlich herab zur Tiefe. Der a capella einsetzende, bald jedoch vom Orchester aufgenommene Chor des Volkes schwört in wachsender Begeisterung Treue dem Kreuzesgott. Vor ihm beugen sie das Knie — „das nie wir beugten" — und flehen: „Sieh uns im Staube hier!" Bei den letzten Worten verstummen die Orchesterklänge wiederum, und der reine Vokalsatz senkt sich im A-dur-Dreiklange zum Schlußaccord herab, auf welchem er „morendo" ausklingt — zum weihevollen Ende des zweiten Teiles.

„Des Lichtbringers Tod" nennt der Dichter den dritten Teil und giebt als Schauplatz der heiligen Katastrophe historisch richtig das „Ufer des Bordnebaches[1] in Friesland" an. Im übrigen hat er die von den Biographen überlieferten Einzelzüge zu einem großen tragischen Gesamtbilde zu gruppieren und nach seinem Zwecke umzugestalten verstanden, und zwar so, daß die heroische Gestalt des Bonifatius die entsprechende zentrale Stellung erhielt. Als dichterische Lizenz gegenüber der Geschichte muß die Einführung der Taufhandlung gelten und ebenso der feindliche Überfall während derselben, da es sich geschichtlich um die Erteilung der Firmung handelte und die Mordscene vor dem Beginn der heiligen Handlung und vor der Zusammenkunft der Firmlinge sich abspielte. Auch war Bonifatius eines der letzten, wenn nicht das allerletzte der Opfer[2]. Eine Erdichtung ist auch die Seherin als Anstifterin der Greuelthat. Wahr ist aber, daß vor allem Beutegier die Mordgesellen antrieb, ebenso, daß sie über die vermeintliche reiche Beute sich entzweiten und ihre noch bluttriefenden Mordwaffen wütend gegeneinander kehrten, so daß in wenigen Augenblicken eine Anzahl aus ihnen tot auf dem Boden lag. Der Komponist leitet auch den dritten Teil mit einem kurzen Vorspiele in C-moll ein. Es beansprucht nicht die volle Kraft des Orchesters — wird aber dennoch zu einem musikalischen Stimmungsbilde edelster

[1] Bei dem Orte, der Dokinga genannt wurde, dem heutigen Dockum. Der Bach schied den Ostar- und Westar-Gau.

[2] Der Heilige hielt nach dem Berichte der Vita S. Bonifacii auctore Ultraiectino, als er den Todesstreich empfing, ein Buch hoch empor, wie dem Biographen eine hochbetagte Greisin erzählte, die Augenzeugin des blutigen Schauspiels war. Der Erschlagenen waren nicht weniger als zweiundfünfzig. Die über ihre gehoffte Beute enttäuschten Mörder zerstreuten die gefundenen Bücher in ihrer Erbitterung überallhin, in Felder und Sümpfe. Dort wurden manche später aufgefunden. Drei derselben kamen nach Fulda; eines war wirklich von einem Schwerthieb getroffen.

Art. Mit leisen Schlägen auf C und G beginnt die Pauke. Die arme Pauke — sie soll nun auch etwas gelten, und zwar nicht wenig. Die ästhetischen Theoretiker stellen sie als noch halbwildes Subjekt streng in den Winkel, die Praktiker aber holen sie wieder hervor, besonders wenn es gilt, durch fest-ernsten Rhythmus — also tragisch — zu wirken. So R. Wagner in der Trauermusik zu Siegfrieds Tod, Tinel im „Leichenzug des hl. Franziskus" und hier Diebold in „Lichtbringers Tod". Die Pauke kann freilich in höchst beschränkten Tongrenzen wirken; aber da zeigt sich eben der schaffende Künstler, der in der Beschränkung sich als Meister zu bewegen versteht und seine dienenden Geister zu Hilfe ruft, wo er ihrer bedarf, wie gerade Herr Diebold. Im siebenten Takte seines Vorspieles kann freilich die Pauke nicht mehr mitthun; aber rasch springt das Fagott ein, und gleich darauf giebt wieder die Pauke ihre rhythmischen Schläge. Das sind eben die Geheimnisse der Tonkunst, die nur der Genius des wahren Künstlers entschleiert und ergründet. An das Vorspiel schließt sich die Erzählung an, welche die Situation des Teiles erklärt. Es ist dies eine der schönsten Stellen des ganzen Werkes. Zunächst wird der letzte apostolische Zug des Heiligen geschildert, wie er, ein Greis im Silberhaar, noch einmal auszieht, Friesland Heil zu bringen. Dann führt der Dichter sogleich in medias res. Feierlich beginnt der Erzähler sein außerordentlich schönes: „Sonntag ist's, Nacht entflieht. Alles glüht im Morgenbrande." „Von einer lieblichen Figur in den Flöten und Oboen, mit denen die Bratschen im Einklang gehen, wird das Streichquartett umspielt, eine wirklich sonntägliche Stimmung überkommt den Hörer." [1] Ebenbürtig reiht sich das Gebet des vor seinem Zelte knienden Apostels an. Der Komponist verstand es trefflich, der Hauptpartie seines Werkes, dem Bonifatius, ein einheitliches Gepräge aufzudrücken, das jedoch durchaus nicht in Eintönigkeit verflacht wird, sondern immer einen der Lage entsprechenden Zug hineinzubringen vermag. Es ist das unseres Erachtens eine hoch zu schätzende Eigenheit des Werkes, um so mehr, als Persönlichkeiten, wie der heilige Apostel Deutschlands, eben dadurch sich charakterisieren, daß sie e i n e Idee durchgeistet, welche die ganze Mannigfaltigkeit ihres Strebens und Lebens in eine höhere Einheit faßt. Das ist der Glanz der Schönheit, welcher solche Seelen umleuchtet und durchleuchtet, die varietas in unitate, die der große Kirchenvater als Elemente der Schönheit und des Schönen erklärt.

In dieses Gebet des Bonifatius mischt sich, von ferne her kommend, ein Chor für Frauenstimmen. Es sind die Katechumenen des Apostels, die um die Gnade der Taufe bitten. Der a capella-Schluß des innigfrommen Gesanges ist von ergreifender Schönheit: „Jesus," — so fleht die Schar — „der erlitten des bittern Todes Pein, Erhöre unser Bitten: Dein eigen laß uns sein." Gesteigert wird der dadurch gewonnene Eindruck noch weiter, wenn nach einem kurzen Zwischensatze des Erzählers in erhöhter Tonlage die Bitte sich wiederholt. Es ist dies die stimmungsvolle Einleitung zu der nun folgenden Taufscene.

---

[1] Zentralblatt für Instrumentalmusik, Solo- und Chorgesang 1899, Nr. 2 S. 367.

Die Taufgelübde, in der Dichtung schon im Kolorit der Sprache sehr gut gegeben, finden eine prächtige musikalische Darstellung. Die kräftigen, von Hörnern, Trompeten u. s. w. mit breiten Klängen gleichsam gestützten ersten Fragen des Apostels: „Entsagt ihr Wodan, Freya, Thor und ihrer Gilde? . . . Entsagt den Unholdworten ihr? . . ." u. s. w., dann die von der Oboe und den Streichinstrumenten begleiteten Fragen nach dem Glauben an Jesus und den Geist der Güte sind voll höherer Weihe, indessen die Antworten, welche der Chor der Katechumenen singt, einen ergreifenden Ausdruck von Innigkeit und Glaubensfreudigkeit enthalten. Es liegt in der That der Zauber eines höheren, himmlischen Sonntags in diesen Tönen und ihrem kunstvollen Zusammenklingen — ein ewiger Sonntag klingt heraus, und alles erglüht im Morgenlichte kindlich-frommen Glaubens. Ebenso künstlerisch insceniert müßte die Partie auch ein schönes Bühnenbild geben, dessen Zauberbann aber rasch einer scharf kontrastierenden Handlung weichen muß.

An der Spitze der „Rohesten der Friesen" wird die Seherin eingeführt. Sie ist alt geworden: „Kennst du, Weißbart, noch Wodans Getreue? Kennst wohl vor Furchen und Falten sie nimmer." Aber ihr Haß gegen den Volksführer und seinen „bleichen Gott" ist jung geblieben. Unter Tamtamschlägen und Posaunenstößen ruft sie ihr dreimaliges „Tod!" Nun vereinigen sich die Stimmen der Seherin, des Bonifatius, des Chors der Katechumenen und der Mörderrotte zu einem gewaltigen Ensemble, welches die Kräfte eines großen Orchesters wahrlich nicht schwach und schwindsüchtig unterstützen. Oben der schrille Ton des Piccolo, unten die Posaunen und zu unterst rasch und mächtig schreitende Bässe machen keine leidenschaftslose, stillselige Musik. Der musikalische Satz zeigt auch wieder augenscheinlich, daß der Komponist seine dienenden Mächte zu einem Totaleffekt recht und richtig zu ordnen versteht. Es ist Klarheit und Deutlichkeit in der Stimmführung, und das kundige Auge verfolgt leicht die scheinbar verschlungenen Wege der einzelnen Kombattanten. Einen ruhigeren Lauf gewinnt der mächtig angeschwollene Strom von Stimmen und Klängen bei den letzten Mahnworten des Bonifatius an seine mit dem Tode bedrohten Gefährten. Auffallend war uns, daß ihnen im eben besprochenen großen Ensemble nicht auch eine Stelle gegeben wird. Ein Unisono von ihnen hätte dem übrigen Stimmengewebe noch einen kräftigen Einschlag geben können. Auch bei ihres Meisters letzter heroischer Mahnung bleiben sie im Schweigen. — Einfach, mit großen Zügen schildert der Erzähler den Tod des Apostels, ein Frauenchor stimmt die Totenklage an: „Tag des Leides, Tag der Trauer! Sonne, birg dein Licht." Er ist eine der bestgelungenen Partien, eine Perle des Werkes und kann mit seiner originellen Instrumentalbegleitung die intendierte Wirkung nicht verfehlen, welche zum Teile wohl auch darin besteht, durch Kontrast die nächste Partie zu heben. Sie schließt sich an den oben angeführten Bericht des Biographen über das Schicksal der Mörder an. Enttäuscht über die gehoffte, von der Seherin verheißene Beute richtet sich die Wut derselben gegen diese. „Fahr zur Hella, verfluchte Hexe, Füchsen und Vögeln werde dein Fleisch", tönt's unter mächtigen Schlägen des Orchesters im gewaltigen Unisono der Friesen. Und der Erzähler

greift ein: „Schwerter blitzen“ — Generalpause —, „es saust der Speer“ — das letzte Wort auf dem hohen G ausgehalten; wieder eine Generalpause, die Stimme senkt sich eine volle Oktave hinab, und nur von den Streichinstrumenten begleitet, singt der Sänger: „Die Priesterin Wodans ist nicht mehr.“ Alles kurz und — gut. Wiederum folgt ein anmutiger Chor von „Frauen und Mägdlein zart“, welche den schlummernden Greis zur letzten Fahrt rüsten. Dann kommt ein Männerchor: „Zum Gau der Katten geht es fort, Einsenken sie den Edlen dort.“ Und nun schweift der Blick des Dichters in der Zeiten Weite, der Komponist giebt der Kantilene des Erzählers einen gewissen prophetischen Schwung: „Sie aber, die er lehrte, Die er zum Heil bekehrte, In Ost und West, in Nord und Süd, Für die er sorgend sich gemüht, Sie alle ziehn zu seiner Ruhestätte hin.“ Damit beginnt das der Anlage und Durchführung des Werkes würdige, groß angelegte Finale desselben. Es thut einem wirklich wohl, einem solchen, jeder Stümperei absagenden Abschluß zu begegnen, der wieder einleitet in die Fährte unserer großen Meister des Oratoriums, einem Meister zu begegnen, der zeigt, daß er, wenn und wo es gilt, die Technik der großen musikalischen Kunstformen vollkommen zu beherrschen versteht und mit Tönen und Klängen nicht herumschüttelt wie ein Kind, das mit einem Kaleidoskop spielt. Wir stimmen der schon oben citierten Kritik des „Bonifatius“ im Zentralblatt für Instrumentalmusik u. s. w. vollkommen bei, wenn es dort heißt: „Es ist ein großer Vorzug dieses Werkes, daß die Schlußchöre des dritten Teils durch ihre Ausdehnung, ihren Aufbau und ihre in der Bearbeitung sogleich den tüchtig geschulten Musiker verratenden Themen nicht etwa vom Komponisten flüchtig behandelt worden sind, sondern im Gegenteil als abschließende, krönende Kuppel dienen. Der imposante Chor: ‚Leuchtend aus der Sel’gen Scharen‘, dessen Thema zuerst in einem vorausgehenden Soloterzett verwendet wird, muß unbedingt einen tiefen Eindruck hinterlassen, er gehört zu den schönsten Nummern der Partitur.“ Das Terzett wird mit dem Schlußchore verbunden durch einen Unisono-Chor nach der Melodie eines alten Kirchenliedes. Herr Diebold hat nur an dieser Stelle das alte Kirchenlied herangezogen, wenn auch an einer oder der andern sonst noch etwas wie von einer kirchlichen Melodie durchklingt. Er verkontrapunktiert aber nicht die entlehnte Melodie, sondern läßt sie in ihrer heiligen Einfachheit. Auch die Harmonisierung der Begleitung entspricht der Natur des Liedes, ohne ans Barocke zu streifen, wie es sonst bisweilen beliebt wird.

Fassen wir nun unser Urteil über den „Bonifatius“ in ein paar Punkte zusammen, so müssen wir vor allem die Einheit betonen, welche das ganze Werk verbindet. Es ist aus einem Guß, kein Flickwerk, nichts Zusammengestoppeltes. Es ist aus einem eigenen Guß. Es zeigt allerdings, daß Diebold die älteren und neueren Meister kennt, und zwar genau kennt, aber er geht seine eigenen Wege. Selbst ist der Mann. Das andere Moment, das wir hervorheben möchten, ist die kluge Berechnung in der Anlage und Ausführung. Da ist kein Abfall, sondern stetige Steigerung. Das dritte endlich ist die edle Kunst, die gereifte Kunstfertigkeit und die künstlerische Vornehmheit, welche das Werk durchweg auszeichnen. Selbst da, wo die Musik der Sache entsprechend sozusagen

einen populären Ton anschlägt, wie im Sang der Mägdlein (S. 41), bleibt sie voll Noblesse. Der Komponist hat sich nicht durch die Schranken leerer, voreingenommener Theorien beeinflussen lassen. Er ist Musiker und ganz Musiker. Er ist im stande, zarte, innige Gebilde zu schaffen; sie sind aber nie verschwommen, weich und sentimental. Er hat aber auch kräftige Farben und trägt sie stark auf, jedoch er lärmt und spektakelt nicht. Für die Aufführung ist dieses Werk eine sehr dankbare Aufgabe. Es verlangt allerdings große und gute Kräfte; es läßt sich aber, besonders wegen seiner in echt künstlerischen Formen sich bewegenden Einzelteile, wohl beringen. Und so schließen wir mit dem aufrichtigen Wunsche, daß besonders die hochmusikalischen Städte am deutschen Rhein sich des Werkes annehmen und es zu glänzenden Aufführungen bringen möchten.

Theodor Schmid S. J.

Rezensionen.

Moraltheologie. Von **Franz Adam Göpfert**, Dr. theol., o. ö. Professor der Moral- und Pastoraltheologie, sowie der Homiletik und der christlichen Socialwissenschaft an der Universität Würzburg. Zweite Auflage. Mit Druckerlaubnis des bischöfl. Ordinariats Würzburg. 8⁰. I. Bd. XIV u. 530 S., II. Bd. VIII u. 456 S., III. Bd. X u. 550 S. Paderborn, Ferd. Schöningh, 1899 u. 1900. Preis *M.* 11.60; geb. *M.* 15.20.

Daß in kurzer Zeit eine zweite Auflage des Werkes notwendig geworden ist, zeigt am besten, wie sehr es dem Herrn Verfasser gelungen ist, „neben theoretischer Bestimmtheit und Klarheit der Begriffe und Sätze auch deren praktische Anwendung auf die verschiedensten Verhältnisse möglichst eingehend zu zeigen" (Bd. I, S. VII). Die Reichhaltigkeit an praktischen Lösungen macht das Werk zu einem ungemein brauchbaren Hilfsmittel sowohl zur Einführung der Priesterkandidaten in die praktische Theologie, als auch zur Beratung des Seelsorgers in Ausübung seines verantwortlichen Amtes. Dabei zeichnet sich dasselbe aus durch eine Zuverlässigkeit in der Lehre und Gediegenheit des Urteils, welche durchgehends bei der Entscheidung der einzelnen Fragen und ihrer Begründung zu Tage tritt.

Bezüglich der einzelnen Bände können wir nur ein paar Punkte hervorheben. Im I. Bande ist die Behandlung der allgemeinen Moral eine ziemlich umfangreiche geworden; doch ist ihr keineswegs ein zu großer Raum zugewiesen, sondern wegen der großen Wichtigkeit einer richtigen Auffassung der Grundprinzipien ist das Gegebene eher noch zu wenig als zu viel. Die zweite Hälfte dieses Bandes behandelt das christliche Leben in seiner Richtung auf Gott: es kommen die theologischen Tugenden und die Gottesverehrung mit all ihren negativen und positiven Pflichten zur Sprache. Mit Rücksicht auf unsere glaubensschwache und glaubenslose Zeit ist es am Platze, daß der Glaube und die Glaubenspflichten eingehender erläutert wurden als die andern Tugenden. In diesem Abschnitt hat auch eine kurze Erklärung des durch die neue Bulle Leos XIII. festgesetzten Rechtes bezüglich der kirchlichen Büchercensur und des Bücherverbotes ihre Stelle gefunden.

Der II. Band handelt über das sittliche Leben in seiner Beziehung auf den Menschen, also über die Pflichten, welche der Mensch sich selber gegenüber,

und über die Pflichten, welche er seinen Mitmenschen gegenüber hat, seien es die allgemeinen Pflichten oder die besondern Standespflichten, die individualen oder die sozialen Pflichten. Die größere Hälfte des ganzen Bandes entfällt selbstverständlich auf die Erörterungen über die Gerechtigkeit. Die Rücksichtnahme auf die Rechtsbestimmungen des neuen Bürgerlichen Gesetzbuches für das Deutsche Reich mußte den Herrn Verfasser bei diesem Bande zu eingehenderer Umarbeitung veranlassen. Er hat das soweit nötig gethan.' Ausschließlich maßgebend durften jene Rechtsbestimmungen nicht sein und sind sie nicht gewesen, sowohl weil das Werk nicht ausschließlich auf das Deutsche Reich berechnet ist, als auch weil die positiven Rechtssätze nicht immer die verpflichtende Norm für das Gewissen sind. Der Leser wird sich überzeugen, daß den natürlichen Rechtsforderungen und -zugeständnissen in maßvoller Weise Rechnung getragen ist. Auch diejenigen Pastoralfälle, welche die heutigen Verhältnisse und die soziale Frage mit sich bringen, sind nicht vergessen worden, wie die Berechtigung und Nichtberechtigung zur Arbeitsausstellung, die Lohnfrage u. dgl. (nn. 120—122).

Der III. Band enthält die Lehre über die Sakramente und über die kirchlichen Strafen. Da die äußere Form und der Ritus bei den heiligen Sakramenten und ihre ganze Verwaltung der kirchlichen Gesetzgebung untersteht, so ist es begreiflicherweise sowohl hier als auch bei den kirchlichen Strafbestimmungen notwendig, sich stets in Kenntnis der neueren kirchlichen Entscheidungen zu setzen und letztere an geeigneter Stelle zu verwerten. Die zahlreich eingestreuten Hinweise auf römische Antworten und Erlasse jüngeren Datums zeigen, daß der Verfasser es an diesbezüglicher Sorgfalt nicht hat fehlen lassen: entgangen scheint ihm zu sein die anläßlich des Dekrets Vigilanti vom 25. Mai 1893 bald nachher erfolgte Erklärung, daß der weit verbreitete Text der unter Pius IX. gegebenen Entscheidung vom 24. April 1875 „exclusa quacumque studiosa collectione Missarum“ fehlerhaft sei, da im authentischen Texte der Entscheidung das Wort studiosa fehle. Von erheblicher Bedeutung ist dies kaum für den Sinn des Erlasses.

Mit dieser, wenn auch geringfügigen Ausstellung wollen wir jedoch nicht schließen. Wie sorgsam der Verfasser auf die Praxis und die bei ihr möglichen Fälle, welche Schwierigkeit bieten, Bedacht genommen hat, davon liefert der Band III n. 255 gegen Ende angeführte Fall ein interessantes Beispiel. Es wird der Fall gestellt, eine Katholikin heirate mit kirchlicher Dispens von der Religionsverschiedenheit einen Juden, der das gesetzliche Alter, welches das bürgerliche Gesetz zum gültigen Eheabschluß erfordere, noch nicht habe. Wie hat man über die Gültigkeit dieser Ehe zu urteilen, da nach probabler Meinung die weltliche Obrigkeit für die Ungetauften trennende Ehehindernisse aufstellen kann? — Der Herr Verfasser entscheidet sich in der Frage nicht, sondern führt nur an, daß nach Meinung der einen die Ehe trotz der kirchlichen Dispens ungültig sei, weil die Kirche den Ungläubigen von dem ihm direkt anhaftenden Hindernisse nicht befreien könne; nach Meinung der andern sei sie gültig, weil, wo zwei Gewalten über ein und dieselbe Sache zu erkennen hätten, das Gesetz und Urteil der höheren Gewalt, hier der Kirche, vorgehen müsse. Unseres Erachtens ist die

Sache unzweifelhaft zu Gunsten der Kirche und der von ihr erteilten Dispens zu entscheiden, speziell aus dem Grunde, weil, wenn die weltliche Obrigkeit Ungetauften gegenüber trennende Ehehindernisse erlassen kann, sie dieses doch nur kann, insofern sie in religiösen Dingen der Ungetauften irgendwelche Befugnis besitzt. Denn die Ehe auch der Ungetauften hat unzweifelhaft, und zwar wesentlich, einen religiösen Charakter. Ebenso unzweifelhaft sind aber die religiösen Dinge, sobald sie mit dem Christentum und der Kirche in Berührung kommen, der weltlichen Obrigkeit entzogen und der Gewalt der Kirche Christi unterstellt. Da nun die Ehe eines Juden mit einer Katholikin jedenfalls eine Sache ist, die das Christentum und die Kirche berührt, so ist diese Ehe unzweifelhaft ihrem Wesen und ihrer Gültigkeit nach der weltlichen Obrigkeit entzogen und kann nur nach kirchlichem Rechte beurteilt werden.

Aug. Lehmkuhl S. J.

Die Bildung des Clerus in kirchlichen Seminarien oder an Staatsuniversitäten. (Historische Skizze eines hundertjährigen Kampfes in Deutschland.) Von **Joh. Bapt. Holzammer**, Domcapitular und Regens des bischöfl. Seminars in Mainz. 8⁰. (VIII u. 88 S.) Mainz, Kirchheim, 1900. Preis *M.* 1.50.

Eine ungemein zeitgemäße Schrift! Selbstverständlich steht Verfasser auf streng kirchlichem Boden. Er sieht keinen Gegensatz zwischen kirchlichen Seminarien und katholischen Universitäten, auch nicht, nachdem das Konzil von Trient die Errichtung von Seminarien den Bischöfen zur Pflicht gemacht hatte. Wohl aber erblickt er einen solchen Gegensatz zwischen den Universitäten der modernen Staaten und den Seminarien der Kirche. In dem Verdrängen der letzteren durch eine staatliche katholische Fakultät sieht er und verurteilt er das teilweise Preisgeben der kirchlichen Freiheit. In diesem Sinne erklärt der Verfasser:

„‚Nichts in dieser Welt liebt Gott mehr als die Freiheit seiner Kirche‘, schrieb einst der hl. Anselm von Canterbury an den König Balduin von Jerusalem, indem er ihn ermahnte: ‚er möge es nicht machen, wie so manche Könige, die meinen, daß ihnen die Kirche Gottes anvertraut sei, um sie zu beherrschen, statt um ihr Beistand und Verteidiger zu sein.‘ Was würde der große heilige Kirchenlehrer und eifrige Förderer der theologischen Studien, der so vieles und schweres für die Freiheit und die Rechte der Kirche erduldet, gesagt haben, wenn er gesehen, wie die Staatsgewalt bis in das innerste Heiligtum der Kirche einzudringen und einen maßgebenden Einfluß auf die Erziehung des Klerus zu gewinnen sich bemühte?

„Und doch war dies das Bestreben so mancher Regierungen im neunzehnten Jahrhundert. Nachdem die Güter der Kirche der Säkularisation zum Opfer gefallen, sollte nun auch der Klerus säkularisiert werden. Dieses Ziel konnte aber nur durch Verweltlichung bezw. Verstaatlichung seiner Ausbildung erreicht werden. Muß es da nicht befremden, wenn gegenwärtig sogar durchaus wohlmeinende Katholiken einer Preisgabe der bischöflichen Fakultäten, einer Verstaatlichung der katholisch-theologischen Ausbildung das Wort reden, wenn sie sich mit der bloßen

Gewährleistung gewisser Rechte, eines sogenannten, wenn auch noch so großen Einflusses der kirchlichen Behörden begnügen, dafür aber das ureigenste Recht der Kirche auf volle Freiheit und Selbständigkeit in Unterweisung ihres Klerus opfern wollen?

„Man hat die schweren Kämpfe der siebziger Jahre vergessen oder nicht mitgemacht, oder man tröstet sich damit, daß auch der auf der Universität gebildete Klerus die Feuerprobe bestanden, ja man hofft, daß die Theologen auf die übrigen katholischen Studenten einen heilsamen Einfluß ausüben könnten. Man bedenkt aber nicht, daß man das hohe Gut der Reinheit des Glaubens und Lebens nicht solcher fraglichen Nebenvorteile wegen in so große Gefahr bringen darf" (S. v. vi).

Freilich hat man bemerkt, man solle doch erst abwarten, welche Garantien der Staat bei der theologischen Bildung bieten würde. Glaubt man denn wirklich, daß die weltliche Macht den Bischöfen dieselbe Freiheit zugestehen werde in Auswahl, Ernennung bezw. Entfernung der Lehrkräfte, welche den Bischöfen an ihren Seminarien zusteht? Und gesetzt, die Staatsmänner der Gegenwart böten solche Garantien, welche Garantie besitzt man, daß jene Garantien von späteren Staatsmännern eingehalten würden? Wer sich hierauf verlassen zu können glaubt, hat den Kulturkampf vergessen.

Während des Kulturkampfes beklagte sich der Abgeordnete v. Mallinckrodt, daß unter den vier ordentlichen Professoren an der theologischen Fakultät in Bonn sich drei befänden, welche „aus dem kirchlichen Verbande ausgeschieden seien"; sie waren bekanntlich zur Sekte der Altkatholiken übergegangen. Der Regierungskommissär Dr. Achenbach entgegnete, „die Regierung sei nicht in der Lage, Staatsdiener abzusetzen, weil etwa ihre Lehre nicht in Übereinstimmung mit derjenigen Lehre stehe, welche der Bischof vertrete." Die „katholische" Fakultät bestand also vorwiegend aus Nichtkatholiken, welche als „Staatsdiener" die angehenden katholischen Geistlichen in der katholischen Lehre unterrichten sollten! Überhaupt hat wohl kein Lebensstand verhältnismäßig in den altkatholischen Wirren so viele Abtrünnige gestellt, wie der Stand der katholischen Professoren an den staatlichen katholischen Fakultäten. Das wirft kein gutes Licht auf die Gesichtspunkte, durch welche die Regierung bei der Auswahl der Professoren, soweit es wenigstens auf sie ankam, sich hatte leiten lassen. In dieser Beziehung klagt auch die „Kölnische Volkszeitung" (Litterarische Beilage Nr. 14 vom 14. April 1900, S. 106): „Wir kennen Universitätslehrer, die, weil sie treu zur Kirche hielten, lange Zeit über den Stand eines Privatdozenten oder kärglich besoldeten Extraordinarius nicht hinausgelangten." Solchen Männern freilich zollen wir unsere höchste Anerkennung. Aber am guten Willen des Staates lag es nicht, daß es an ihnen nie ganz gefehlt hat. Und nicht nur, daß die Regierung das entscheidende Wort hat bei der Auswahl. Sollte der Gewählte einmal nach der kirchlichen Seite hin auch noch so schweren Anstoß geben, die Regierung hält ihn fest auch gegen Papst und Bischof.

Ganz anders liegen die Dinge bei den Seminarien. Die Bonner Fakultät hatte die Irrlehre des Hermesianismus gezüchtet. Diese Irrlehre hatte ihre schädliche Wirkung nicht auf Bonn beschränkt, sondern auch die kirchlichen Seminarien

von Köln und Trier infiziert. Aber was geschah, als die Irrlehre als solche vom römischen Stuhl entlarvt war? Die Kirche war „in der Lage“, die hermesianischen Professoren aus den Seminarien zu entfernen; der preußische Kultusminister war „nicht in der Lage“, die altkatholischen Professoren in Bonn abzusetzen, da sie Staatsdiener seien! Sehr gut schreibt unser Verfasser:

„Hier sind wir bei dem Punkte angelangt, der alles entscheidet; es ist die Frage, ob der Kirche oder dem Staate die Ausbildung der katholischen Theologen zustehe, und ob heute die Fakultäten dieselbe Gewähr bieten für die Verkündigung der reinen, unverfälschten Lehre, wie die unter der unbehinderten bischöflichen Leitung stehenden Seminarien. Mag auch die Staatsbehörde bei der Errichtung einer theologischen Fakultät dem Diözesanbischofe noch so viele ‚Rechte‘ zusichern, die Thatsache wird damit nicht aus der Welt geschafft, daß die Professoren der Theologie Staatsbeamte sind, unmittelbar vom Staate besoldete, vom Staate abhängige Beamte. Kommt dann einmal die Zeit eines Konfliktes, hält der protestantische Kultusminister vielleicht den günstigen Augenblick für gekommen, der katholischen Kirche den Garaus zu machen, dann dürften die einem Bischofe gemachten Versprechungen schwerlich Beachtung finden oder Bedenken erregen. Der protestantische Staat wird in solchem Augenblicke seine als Professoren der Theologie fungierenden Beamten nicht deshalb preisgeben, weil ihre Lehre den Auffassungen des Bischofs widerstreitet, vielmehr dieselben gerade um so entschiedener beschützen, je mehr Schaden aus ihrem Wirken für die katholische Kirche zu erhoffen steht. Die Kirche hat, was staatliche Versprechen betrifft, doch nur zu oft die schlimmsten Erfahrungen machen müssen! Das sollte man nicht vergessen, sondern aus den Erfahrungen der Vergangenheit Vorsicht für die Zukunft lernen!“ (S. 75. 76.)

Verfasser bespricht sodann die wirklichen oder scheinbaren Vorteile, gegen welche man die kirchliche Freiheit austauschen will. Er überläßt hier das Wort dem nunmehrigen hochwürdigsten Herrn Bischof von Mainz, Dr. Heinrich Brück. Derselbe schreibt:

„Was die so oft geltend gemachten wissenschaftlichen Leistungen der Seminarien und der theologischen Fakultäten betrifft, so hängen dieselben in erster Linie von den Professoren ab, welche an solchen Anstalten wirken, sowie von dem eifrigen Studium ihrer Zuhörer. Der vielfach gegen die Seminarbildung erhobene Einwand, die Zöglinge erhielten keine gründliche wissenschaftliche Ausbildung und verlören durch die ihnen anerzogene Isoliertheit den so notwendigen Einfluß auf die Laien, ist unbegründet.

„Wenn mitunter geltend gemacht wird, ‚daß die Studierenden der Theologie an den mit reichen Bibliotheken, großartigen Sammlungen und Anstalten wie sonstigen Bildungsmitteln ausgestatteten Hochschulen Vorteile fänden‘, welche ihnen die Seminarien nicht bieten könnten, so ist diese Behauptung nicht ganz richtig. Manche Seminarien besitzen sehr wertvolle Bibliotheken und auch andere Bildungsmittel, welche den Dozenten und den Zöglingen hinreichende Mittel darbieten, ihre Studien fortzusetzen, und dieselben eventuell auch auf andere verwandte Gegenstände auszudehnen.

„Es soll nicht bestritten werden, daß die Universität den Studenten Gelegenheit bietet, außer ihren Berufsstudien sich noch mit andern wissenschaftlichen Disziplinen zu beschäftigen und die hier einschlagenden Vorlesungen zu besuchen, was in einem Seminarium nicht möglich ist. Dagegen kann auch nicht in Abrede gestellt werden, daß die weitaus größte Mehrzahl der Studierenden sich mit ihrem Fachstudium begnügen und wenig Interesse haben, auch in andern wissenschaftlichen Disziplinen sich zu vervollkommnen. Es dürfte schwer fallen, eine einigermaßen erkleckliche Zahl von Juristen oder Medizinern anzuführen, welche mit Eifer die Vorlesungen über deutsche und ausländische Litteratur, neuere Sprachen u. s. w. besuchen. Wenn aber ein Zögling des Seminars den Kreis seines Wissens erweitern will und das hierzu nötige Talent besitzt, so hindert ihn ja keine kirchliche Behörde, zu diesem Zwecke nach absolviertem Seminarstudium noch eine oder die andere Hochschule zu besuchen.

„Die Ansicht, die Vorlesungen an den theologischen Fakultäten seien mehr darauf berechnet, gelehrte Theologen heranzubilden, die Bestimmung der Lehranstalten in den Seminarien dagegen bestehe in erster Linie in der Ausbildung praktischer Seelsorger, und dem entsprechend werde auch die Auswahl der Vorlesungsgegenstände getroffen, steht im Widerspruche mit den wirklichen Verhältnissen. Wie die Kataloge der Vorlesungen ausweisen, werden an den Universitäten keine andern Gegenstände behandelt als in den Seminarien, und die einzelnen Disziplinen auch nicht mit größerer Ausdehnung vorgetragen, wie in den bischöflichen Anstalten. Außerdem haben beiderlei Anstalten den nämlichen Hauptzweck, tüchtige Seelsorger zu erziehen, wozu aber vor allem gründliche Kenntnisse in den heiligen Wissenschaften erfordert werden, ohne welche kein Geistlicher mit Nutzen in der Seelsorge wirken kann.

„Nicht minder inkorrekt ist die Ansicht, daß die theologischen Lehranstalten in den Seminarien die untere, die theologischen Fakultäten an den Universitäten aber die höhere Sprosse der Leiter zur Erlangung der theologischen Wissenschaft seien" (S. 82—84).

Neben der wissenschaftlichen Seite wird auch die ascetische berücksichtigt. Hier wird die Denkschrift des Episkopates der oberrheinischen Kirchenprovinz vom 12. April 1853 citiert, in welcher es u. a. heißt: „Es ist schlimm genug, daß unsere Jünglinge überhaupt, ohne Schutz und Leitung, in den gefährlichsten Jahren ihres Lebens in dieses Universitätsleben geworfen werden, um mehr oder minder an christlichem Glauben und christlicher Sitte Schiffbruch zu leiden; mute man der christlichen Kirche nicht zu, daß sie dem Zeitgeiste zulieb auch noch selbst jene wenigen Jünglinge, die sich ganz dem Dienste des Altars weihen, — opfere, und damit das Salz des christlichen Volkes und die Hoffnung der Religion von vornherein zum Zertreten hinwerfe" (S. 47).

Interessant ist der Kampf des hochwürdigsten Bischofs von Mainz, Wilhelm Emmanuel Freiherrn v. Ketteler, durch welchen dieser die Gießener Fakultät brach legte und in Mainz ein kirchliches Seminar schuf. Der hochwürdigste Herr erklärt in seinem Hirtenschreiben vom 6. Januar 1852:

„Meine erste Sorge war es hiernach, die Bildungsanstalt für den Klerus wieder nach den Gesetzen der Kirche und insbesondere des Tridentinums einzurichten.

„Mit der Errichtung des Seminars ist, wie ich hoffe, eine Quelle des Segens für die Diözese eröffnet und die Hauptquelle des Verderbens verstopft. Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, daß ich, auf Recht und Gewissen gestützt, es nicht mehr werde eingehen lassen. Ich würde nur der offenen Gewalt weichen (die ich, Gott Dank, bei der gerechten Gesinnung unserer Staatsregierung nicht zu fürchten habe), dann aber sofort jede Weihe einstellen. Entweder soll das katholische Volk Priester haben, oder keine Priester, aber nicht Burschen unter dem Schein von Priestern" (S. 27. 28).

In der That: ein ungebundenes Studentenleben an den Universitäten ist nicht die richtige Atmosphäre für die Ausbildung späterer katholischer Priester. Das ist auch sehr allgemein von den deutschen Bischöfen der Gegenwart praktisch anerkannt, indem sie für Errichtung von Konvikten sorgten. Erklärt doch auch die „Kölnische Volkszeitung" (a. a. O. S. 105): „daß an allen deutschen Fakultäten ohne Ausnahme solche Anstalten bestehen"! Damit ist freilich nicht bewiesen, daß alle angehenden Theologen, die an deutschen Universitäten studieren, auch in Konvikten leben. Wäre dies aber der Fall, so wären ja so ziemlich alle jene Vorteile illusorisch, welche man dem Universitätsleben nachrühmt, wie der Verkehr mit den Studierenden anderer Fakultäten u. s. w. Sollte aber der Wunsch der Bischöfe, die Theologiestudierenden überall in Konvikten zu sammeln, schon jetzt ausreichend verwirklicht sein, dann beschränkt sich der Unterschied von Universitäten und kirchlichen Seminarien im wesentlichen darauf, daß dort die Lehrkräfte im Dienste des Staates, hier im Dienste der Kirche stehen!

Ein Jahrhundert hindurch hat, wie der Verfasser unserer Broschüre betont, die Kirche in Deutschland gekämpft für ihre Freiheit in der Erziehung des Klerus. Sie hat gekämpft, angefangen von Pius VII. und Consalvi, bis hinab durch die Zeiten des Kulturkampfes. Nach Zerstörung der alten katholischen Lehranstalten hat sie es nicht erlangen können, unabhängig vom Staate ihre Gymnasien zu besitzen, nicht einmal für ihren späteren Klerus. In den meisten andern zivilisierten Ländern besitzt sie diese Freiheit. In Deutschland, wenigstens in Preußen, muß sie die späteren Kleriker an Gymnasien schicken, welche, wenn auch dem Namen nach katholisch, in Wirklichkeit aber mehr oder weniger konfessionslos sind, nur daß nebenbei katholischer Religionsunterricht erteilt wird. Als Rest der kirchlichen Freiheit dagegen blieb der Kirche ihre Unabhängigkeit für die höhere Fachbildung des Klerus in ihren Seminarien. Und diese Unabhängigkeit sollte um nebensächlicher und überdies sehr problematischer Vorteile willen nunmehr dem modernen nichtkatholischen Staate aus freien Stücken zum Opfer gebracht werden?

Der Herr Verfasser hat in durchaus ruhiger und sachlicher Weise diese Frage erörtert, die für das Wohl der Kirche in Deutschland von so hoher Bedeutung ist. Die kleine, aber gediegene Schrift empfiehlt sich von selbst zu ernster Erwägung.

L. v. Hammerstein S. J.

H. Grisar, d. C. d. G., **Analecta Romana.** Dissertazioni, testi, monumenti dell' arte riguardanti principalmente la Storia di Roma e dei Papi nel medio evo. Volume primo. Con una tavola cromolitografica, dodici tavole fototipiche e molte incisioni. 4⁰. (XXI e 703 p.) Roma, libreria cattolica internazionale, Desclée, Lefebvre & C[i], editori 1899. Preis *Lire* 15.

Die fünfzehn hier vereinigten Abhandlungen sind vom Verfasser als eine Ergänzung zu seiner „Geschichte Roms und der Päpste im Mittelalter“ gedacht. Für ihn selbst bildeten sie Vorstudien zu seinem großen Werk, die er im Laufe der Jahre entwarf und in verschiedenen Zeitschriften nach und nach veröffentlichte; für den Leser dienen sie als nähere Begründung einzelner Aufstellungen, welche in der „Geschichte Roms“ ihm entgegentreten, oder auch als Orientierung über die Grundlagen, auf welchen unsere Kenntnis des mittelalterlichen Rom beruht. Doch sind alle die behandelten Gegenstände so gewählt, daß sie auch die weiteren Kreise der Gebildeten ansprechen können, und der Wahl der Themata entspricht der Ton, in welchem dieselben behandelt werden.

Deutlich zerfallen die fünfzehn Abhandlungen in drei Gruppen. Die erste derselben handelt über einige der wichtigsten Quellen zur mittelalterlichen Papstgeschichte, nämlich über das Papstbuch, die Sammlungen der Papstbriefe, über die Inschriften des christlichen Roms, über eine der Quellen zur römischen Liturgie, über die Martyrologien, namentlich das sogen. Hieronymianische (Aufsätze I—V). Warum der Verfasser gerade durch diese Aufsätze sein größeres Werk zu ergänzen für angezeigt hielt, liegt auf der Hand. Da die genannten Geschichtsquellen in der Papstgeschichte so oft genannt werden, so muß der Leser wissen, welcher Wert denselben zukommt, und welche aus den verschiedenen Ausgaben und Sammlungen, z. B. der Papstbriefe, zuverlässig gebraucht werden können. Der Natur der Sache nach bietet diese erste Gruppe der Abhandlungen am wenigsten Neues. Es handelt sich hier im allgemeinen um eine klare und übersichtliche Darlegung der Forschungen namentlich von Duchesne und de Rossi, was übrigens nicht ausschließt, daß P. Grisar auch diesen Gelehrten gegenüber in einzelnen Punkten seine eigene Auffassung geltend macht. Eine selbständige Studie mit neuen Ergebnissen enthält die vierte der Abhandlungen über das älteste römische Meßformular, von welchem auch eine neue Ausgabe nach einer bisher noch nicht benutzten Handschrift geboten wird. Die beiden Aufsätze über das Papstbuch und die Märtyrerverzeichnisse dürfen besonderes Interesse in Anspruch nehmen, weil sie einen Einblick in den Wert und die Mühseligkeit historisch-kritischer Arbeiten darbieten. Wer der Ansicht ist, daß die Kritik nur gut sei, um zusammenzureißen und zu zerstören, kann an de Rossis und Duchesnes Arbeiten lernen, daß sie auch positive Ergebnisse zeitigen kann. Papstbuch wie Hieronymianisches Martyrologium waren als Quellen von zweifelhafter Autorität lange Zeit sozusagen verrufen; es ist jetzt anerkannt, daß sie viele wertvolle und zuverlässige Nachrichten bieten, und wie das Zuverlässige vom Unglaubwürdigen sich scheiden lasse, haben die Arbeiten der genannten Forscher gezeigt. Wertvoll ist auch P. Grisars dritte Abhandlung, welche sich

mit den christlichen Inschriften Roms beschäftigt, die wichtigsten Klassen derselben vorführt und nach ihrem dogmatischen, geschichtlichen, ästhetischen Werte würdigt. Etwa dreißig Proben von ausgewählten Inschriften, auf fünf Tafeln in phototypischer Nachbildung wiedergegeben, werden im Text (p. 145—194) sorgfältig erklärt und stellen die Entwicklung des römischen Inschriftenwesens von Damasus bis ins Mittelalter hinein vor Augen.

Da der Satz des vorliegenden Bandes sich lange hinauszog, so konnten einige spätere Arbeiten zum Papstbuch, dem Hieronymianum, den Papstbriefen erst im Anhang besprochen werden. Es sind also zur ersten, zweiten, fünften Abhandlung die Ergänzungen p. 659. 663. 667 nicht außer acht zu lassen.

Eine zweite Gruppe von Aufsätzen (VI—IX) stammt aus dem Gedankenkreis, der Rom als die Stadt des Apostelfürsten zu seinem Mittelpunkt hat. Zunächst beschäftigt sich hier P. Grisar mit der Geschichte der römischen Apostelgräber. Über einen so viel verhandelten Gegenstand noch etwas Neues zu sagen, möchte von vornherein unmöglich scheinen. Daß es aber in Wirklichkeit nicht unmöglich ist, hat der Verfasser durch seine fleißige Arbeit dargethan. Zum erstenmal untersuchte er die seit 1838 vollständiger freigelegte Platte über dem Grab des hl. Paulus. Die Inschrift auf derselben muß, wie er mit gewichtigen Gründen zeigt, aus konstantinischer Zeit stammen. An der Hand der Texte folgt dann eine interessante Erklärung der drei Schachte, welche in die Platte eingesenkt sind, und der frommen Gebräuche, denen in früheren Jahrhunderten diese Schachte dienten. Dann wendet der Verfasser sich dem Petrusgrabe zu und entdeckt, daß es analog zu dem Paulusgrabe angelegt ist. Eine Fülle von historisch interessanten Bemerkungen über die Apostelgräber wird nebenher geboten. Zwei weitere Aufsätze über „den römischen Primat nach den Schriften des hl. Leo", über „Rom und die fränkische Kirche" dürfen denjenigen empfohlen werden, welche in den Schulbüchern ihrer Jugend gelernt haben, die Anfänge des Papsttums zeigten sich erst unter Gregor dem Großen, und die fränkische Kirche unter den Merowingern habe sich als „romfrei" betrachtet. Eben weil in manchen der landläufigen Bücher sich unbegründete Anschauungen über diese Dinge finden, war eine ausführliche Behandlung derselben am Platze. Die Darstellung ist dabei eine durchaus historische. Das Gleiche läßt sich auch von der nun folgenden Behandlung der Honoriusfrage sagen. Der Verfasser versteht den vielverhandelten Ausdruck Häresie im Mund der Konzilsväter durchaus im eigentlichen und zunächstliegenden Sinne, behauptet aber, die bezügliche Entscheidung sei ebensowenig eine konziliare gewesen, als die Aufstellung des 28. Kanons auf dem Konzil von Chalcedon es war.

Wenden wir uns nunmehr zu den sechs noch übrigen Aufsätzen (X—XV), welche alle auf dem Gebiet der Archäologie sich bewegen und durchweg neue Ergebnisse begründen wollen. Die älteste Darstellung des gekreuzigten Heilandes auf der Prachtthür von S. Sabina zu Rom wird vom Verfasser zum erstenmal in befriedigender Weise abgebildet (Tafel IV), genau beschrieben und nach ihrer Stellung unter den übrigen ältesten Darstellungen der Kreuzigung gewürdigt. Ein zweiter Aufsatz behandelt die Fassade der alten St. Peterskirche. An der

Hand alter, bisher vernachlässigter Abbildungen, die auf den phototypierten Tafeln zur Anschauung gebracht sind, weiß er Licht über die Mosaiken auf derselben zu verbreiten, den Gegenstand derselben zu bestimmen und ihre Geschichte, soweit es möglich ist, darzulegen. In farbigem Druck sind zur Erläuterung der nun folgenden Untersuchung die Hauptgestalten aus den Mosaiken von S. Venanzio dem Leser zugänglich gemacht. Im Anschluß an dieselben werden die bezüglichen Angaben des Papstbuches durch die Ausgrabungen von Salona in Dalmatien als geschichtlich erwiesen und die liturgischen Kleidungen der auf den Mosaiken dargestellten Priester, Diakonen u. s. w. erläutert. Neuere Spezialstudien auf diesem Gebiete sowie neuere Ausgrabungen in Salona haben nun allerdings einen Nachtrag zu diesen Ausführungen (p. 671 sgg.) notwendig gemacht. Sehr bemerkenswert ist der Nachweis, der in der folgenden Untersuchung geführt wird, daß nämlich die Sitte, in der Heimat die heiligen Stätten Palästinas nachzubilden, nicht erst aus der Zeit der Kreuzzüge stammt, sondern in ihren Anfängen in die ältere christliche Zeit zurückreicht. Schon im 4. und 5. Jahrhundert hat die Andacht der römischen Christen innerhalb der Mauern der eigenen Stadt sich ein Jerusalem und Bethlehem zu schaffen gesucht. In einer weiteren Abhandlung sucht der Verfasser wahrscheinlich zu machen, daß auch die Auferstehungskirche von Jerusalem in der römischen Anastasiakirche eine Nachbildung gefunden habe, gleichwie die römische Apostelkirche eine Nachahmung der von Justinian in Byzanz erbauten Prachtkirche der Apostel sei. Zum Schlusse des Bandes versucht dann der Verfasser nachzuweisen, die berühmte Bronzestatue des Apostelfürsten in St. Peter stamme nicht erst aus dem Mittelalter, sondern sei ein Werk des christlichen Altertums. Aus der eingehenden Beschreibung der Statue (p. 633) heben wir nur eine Bemerkung hervor. Die genaue Untersuchung durch P. Grisar und andere Sachverständige führte alle zur Überzeugung, daß die Statue aus einem Guß ist, Kopf und Schlüssel nicht erst nachträglich hinzugefügt sind, wie in so vielen populären Büchern behauptet wird.

Für alle, welche Sinn haben für die Forschungen auf dem Gebiet der ältesten Kirchengeschichte, wird der erste Band der Analecta eine reiche Quelle der Belehrung bilden. Die in demselben behandelten Gegenstände sind alle derart, daß sie bei einem weiteren Leserkreis auf Teilnahme rechnen dürfen. Die Behandlung derselben ist eine gründliche, die Darstellung schlicht, einfach und sehr klar. So können wir also dem Verfasser nur wünschen, daß es ihm vergönnt sein möge, dem hier vorliegenden Band der Analecta in nicht zu ferner Zeit noch manch andere nachfolgen zu sehen. Für die Wissenschaft wie für die Verbreitung historischer Kenntnisse würde das eine entschiedene Förderung bedeuten.

Einige Kleinigkeiten, die uns bei der Lesung aufgefallen sind, fügen wir noch bei. Den Furius Philocalus (p. 14) wollen manche nicht als Schriftsteller oder Sammler, sondern nur als Kalligraph gelten lassen, so Mommsen in Mon. Germ. Auct. ant. IX, 15. Arnaud (p. 29) statt Artaud ist wohl bloßer Druckfehler. Ob das Epigramm quod duce te etc. nach dem Verfasser dem hl. Petrus oder Christus dem Herrn gilt (p. 70. 78. 108), ist uns nicht klar geworden. Ist das Gedicht gegen die Marcioniten (p. 116) sicher von Commodian? Über den

Rabbulaskodex vom Jahre 586 drückt sich zwar der Verfasser vorsichtig aus (p. 437), vielleicht wäre die ausdrückliche Bemerkung am Platz gewesen, daß gerade das Blatt mit der Darstellung der Kreuzigung jünger ist als 586 (De Rossi, Bull. ser. 5, ann. 4. [1894], p. 60). Die „Höhle" von Bethlehem (p. 578) ist schon vor Origenes erwähnt bei Justin, im Dialog, Kapitel 78. Vgl. Epiphanius, Här. 51, 9; 78, 15.

C. A. Kneller S. J.

Les Moines d'Orient antérieurs au Concile de Chalcédoine (451). Par Dom ***J.-M. Besse.*** gr. 8°. (VIII et 454 p.) Paris, Oudin, 1900. Preis *Fr.* 7.50.

„Das Mönchswesen im Orient von seinen ersten Anfängen bis zum Beginn seines Niedergangs", so müßte im Deutschen etwa der Titel lauten, um von dem Inhalte dieses trefflichen Werkes die richtige Vorstellung zu geben. Der Verfasser wollte nicht die Geschichte der Mönche des Ostens schreiben. Er läßt nicht die verschiedenen Mittelpunkte des orientalischen Mönchslebens vor den Augen des Lesers entstehen und unter wechselnden Schicksalen ihrer Blüte entgegenreifen; er versucht es auch nicht einmal, die großen Heroengestalten unter den alten Wüsten- und Klosterbewohnern zur Betrachtung und Bewunderung nebeneinander zu reihen. Bescheiden entsagt er von vornherein jedem Anspruch darauf, hier ein Gegenstück bieten zu wollen zu Montalemberts berühmtem Werke „Die Mönche des Abendlandes". Zu einem solchen glaubt er die Zeit noch lange nicht gekommen; noch müßten die syrischen und koptischen Quellen ergänzt und genauer durchforscht und die altüberlieferten Berichte der römischen und griechischen Litteratur einer eingehenderen Kritik unterzogen werden. Wohl aber haben mehrere wissenschaftliche Leistungen der neueren Zeit zugleich mit den grundlegenden älteren Arbeiten Tillemonts und Vivarios den Verfasser völlig in den Stand gesetzt, das Wesen des Mönchslebens, wie es im christlichen Osten bis zum Chalcedonense sich entfaltet hatte, richtig zu zeichnen. An diesem Gesamtbild und seinen charakteristischen Zügen wird keine Entdeckung der Zukunft viel verändern.

Schon die Art und Weise, wie der Verfasser zu seiner Aufgabe geführt wurde, ist der Beachtung wert und giebt eine gewisse Bürgschaft der Gediegenheit und des tieferen Verständnisses. Als Novizenmeister damit beschäftigt, eine Erklärung der Regel des hl. Benedikt zu geben, glaubte der Verfasser notwendig die historischen Grundlagen und Voraussetzungen derselben ins Auge fassen zu müssen. So führte ihn St. Benedikt zu Cassian, dieser aber zu seinen Lehrmeistern, den Mönchen des Ostens. Aus einem historischen Kommentar zu der Regel des hl. Benedikt ist infolge einer Art von historischer Rückentwicklung dieses weiter ausgreifende, selbständig dastehende Geschichtswerk geworden.

Schon hiernach ist zu erwarten, daß das orientalische Mönchsleben nach allen seinen verschiedenen Seiten zur Erörterung kommt. Es geschieht dies in 24 koordinierten, wie es scheinen möchte, etwas willkürlich aneinandergereihten Kapiteln. Die ersten fünf derselben geben die allgemeine Orientierung: die

Schauplätze, auf denen Kloster- und Eremitenleben sich entfaltet haben, die Verschiedenheiten in Lebensweise, Richtung und moralischer Qualität, die Männer- und Frauenklöster, die Grundlagen des Mönchslebens in der Heiligen Schrift, seine Weiterentfaltung durch die geschriebene Regel, die Erfahrung und Überlieferung, endlich das Material, aus dem Kloster und Einöde ihre Bewohner rekrutierten, die gesellschaftliche Stellung der Klosterkandidaten, ihre Beweggründe und die verschiedene Art ihrer Berufung.

Alles in diesem mehr allgemeinen und einleitenden Teile des Werkes bekundet die Umsicht des Historikers. Der Verfasser hütet sich wohl, wie es so häufig geschieht, die Mönche des Ostens als eine kompakte und homogene Masse anzusehen; immer wieder betont er die Verschiedenheiten der einzelnen Gruppen und Klosterfamilien, wie des Mönchslebens im ganzen, nach der Verschiedenheit der Länder und Erdteile. Ebenso warnt der Verfasser vor Einseitigkeiten, die bald nach vereinzelten Abirrungen und Auswüchsen das ganze Mönchtum beurteilen wollen, bald nach den heroischen Tugendbeispielen der großen Wüstenheiligen. Um Wesen und Wert einer solchen Institution richtig abzuschätzen, muß stets der Durchschnitt, der normale Mittelstand im Auge behalten werden.

Was das Leben des Mönches selbst angeht, so kommen vor allem die Verpflichtungen in Betracht, die er auf sich nimmt, und die ihn eigentlich erst zum Mönche machen: Prüfung, Noviziat, Einkleidung, Schulung, Verbindlichkeiten gegenüber der Genossenschaft. An sie knüpft sich die thatsächliche Übung der Armut und der Keuschheit, der Gehorsam und die Unterwerfung unter Zucht und Ordnung. Der äußeren Seite des mönchischen Lebens sind dabei fast acht ganze Kapitel gewidmet: Kleidung, Wohnstätte, Speise- und Fastenordnung, Liturgie, Arbeit, Studium, Wanderungen und Pilgerfahrten, Krankheit, Tod und Begräbnisfeier. Nach der inneren und geistigen Seite hin enthüllt sich dieses Leben in den Abschnitten über Gebet und Gebetsweise, asketische Lehre und Grundsätze, Strengheiten, Gnadengaben und die ganze Atmosphäre des Wunderbaren, in welcher jene Mönche atmeten.

Der alte Mönch des Morgenlandes, auch der strengste Einsiedler, lebte jedoch nicht nur für sich selbst; fast immer hatte er zugleich eine soziale oder doch kirchlich-gemeinnützige Aufgabe zu erfüllen. Demgemäß finden sich besondere Kapitel über die Beteiligung der Mönche an den im Orient damals hochgehenden theologischen Lehrstreitigkeiten, über den Eintritt der Mönche in die klerikale Laufbahn, in Weihen und Kirchenämter; ihr Apostolat und ihre Gastfreundschaft, ihre Übung der Charitas und ihre teilnehmende Liebe für das Volk.

Alles dies wird nicht in theoretischen Abhandlungen vor dem Leser zergliedert, sondern aus fast zahllosen Beispielen, den sichersten Quellen entnommen, werden in stetem Wechsel allerliebste Geschichtsbilder vor die Seele gezaubert, die man mit so viel Genuß wie Erbauung liest. Die großartige und straffe Organisation dieser vielhundertköpfigen Klosterfamilien setzt in Erstaunen; ihr Gewerbfleiß, ihre Geschicklichkeit im Handwerk, ihre Pflanzungen und teilweise selbst ihre Bauthätigkeit haben etwas doppelt Überraschendes bei Orientalen. Dem Abschnitt über Gebet und Gebetsweisen der alten Mönche gebührt vielleicht

die Krone; der über den Sinn der Mönche für die Schönheiten der Natur hat viel Anziehendes; wahrhaft Erhebendes bietet der über die Ausübung der christlichen Charitas. Manches dabei wird vielen Lesern neu sein. Mehrfach hervortretend ist die Sorge für die Blinden; hat doch (p. 453) der Rekluse Limneos neben seiner Zelle ein eigenes Blindenheim unterhalten.

Weniger scheinen die alten Mönche geleistet zu haben im Interesse der christlichen Kunst; sie fürchteten zu sehr die Künstlereitelkeit. Zwar ließ Pachomius ein prachtvolles Gotteshaus bauen (p. 283), aber im Kampf gegen eine Versuchung der Selbstgefälligkeit befahl er ihr Ebenmaß für immer zu entstellen. Ob die Mönche neben den Psalmen und Lobgesängen der Heiligen Schrift auch selbstgedichtete Lieder, „Hymnen“, gesungen, wie es zu Tertullians Zeit (Apologet. c. 39) in den afrikanischen Christengemeinden im Gebrauch war, darüber wagt der Verfasser nicht nur keine Entscheidung, sondern nicht einmal eine Vermutung — ein Zeichen seiner Vorsicht und seiner Bescheidenheit. Um so mehr wird dasjenige Berücksichtigung verdienen, was (p. 329 ss.) zur ältesten Geschichte des Breviers und der kirchlichen Tagzeiten beigebracht wird. Man findet hier manches ergänzende Moment auch zu dem, was noch in neuester Zeit auf diesem Gebiete geschrieben worden ist.

Was aber von allem das wertvollste ist, ein guter Schatz von echter Lebensweisheit, eine Fülle trefflicher Grundsätze, Ratschläge und Kernsprüche der alten großen Geistesmänner sind über das ganze Werk hin zerstreut. Gewohnt, bei dem Einsiedler der Wüste nur an Exzesse der äußersten Bußstrenge und Entsagung zu denken, wird man geradezu überwältigt durch so viele Beweise von Besonnenheit und Mäßigung im Urteil wie in der Seelenleitung. Wer die Abschnitte liest über die Behandlung der gefallenen Brüder, über das Verhältnis der Mönche zu ihren Familien oder über die Grundsätze des hl. Pachomius und seiner Regel, wird sich der Überraschung kaum erwehren.

Diese flüchtigen Hinweise genügen, um zu zeigen, daß es sich hier um ein Werk handelt, welches als wissenschaftliche Leistung seinen Rang einnehmen wird, das aber zugleich, für jeden verständlich und genießbar, dem Ordensmann und dem Freunde des Ordenslebens reiche Belehrung bieten kann. Überdies entbehrt es aber auch nicht einer gewissen Aktualität. In festem, positivem Aufbau erdrückt es vor allem die wahnwitzigen Hirngespinste, mit denen noch in nicht sehr ferner Zeit die moderne Geschichtswissenschaft das ganze christliche Mönchtum aus dem Heidentum, etwa aus den Einsiedlern des Serapiontempels, abzuleiten unternahm. Die einzige und ganze Grundlage des Mönchtums ist die Heilige Schrift; es ruht ganz und gar auf der Lehre und den Räten des Weltheilandes.

Der Beweggrund, der das Weltkind in die Wüste zu führen pflegte, war das Verlangen nach vollendeter Reinheit der Seele, und das Ziel des ganzen Mönchslebens war die Vereinigung mit Gott. Was es dem gegenüber mit dem von den Feinden des Mönchtums so viel mißbrauchten „Streben nach Apathie“ auf sich hat, wird von dem Verfasser in seiner besonnenen Weise hinreichend klargestellt. Mochte es manchen als erstrebenswert und erreichbar vorschweben,

daß sie durch Gebet, Entsagung und Bußübung dahin gelangen könnten, für Eindrücke und Gefahren des Geschlechtslebens auch der Empfindung nach unzugänglich zu werden, das Hauptziel des Ordenslebens war es nicht, noch lag eine allgemein verbreitete Illusion diesem Streben zu Grunde. Der Einflüsse und Grundsätze des heidnischen Stoicismus bedarf es wahrhaftig nicht, um ein solches Streben und Verlangen zu erklären. Die alten Mönche — das sieht man wieder aus dem vorliegenden Werke — haben die menschliche Natur mit all ihren Schwächen besser gekannt und richtiger abgeschätzt als diejenigen, welche sie heutzutage zu Nachbetern des Heidentums stempeln möchten.

Der Verfasser hat das Gebetsleben der Mönche, ihre Askese, ihr Streben nach Gottvereinigung, ihre Ekstasen und Visionen, ihre große Andacht zu den heiligen Engeln, kurz das ganze Gebiet der in ihrer Ausbildung begriffenen christlichen Mystik in völlig abgerundeten Bildern zur Anschauung gebracht, ohne der später, nach Abschluß der hier behandelten Periode emportauchenden Schriften des Areopagiten auch nur Erwähnung zu thun. Daraus geht zur Genüge hervor, daß, was Kernhaftes und Gesundes in der christlichen Mystik nur enthalten ist, längst vor jenen Schriften bekannt und bewährt war, und daß gerade diesem Umstande der sogen. „Vater der Mystik" seine Erfolge verdankte. Man wird sich demnach hüten müssen, den Einfluß, den jene Schriften geübt, in seiner Tragweite zu überschätzen.

Ein besonderes Interesse beanspruchen gegenüber den neuen Ideen, die beim Auftauchen des Amerikanismus sich Geltung zu verschaffen suchten, die Ausführungen des Verfassers über die Seelenleitung und den Gehorsam gegen den Seelenführer wie die Überlieferung der Väter (p 70—73; p. 220).

„Wir müssen uns beugen (sagt Cassian) vor der Autorität der Väter und dem Brauche unserer Vorgänger, der sich bis auf unsere Tage forterhalten hat, selbst dann, wenn wir den Grund desselben nicht mehr erkennen. Bewahren wir mit Ehrfurcht und Treue, was die alte Überlieferung uns hinterlassen hat!" Dies war feststehender Grundsatz, geheiligt durch eine lange Erfahrung. Der Abt Piamon spricht seine Gedanken darüber in folgender Weise aus: „Wer, darauf angewiesen, im geistlichen Leben sich zu unterrichten, damit anfangen wollte, alles zu diskutieren, würde niemals dahin gelangen, die Wahrheit zu erkennen. Denn wenn der böse Feind wahrnimmt, wie jener mehr dem eigenen Urteil folgt als dem der Väter, wird er ihn leicht soweit treiben, daß er selbst die nützlichsten und heilsamsten Dinge überflüssig und unzuträglich zu finden anfängt. Und er wird, wenn er in dieser unvernünftigen Geistesrichtung sich verrennt, zuletzt in dem Grade der eigenen Einsicht schmeicheln, daß er nur noch das für heilig ansieht, was ihm persönlich recht und gut erscheint."

Die Darstellung des Werkes gefällt durch ihre Einfachheit; der Verfasser bietet nur Sache und nicht Phrase. Wenn bei der Anzeige des schönen Werkes ein Bedauern empfunden wird, so wäre dies nur, daß es nicht gleich in deutscher Bearbeitung so vielen deutschen Ordensleuten zur Lesung, Belehrung und Erbauung empfohlen werden kann.

Otto Pfülf S. J.

Deutsche Gesellschaft für christliche Kunst. Jahres-Mappe 1899. Mit 12 Folio-Tafeln in Kupferdruck, Phototypie und Farbendruck, nebst 19 Abbildungen im Texte und einem Titel-Medaillon. Nebst erläuterndem Text von Dr. **Oscar** Freiherrn **Lochner von Hüttenbach**, Professor am Bischöfl. Lyceum in Eichstätt. Fol. (VI u. 22 S. Text.) Verlag der Deutschen Gesellschaft für christliche Kunst. Kommissions-Verlag von Herder in Freiburg. Preis *M.* 15.

Die Jahresmappe der Gesellschaft für christliche Kunst pro 1899 schließt sich ihren Vorgängerinnen würdig an. Sie liefert wiederum den Beweis, daß es in unserem Vaterlande zu einer Zeit, wo die Kunst so ganz eigene Bahnen eingeschlagen und schrankenlose Freiheit zur Losung erhoben hat, keineswegs an Männern fehlt, welche mit Tüchtigkeit, Verständnis und Begeisterung der Pflege christlicher Kunst obliegen. Die Gaben, welche die Mappe bringt, verdienen durchweg Anerkennung, manche sind sogar recht erfreulich. Man hat in den letzten Jahren viel von der wissenschaftlichen Inferiorität der Katholiken geredet, ob und inwieweit mit Recht, mag hier unerörtert bleiben. Was auf dem Felde der christlichen und speziell der religiösen Kunst auf katholischer Seite geschaffen wird, ist jedenfalls, wie die Jahresmappe bekundet, weder nach Inhalt noch nach Form inferior, man müßte denn die Höhe der Kunst in bloßem blendenden Schein suchen, oder es als ihre Aufgabe betrachten, die erhabensten Gegenstände in die niedere Sphäre des Alltagslebens herabzuziehen. Und doch erschöpfen die Meister, welche in der Mappe vertreten sind, noch lange nicht die Zahl aller derjenigen, welche auf dem Gebiete der christlichen Kunst Tüchtiges, ja Vorzügliches leisten. Es giebt unter uns noch eine Reihe anderer hervorragender Künstler, wie in der Architektur und Skulptur, so in der Malerei und Kleinkunst.

Leider eröffnet auch die Jahresmappe von 1899 noch keine günstige Perspektive auf das eine, was unserer christlichen Kunst so not thut, auf ein durchaus einheitliches, zielstrebiges, von klaren, festen Grundsätzen geleitetes Kunstschaffen. So trefflich auch das Einzelne ist, im ganzen herrscht denn doch in manchen Arbeiten ein Stück von der Unentschiedenheit und dem Subjektivismus, welche nun einmal die Signatur der modernen Kunst sind. Man mag den Barock mit allen seinen Auswüchsen aufs herbste verurteilen, eines haben seine religiösen Schöpfungen vor so vielen unserer Zeit voraus: es herrscht in ihnen Einheit, es ist e i n e Sprache, die aus ihnen zum Beschauer spricht. Freilich ist es mehr als schwer, heute in die Kunst, und wäre es auch nur die christliche, eine solche Einheit wieder einzuführen. Wir stehen am Ende einer langen Entwicklung, und ich finde nicht, wie man dem künstlerischen Schaffen wahrhaft neue Bahnen erschließen kann. Die ganze Kunstgeschichte unseres Jahrhunderts giebt mir darin recht. Nihil novi sub sole. Wir müssen entweder eklektisch verfahren oder uns für irgend eine Kunstweise der Vergangenheit ausschließlich entscheiden. Besagt das erste eine Auslese aus allen Stilen, dann ist das eine Stilmengerei, die nur künstliche Mißgeburten hervorbringen kann, besagt es, man solle alle Stile in ihrer Art pflegen, so heißt das Anforderungen an die Künstler stellen, denen

kaum jemand gewachsen sein dürfte. Es ist schon viel, wenn sich ein Meister so in eine Kunstsprache hineinlebt, daß sie ihm zum wirklichen und vollen Eigentum geworden ist, und er sie nicht nur stammeln, sondern auch sprechen kann. Ich kenne einen Meister, der sich vielleicht mehr und tiefer wie die meisten andern mit der Sprache der Gotik vertraut gemacht hat, und doch hält derselbe es für nötig, immer wieder von neuem deren Geist und deren Formen zu studieren, ehe er sich an eine größere Arbeit heranmacht. Die Kunstsprachen der Vergangenheit sind eine Art von fremden oder besser toten Sprachen, die man ebenso künstlich lernen muß, wie etwa das Latein oder ein ausländisches Idiom.

Also wird man sich darauf beschränken müssen, einen bestimmten Stil zu pflegen. Indessen wird man sich dann nicht den Vorwurf der Engherzigkeit gefallen lassen müssen, und heißt das nicht von vornherein auf all das Gute und all die Errungenschaften einer andern Zeit verzichten?

Ein Ausweg aus diesem Labyrinth ist in der That schwer. Aber sollte es denn nicht wenigstens möglich sein, sich über gewisse allgemeine Prinzipien zu einigen? Sollte es sich nicht klarstellen lassen, was eine monumentale kirchliche Kunst verlangt und was man dem Salon zugeben kann, was dem romanischen Stile, was der Gotik, was der Renaissance entspricht, wie weit man dem heutigen Geschmack und Empfinden Rechnung zu tragen hat und ähnliches? Man würde dann gewiß keine Grabfiguren ähnliche Heiligengestalten in St. Benno zu München anbringen, noch die romanische Absis von St. Anna daselbst mit Dürerschen Gestallen bevölkern, welche Vorzüge dieselben an sich auch immer haben mögen.

Die deutsche Gesellschaft für christliche Kunst hat sich unzweifelhaft schon viele Verdienste um ihren Schützling erworben. Wer für die Blüte der christlichen Kunst Interesse hegt, wem es am Herzen liegt, daß dieselbe nicht in Handwerksarbeit und armseliger Pfuscherei, aber auch nicht im modernen Kunstjargon verkommt, wird ihren Bestrebungen allen Beifall zollen. Möchte es ihr doch gelingen, gewisse allgemein gültige Grundsätze aus dem Wesen der christlichen Kunst wie an der Hand der Erfahrung festzustellen, welche wie für die Bethätigung der christlichen Kunst, so für ihre Beurteilung als Maß und Norm dienen. Ist das Akademismus? Nein; aber wenn auch, so ließen wir uns ein Stückchen desselben eher gefallen als den Zustand, bei dem jeder nach Lust und Laune seine eigene Weise singt. Es giebt auch heute noch eine objektive Regel für das Schöne, die schöne Kunst, und ganz besonders für die christliche und religiöse Kunst.

Indessen thun wir gut, inzwischen uns des Guten zu erfreuen, was die Mappe diesmal bietet. Da finden wir unter anderem einen trefflichen Altar von Johann Schott, bei dem allerdings eine etwas bessere Lösung der so schwierigen Tabernakelfrage wünschenswert wäre, dann einen vorzüglichen Altaraufsatz von Thomas Buscher. Voll Würde und tief gedacht, jedoch zu starr sind die in Beuroner Manier ausgeführten Altarskulpturen aus St. Benno zu München von Georg Albertshofer. Eine tüchtige Arbeit ist der Taufsteindeckel von Joseph Lasser. Alle Anerkennung verdienen August Schädlers Madonna und Tympanonrelief,

Christian Winklers St. Quintinus und namentlich die für eine Rokokokirche bestimmte und in der Art des Rokoko ausgeführte heilige Familie von Joseph Scheel. Ein interessantes Stück ist das als Votivbild behandelte v. Schorlemersche Familienbild des Professors Alois Delug, vortrefflich die Grablegung Sigmund Rudls, charakteristisch das Bild des sel. Petrus Canisius von Leo Samberger. Eine hervorragende Arbeit sind die Wandgemälde von Professor Rud. Seitz in St. Anna zu München, bei denen ich allerdings genügende Rücksicht auf den Stil der Kirche und auch wohl die christliche Ikonographie vermisse. Nicht befriedigt haben mich die beiden Entwürfe für Glasgemälde, zumal gerade die Glasmalerei in dem letzten Jahrzehnt in Deutschland so manche vorzügliche Schöpfung aufzuweisen hat. Die Darstellung der Verkündigung auf einem der beiden Fenster streift schon den modernen Plakatenstil. Der die Mappe begleitende Text von Professor Dr. Oskar Freiherrn Lochner von Hüttenbach darf als musterhaft bezeichnet werden.

J. Braun S. J.

Empfehlenswerte Schriften.

(Kurze Mitteilungen der Redaktion.)

Die Lehre von der Gemeinschaft der Heiligen im christlichen Alterthum. Eine dogmengeschichtliche Studie von J. P. Kirsch. (Forschungen zur christlichen Litteratur- und Dogmengeschichte. Herausgegeben von Dr. A. Ehrhard, o. ö. Professor der Kirchengeschichte an der k. k. Universität zu Wien, und Dr. J. P. Kirsch, o. ö. Professor der Patrologie und christlichen Archäologie an der Universität Freiburg [Schweiz]. I. Band. 1. Heft.) 8°. (VII u. 230 S.) Mainz, Kirchheim, 1900. Abonnementspreis pro 4 Hefte *M.* 16; Einzelpreis *M.* 7.

Die Forschungen zur „Christlichen Litteratur- und Dogmengeschichte" werden durch die vorliegende Arbeit würdig eingeleitet. Monographien über den von Prof. Kirsch gewählten Gegenstand liegen nicht vor, und was wir aus älterer Zeit Einschlagendes besitzen, legt auf die Ausbeutung gerade der ältesten Väterschriften nicht das Gewicht, welches man den Denkmälern des Urchristentums heute beizumessen pflegt. Wie es die reichen Kenntnisse des Verfassers auf dem Gebiet der altchristlichen Altertumskunde und Patristik erwarten lassen, wird diese Lücke in vorliegender Schrift in dankenswerter Weise ausgefüllt. Schon in der ältesten der drei Perioden, welche der Verfasser unterscheidet, etwa bis zum Jahr 180, ist die Verbindung durch wechselseitiges Gebet unter den auf Erden lebenden Gläubigen in ständiger Übung, das Gebet für die Verstorbenen inschriftlich um die Mitte des 2. Jahrhunderts bezeugt und erfreuen sich die Märtyrer einer religiösen Verehrung, wenn auch von direkter Anrufung höchstens mit Rücksicht auf die Engel

eine Spur vorliegt. In der zweiten Periode, etwa bis zum Anfang des 4. Jahrhunderts reichend, beschäftigt sich bereits die Wissenschaft mit der Lehre von der Gemeinschaft der Heiligen, während die praktische Bethätigung derselben einschließlich der Anrufung der Heiligen in scharfer Ausprägung auftritt; im dritten Zeitabschnitt, dem 4. und 5. Jahrhundert, ist alles das so weit ausgebildet, daß vorläufig die Entwicklung abgeschlossen erscheint. Wir wünschen dem in so gründlicher Weise eingeleiteten Unternehmen viele Arbeiten von gleichem Werte. — S. 209 Zeile 3 hätten wir eine genauere Formulierung der Ansicht des Verfassers gewünscht.

Zur Dogmengeschichte des Semipelagianismus. I. Der Lehrinhalt der Schrift De vocatione omnium gentium. II. Die Lehre des Faustus von Riez. III. Die Lehre des Fulgentius von Ruspe. Von Dr. Friedrich Wörter, Geistlicher Rat, Universitäts-Professor a. D. (Kirchengeschichtliche Studien. Herausgegeben von Dr. Knöpfler, Dr. Schrörs, Dr. Sdralek, o. ö. Professoren der Kirchengeschichte in München, Bonn und Breslau. V. Band. II. Heft.) 8°. (155 S.) Münster i. W., Heinr. Schöningh, 1899. Preis *M.* 3.60; Subscriptionspreis *M.* 2.60.

Schon früher beschenkte uns der Herr Verfasser mit „Beiträgen zur Dogmengeschichte des Semipelagianismus“, Paderborn 1898, in welchen er besonders mit der Frage, ob Kassian Semipelagianer gewesen sei, sich beschäftigt und Prospers Polemik gegen Kassian darzulegen sucht. In der vorliegenden Schrift erhalten diese Studien eine Fortsetzung, indem der Herr Verfasser in Faustus einen Vertreter, in den beiden andern Autoren Bekämpfer des Semipelagianismus uns in ihren Lehransichten zeichnet. Ein näheres Eingehen auf die Schrift und auf die mancherlei kontroversen Fragen, die sie berührt, ist an dieser Stelle unmöglich; es muß genügen, die fleißige Arbeit zur Anzeige gebracht zu haben. Jedenfalls ist sie ein sehr ehrenvolles Zeugnis für den nunmehr 80jährigen Verfasser, der trotz seines hohen Alters noch immer um den Fortschritt der Wissenschaft sich bemüht und die wohlverdiente Muße zu solch ernsten Studien verwendet. — Ein auffallender Ausdruck steht Seite 28, wo die unmündigen Kinder unpersönliche Kinder genannt werden.

Die Eucharistielehre des heiligen Johannes Chrysostomus, des Doctor Eucharistiae. Von Dr. theol. August Naegle. (Straßburger theologische Studien. Herausgegeben von Dr. Albert Ehrhard, Professor an der Universität Wien, und Dr. Eugen Müller, Professor am Priesterseminar zu Straßburg. III. Band, 4. u. 5. Heft.) gr. 8°. (XX u. 308 S.) Freiburg, Herder, 1900. Preis *M.* 5.40.

Die Lehre des hl. Chrysostomus über die heilige Eucharistie ist der Darstellung in einer Einzeluntersuchung wohl wert. Nicht zwar, als ob dieselbe besondere Schwierigkeiten böte oder ihrer Dunkelheit wegen einer Aufhellung bedürfte, sondern umgekehrt, weil Chrysostomus an so viel Stellen und mit solcher Klarheit über das Sakrament der Sakramente sich ausspricht, daß sich alle Hauptpunkte der katholischen Lehre durch Worte des Heiligen belegen lassen und eine Zusammenstellung der einzelnen Aussprüche zu einem Gesamtbild den Beweis völliger Gleichheit der damaligen und heutigen katholischen Anschauung bietet. Der Verfasser hat deshalb wohl daran gethan, die fragliche Lehre des Heiligen zum Gegenstand seiner Erstlingsarbeit zu machen, und man wird ihm das Zeugnis nicht versagen

können, daß er seiner Aufgabe in befriedigender Weise gerecht geworden ist. In fünf Kapiteln werden die einzelnen Aussprüche unseres Kirchenvaters über die reale Gegenwart, die Abendmahlselemente, die Abendmahlsfeier, die Eucharistie als Opfer und Kommunion gruppiert und dabei z. B. S. 74 ff. über Transsubstantiation, S. 134 ff. über Epiklese gut gehandelt. Die Sprache des Verfassers ist einfach und klar, die Disposition im ganzen wie in den einzelnen Kapiteln durchsichtig und erschöpfend. Das Ganze zeugt von guter theologischer Schulung. Aufgefallen sind uns einige Wendungen in den Anmerkungen S. 69 und 197. Daß der Name Chrysostomus schon im 5. Jahrhundert nachweisbar sei (S. 1), ist wohl zu viel gesagt.

Die Gabe des heiligen Pfingstfestes. Betrachtungen über den Heiligen Geist. Von M. Meschler, Priester der Gesellschaft Jesu. Vierte Auflage. 8°. (VIII u. 506 S.) Freiburg, Herder, 1900. Preis *M.* 3.50; geb. *M.* 5.

Die sieben Gaben des heil. Geistes in ihrer Bedeutung für das christliche Leben, unter Zugrundelegung des heil. Thomas von Aquin. Von Dr. Joseph Regler, Pfarrer. 8°. (IV u. 400 S.) Regensburg, Pustet. 1899. Preis *M.* 2.70; geb. *M.* 3.30.

Für den Wert und die Brauchbarkeit des an erster Stelle genannten Buches zeugt neben dem Namen des Verfassers die baldige Notwendigkeit einer vierten Auflage. Es behandelt in 52 Kapiteln das ganze innere und äußere Leben der dritten Person in der Gottheit, ihre Wirksamkeit in der Kirche und in den heiligen Sakramenten, ihre Gaben u. s. w. Die vier Teile des andern Buches beschränken sich auf die sieben Gaben und auf deren Beziehung zum christlichen Leben, zu den eingegossenen Tugenden und zu den Früchten des Heiligen Geistes; sie schließen sich enge an die Lehre des hl. Thomas an unter steter Rücksicht auf die neueren Werke, indem sie mit verständlicher Darlegung ausgiebige Citate aus den Werken des Aquinaten verbinden. So können sie wohl als Ergänzung zum ersteren Werke dienen und zu tieferem Eindringen in die Geheimnisse der Gottheit und des übernatürlichen Seelenlebens helfen.

Schutz- und Trutz-Waffen im Kampfe gegen den modernen Unglauben. Weiteren Kreisen der Gebildeten und des Volkes dargeboten von P. Peter Nilkes, Priester der Gesellschaft Jesu. 1. Theil. 8°. (122 S.) Kevelaer, Butzon u. Bercker, 1900. Preis 60 *Pf.*

Das vorliegende Werkchen führt den Leser mitten hinein in den Unterhaltungsstoff, der heutzutage fast alle Schichten der menschlichen Gesellschaft mehr oder weniger beschäftigt. Abgesehen von Politik und Geschäftsangelegenheiten, hört man im Eisenbahnwagen und Kasino wie im Bureau und in der Werkstätte kein Thema so häufig zur Sprache gebracht als jene wichtigen Fragen über Gott, Religion, Abstammung des Menschen, Entwicklungsgeschichte u. s. w. Das alles freilich nicht in Form wissenschaftlicher Auseinandersetzungen und Untersuchungen, um belehrt zu werden, sondern meist um durch Zweifel, Spott und allerlei Einreden seinen Bildungsgrad zu dokumentieren. Bei der Mannigfaltigkeit und Kühnheit dieser Angriffe sind auch Gutgesinnte manchmal für den Augenblick um eine passende Antwort verlegen. Da will der Verfasser mit seinen „Schutz- und Trutz-Waffen“ zu Hilfe kommen, daß der Irrtum niemand verführe, und der Gegner mit kurzen, scharfen Streichen gründlich zurückgewiesen werde, was bei der logischen Beweisführung wohl auch regelmäßig gelingt. Das Werkchen hat also einen eminent prak-

tischen Wert. Es bietet treffende Antworten auf althergebrachte, landläufige Schlagwörter und Phrasen, berücksichtigt aber auch die Ergebnisse der „allerneuesten Wissenschaft". Der Verfasser hat es glücklich verstanden, lange, trockene Abhandlungen vermeidend, belehrend und humorvoll zu schreiben, so daß man immer wieder gerne nach dem interessanten Büchlein greift. Deshalb sei dasselbe allen Gebildeten, besonders der studierenden Jugend bestens empfohlen. Für Vorträge in Schule und Vereinen wird es vielen willkommene Dienste bieten. Möge der zweite Teil bald folgen!

Hilfsbuch zum Katholischen Katechismus, zunächst für das Bistum Paderborn. Von J. Schröder. Erster Theil. 8°. (VIII u. 272 S.) Paderborn, Junfermann, 1900. Preis *M.* 2.50; geb. *M.* 3.

Dies aus der reichen Erfahrung eines bewährten Katecheten hervorgewachsene Hilfsmittel für alle, welche Kindern den Katechismus zu erklären haben, wird die Vorbereitung für die Unterrichtsstunden merklich erleichtern und zweifelsohne treffliche Früchte erzielen. Nicht genug anzuerkennen ist, daß die Biblische Geschichte, das Diözesan-Gesang- und das Schullesebuch bei der Katechismuserklärung herangezogen sind. Möchte es nur allerorts möglich sein, die Lehrer zu bestimmen, aus dem Lesebuch gerade diejenigen Stücke zu nehmen, welche zur Katechese in Beziehung stehen; ist doch das Zusammenwirken der Geistlichen und Lehrer bei der Erziehung und beim Unterricht für die einen wie für die andern, am meisten für die Kinder von dem höchsten Werte. Kaum ein Opfer darf zu groß erscheinen, um dies zu erreichen.

Geheiligtes Jahr. Lehren und Beispiele der Heiligen in kurzen Lesungen für alle Tage des Jahres. Nach dem Italienischen frei bearbeitet von Dr. Friedr. Hense. Dritte Auflage. kl. 8°. (528 S.) Freiburg, Herder, 1900. Preis *M.* 2.40; geb. *M.* 3.20.

Das der zweiten Auflage in dieser Zeitschrift Bd. XLI, S. 591 gespendete Lob bleibt für diese wenig veränderte in seiner Kraft. Die dort erwähnten kleineren Versehen sind verbessert. Möge das nützliche Buch für seine kernigen und anregenden Belehrungen viele Freunde finden!

Der hl. Martyrer und Tribun Quirinus, Patron der Stadt Neuß. Zur 850jährigen Jubelfeier der Uebertragung seiner Reliquien in seine Stadt Neuß. Von W. Felten. kl. 8°. (80 S.) Neuß, Gesellschaft für Buchdruckerei, 1900.

Diese kleine, für die weitesten Kreise berechnete Jubelschrift zeichnet sich vor vielen derartigen Büchlein aus durch gründliche Benutzung der Quellen und ebenso fromme als belehrende und zuverlässige Darstellung. Hoffentlich findet der Verfasser Gelegenheit, seine reichen, durch eifriges Sammeln zusammengebrachten Kenntnisse über den hl. Quirinus in einer größeren Schrift zum Gemeingut zu machen. Wir kennen die religiösen Andachten der Vorzeit so wenig, daß jede gründliche Belehrung darüber mit warmem Danke entgegenzunehmen ist.

Supplement zum Wegweiser in die marianische Literatur, reichend bis Anfang 1900. Von P. Georg Kolb S. J. gr. 8°. (VIII u. 120 S.) Freiburg, Herder, 1900. Preis *M.* 1.50.

Dieses Ergänzungsheft vervollständigt in dankenswerter Art die in dieser Zeitschrift (Bd. XXXVII, S. 112) empfohlene Arbeit desselben Verfassers. Ein

gutes Inhaltsverzeichnis und Tabellen über Werke, welche für Maipredigten sich benutzen lassen, machen dasselbe recht brauchbar. Es wird vortreffliche Dienste leisten, damit man bei Einkäufen nur wertvolle Bücher anschaffe, die passenden Stoff bieten zu gehaltreichen Vorträgen.

Le livre de la prière antique. Par le R. P. Dom Fernand Cabrol, Bénédictin de Solesmes, prieur de Farnborough, Angleterre. 8°. (574 p.) Paris, Oudin, 1900. Preis *Fr.* 3.75.

Unter „antikem Gebet" versteht der Verfasser die vom 1. bis 5., spätestens vom 1. bis 9. Jahrhundert festgestellte christliche Liturgie, also die Gebete des damaligen Breviers, Missales und Ceremoniales. In verständlichem Vortrage will er frommen Lesern deren Entstehung, Sinn und Schönheit zeigen. Ein großes, wissenschaftlich gehaltenes Buch soll später die Beweisstellen und die Begründung seiner Auseinandersetzungen bringen. Er versucht einerseits, „eine Messe zu Rom im Beginn des 3. Jahrhunderts" zu erklären, benutzt dann aber für andere Dinge, z. B. die Behandlung der kirchlichen Tageszeiten, die Spendung der Sakramente und die Sorge um die Verstorbenen, Quellen, die viele Jahrhunderte später liegen. Ein Festhalten an einem bestimmten Zeitabschnitt ist also nur insofern versucht, als nichts von dem Gebotenen über das 9. Jahrhundert hinausreichen soll. Dadurch entsteht jedoch ein gewisser Mangel an Folgerichtigkeit, indem z. B. der 2. Teil, „Über die christlichen Versammlungen", sich auf die Zeiten des Urchristentums beschränkt, der 7., „Heiligung des Lebens", bis auf Gregor d. Gr. herabgeht. Der Verfasser wollte eben den Kern unserer kirchlichen Gebete erklären und für denselben begeistern. Da dieser das Beste und Ehrwürdigste umschließt, was unsere liturgischen Bücher enthalten, und da späterhin alles andere sich um ihn gleichsam krystallisiert hat, durfte er in einem für weitere Kreise bestimmten Buche in der gewählten Art und Weise vorangehen, um sein Werk zu einem anregenden Leiter zu machen, der in ein tieferes Verständnis der kirchlichen Gebete einführt und die Liebe zu denselben vermehrt.

Die Aufgabe der schweizerischen Katholiken in den sozialen Bewegungen der Gegenwart. Von Dr. Carl Eberle. 8°. (80 S.) Stans, v. Matt, 1900.

Die Schrift ist eine Mahnung zur Einigkeit und zum festen Zusammenhalten in den Kämpfen der Gegenwart und der Zukunft. Im einzelnen behandelt sie die Aufgaben der Katholiken, speziell das Vereinswesen, die Organisation der katholischen Vereinsthätigkeit, die Katholikentage. Manch guter Rat wird da erteilt, dessen Befolgung dem treuen katholischen Schweizervolke nur zum Vorteile gereichen wird.

Die Propheten in ihrem sozialen Beruf und das Wirtschaftsleben ihrer Zeit. Ein Beitrag zur Geschichte der Sozialethik von Dr. Franz Walter, Privatdozent an der Kgl. Universität München. 8°. (XVI u. 288 S.) Freiburg, Herder, 1900. Preis *M.* 3.20.

Man kann diese vortreffliche und interessante Schrift in gewisser Weise als eine Ergänzung der von demselben Verfasser herausgegebenen Darstellung des Verhältnisses von „Sozialpolitik und Moral" betrachten, nur daß hier mehr konkret die Grundzüge der Wirtschaftsmoral in ihrer Anwendung auf eine bestimmte Epoche

eines einzelnen Volkes, und zwar nach den Lehren der Propheten, vorgetragen werden. Das Buch ist frisch, in anziehender Sprache geschrieben und beruht auf fleißiger, gediegener Forschung.

Die Thätigkeit der Gemeinden auf sozialem Gebiete. (Kommunale Sozialpolitik.) Von Karl Trimborn, Stadtverordneter in Köln, und Dr. Otto Thissen, M.-Gladbach. Nebst einer Einleitung: Über die Pflicht kommunaler Sozialpolitik. Von Fabrikbesitzer Franz Brandts, M.-Gladbach, I. Vorsitzender des Verbandes „Arbeiterwohl". Sonderabdruck aus „Arbeiterwohl". gr. 8°. (VIII u. 93 S.) Köln, Bachem, 1900. Preis *M.* 1.50.

Es ist noch nicht lange her, daß man von „kommunaler" Sozialpolitik redet, und die Litteratur weist bisher nur wenige Schriften auf, welche die Gemeinde als Trägerin der sozialen Reform behandelt. Um so freudiger begrüßen wir es, daß der Verband „Arbeiterwohl" sowohl auf seiner letztjährigen Generalversammlung wie in seinem offiziellen Organ sich eingehend mit der kommunalen Thätigkeit auf sozialem Gebiete beschäftigte und nunmehr unter obigem Titel die in der Zeitschrift „Arbeiterwohl" erschienenen Artikel weiteren Kreisen zugänglich machte. Nach dem Vorgange Herkners teilt vorliegende Schrift die sozialen Aufgaben der Gemeinde in zwei Gruppen: 1. solche Maßnahmen, die der Gemeinde als Arbeitgeber obliegen; 2. solche, welche sich zum Teil auf die minder begüterten Volksklassen, zum Teil auf die Gesamtheit beziehen. Das reiche Material, das die Schrift nach dieser doppelten Seite hin aus etwa 300 deutschen und ausländischen Gemeinden bietet, die Darstellung, Besprechung, Würdigung der mannigfachen praktischen Versuche und Erfolge kommunaler Sozialpolitik werden gewiß nicht verfehlen, zu neuen Versuchen anzuregen und zu ermutigen. Ohne entsprechende Mitwirkung der engeren Gemeinschaften läßt sich ja in der That die soziale Reform nicht zum befriedigenden Abschlusse bringen. Es gebührt aber dem Vorsitzenden des Verbandes „Arbeiterwohl", Herrn Fabrikbesitzer Franz Brandts, besonderer Dank dafür, daß er so entschieden für die Mitarbeit des Arbeiterstandes bei allen ihn besonders interessierenden Gemeindeangelegenheiten eintritt (S. VI f.): „Die im Volke vorhandenen, zum großen Teil noch schlummernden Kräfte müssen allmählich gewonnen und für das Gemeinwohl nützlich gemacht werden. Wird das Interesse dieser Kreise geweckt und ihnen Gelegenheit geboten, Früchte eigener Thätigkeit auf diesem Gebiete kennen zu lernen, so ist das nicht bloß Volkserziehung, sondern bildet auch die Grundlage für wahren Patriotismus, der sich vorwiegend in der Opferwilligkeit für nationale Wohlfahrt bekundet. Die beste Schule dafür ist die uneigennützige Thätigkeit für das Wohl der Gemeinde."

Die Nancy-Trierer Borromäerinnen in Deutschland 1810—1899. Ein Beitrag zur Statistik und Geschichte der barmherzigen Schwestern, ihres wohlthätigen und sozialen Wirkens. Von Wilhelm Hohn. 8°. (VIII u. 216 S.) Trier, Paulinus-Druckerei, 1899. Preis *M.* 2.50; geb. *M.* 3.50.

Was der Verfasser in letzter Linie beabsichtigte, darüber giebt er selbst in der Vorrede Aufschluß: „Die Arbeit wurde unternommen in der Erkenntnis, daß mit einer, soll ich sagen wissenschaftlich-statistischen Bearbeitung der christlichen Liebesthätigkeit durch eine beteiligte Genossenschaft einmal ein ernster Anfang

gemacht werden müsse. Wir verlangen mit Recht nach einer Geschichte der christlichen Liebesthätigkeit, die besser ist als eine nach ganzen Abschnitten unhaltbare Darstellung Uhlhorns und mehr giebt, als Ratzingers Geschichte der Armenpflege geben konnte, ja man überhaupt zu geben im stande ist, bevor die einzelnen bedeutenden Vereinigungen, an welche sich die zerstreute Barmherzigkeit anlehnt, ihre Archive für Einzeldarstellungen haben ausbeuten lassen. Auch die Kirchengeschichte, die politische und Wirtschaftsgeschichte scheint mir ihren Gewinn aus derartigen Monographien ziehen zu können, nicht zuletzt mag durch sie die Flut von Vorurteilen, welche sich, nur hier und dort durch einen in der Eile aufgeworfenen Damm gestört, durch unser öffentliches Leben hindurchwälzt, wirksamer zurückgehalten werden." Mit ungeheuerem Fleiße und größter Sorgfalt hat der Verfasser das statistische Material gesammelt und verarbeitet. Das Bild, welches er von dem segensreichen Wirken der in Deutschland hochangesehenen und beliebten Borromäerinnen entwirft, ist ergreifend und erhebend zugleich, eine herrliche Apologie der christlichen Charitas und ein ehrenvolles Denkmal für die opferfreudige Thätigkeit der Ordensfrauen im Dienste der hilfsbedürftigen Menschheit. Wir können die Arbeit Dr. Hohns nicht angelegentlich genug empfehlen, nicht bloß zur Lektüre, sondern auch als Vorbild für ähnliche wissenschaftlich-statistische Untersuchungen.

Papst Alexander VIII. und der Wiener Hof (1689–1691). Nach den Beständen des Kaiserl. u. Königl. Haus-, Hof- und Staatsarchivs und des Fürstlich Liechtensteinischen Archivs in Wien dargestellt von Dr. Sigismund Freiherrn von Bischoffshausen. 8°. (XVI u. 188 S.) Stuttgart-Wien, Roth, 1900. Preis *M.* 3.

Den Inhalt bildet die diplomatische Mission des Fürsten Florian Liechtenstein zur Wahl und unter dem Pontifikate Ottobonis. Es sind nicht große Aktionen zu verzeichnen, um so mehr aber Verstimmungen und Verwicklungen, die untergeordneten Anlässen entspringen. Die Schrift, fast ganz auf unbekannten Archivalien aufgebaut, bietet manches Wertvolle zur Kenntnis der Personen wie zur Beurteilung dieses ganzen Pontifikates. Wiederholt warnt der Herr Verfasser davor, hier den einseitig österreichischen Standpunkt allein zur Geltung kommen zu lassen; er hat so viel Weitblick, trotz der Zurücksetzungen Österreichs wenigstens in den wesentlichen Punkten dem Papste gerecht zu werden. Alexander VIII., der letzte Papst, den die Anklage des Nepotismus trifft, wird in dieser seiner bekannten Schwäche nach Verdienst und ohne jede Milderung bloßgestellt. Gleichwohl wird er, mehr als bis jetzt allgemeiner bekannt war, auf Grund des vorliegenden Materials zu einer achtunggebietenden Regentengestalt. Er war trotz allem ein tüchtiger, seiner Pflicht vollauf bewußter Oberhirt der Kirche.

Zur Lösung der Rastatter Gesandtenmord-Frage. Gesammelte Aufsätze von Frhrn. von Helfert. 8°. (VIII u. 158 S.) Stuttgart und Wien, Roth, 1900. Preis *M.* 4.

Nachdem das Rätsel des Rastatter Gesandtenmordes 100 Jahre lang Scharfsinn und Neugierde gereizt hat, ist durch die Veröffentlichung der Villinger Protokolle 1899 wenigstens über die eine Seite der Frage Licht verbreitet. Ein um die Probleme österreichischer Geschichte im letzten Jahrhundert auch sonst verdienter und hochangesehener Forscher legt hier die Aufsätze vor, durch welche er — ab-

gesehen von seiner eingehenderen Schrift 1884 — während der letzten 30 Jahre an dem Streit um die richtige Lösung sich beteiligt hat. Die Sammlung hat schon insofern etwas Anziehendes, als sie die ganze Geschichte der verschiedenen Lösungsversuche mitdurchleben läßt. Sie giebt dabei Zeugnis für den richtigen Blick, mit welchem der Verfasser, dank seiner ausgezeichneten Kenntnis der Personen und Verhältnisse, schon vor so langer Zeit die Spuren der Wahrheit erkannt hat. Die Aufsätze ergänzen sich gegenseitig und bieten, trotz unvermeidlicher Wiederholungen doch auf gedrängtem Raume, eine Beleuchtung des Rätsels nach allen Seiten hin. Der neu hinzugefügte Schlußabschnitt zieht das Facit. Soweit von einem solchen auf Grund der bis jetzt vorhandenen Nachrichten die Rede sein kann, ist es so klar und wohlbegründet, daß es wohl der Zustimmung des Lesers sicher sein darf.

Anna Elisabeth Freiin von Droste-Hülshoff. Ein Charakterbild als Einleitung in ihre Werke. Nach gedruckten und ungedruckten Quellen entworfen von Wilhelm Kreiten. Zweite, nach den neuesten Quellen ergänzte Auflage. Mit dem Bildnis der Dichterin nach der Marmorbüste von A. Rüller und einem Faksimile. 8°. (XXIV u. 526 S.) Paderborn, Ferd. Schöningh, 1900. Preis *M.* 5.

Mit namhafter Bereicherung und verjüngter Zier kann dieses liebenswürdige Bild einer liebenswürdigen Dichtergestalt zum zweitenmal vor die Öffentlichkeit treten. Alles zusammenfassend, was die emsige Droste-Forschung auch des letzten Jahrzehnts zu Tage gefördert hat, ist es dazu angethan, den Freunden von Annettens Dichtungen wahren Genuß zu bereiten, nicht minder aber, der Dichterin neue Freunde zu erwerben. Jedenfalls giebt es die beste Einführung zu Verständnis und Würdigung der Sappho des Münsterlandes und enthält dabei ein gutes Stück neuerer deutscher Litteraturgeschichte. Schon als Charakterstudie allein betrachtet, gewährt das Büchlein eigenen Reiz. Nicht nur ist Annette selbst ein ganz eigenartiges, urwüchsiges, tiefgründiges und doch neckisch anziehendes Menschenrätsel, es sind auch höchst bemerkenswerte Persönlichkeiten, mit welchen sie in nähere geistige Berührung tritt. Wo Wesen aufeinandertreffen gleich einer Annette Droste und einer Adele Schopenhauer, da kann es nur Funken von Licht und Feuer sprudeln. Es bedarf indes besonderer psychologischer oder litterarhistorischer Interessen nicht, um gerne nach dem kleinen Lebensbild zu greifen. Es ist so reich an Gehalt und so tadellos im äußeren Wuchs, von so natürlicher Frische und einfacher Eleganz, daß jeder Liebhaber einer gediegenen Lesung bis zum litterarischen Feinschmecker hinauf es mit Vergnügen und geistigem Wohlgeschmack sich zu eigen machen kann.

Ratgeber für junge Frauen und Mütter. Von Dr. Eugène Beaucamp, leitender Arzt des Wöchnerinnen-Asyls und der Frauenabteilung des St. Borromäus-Krankenhauses (in Aachen). kl. 8°. (XII u. 150 S.) Berlin, Hoffmann, 1900. Preis geb. *M.* 2.60.

In unserer, man darf wohl sagen, überzivilisierten Zeit wird es immer nötiger, darauf eigens aufmerksam zu machen und darüber eigens zu belehren, wozu sonst die Natur den Menschen von selber anleitet. Um so wertvoller werden freilich derartige Belehrungen, wenn gewissenhafte ärztliche Beobachtung und Erfahrung die natürlichen Verhaltungsregeln genauer bestimmen, erweitern und begründen

In dieser Hinsicht hat der Herr Verfasser in vorliegender Schrift sehr verdienstvolle gesundheitliche Belehrungen erteilt, welche die junge Frau in ihrer Eigenschaft als Mutter nach allen Richtungen hin aufs eingehendste unterrichten. Daß das Werk nur für die erwähnten Kreise und für Verheiratete geschrieben ist, bedarf kaum der Erwähnung. S. 2 dürfte der Herr Verfasser eine zu große Scheu bekunden, die betreffenden Personen vor dem Eintritt in die Ehe im allgemeinen mit den Mutterpflichten bekannt zu machen. Im übrigen aber müssen wir besonders lobend hervorheben, daß der Verfasser es nicht unterläßt, festzustellen, wie Gesundheitslehre und christliche Sittenlehre in Einklang stehen, und wie die Frau die Hauptpflichten, welche das Sittengesetz ihr auferlegt, nicht verletzen kann, ohne sich zugleich an ihrer eigenen Gesundheit ernstlich zu versündigen.

Die Stellung der Jesuiten in den deutschen Hexenprozessen. Von Bernhard Duhr S. J. [Görres-Gesellschaft zur Pflege der Wissenschaft im katholischen Deutschland. Erste Vereinsschrift für 1900.] 8°. (96 S.) Köln, Bachem, 1900. Preis *M.* 1 80.

Die durch den Titel gegebene Abgrenzung des Themas hat ihren Grund nicht in der Sache, sondern darin, daß der Verfasser, wie aus andern seiner Leistungen bekannt, die quellenmäßige Erforschung der Geschichte seines Ordens in Deutschland sich zur besondern Aufgabe gesetzt hat. Er war daher im stande, gerade von dieser Seite her Beiträge zur volleren Kenntnis der Hexenprozesse zu liefern. In den Hexenprozessen haben Jesuiten eine Rolle nur insofern gespielt, als mehreren derselben die Aufgabe zufiel, den Verurteilten den letzten geistlichen Trost zu spenden; zu den Hexenprozessen haben die Jesuiten überhaupt nicht Stellung zu nehmen gehabt. Dieselben waren in Deutschland eingebürgert, bevor Jesuiten dahin kamen; sie waren Sache der Gesetzgebung und weltlichen Rechtsprechung, denen auch die Jesuiten Achtung und Unterwerfung schuldeten. Nur soweit einzelne Jesuiten in die Lage kamen, in wissenschaftlichen Werken Fragen zu behandeln, die mit dem herrschenden Hexenglauben in Verbindung standen, oder durch Wort und Schrift — sei es auf die öffentliche Meinung, sei es auf das Gewissen einzelner Fürsten — zu wirken, kann von einer „Stellung" solcher Männer zu den Hexenprozessen die Rede sein. Wie die Gelegenheit und Möglichkeit zur Einwirkung, so war auch die Art der Stellungnahme je nach Person und Umständen eine verschiedene. Die Jesuiten als solche haben zu der Sache nie und nirgends Stellung genommen, so wenig wie in unserer Zeit zu der Einrichtung der Geschworenengerichte oder zum Untersuchungsverfahren bei Verdacht von Ritualmorden. Daß der Verfasser auch die Behandlung der Besessenheit mit in den Bereich seiner Mitteilungen zog, erklärt sich wohl daraus, daß er einiges Neue darüber zu sagen in der Lage war. Sonst gehört dies einem andern Gebiete an und würde einer eigenen, weiter ausholenden Untersuchung bedürfen.

Dr. Ludwig Joseph Hundhausen, Päpstlicher Hausprälat, Geistlicher Rath, Professor am bischöflichen Seminar zu Mainz. Eine Lebensskizze von Dr. Jakob Schäfer, Professor am bischöflichen Seminar in Mainz. 8°. (28 S.) Mainz, Kirchheim, 1900.

Mit Hundhausen ist wieder einer der Zeugen aus der Glanzperiode der Mainzer Kirche, einer der treuen Mitarbeiter Dr. Heinrichs und Moufangs, vom Schauplatz geschieden. Durch tüchtige wissenschaftliche Leistungen, durch fleißige

publizistische Thätigkeit, durch erleuchtetes Wirken als langjähriger akademischer Lehrer hat dieser fromme und selbstlose Priester vollauf verdient, daß im „Katholik" seiner Verdienste eingehender gedacht und dieser ehrenvolle Nachruf auch als besonderes Gedenkblatt zu weiterer Verbreitung ausgegeben wurde. Aus dem Leben eines wahrhaft kirchlichen Gelehrten läßt sich immer etwas lernen.

Parabeln von Johannes Jörgensen. Autorisirte Uebersetzung aus dem Dänischen von Henriette Gräfin Holstein-Ledreborg. 8°. (64 S.) Mainz, Kirchheim, 1899. Preis 65 *Pf.*; eleg. geb. *M.* 1.

Wer dem geistvollen dänischen Dichter und Konvertiten schon einmal begegnet ist, greift mit Freuden zu jeder neuen Gabe seiner ganz eigenartigen Muse. Es ist nur ein kleines Büchlein von einigen Dutzend Oktavseiten, das er hier durch seine verdienstvolle Übersetzerin in unsere Hände legt, das aber an wirklich geistigem Gehalt, feiner poetischer Detailarbeit und fruchtbarer Lebensweisheit ein Schock neuester Goldschnittwaren aufwiegt. Freilich wollen solch feine Destillationen nicht verschlungen, sondern langsam, sinnig gekostet sein. Jörgensen greift hier auf das höchste Vorbild zurück, und wir begrüßen es, daß diese so wirksame und so wenig gepflegte Dichtungsform wieder einmal einen Bearbeiter gefunden hat. Diese neuen Parabeln sind aber durch und durch modern in ihrer feingeschliffenen Form, in ihrem Sujet und in ihrer auf moderne Zustände und Wunden scharf zugespitzten Pointe. Ein gewisses Dunkel, eine geheimnisvolle Tiefe, die zum Nachdenken anregt, gehört zu jeder echten Parabel. Den Schlüssel zum Verständnis bietet der Dichter in der etwas barock gehaltenen Einleitung: Eritis sicut dii. Es ist das Aufbäumen des modernen Unglaubens gegen Gott und dessen trostlose und unhaltbare Lehren und Folgerungen, die in den Parabeln getroffen werden sollen: im „Faden von oben" die Schöpfung ohne den Schöpfer, in „Das Joch der Sonne" das Fiasko einer Religion ohne Gott, im „Weizenkorn" der Angriff auf das Dogma der Unsterblichkeit. „Das Brot" parabolisiert die stolzen Prätensionen der freien Forschung, welche die „Nüsse der Wahrheit selbst pflücken und nicht ohne Arbeit und Anstrengung aus dem Korbe eines runzligen Kirchen-Mütterchens empfangen will"; „Der wilde Wein", der sich selbst und nicht andern leben will, hat vom alten Weinstock sich losgemacht und wächst nun in seiner Freiheit schnell in die Höhe, setzt lange Stengel und dichtes Laub, aber keine süßen Trauben mehr an. Der zweite Teil bringt weniger eigentliche Parabeln als parabolische Stimmungsbilder. „Der Schatten" und „Der Giftmischer" beleuchten den mörderischen Frevel der ungläubigen, sittenlosen Presse; „Der Arzt", wenn wir recht verstehen, ist eine Persiflage auf den religiösen Indifferentismus, „Das Licht in der Nacht" wägt den Wert der stolzen modernen Aufklärung, und das Schlußstück „Imitatio Christi" dürfte eine dankbare Huldigung des Konvertiten für das goldene Büchlein sein, das so manchem Irrfahrer den rechten Weg gewiesen hat.

Mein Heiligthum. Aus dem Tagebuche eines jungen Priesters. Von Ivo. 12°. (VIII u. 126 S.) Mainz, Kirchheim; 1899. Preis *M.* 1.20; eleg. geb. *M.* 2.

Eine zarte, kleine Gabe von feinsinniger Hand, aus einem edeln Herzen und tiefpoetischen Gemüte. Es sind leichte Skizzen, aphoristisch hingeworfene Stimmungsbilder, die das Leben eines Seminaristen und die Vorbereitung auf die heilige

Priesterweihe in ihren verschiedenen Phasen widerspiegeln: die scheue Beklommenheit des lebensfrohen Studenten, der zum erstenmal im Schatten der hohen Seminarmauern sich findet, das allmähliche Aufdämmern höherer, heiliger Ideale, die stillen, innigen Freuden der liebgewordenen Zelle, der trauten Kapelle. Die ganze äußere Natur wird in dieser weihevollen Stimmung zum Symbol; die weißen, duftigen Blumenkelche „zu kleinen, silbernen Weihrauchschalen" u. s. w. Dazwischen hinein spielen wie neckische Sonnenstrahlen die Sehnsuchtsgedanken nach dem Elternhause. Bald erscheint der junge Kleriker dort zum erstenmal im schwarzen Rock, der Stolz der Mutter, ein ehrwürdiger Anblick für die Schwesterchen, macht seine ersten Brevierübungen im schattigen Walde und begeistert sich für die Schönheit der Psalmen. „Es sind königliche Lieder, und sie gehen bei aller Einfachheit doch in Gold und Purpur gekleidet. Mich spricht es besonders an, daß die Natur in ihnen mitsingt, daß die stumme Welt in ihnen wundersame Sprache findet; in diesen Liedern tönt der Sphärengesang der Gestirne, das Meer und der Sturm rauschen durch ihre Worte, der Donner rollt darein und zugleich auch das Flüstern des Grases auf der Mauer und das Weben des Lenzwindes in knospenden Zweigen. Allmählich rückt der große Tag der Priesterweihe näher, die heilig-bange Erwartung steigt, das Herz sammelt seine ganze Innigkeit und Wärme, das Gebetsleben wird tiefer, das eucharistische Geheimnis haucht seinen goldenen Schimmer über alle Stimmungen und Gefühle. Doch man muß es selbst lesen, wie hier ein Versuch — ein glücklicher, wie uns scheint — gemacht ist, das Hohe, Herrliche, Erhabene, Beseligende des katholischen Priesterberufes in Worten auszustammeln und die selige Wonne des neugeweihten Priesters in der Zeit der „ersten jungen Liebe" zu schildern. Noch eines. Es ist in jüngster Zeit wieder vieles gegen die katholische Seminarerziehung und zu Gunsten der freieren Universitätsbildung geredet worden. „Mein Heiligtum" ist eine Blüte, die im Seminar gewachsen ist. Ob sie wohl ihren zarten, makellosen Schimmer auch auf den freien, offenen Wegen draußen bewahrt hätte?

Bolivia, die Franciscaner von Tarata und die Indianer. Von P. Wolfgang Priewasser O. F. M. (Apost. Missionär). 8°. (IV u. 358 S.) Innsbruck, Rauch, 1900. Als Manuscript gedruckt.

Das Buch schildert ein in Deutschland kaum bekanntes Missionsgebiet und ist schon deshalb recht willkommen. Weit ausholend giebt der Verfasser zunächst ein Bild des alten Inkareiches in Hoch-Peru (ungefähr im heutigen Bolivia), charakterisiert die spanische Eroberung und ihre Folgen und schildert dann mit schonungsloser Offenheit die politischen, wirtschaftlichen, religiös-kirchlichen Verhältnisse des heutigen Bolivia, zumal die traurige Lage der Indianer. Ihr einziger wahrer Freund in alter und neuer Zeit waren die katholischen Ordensleute, vorab die Söhne des hl. Franziskus, die ihnen bis heute treue Helfer und Schützer geblieben und mit unsäglichen Anstrengungen eine Reihe blühender Missionen gegründet haben. Ihre Geschichte und Entwicklung bildet den Hauptinhalt des Buches. Die Arbeit wurde „in aller Eile" niedergeschrieben. Der wertvolle Stoff ist deshalb nicht genügend verarbeitet, und der Mangel an Übersichtlichkeit und eine gewisse Weitschweifigkeit schaden dem Eindruck. Immerhin bietet die Schrift sehr dankenswerte Aufschlüsse und bedeutet eine wirkliche Bereicherung unserer Missionslitteratur. Ein reicher Bilderschmuck unterstützt den Text. Der Ertrag ist zum Besten des Missionskollegs von Tarata.

Leben der gottseligen Anna Katharina Emmerich, stigmatisierte Augustinernonne. Von P. Joh. Janssen S. V. D. 8°. (166 S.) Steyl, Missionsdruckerei, 1899. Preis geb. *M.* 1.50.

Da der eingeleitete Seligsprechungsprozeß die Aufmerksamkeit wieder lebhaft auf die fromme Dülmener Seherin hingelenkt hat, so kann dieser mit hübschen Abbildungen gezierte volkstümliche Abriß ihres Lebens nur willkommen sein. Angehängt ist außer einer Beschreibung der Stätten, an denen sie gelebt, eine „geistliche Blütenlese" aus ihren Schriften, nach Stichworten alphabetisch geordnet. Daß „nach den göttlichen Büchern der Heiligen Schrift wohl keine andern Schriften gefunden werden, die zugleich so lehrreich und erbaulich sind" (S. 56), ist etwas viel behauptet, wie man auch die Versuchung gegen den Beruf nicht gerade als „eine der gewöhnlichsten Prüfungen" eines Ordensnovizen (S. 33) so allgemein wird hinstellen dürfen. Viel Außerordentliches, dem Alltagssinn des Menschen Unfaßliches enthält dieses Leben, man kann aber nicht ohne Erbauung den Bericht über dasselbe lesen.

Paul Springer, ein kleiner amerikanischer Gymnasiast. Von Franz Finn S. J. Für die deutsche Jugend bearbeitet von Franz Betten S. J. Mit einem Titelbild. 12°. (VIII u. 246 S.) Mainz, Kirchheim, 1900. Preis geb. *M.* 3.

Es ist allerdings ein rechter Springinsfeld, unser neuer kleiner Freund, Paul Springer, elastisch wie ein Gummiball, voll toller Einfälle, kühn und mutig, aber auch unverdorben und bei richtiger Behandlung zu allem Guten zu haben. Sein taktvoller Lehrer weiß mit dem kleinen Mann fertig zu werden; die Aussicht auf die erste heilige Kommunion dämpft den übersprudelnden Unwillen; aber erst manches bittere Leid, durch interessante Abenteuer verursacht, bringt bleibenden Ernst und wahre Besserung. Diese erste heilige Kommunion findet dann freilich unter ganz ungewöhnlichen Umständen statt. Wir wollen aber nichts verraten und danken nur im Namen der deutschen Jugend dem Bearbeiter der amerikanischen Erzählung für dieses vierte schöne Geschenk.

1. **A Round Table of the Representative American Catholic Novelists.** With Portraits, Biographical Sketches and Bibliography. 2nd Edition. 12°. (354 p.) New York, Benziger Brothers, 1897. Preis $1.50.
2. **A Round Table of the Representative Irish and English Catholic Novelists.** With Portraits, Biographical Sketches and Bibliography. 2nd Edition. 12°. (338 p.) New York, Benziger Brothers, 1897. Preis $1.50.
3. **A Round Table of the Representative French Catholic Novelists.** With Portraits, Biographical Sketches and Bibliography. 2nd Edition. 12°. (316 p.) New York, Benziger Brothers ,1897. Preis $1.50.

Wir betrachten es als einen glücklichen Gedanken, eine Anthologie der besten zeitgenössischen katholischen Novellisten zu versuchen. Jedes Volk soll dabei von einem Dutzend seiner besten Erzähler, jeder Erzähler natürlich mit nur einer Nummer und zwar mit einer recht kurzen vertreten sein, da der einzelne Band nicht viel über 350 Seiten haben darf. Daß nun wirklich jede der mitgeteilten Novellen

gerade die beste des betreffenden Erzählers sei, ist freilich schon deshalb kaum möglich, da ihr aus praktischen Gründen ein so kurzer Umfang — durchschnittlich kaum 30 Seiten — zugemessen ist. Doch wird an dieser „Tafelrunde der führenden katholischen Novellisten“ durchweg Gutes geboten, und manche der mitgeteilten Gaben sind geradezu vorzüglich und haben klassischen Wert. Wie uns die überaus thätige Verlagshandlung mitteilt, werden demnächst den drei bereits erschienenen Bänden in drei folgenden auch eine deutsche, italienische und spanische „Tafelrunde der führenden katholischen Novellisten“ folgen. Die Ausstattung ist vorzüglich; die beigegebenen Porträts und kurzen bio- und bibliographischen Skizzen zu den Probestücken der einzelnen Erzähler sind sehr willkommen. — An der amerikanischen Tafelrunde finden sich folgende Novellisten: Eleanor C. Donnelly (A lost Prima Donna); Anna Hanson Dorsey (The Mad Penitent of Todi); Ella Loraine Dorsey (Speculum Iustitiae); Maurice Francis Egan (How Perseus became a Star); Francis J. Finn S. J. (My Strange Friend); Walter Lecky (Gilliman Ogley); Christian Reid [Mrs. Tiernan] (In the Quebrada); Mary A. Sadlier (Shan Dempsey's Story); Anna T. Sadlier (Mistress Rosamond Trevor); John Talbot Smith (The Baron of Cherubusco); Charles Warren Stoddard (Joc of Lahaina). — An der irisch-englischen Tafelrunde sind folgende Autoren mit den in Klammern beigefügten Stücken vertreten: Louisa Emily Dobrée (A Dress Ring); M. E. Francis [Mrs. Blundell] (In St. Patrick's Ward); Theo. Gift [Dorothy Boulger] (A Soldier's Wife); Baroneß Pauline von Hügel (Fair Dorothy Wilmot); Lady Amabel Kerr (Just What was Wanted); R. B. Sheridan Knowles (Hyacinth's Regrets); Frances M. Maitland (Miss Packe); Mrs. Sophie Maude (A Paste Buckle); Clara Mulholland (Mave's Repentance); Rosa Mulholland (Granny Grogan); Mrs. Bartle Teeling (Her Last Stake); Katharine Tynan Hinkson (The Wardrobe). — Die französische Tafelrunde endlich weist folgende Erzähler und Novellen auf: René Bazin (Donatienne); Th. Bentzon [Madame Marie Therese Blanc] (Her Only Love); Madame Caro (After the Harvest); Champol (The Keg and the Sword); Charles Le Goffic (Tales of the Assumption); Pierre l'Ermite (Children and Parents); A. de Lamothe (Happiness Villa); M. Maryan [Madame Deschard] (The Nursling of the Countess); Raoul de Navery (The Missal of the Abbot Gelasius); Vicomte de Poli (Friar Timothy); Léon de Tinseau (The Team of the Marquise); Comte de Villebois-Mareuil (Court-Martial).

Jahrbuch der Naturwissenschaften 1899/1900. XV. Jahrgang. Unter Mitwirkung von Fachmännern herausgegeben von Dr. Max Wildermann. Mit 53 in den Text gedruckten Abbildungen. Nebst einem Anhange: Generalregister über die Jahrgänge 1895 96 bis 1899/1900. gr. 8°. (XII u. 572 S.) Freiburg, Herder, 1900. Preis *M.* 6; geb. *M.* 7.

Auch in diesem Jahrgange[1] des „Jahrbuchs der Naturwissenschaften“ wird auf beschränktem Raume ein guter Überblick über die neuesten naturwissenschaftlichen Forschungen gegeben. Die Bearbeiter der einzelnen Zweige sind dieselben wie im letzten Jahrgang. In dem Abschnitte über Physik (von Max Wildermann) finden wir neben andern Gegenständen das Grenzgebiet des Lichtes und der Elektrizität

[1] Vgl. die Besprechung des XIII. Jahrgangs in Bd. LIII dieser Zeitschrift (1897), S. 436 ff.

behandelt; insbesondere darf die Abhandlung „Der heutige Stand des Wissens über die Röntgenstrahlen" allgemeines Interesse beanspruchen. Aus der Elektrizität wird berichtet über neue Entladungserscheinungen und neue Untersuchungen über die Natur des elektrischen Funkens, über die Fortschritte der gewöhnlichen und der drahtlosen Telegraphie. Der Abschnitt über Chemie (von Hermann Vogel) unterrichtet uns über die Farbe des Schwefeldampfes, über die allotropen Modifikationen des Phosphors, die Leitungsfähigkeit des Aluminiums, die Einwirkung der Röntgenstrahlen auf Metalllegierungen und viele andere Entdeckungen. In dem Abschnitte über Botanik (von O. E. R. Zimmermann) erfahren wir Neues über die physiologische Bedeutung des Alkohols im Pflanzenreiche, über die Schleimpilze, die Moorkiefer, die Ameisenbrötchen bei Leea-Arten, über die kinematographische Aufnahme des Wachstums der Pflanze u. s. w. Aus dem Gebiete der Zoologie berichtet Hermann Reeker über die Fortschritte unseres Wissens bezüglich des physiologischen Charakters der Zelle, über das fragliche Gehörvermögen der Krebse, über die Wimperinfusorien des Wiederkäuermagens, die Biber des Rhonegebietes, die Wanderheuschrecken und ihre Schmarotzer und andere für weitere Kreise wissenswerte zoologische Forschungen. Die Mitteilungen über die Goldindustrie in Transvaal verleihen dem Abschnitt über Mineralogie und Geologie (von Johann Elbert) ein besonderes Interesse wegen des Zusammenhanges jener Goldlager mit dem traurigen südafrikanischen Kriege. Der Abschnitt über Forst- und Landwirtschaft (von Fritz Schuster) berichtet über die Lebensweise und Bekämpfung der Kiefern-Gespinstblattwespe, über die forstliche Bedeutung der vielfach verkannten und verfolgten Akazie, über eine neue Methode der Butterbereitung, die Bekämpfung des Weizenbrandes und andere praktische Dinge. Aus der neueren Himmelskunde giebt J. Plaßmann eine Reihe interessanter Schilderungen. Der Planet Mars macht seinem kriegerischen Namenspatron alle Ehre, indem er fortwährende Diskussionen über seine Oberflächenstruktur zwischen den Astronomen veranlaßt; ob die Marskanäle wirkliche Gebilde seien oder bloß auf optischen Täuschungen beruhen und wie ihre sonderbare Verdoppelung zu stande kommt, darüber wird eifrig debattiert. Über die Oberfläche und die Rotationsdauer der Venus bestehen kaum minder entgegengesetzte Meinungen. Weiterhin wird auch der neue „Atlas der veränderlichen Sterne" von P. Hagen S. J. besprochen; die erste Serie von 44 Karten ist kürzlich erschienen. Über die Spiralnebel, über einen fraglichen neuen Saturnmond und über andere Probleme der Sternenwelt erfahren wir ebenfalls manche Neuigkeiten. Wie es dem Menschen gelungen oder nicht gelungen ist, das Wetter zu beeinflussen, erörtert W. Trabert neben andern meteorologischen Fragen in dem Abschnitte über Meteorologie. Bei der Länder- und Völkerkunde giebt F. Behr einen Überblick über die neuesten Kulturfortschritte und die neuesten wissenschaftlichen Expeditionen in den verschiedenen Weltteilen. Auch über die von Professor Dr. C. Chun geleitete deutsche Tiefsee-Expedition wird hier berichtet. Es ist Aussicht vorhanden, daß die wissenschaftlichen Ergebnisse derselben, deren Bearbeitung allerdings noch längere Zeit erfordern dürfte, jene der früheren Expeditionen an Reichhaltigkeit noch übertreffen wird. Die neuesten Errungenschaften der Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte werden von Domprobst J. Scheuffgen besprochen, die Gesundheitspflege, Medizin und Physiologie von F. X. Gigglberger, die angewandte Mechanik von Max Wildermann, die Industrie und industrielle Technik von Otto Feeg. Diese Übersicht dürfte genügen, um unsere Leser über den reichen Inhalt des neuesten Bandes des „Jahr-

buchs der Naturwissenschaften" einigermaßen zu orientieren. Das am Schluß beigefügte Generalregister über die Jahrgänge XI—XV des Jahrbuchs wird den Abonnenten desselben sehr willkommen und nützlich sein.

Miscellen.

Das Magnificat der hl. Elisabeth nebst einigen Bemerkungen zu seiner Entdeckung. Höre die Welt und staune! Etwas Funkelnagelneues ist aufgefunden worden, das Magnificat der hl. Elisabeth! Aber denke der Leser nur ja nicht, man habe etwa einen alten Papyrus aufgefunden, in welchem der hl. Elisabeth ein Seitenstück unseres Magnificat in den Mund gelegt wird. Nein, es handelt sich nicht um einen Fund, wie ihn der Zufall jedem in den Schoß werfen konnte, sondern um eine Entdeckung, die von viel größerer Geisteskraft Zeugnis giebt. Seit bald zweitausend Jahren nämlich haben Millionen und Millionen das erste Kapitel des Lukasevangeliums gelesen und es als selbstverständlich betrachtet, daß Maria, die Mutter unseres Herrn, das Magnificat gesprochen und der Evangelist es als von ihr gesprochen überliefert habe. Nun aber ist ein Genie aufgestanden und hat gesehen, was die Millionen immerfort übersehen haben. Ohne einen neuen Text des Lukasevangeliums oder irgend ein neues Hilfsmittel zu seiner Erklärung aufgefunden zu haben, bloß mit dem gewöhnlichen Wortlaut unserer Evangelien in der Hand, beweist er aus eben diesem Wortlaut, daß der Evangelist Lukas das Magnificat nicht Maria, sondern der hl. Elisabeth in den Mund gelegt habe. Das nennt man Scharfsinn! Professor Harnack ist der Glückliche, dem der Fund zu teil geworden ist und der ihn am 17. Mai der Berliner Akademie zur Bewunderung vorgelegt hat.

Fügen wir übrigens gleich hinzu, daß Harnacks These nicht ganz neu ist. Vor etwa einem Jahr schon lasen wir irgendwo — wenn wir nicht irren in der Revue biblique der französischen Dominikaner [1] — die Besprechung einer Arbeit, welche Harnacks Behauptung vorweg nimmt. Ebensowenig ist die Grundlage, auf welcher die neue Aufstellung hauptsächlich beruht, unbekannt. Schlägt man z. B. Knabenbauers Erklärung des Lukasevangeliums (S. 75) auf, so findet man zu Luk. 1, 46 angemerkt, daß statt der Einleitungsworte zum Magnificat: „Und es sprach Maria: Hoch preiset meine Seele den Herrn" — einige Itala-Codices lesen: Et ait *Elisabeth:* Magnificat. Vgl. *Migne*, P. L. XII, 507. Die gleiche Lesart findet sich an einer von den beiden Stellen, an welchen Irenäus unsern Vers citiert, in einigen Handschriften. Mit einigem guten Willen kann man auch aus den Lukashomilien des Origenes herauslesen, daß er Handschriften mit

---

[1] Hinterher sehen wir, daß daselbst VII (1898), 74—77 A. Durand gegen F. Jacobé in Revue d'histoire et de littérature religieuses II (1897) sich wendet.

der fraglichen Lesart kannte. Knabenbauer a. a. O. meint einfach und trocken, die Lesart sei eben ein offenbarer Fehler, und der gleichen Ansicht ist man bisher allgemein gewesen. Kein Kirchenvater im Orient und Occident, keine Bibelausgabe, kein Schrifterklärer ist je auf den Einfall geraten, das Magnificat der hl. Elisabeth zuzuweisen [1]. Trotzdem verteidigt Harnack seine These nicht etwa nur als wahrscheinlich, sondern als sichere Wahrheit. Da sage einer noch, der Mut des Kolumbus und Kopernikus sei in unserer nüchternen Zeit ausgestorben!

Warum wir nun ein paar Worte über die neue Entdeckung sagen wollen? Nicht deshalb, weil uns dieselbe ihrem Inhalt nach besondere Schmerzen bereitete. Ein apologetisches Interesse hat die Sache kaum. Denn was sollte man verteidigen wollen, und gegen wen sollte die Verteidigung sich richten? Sollte man etwa Vorkehrungen versuchen, damit die Worte: „Von nun an werden mich selig preisen alle Geschlechter", ihrer Beziehung auf die allerseligste Jungfrau nicht beraubt würden? In dieser Hinsicht dürfen wir ruhig sein, diese Beziehung wird Harnacks These nicht zerstören. Denn durfte schon Elisabeth solche Worte im Munde führen wegen ihrer Mutterschaft über den Vorläufer, was wird dann erst von der Mutter desjenigen zu sagen sein, dem der Vorläufer die Schuhriemen zu lösen nicht würdig ist? Das Schweigen des Evangelisten über die Würde der Mutter Gottes ließe dann keine andere Erklärung zu, als daß es ein absichtliches und sehr beredtes wäre, und besagen wolle, daß „Menschen- und Engelszungen" zu solchem Lob nicht genügen. Und ferner, gegen welchen Gegner sollte eine Verteidigung sich richten? Gegen die christusgläubigen Nichtkatholiken? Aber die stehen ja in dieser textkritischen Frage auf unserer Seite. Gegen den Unglauben? Aber mit dem Ungläubigen verhandelt man nicht über Magnificat, Marienverehrung und die beiden ersten Kapitel des Lukasevangeliums.

Wenn also in der genannten Beziehung die neue Entdeckung uns ziemlich kalt läßt, so interessiert sie uns um so mehr in anderer Hinsicht. Sie ist nämlich

---

[1] Ähnliche Sonderbarkeiten finden sich nämlich auch an vielen andern Stellen in einzelnen Handschriften. In manchen altlateinischen Codices wird z. B. der Pharisäer Simon (Luk. 7, 40) in den Apostel Simon Petrus verwandelt. An der Stelle Luk. 2, 43: et non cognoverunt parentes eius, lesen manche Italahandschriften statt dessen: et nescierunt Ioseph et mater eius. Ein schulmeisterlich angelegter Leser kam zu der richtigen Erkenntnis, daß rein grammatisch eius sich hier auf Joseph bezieht, während es sich auf Jesus beziehen müßte. Flugs griff er zur Feder und sorgte dafür, daß in seiner Handschrift die Stelle fürder lautete: et non cognoverunt *Iesus* et mater eius! Diese „Verbesserung" bietet, wie sich noch zeigen wird, ein genaues Analogon zu der Änderung: Elisabeth statt Maria zu Beginn des Magnificat. Die etwas dunkle Stelle: eum qui non noverat peccatum, pro nobis peccatum fecit, fand der hl. Augustin (Enchir. 16) in mehr als einer Handschrift zu dem greulichen Unsinn „verbessert", daß eum qui in is qui verändert wurde. Ähnliches findet sich sogar auch in Druckausgaben der Heiligen Schrift, die dadurch Leckerbissen für Bibliomanen geworden sind, so z. B. in der sogen. Wicked-Bible, in der das sechste Gebot lautet: du sollst ehebrechen. Wollte man auf derartiges weitaussehende Folgerungen bauen, so könnte man zu merkwürdigen Ergebnissen gelangen.

vorzüglich geeignet, um den Mißbrauch der Kritik auf religiösem Gebiet an einem kleinen Beispielchen zu beleuchten. Man verstehe uns recht. Wir haben nichts gegen die Kritik als solche. Sie ist in sich gut und vernünftig und eine Tochter des katholischen Geistes und der katholischen Wissenschaft. Wir handeln von dem Mißbrauch der Kritik in ihrer Anwendung auf das Christentum, d. h. wir reden von jenem leichtfertigen Herumhantieren mit bloßen Wahrscheinlichkeitsgründen an Dingen, die der Menschheit heilig sind, und von dem leichtfertigen Absprechen, Aburteilen, Verwerfen auf Grund von bloßen Wahrscheinlichkeiten und von oft höchst fadenscheinigen Wahrscheinlichkeiten. Wir wählen ferner zu unserem Nachweis nicht deshalb eine Arbeit von Harnack, weil wir gegen die Person dieses Gelehrten besonders eingenommen wären. Freilich bedauern wir sehr seine antichristliche Richtung, halten ihn aber trotzdem noch für loyaler als manche andere.

Also nach diesen langen Vorbemerkungen zur Sache. Wie denkt sich Harnack das Eindringen des Namens Maria in die Einleitungsworte zum Magnificat, und auf welche Gründe hin will er ihn beseitigen?

Auf die erstere Frage diene zur Antwort, daß der genannte Gelehrte die Sache sich nicht so vorstellt, als hätte Luk. 1, 46 zuerst der Name Elisabeth gestanden und dann ein gewissenloser Fälscher die Feder genommen, um diesen Namen auszustreichen und dafür Maria hinzuschreiben. Harnack erklärt ausdrücklich, daß ihm für eine derartige Fälschung, wenigstens aus der ältesten christlichen Zeit, kein Beispiel bekannt ist, oder, wie er sich etwas gewundener ausdrückt, daß sich dafür „im Bereich der ältesten Überlieferung neutestamentlicher Schriften nicht leicht eine Analogie auffinden läßt". Seine Behauptung ist vielmehr diese: Ursprünglich war an der Stelle Luk. 1, 46 überhaupt kein Name angegeben. Der Text lautete einfach: „und sie sprach: Hoch preiset meine Seele den Herrn ..." Da vorher Elisabeth genannt war, so sollte nach des Evangelisten Absicht diese als Subjekt der genannten Worte gelten. Diese Absicht wurde aber schon nach wenigen Jahrzehnten nicht mehr verstanden. Man meinte, nur auf die Mutter Gottes passe der erhabene Lobgesang, und schrieb also deren Namen an dessen Anfang. Nur die paar oben genannten Abschreiber haben die Sache richtig aufgefaßt und schrieben also ihrerseits: „Und Elisabeth sprach."

Begnügen wir uns vorerst mit diesen Sätzen und legen wir sie etwas auf die Wage.

Zunächst liegt in denselben das Zugeständnis, daß Harnack für den von ihm vorgeschlagenen Wortlaut von Luk. 1, 46 keinen einzigen Textzeugen anzuführen weiß. Er hat zwar im Anfang seiner Arbeit die oben angegebenen Stellen, worin es heißt: et ait Elisabeth, zusammengestellt und, wie man zugeben muß, genau und unparteiisch diskutiert. Allein nachdem er in solcher Weise dem Anschein nach sorgfältige Fundamente gelegt hat, baut er dann doch sein Haus neben diese Fundamente. Denn indem er die Behauptung aufstellt, die einleitenden Worte zum Magnificat hätten nur gelautet: „und sie sprach", sind all jene Italastellen u. s. w. als Textzeugen für ihn wertlos geworden. Er kann nun nicht mehr sagen, an diesen Stellen hat sich der ursprüngliche Wortlaut des Evangeliums erhalten, die Schreiber jener Manuskripte hatten im 4. und

5. Jahrhundert noch uralte Evangelienhandschriften vor sich, welche den richtigen Text gerettet haben. Nein, er muß sagen, der ursprüngliche Wortlaut ist verschwunden, ohne eine Spur zu hinterlassen. Einen positiven Beweis für dessen früheres Vorhandensein giebt es nicht. Wie mißlich eine solche Sachlage für Harnack ist, liegt auf der Hand. Vom „Verbessern" von Texten ohne handschriftliche Gewähr wollen die tüchtigsten Philologen nicht viel wissen, wenigstens so lange nicht, als die inneren Gründe nicht Evidenz geben.

Wenn aber schon im allgemeinen das Textbessern auf innere Gründe hin eine mißliche Sache ist, um wie viel mißlicher ist dann dergleichen in unserem Fall! Wenn denn wirklich der Name Maria an unserer Stelle erst von den späteren Christen ganz allgemein eingefügt wurde, so mußten doch natürlich Gründe vorhanden sein, diesen Namen vor dem der hl. Elisabeth zu bevorzugen, und welches sind dann diese Gründe gewesen? Äußere Gründe hat es dafür nach Harnack nicht gegeben, also muß er behaupten, es sei auf innere Gründe hin geschehen. Was aber will das besagen, es sei auf innere Gründe hin geschehen? Das will heißen, der ganze Zusammenhang der Gedanken und der Erzählung, der ganze Inhalt des Lobgesanges habe den ersten Christen es als selbstverständlich erscheinen lassen, daß nur in den Mund der Gottesmutter das Magnificat passe. Das will weiter heißen, mit solcher Übereinstimmung habe die ganze Christenheit auf diese Annahme sich geeinigt, daß überall der Name Maria in die Handschriften eindrang und die Folgezeit völlig einmütig, Jahrhundert auf Jahrhundert, diese Annahme zu der ihrigen machte. Bei keinem einzigen Kirchenvater, Theologen, Schrifterklärer, Textkritiker bis auf Harnack findet sich je irgend ein Zweifel über die Verfasserin des Magnificat. So ist die Sachlage, und nun vergegenwärtigen wir uns, welches Licht diese Sachlage auf Harnacks Unternehmen wirft. Auf der einen Seite steht von den Zeitgenossen des Evangelisten an bis auf die jüngste Zeit die ganze Christenheit und erklärt einstimmig: Dem inneren Zusammenhang der Gedanken und Worte nach paßt das Magnificat herrlich in den Mund der Gottesmutter. Und nun erhebt sich auf der andern Seite ein Dozent der Neuzeit und sagt all diesen Scharen ins Gesicht: vos nescitis quidquam. Gerade das Gegenteil von dem ist der Fall, was ihr als sicher annahmt. Aus Gründen des inneren Zusammenhangs der Gedanken und Worte kann das Magnificat nur der Mutter des Täufers zugewiesen werden. Und wohlgemerkt, es handelt sich nicht um eine fernliegende Sache, zu deren Enträtselung der Verstand eines Kopernikus notwendig wäre, sondern um das Urteil über den einfachen Zusammenhang einer Erzählung, die nicht nur für ein paar Gelehrte, sondern für die ganze Menschheit geschrieben und auf deren Verständnis berechnet ist.

Gegen Harnack spricht also zunächst einmal das Zeugnis der ganzen Christenheit, soviel ist unleugbar. Gehen wir also jetzt einen Schritt weiter und fragen wir uns nunmehr: aber aus welchen Gründen hat denn die Christenheit immerfort an Maria als der Sängerin des Magnificat festgehalten? Oder wenn wir uns auf Harnacks Standpunkt stellen wollen, woher kommt es denn, daß man so hartnäckig jenen Lobgesang der wahren Dichterin abspricht? Der Grund liegt offenbar darin, weil der Inhalt desselben im Munde der Elisabeth zu der

ganzen Sachlage nicht paßt. Vergegenwärtigen wir uns nur den Zusammenhang. Elisabeth weiß durch die Verkündigung des Engels an ihren Gemahl oder durch übernatürliche Erleuchtung und die Wunder, die an ihr geschehen sind, daß ihr Kind dem Messias die Wege bereiten soll und der Messias nahe ist. Sie weiß noch nicht, daß der Sohn Gottes bereits auf Erden weilt; sie ahnt nicht, daß eine junge Person ihrer Verwandtschaft, mit der sie oft verkehrt hat, die sich, wie man getrost annehmen kann, von der greisen Priesterfrau gern belehren und beraten ließ, die auserwählte Mutter geworden ist. Wiederum kommt jetzt diese junge Freundin zum Besuch. Elisabeth hat sie vielleicht bereits herankommen sehen, ohne etwas zu bemerken. Freundlich und bescheiden wie immer spricht jetzt Maria ihren Gruß, und mit einem Schlag beginnt jetzt eine Reihe von Wundern.

Beim Klang dieser Stimme hüpft der kleine Johannes auf vor Freude, und eine ganze Flut von Erleuchtung und ungeahnten Erkenntnissen überströmt die Seele der Mutter. Sie weiß es jetzt, der Messias weilt auf Erden; das Übernatürliche, das Göttliche tritt ihr gegenüber in unmittelbarster Nähe, in ihrer Familie, in ihrem Haus; nur ein paar Schritte entfernt steht das Unglaublichste, Erhabenste verkörpert vor ihr. Dazu diese für die Israelitin des Alten Bundes unerhörte Herablassung, daß diejenigen zu ihr kommen wollen, die aufzusuchen, denen zu nahen sie sich kaum für würdig erachtet hätte, und in dieser Herablassung dann wieder die Offenbarung der Liebe und Güte Gottes, die ebenfalls dem Israeliten ungeahnt kam, durch ihre Süßigkeit das Herz an sich zog, und doch wieder durch ihre überströmende Großartigkeit es erschaudern machte. Die Wirkung all dieser Erkenntnisse auf Elisabeth ist denn auch dieselbe, wie sie später Petrus empfand, als in seinem eigenen Schifflein, in Ausübung seines Handwerks, zu eigenem persönlichen Nutz und Frommen, das Übernatürliche plötzlich ihm sich enthüllte. Wie Petrus ausrief: „Herr, gehe weg von mir, denn ich bin ein sündiger Mensch", so wird auch Elisabeth von dem Gefühl der eigenen Unwürdigkeit, der eigenen Kleinheit, des eigenen Nichts überwältigt, so daß sie die Äußerung dieser Stimmung unmöglich in sich verschließen kann. „Mit lauter Stimme", weil ganz durchdrungen von dem Affekt der Selbstverdemütigung und wie außer sich, fühlt sie sich gezwungen, die Größe des Herrn und der Jungfrau zu preisen, sich selbst dagegen zu erniedrigen. „Gesegnet bist d u unter den Frauen, und gesegnet die Frucht deines Leibes. Und woher kommt m i r die Ehre, daß die Mutter meines Herrn zu mir kommt?" Dir die Ehre, mir die Demütigung, das ist der Inhalt ihrer Worte. Es mußte der Israelitin eben in jenem Augenblick zu Mute werden, als hätte man die Bundeslade in ihr Haus gebracht, oder als sollte sie umgekehrt im Allerheiligsten des Tempels ihr Wohn- und Schlafzimmer mit all den gewöhnlichen und niedrigen Verrichtungen des täglichen Lebens aufschlagen.

Was folgt nun aus all dem? Es folgt dieses: Wenn in jenem Augenblick Elisabeth in einen Lobgesang ausbricht, so mußte jener Lobgesang die Stimmung jenes Augenblicks zum Ausdruck bringen. Folglich konnte Elisabeth unter den damaligen Umständen nicht von sich selbst reden wollen und von den Gnaden, die der Herr i h r erwiesen. Kurz vorher mochte sie noch sagen: „Großes

hat an mir gethan, der da mächtig ist", vielleicht sogar auch: „Selig werden mich preisen alle Geschlechter". Allein jetzt, nachdem sie Höheres und Größeres erfahren, nachdem eine ganz neue Welt ihren Augen sich enthüllt hat, sie selbst und alles, was sie angeht, in ihren Augen zu einem Nichts zusammengeschrumpft ist, sie jetzt noch von sich selbst, von ihren Gnaden reden lassen, nein, Herr Professor, das wäre so unpsychologisch, unmöglich, abgeschmackt wie nur möglich. In diesem Augenblick hieße das nichts anderes, als in die rauschenden Accorde des großartigsten Gotteslobes, die ihr Inneres durchfluten, sie die schrillen Leiertöne des alten Liedes vom lieben Ich anstimmen lassen. Maria kann und muß in diesem Augenblick von ihrem Ich und dessen Erhebung und Begnadigung reden. Elisabeth konnte es vorher, sie kann es aber nicht mehr jetzt. Darin liegt nun auch der Hauptgrund, warum nie unter Christen ein Zweifel an der Dichterin des Magnificat Raum greifen konnte. Gegen solche Gründe des Zusammenhangs in Verbindung mit der ausgezeichneten handschriftlichen Bezeugung kommen ein paar grammatische Nergeleien nicht auf.

Doch hören wir jetzt die Gründe, auf welche Harnack seine Behauptungen stützt. Beginnen wir mit jenem Beweisgrund, den er als durchschlagend betrachtet und an letzter Stelle anführt.

„Der Anfang des Lobgesanges — und dieses Argument ist das entscheidende — paßt nicht für Maria, paßt aber vortrefflich für Elisabeth. Dieser Anfang ist bekanntlich nur eine leichte Umformung des Anfanges des Lobgesanges der Hanna (1 Sam. 2, 1 bezw. 1, 11): Hanna aber dankt Gott in demselben, weil ihr nach langer Unfruchtbarkeit ein Sohn geschenkt war. Eben in dieser Lage befand sich aber Elisabeth, während Maria jugendlich und Jungfrau war. So unpassend es also gewesen wäre, diese an den Lobgesang der Hanna erinnern zu lassen, so schicklich war dies bei Elisabeth."

Wenn Harnack dies Argument für entscheidend hält, so können wir diese Ansicht nur für höchst merkwürdig ansehen. Zunächst ist die Übereinstimmung der beiden Lobgesänge so evident denn doch nicht. — „Es ist mein Herz befestigt im Herrn, es hat mein Horn die Überhand", beginnt Samuels Mutter. Doch lassen wir das; es ist immerhin wahrscheinlich, daß Maria an Annas Loblied dachte und sich daran anlehnte, wie überhaupt solche, die viel zu beten pflegen, sich in ihren Gebeten gern an Worte der Heiligen Schrift anzulehnen pflegen. Aber wo in aller Welt ist etwas Unpassendes daran, daß Maria gerade an den Lobgesang der Anna anknüpfte? Wir fragen im Gegenteil, an welchen Lobgesang hätte sie passender anknüpfen können als gerade an diesen? Eine jungfräuliche Empfängnis gab es im Alten Testament nicht, und folglich auch kein Danklied dafür; wohl aber gab es ein Analogon dazu in der Geschichte derjenigen Frauen des Alten Bundes, denen natürlicherweise der Kindersegen versagt war, in übernatürlicher Weise indes derselbe zu teil wurde. Auf dies Analogon hat ja in der Verkündigungsscene der Engel selbst die Jungfrau aufmerksam gemacht, um ihr die Möglichkeit dessen, was er verkündigte, nahe zu legen: „Siehe, Elisabeth, deine Verwandte, hat empfangen in ihrem Greisenalter, obschon sie unfruchtbar heißt." Was ist also natürlicher, als daß Maria nach dem Weggang des Engels, etwa

auf der Reise zu Elisabeth, die betreffenden Beispiele des Alten Testamentes bei sich erwog, die Dankesworte der Sara, Anna u. s. w. betrachtete, auf sich anwandte, in den Worten dieser verehrungswürdigen Gestalten der Vorzeit Gott Dank sagte? Was ist natürlicher, als daß jetzt deren Worte und Ausdrücke unwillkürlich sich ihr auf die Lippen drängten?

Wenn nun das vorgetragene Argument Harnacks bestes ist, so kann der Leser sich schon denken, wie die schlechteren und schlechtesten ausschauen werden. Sehen wir zu. Unter den fünf von ihm aufgezählten Gründen betreffen zwei einige grammatische Kleinigkeiten. Harnack meint, „wenn V. 46 das Subjekt wechseln würde, wäre nicht *καὶ εἶπεν*, sondern *εἶπε δὲ Μαριάμ* (s. V. 38) zu erwarten". Wir meinen, einer so stark mit Semitismen durchsetzten Erzählung gegenüber, in der mit einer Ausnahme buchstäblich jeder Vers mit *καί* anfängt, ist dieser Beweis wohl nicht ernst gemeint, obwohl er von Harnack mit eigener Nummer sorgfältig numeriert und mit den andern vier in Reih und Glied gestellt ist. Eine andere grammatische Nergelei besteht darin, daß in V. 56 Lukas nicht hätte sagen dürfen, „es verweilte Maria bei ihr drei Monate", wenn vorher Maria gesprochen hätte; statt „bei ihr" hätte es heißen müssen „bei Elisabeth". Allerdings, wäre Lukas ein Schüler gewesen auf einem unserer Gymnasien, so würde der gestrenge Herr Professor unter diese wie andere seiner Wendungen einen roten Strich gemacht haben, aber was will eine syntaktische Unregelmäßigkeit, die dem Verständnis keinen Eintrag thut, bei einem Schriftsteller wie dem heiligen Lukas besagen? Übrigens wenn man mit aller Gewalt einen Grund haben will, warum in V. 56 der Name Elisabeth nicht genannt ist, so ist er leicht zu finden. Im folgenden Vers mußte er auf jeden Fall genannt werden. Der Evangelist wollte ihn also nicht zweimal hintereinander wiederholen.

Bleiben also noch zwei Beweise aus dem Zusammenhang zu betrachten. In V. 41 heißt es, Elisabeth sei mit dem Heiligen Geiste erfüllt worden. Diese Worte aber seien, meint Harnack, durch die V. 42—45 noch nicht genügend gedeckt. Also müsse auch das Magnificat Elisabeth zugewiesen werden, zumal da von Maria nicht gesagt werde, daß sie „bei jener Begegnung in prophetische Disposition versetzt worden sei". Allein um mit dem letzteren zu beginnen, so meinen die Väter, für Maria sei eine solche eigene Disponierung nicht nötig, da sie den Sohn Gottes unter dem Herzen trug, der durch die Überschattung des Heiligen Geistes in ihr gebildet wurde. Daß aber Lukas zu den Worten der hl. Elisabeth: „Selig bist du unter den Frauen u. s. w." (V. 42—45), eigens anmerkt, Elisabeth habe das aus sich nicht gewußt und gesagt, sondern auf Antrieb des Heiligen Geistes, ist auf jeden Fall sehr wohl am Platz. Ein Zweck des Evangelisten bei seiner Erzählung ist, zu zeigen, wie Gott die Mutter des Herrn im Glauben an die Worte des Engels durch verschiedene Ereignisse und Umstände bestärkt habe, so daß ihr Glaube ein vernünftiger, nicht leichtfertiger gewesen sei. Zu diesem Zweck aber diente durchaus der Hinweis darauf, daß nur im Heiligen Geist Elisabeth zu ihrem Ausspruch kam und kommen konnte.

Vermögen wir also in den genannten Bemerkungen beim besten Willen keine Frucht eines tieferen Schriftverständnisses zu finden, so gilt das im gleichen Grad von dem noch übrigen Beweisgrund. Maria und Joseph, meint Harnack, redeten überhaupt nicht viel, also sei es nicht wahrscheinlich, daß Maria jetzt auf einmal einen so langen Lobgesang vortrage. Die Beobachtung, daß Maria im Evangelium nicht viele Worte macht, ist richtig und nicht neu, aber wie ist sie zu erklären? Einfach

aus der alten Wahrheit: Wovon das Herz voll ist, davon geht der Mund über. Von eitler Selbstliebe und Selbstgefälligkeit, von Liebe zur Geschwätzigkeit ist im Herzen der Jungfrau nichts zu finden, wohl aber sehr viel von Liebe und Erkenntnis Gottes. Von sich selbst und bei Gelegenheiten, da es unnötig ist, spricht Maria deshalb nicht viel. Kommt aber die Rede auf den lieben Gott, da quillt es heraus aus dem Herzen wie ein klarer Quell aus der Tiefe. Harnack bemerkt, gerade dies sparsame Reden der Mutter Gottes erziele „eine hohe Wirkung". Ganz recht; aber die hohe Wirkung liegt darin, daß die Sparsamkeit im Reden nicht als Ausfluß bloßer Einsilbigkeit, Trockenheit, Geistesarmut erscheint, sondern als wahre Tugend. Als wahre Tugend aber bewährt sie sich darin, daß eben bei jenen Gelegenheiten, wo zu reden schön und geraten ist, der seligsten Jungfrau die Worte nicht fehlen.

Blicken wir noch einmal auf unsere Studie zurück, so ist es wohl nicht zu viel gesagt, wenn man die vorgeführte Art von Kritik ebenso schwach in ihren Beweisen als absprechend und anmaßend in ihren Behauptungen nennt. Von Verständnis der christlichen Ideen, von Versuchen, in den Geist der Evangelien einzudringen, zeigt sie wenig Spuren. Sie klebt am Buchstaben, vergöttert Lesarten und vernachlässigt darüber den Sinn. In ihrer allgemeinen Richtung und Tendenz, die dem einzelnen Gelehrten freilich weniger zuzurechnen ist, dient sie dem jetzt herrschenden Geiste der Zeit. Man sagt wohl, man könne die gerade herrschende Richtung eines Zeitabschnittes am besten aus dem Charakter ihrer Kunst und schönen Litteratur erkennen, weil sich dort der Geschmack am freiesten äußere und am besten spiegele. Sei dem, wie ihm wolle. In unserem Fall aber wird man bei der Lektüre kritischer Studien häufig unwillkürlich an ähnliche Richtungen der Kunst und schönen Litteratur erinnert. Zeigt sich in diesen eine Abwendung von dem, was natürlich und einfach ist, was bisher die Menschheit allgemein für edel und groß betrachtet hat, und gilt nur dasjenige, was seltsam, ungewöhnlich, unerhört, häßlich, gräßlich ist, so zeigt auch der Geschmack in kritischen Fragen eine merkwürdige Vorliebe für das Paradoxe. Während es bisher eine Empfehlung für eine Sache war, wenn die ganze Menschheit oder die größere Anzahl der Gelehrten ihr anhing, ist nunmehr beinahe das Gegenteil der Fall, um so unerhörter und seltsamer, um so besser. Ob das Zeichen der Blüte sind oder Zeichen des Verfalls? Zeichen der Gesundheit oder Zeichen absterbenden Lebens?

Über die Konversion des Dr. Krogh-Tonning, der am 13. Juni in die katholische Kirche aufgenommen wurde, läßt sich ein Geistlicher der norwegischen Staatskirche in „Christiania, Morgenblades, den 23. Juni 1900" folgendermaßen aus:

„Bei denen, welche nicht in der Lage waren, die Entwicklung des inneren Lebens des Dr. Tonning zu verfolgen, wie dieselbe sich unter anderm in seinen litterarischen Erzeugnissen geoffenbart hat, mußte selbstverständlich der Schritt, den dieser bedeutende Theologe und angesehene Geistliche gethan hat, Aufsehen erregen, und das nicht allein innerhalb unserer eigenen Landeskirche, sondern auch wohl weiterhin.

„Unseres Wissens ist es auch seit der Reformation nicht vorgekommen, daß ein Mann, der in unserer Kirche eine so hervorragende Stellung eingenommen hat, zum Katholizismus übergetreten ist. Wir haben, wie allgemein bekannt ist, mehrere Beispiele gehabt, daß hervorragende Geistliche aus unserer Staatskirche ausgetreten sind, allein diese blieben doch nachgerade auf dem Boden entweder des evangelisch-lutherischen oder jedenfalls des protestantischen Bekenntnisses stehen.

„Allein außer dem vorübergehenden Aufsehen, das der Schritt des Dr. Krogh-Tonning hat erregen müssen, hat derselbe möglicherweise auch tieferen Eindruck gemacht. Derselbe kann nämlich in manchen ernsten, suchenden Seelen ein schmerzliches Gefühl der Unsicherheit dem Bekenntnisse gegenüber hervorgebracht haben, das man für den klarsten Ausdruck der geoffenbarten Wahrheit gehalten hat. Viele in unserer Kirche werden vielleicht so denken: dieser Mann wird für einen hoch begabten und sehr gelehrten Theologen und für einen klaren und scharfen Denker gehalten; dazu kommt, daß er von allen, die ihn kennen, als eine vom Christentum tief durchdrungene Persönlichkeit anerkannt wird, deren Leben und Wirken stets Zeugnis abgelegt hat von einem mehr als gewöhnlichen, reinen und wahrheitsuchenden Geiste. Wenn nun ein solcher Mann infolge ernstester Prüfung zu dem Resultate kommt, daß er nicht bloß nicht mehr länger als Geistlicher in unserer Kirchengemeinschaft fungieren darf, sondern sich auch gezwungen sieht, unser Bekenntnis zu verlassen, was soll dann die große Masse der christlichen Laien, die bei weitem nicht solche Voraussetzungen besitzt, von dem Bekenntnisse unserer Kirche denken? Kann die evangelisch-lutherische Kirche wirklich „die Säule und die Grundfeste der Wahrheit“ sein? Und ferner: Wenn ein Mann wie Dr. Krogh-Tonning zum Katholizismus übergetreten ist, um Ruhe und Frieden zu finden, muß man dann nicht voraussetzen, daß diese Kirche die Wahrheit klarer und vollkommener besitzt als unsere?

„Wir glauben, dieser Gedankengang kann vielen nahe liegen, aber gerade deshalb kann es von Wichtigkeit sein, darauf hinzuweisen, daß ein solcher Fall wie der vorliegende keine Unsicherheit unserer Kirche und ihrem Bekenntnisse gegenüber hervorzurufen braucht.

„Wie wir bereits früher ausgesprochen haben, ist der Schritt, den Dr. Krogh-Tonning gethan, für diejenigen, welche seinen Entwicklungsgang mit größerer Aufmerksamkeit verfolgt haben, nicht überraschend. Besonders in seinen späteren dogmatischen Schriften hat es sich gezeigt, daß er sich in wesentlichen Punkten dem Katholizismus mehr und mehr näherte, so daß der Übertritt sich als natürliche Konsequenz einer längeren Entwicklung herausstellen mußte. Aber gerade hierin liegt auch das Moment, das nach unserer Meinung dem Schritte des Dr. Krogh-Tonning seine wesentliche Bedeutung als Zeugnis gegen unsere Kirche und für den Katholizismus nimmt. Wir wissen alle, daß selbst der in manchen Beziehungen bedeutendste Mann, wenn er so gut wie ausschließlich ein Denkerleben führt, oft in Anschauungen und in Gedankenrichtungen hineingeführt werden kann, in denen einzelne Wahrheiten so stark in den Vordergrund treten, daß man mehr oder weniger das Vermögen zu einer allseitigen Auffassung gänz-

lich verliert, die ja immer, wenn es sich um eine Lebensanschauung handelt, wichtiger ist als ein absolut konsequentes Verfolgen einzelner Wahrheiten in logischer Strenge. Hierin liegt nach unserer Anschauung die wesentliche Erklärung der Thatsache, daß die Lebensentwicklung eines so bedeutenden Mannes wie Dr. Krogh-Tonning dahin führen konnte, wohin sie geführt hat.

„Die Scheidewand, oder vielleicht richtiger der Gegensatz zwischen Katholizismus und Protestantismus ist an erster Stelle nicht ein Gegensatz in der Lehre, obwohl die Differenzen auf diesem Gebiete sich am leichtesten formulieren lassen, sondern ein Gegensatz in der ganzen christlichen Lebensanschauung. Katholiken und Protestanten können mit voller Wahrheit Luthers bekanntes Wort aufeinander anwenden: ‚Ihr seid andern Geistes als wir.‘ Es sind sozusagen verschiedene geistige Atmosphären, welche diese kirchlichen Hauptgegensätze repräsentieren, und die entscheidende persönliche Lebensfrage muß, wenn man zweifelnd zwischen den Konfessionen steht, lauten: In welcher geistigen Atmosphäre wird mein christliches Leben sich am wahrsten und reichsten entfalten? wo werde ich am besten mein Leben in Gott leben können, in den hohen, architektonisch vollkommenen Hallen des Katholizismus, wo die Thore verriegelt und die Fenster geschlossen gehalten werden, und die Aussicht beschränkt ist auf den von hohen Mauern umgebenen Hof, — oder in dem ärmlicheren Bau unserer Kirche, worin die Fenster sich leicht öffnen lassen, damit die frische Frühlingsluft die Räume füllen kann, wo die Aussicht frei ist, und keine Thorwache die Riegel vorschiebt.

„Versucht man sich dies klar vor Augen zu stellen, so glauben wir nicht, daß jemand sich davon anfechten zu lassen braucht, daß dieser eine — und in geistiger Beziehung auch wohl einsame — Mann sich nicht länger in unserer Kirche heimisch fühlen konnte, obgleich wir zu ihm als einer bedeutenden Persönlichkeit hinaufschauen müssen. Ein Geistlicher.“

Diese Ausführungen sind in mehr als einer Beziehung beachtenswert. Was zunächst ungemein wohlthuend berühren muß, ist der ruhige, höfliche Ton, mit dem der norwegische „Geistliche“ eine Thatsache bespricht, die ihm sicher nicht angenehm ist. Die Bedeutung, welche in dem Schritte eines geistig und sittlich so hervorragenden Mannes für seine früheren Glaubensgenossen liegt, durfte nicht abgeschwächt werden. Der Konvertit selbst wird auf keinerlei Weise geschmäht; seine ungewöhnliche geistige Begabung, sein konsequentes, logisches Denken, sein ebenso weites wie tiefes theologisches Wissen, die Reinheit seiner Absichten werden vielmehr unumwunden anerkannt. Selbst die katholische Kirche wird hier nicht nur mit Anstand, sondern sogar mit einer gewissen Hochachtung behandelt. Denn der Katholizismus mit seinen hohen „architektonisch vollendeten Hallen“ macht sich trotz der „verschlossenen Fenster“ und „verriegelten Thore“ gar nicht so übel neben dem „ärmlichen Bau“ der Staatskirche mit den offenen Fenstern, durch die offenbar nicht lauter Frühlingslüfte und Lenzesdüfte ein- und ausströmen. Was dann die psychologische Erklärung der Konversion anlangt, so dürfte dieselbe für den Standpunkt des Verfassers keine glückliche sein. Denn eingestandenermaßen steht auf seiten des Katholizismus konsequentes, logisches Denken, wodurch eine in jeder Hinsicht bedeutende Persönlichkeit in den Schoß

der alten Kirche zurückgeführt wurde, auf der andern Seite eine „Atmosphäre“, der offenbar — wegen des Gegensatzes — konsequentes, logisches Denken nicht eigen ist; auf seiten Krogh-Tonnings steht die klar erkannte Wahrheit, als „ein architektonisch vollendeter“ Bau gedacht, in welchem jeder einzelne Teil den andern bedingt und fordert, und auf seiten des „Geistlichen“ die Staatskirche.

Die ältesten Beichtstühle. Die früheste, sicher beglaubigte bildliche Darstellung der Beicht ist neben dem nördlichen Haupteingange der Alten Kapelle zu Regensburg eingemauert. Ehedem stand sie nach Graf Walderdorff (Regensburg in seiner Vergangenheit, 4. Aufl., Pustet 1896, S. 263) in der Vorhalle. Sie zeigt zwei im 11. Jahrhundert aus Stein gemeißelte Figuren. Eine derselben ist als Kanonikus gekleidet, trägt über dem Chorrock einen Pelzmantel und auf dem Haupte eine runde Kappe oder vielmehr einen Haarkranz mit einer großen Tonsur. Sie sitzt auf einem niedrigen Schemel ohne Lehne und hält mit der Rechten ein großes, mit reicher Borte verziertes Tuch am Ohr. Vor ihr kniet mit gefalteten Händen ein vornehmer Laie mit langem Haar, nach der Legende wäre es Herzog Theodor, welcher dem hl. Rupert beichte. Eine größere Abbildung des Denkmals bot schon Cahier in den Nouveaux mélanges, Curiosités pl. 13. Vier Jahrhunderte später begegnet uns eine sichere Abbildung des Bußsakramentes in der Lorenzkirche, wo die Außenseite des um 1437 errichteten Flügelaltares zeigt, wie Karl d. Gr. beim hl. Deokarus beichtet. Der heilige Abt sitzt auf einem Stuhle unter einem Baldachin, und vor ihm kniet der Kaiser, hinter dem Ritter und Knaben stehen, indem er ihm seine Sünden ins Ohr sagt. In ähnlicher Art hat Giotto zu Florenz die Spendung des Bußsakramentes geschildert. Sehr häufig werden Darstellungen der Beicht gegen Ende des 15. Jahrhunderts in den mit Miniaturen oder mit Holzschnitten versehenen Gebetbüchern sowie auf Tafelbildern [1]. Gemeinsam ist allen diesen Bildern der Zeit um 1500, daß der Priester auf einem einfachen hölzernen Sessel vor dem Altare im Schiffe der Kirche sitzt und der Sünder vor ihm oder zur Seite kniet, ohne daß ein Gitter sie trennt oder eine Art Baldachin sich über dem Beichtvater erhebt.

Didron berichtet in seinen Annales I, 464, er habe in der Liebfrauenkirche zu Nürnberg einen Beichtstuhl des 14. Jahrhunderts gefunden, den er von Lassus etwas umzeichnen ließ und dann auf einer Tafel veröffentlichte. Viele haben sich auf sein Zeugnis verlassen und diesen deutschen Beichtstuhl des 14. Jahrhunderts gerühmt; die meisten Archäologen erkannten, daß er sich gründlich täuschte, indem er ein von Heideloff kurz vorher gezeichnetes und bestelltes

[1] Cahier giebt in den Caractéristiques des saints II, 492 einen alten italienischen Holzschnitt, *Didron*, Annales XXVII pl. zu 353 aus dem Bilde der sieben Sakramente von Rogier van der Weyden die Beicht, Bock, Geschichte der liturgischen Gewänder III, Tafel 14 aus einem flämischen Livre d'heures eine Miniatur. Vgl. Kirchenschmuck von Laib und Schwarz XII, 10 f., 75. Mitteilungen der k. k. Centralkommission VII, 34 f.; Otte, Handbuch der kirchlichen Kunst-Archäologie I (5. Aufl.), 293.

Kirchenmöbel, das die Form unserer heute allgemein gebräuchlichen Beichtstühle hat, für um fünfhundert Jahre älter ansah, als es war. So etwas kann nur geschehen, wenn man, wie Didron von sich selbst gesteht, Bayern „durchlaufen" hat, ohne sich zu einer ruhigen Prüfung Zeit zu lassen. Auch die im Bulletin monumental XXXVII, 53 s. gegebene, von Meßner in den Mitteilungen der k. k. Centralkommission XVII, 49 angenommene Nachricht kann nicht als richtig gelten. Demnach soll man in Irland und Frankreich in den Mauern romanischer und frühgotischer Kirchen kleine Beichtkammern mit einer Öffnung nach außen finden. Ein Priester soll in den kleinen Kammern Platz genommen und der Beichtende auf dem Kirchhof gestanden haben, um von da aus seine Sünden durch jene Öffnung mitzuteilen. Selbst die öffentlichen Büßer wurden stets in das Innere, wenigstens in den Vorhof oder die Vorhalle der Gotteshäuser eingelassen. Von einer derartigen Handhabung der Bußdisziplin, welche den Beichtenden auf den Kirchhof verbannt, kennt keine Quelle etwas. Vielleicht handelt es sich um kleine Räume, in die man Lichter stellte, um den Kirchhof bei Nacht zu erleuchten, die in anderer Form in vielen deutschen Kirchen des Mittelalters anzutreffen sind, um „Totenleuchten".

In Süddeutschland hat man bis ins 16. und 17. Jahrhundert hinein hinter dem Hochaltar gebeichtet. Zahlreiche Flügelaltäre des 15. und 16. Jahrhunderts sind darum auf der Rückseite mit Gemälden versehen, die zur Spendung des Bußsakramentes passen. Oft findet man dort das Bild des jüngsten Gerichtes und das Antlitz des leidenden Heilandes im Tuche der Veronika, das von Engeln oder auch von den Aposteln Petrus und Paulus gehalten wird. Petrus hält dann die Schlüssel und erinnert daran, daß der Herr ihm für seine Kirche die Binde- und Lösegewalt verlieh.

Im 16. Jahrhundert wurde es infolge der Dekrete des Konzils von Trient und der Bemühungen des hl. Karl Borromäus Sitte, wenigstens für die Beicht von Frauen und Mädchen Sessel zu benutzen, an denen rechts und links ein Gitter angebracht ward, das den Beichtvater von ihnen schärfer trennte. Einen der ältesten Beichtstühle, in denen das Wesentliche der Form gefunden ist, deren man sich heute bedient, hat Isendyck in seinen Documents III. Meubles pl. 9 veröffentlicht. Er stammt aus St. Nikolaus in Ypern und aus dem 17. Jahrhundert. Man sieht einen gotischen Sessel, auf dessen Armlehnen rechts und links ein Gitter befestigt ist. Oben auf der vorderen Kante jedes Gitters steht ein freies Säulchen. Auf diesen Säulchen und auf der hochansteigenden Rückenlehne ruht dann eine horizontale Platte, ein Thronhimmel, der das Ganze dachförmig abschließt. In Belgien und am Niederrhein hat man im 17. und 18. Jahrhundert die prachtvollsten Beichtstühle geschnitzt, in denen der Priester allen Blicken frei ausgesetzt Platz nimmt, die Beichtenden wenig verborgen sind. Vor den Wänden, die rechts und links sich erheben, stehen überlebensgroße, in Holz geschnitzte Heiligenbilder. Französische Beichtstühle dieser Zeit giebt Caumonts Bulletin XXXIV, 838 u. 845.

Die Ursachen der konfessionellen Verschiebungen in Deutschland.

Die Untersuchung über die konfessionellen Verschiebungen in Deutschland während des 19. Jahrhunderts[1] hat uns gezeigt, daß der numerische Anteil der Katholiken an der Gesamtbevölkerung unseres Vaterlandes ganz bedeutend zurückgegangen ist. Ein jeder Katholik wird das als ein großes, ihn persönlich schmerzlich berührendes Übel ansehen und die Ursachen zu kennen wünschen, die seiner Kirche bisher so große Verluste verursacht haben und noch bedrohlichere Aussichten für die Zukunft eröffnen.

Im allgemeinen lassen sich vier Hauptmomente namhaft machen, die eine Verschiebung der konfessionellen Verhältnisse herbeiführen können: eine ungleiche natürliche Vermehrung bei den Anhängern der verschiedenen Konfessionen, eine ungleiche Beteiligung derselben an der Ein- und Auswanderung, Übertritte von einer Konfession zur andern und Verluste infolge von gemischten Ehen. Wir haben daher im folgenden zu untersuchen, inwieweit jeder dieser vier Faktoren auf die von uns besprochenen Verschiebungen eingewirkt hat.

Daß die natürliche Vermehrung durch den Überschuß der Geburten über die Sterbefälle von großem Einfluß auf das Wachstum der Konfessionen sein kann, bedarf keines Beweises. Wenn man bedenkt, daß die Bevölkerung Preußens und des Deutschen Reiches in einem Zeitraum von achtzig Jahren auf mehr als das Doppelte, diejenige Westfalens und der Rheinprovinz beinahe auf das Dreifache, diejenige des Königreichs Sachsen auf mehr als das Dreifache gestiegen ist, so wird man begreifen, daß selbst kleine Unterschiede in der ehelichen Fruchtbarkeit bei den Anhängern der verschiedenen Konfessionen genügen, um den Anteil derselben an der Gesamtbevölkerung erheblich zu verschieben. Leider haben erst in den letzten

---

[1] Bd. LIX, S. 57 ff. 156 ff. dieser Zeitschrift.

Jahrzehnten die statistischen Ämter einiger deutschen Staaten begonnen, bei den Erhebungen über die eheliche Fruchtbarkeit auch die Konfession der Eltern zu berücksichtigen. Bis dahin konnte man nur durch Gegenüberstellung von Gebieten mit glaubenseinheitlicher Bevölkerung katholischer oder protestantischer Konfession einen Schluß auf die natürliche Vermehrung der Katholiken und Protestanten machen. Danach konnte allerdings für Preußen schon kaum noch ein Zweifel obwalten, daß sich die katholischen Ehen eines weit größeren Kindersegens erfreuten als die protestantischen. Wir haben vor uns eine Karte[1] liegen, welche die Größe der ehelichen Fruchtbarkeit in den einzelnen Teilen der preußischen Monarchie veranschaulicht. Sie hat, abgesehen von einigen kleineren Abweichungen, eine auffallende Ähnlichkeit mit einer Konfessionskarte von Preußen. Die größte eheliche Fruchtbarkeit findet sich danach in den Provinzen Westpreußen, Posen, Rheinland, Westfalen und Schlesien (aber mit Ausnahme des Regierungsbezirks Liegnitz). In der Provinz Sachsen sind Heiligenstadt und Worbis (das katholische Eichsfeld) die einzigen Kreise, in welchen mehr als fünf Kinder durchschnittlich auf eine Ehe kommen. — Aber wir brauchen uns in Preußen nicht mehr mit solchen doch immer mehr oder minder oberflächlichen Vergleichen zu behelfen, da vom preußischen Statistischen Bureau jetzt ganz genaue Erhebungen über die natürliche Vermehrung der katholischen und protestantischen Bevölkerung angestellt sind sowohl für den Staat im ganzen als für die einzelnen Landesteile. Danach kamen im preußischen Staate in den Jahren 1875—1896 auf je eine katholische Eheschließung durchschnittlich 5,22, auf je eine protestantische Eheschließung 4,29 Geburten, also durchschnittlich auf je eine katholische Eheschließung ein Kind mehr als auf je eine protestantische. Die Zeitschrift des Kgl. Preuß. Statistischen Bureaus (29. Jahrg. S. 135) bemerkt zu dieser auffallend größeren Fruchtbarkeit der katholischen Ehen: „Auf je eine Million entfallen jetzt im Jahre bei den Evangelischen 16 500 und bei den Römisch-Katholischen 15 800 neuvermählte Personen oder 8250 bezw. 7900 Eheschließungen, und diese ergeben durch den Überschuß der Geburten über die Sterbefälle jährlich für eine Million Evangelischer 11 227 und für die Million Katholiken 14 102 Köpfe Vermehrung. Ungeachtet der etwas niedrigeren Heiratsziffer ergiebt sich somit wegen der größeren ehelichen Fruchtbarkeit, niedrigeren Totgeburts- und geringeren Sterbeziffer

[1] Preußische Statistik. Amtliches Quellenwerk. Heft 138, Tafel I.

für eine Million Römisch-Katholischer jährlich eine um 2875 größere natürliche Volksvermehrung als für eine Million Evangelischer." Für die elf Millionen preußischer Katholiken ergiebt das also einen Überschuß gegenüber der natürlichen Vermehrung der Protestanten von jährlich 31 625 Seelen. Damit ist also die Mehrzunahme der Katholiken in Preußen von ca. 400 000 Seelen seit 1867 vollständig erklärt. Ja man sieht auf den ersten Blick, daß die Vermehrung in einem Zeitraum von 28 Jahren weit größer sein mußte. Bei einer mittleren Anzahl von 9 475 000 Katholiken in Preußen hätte, eine ungefähr gleichmäßige natürliche Vermehrung derselben im ganzen Zeitraum vorausgesetzt, der Überschuß mehr als 700 000 Seelen betragen müssen. Es sind hier also offenbar andere Ursachen wirksam gewesen, welche den natürlichen Überschuß bedeutend vermindert haben. Darüber muß die weitere Untersuchung Aufschluß geben. Hier bleibt uns noch eine andere Frage zu beantworten: Wie ist es überhaupt möglich, daß die Konfession Einfluß haben kann auf einen rein physischen Vorgang, wie es die Kindererzeugung ist? Der bekannte preußische Statistiker A. v. Fircks glaubt (an der angeführten Stelle in der Zeitschrift des Preuß. Statist. Bureaus) den Überschuß auf katholischer Seite mit der größeren Fruchtbarkeit der polnischen Katholiken erklären zu können. Bei aller Achtung vor den hervorragenden Leistungen des genannten Statistikers müssen wir doch diesen Erklärungsversuch als unzureichend bezeichnen. Da die polnischen Katholiken noch nicht einmal den vierten Teil der Katholiken Preußens ausmachen, ist es schon von vornherein nicht wahrscheinlich, daß ihr natürlicher Zuwachs allein einen so erheblichen Einfluß auf die Gesamtvermehrung der preußischen Katholiken ausüben sollte. Es läßt sich aber auch positiv nachweisen, daß die katholische Bevölkerung der westlichen Provinzen ebenfalls die Protestanten Preußens an ehelicher Fruchtbarkeit um ein bedeutendes übertrifft. Nach der ausgezeichneten Arbeit desselben A. v. Fircks („Geburten[1], Eheschließungen und Sterbefälle im preußischen Staate während des Jahres 1894") war im Jahrzehnt 1881/1890 die eheliche Fruchtbarkeit am höchsten in den Regierungsbezirken Aachen, Trier und Sigmaringen (5,4 bezw. 5,3 Geburten auf eine Eheschließung), während in den polnischen Regierungsbezirken Bromberg, Marienwerder, Posen und Oppeln 5,3 bezw. 5,2 bezw. 5,1 und 5 Geburten auf eine Eheschließung kamen. Für die gewiß

[1] Heft 138 der Preußischen Statistik.

außerordentliche Erscheinung, daß in einem Kreise durchschnittlich 6 Kinder oder gar mehr als 6 Kinder auf eine Eheschließung kamen, finden wir in der genannten Arbeit fünf Beispiele in der Rheinprovinz, nämlich in den Kreisen Geilenkirchen, Schleiden, Prüm (je 6,0), Adenau (6,1) und Landkreis Essen (6,2), welchen in der ganzen übrigen Monarchie nur die beiden oberschlesischen Kreise Zabrze (6,9) und Landkreis Beuthen (6,4) gegenüberstehen. Nach diesen Angaben scheint es uns nicht zweifelhaft, daß die polnische Abstammung eines Teiles der preußischen Katholiken kein hinreichender Erklärungsgrund für die größere eheliche Fruchtbarkeit der gesamten katholischen Bevölkerung Preußens sein kann. Übrigens läßt sich unter der rein deutschen Bevölkerung Bayerns ebenfalls eine bedeutend größere eheliche Fruchtbarkeit der Katholiken konstatieren. Dort stammten im Jahre 1896 von den Ehelichgeborenen 73,3 % von katholischen, 26,0 % von protestantischen Eltern[1]. Unter der Gesamtbevölkerung waren damals 70,7 % katholisch, 28,2 % protestantisch. Da sich also eine physische Ursache nicht ausfindig machen läßt, ist das gewiß auffallende Resultat ohne Zweifel auf moralische Einflüsse zurückzuführen. Einem Katholiken wird der Gedanke nahe liegen, daß sich in dieser Thatsache die katholische Auffassung von der Heilighaltung des ehelichen Verkehrs und die Wirkung der Warnungen des Beichtvaters vor dem Gebrauch anticonceptioneller Mittel offenbare; aber die Protestanten werden das schwerlich zugeben. Das läßt sich jedenfalls nicht leugnen, daß die sogenannte malthusianische Bewegung (welche die künstliche Beschränkung der Kinderzahl sich zum Ziele setzt) hauptsächlich in den protestantischen Teilen unseres Vaterlandes Anhänger und Verfechter gefunden hat. Wir wollen damit gewiß nicht in Abrede stellen, daß diese verwerflichen Bestrebungen von gläubigen Protestanten nicht minder entschieden verurteilt worden sind als von katholischer Seite, aber leider haben solche Äußerungen einer echt christlichen Gesinnung in weiten Kreisen der protestantischen Bevölkerung keinen Anklang gefunden. Durch eine ganze Flut von „malthusianischen" Schriften, die bald mit einem gewissen Anstrich von Wissenschaftlichkeit, bald in populärer Form abgefaßt und in zahllosen Exemplaren unter allen Klassen der Bevölkerung verbreitet wurden, ist der gesunde Sinn unseres

---

[1] Man erhält diese Ziffer, wenn man zu der Zahl der Kinder aus rein katholischen und rein protestantischen Ehen je die Hälfte der Kinder aus jenen Mischehen hinzurechnet, bei denen der eine Teil katholisch oder protestantisch ist. Vgl. Zeitschrift des Kgl. Bayr. Statistischen Bureaus, Jahrg. 1898, S. 264 u. 265.

Volkes irregeführt worden. Die katholische Kirche hat, wie gesagt, in dem Bußsakrament ein Mittel, aufklärend und vorbeugend in dieser Beziehung auf die Ehegatten einzuwirken; da aber im Protestantismus dieses Institut abgeschafft oder wenigstens aus der Übung gekommen ist, kann man sich nicht wundern, daß die edeln Bestrebungen einzelner eifriger Seelsorger ohne nachhaltigen Erfolg geblieben sind. Näher auf diese Frage hier einzugehen, erlaubt der Gegenstand und Zweck dieser Arbeit nicht. Es gehört das zu dem Thema über den Einfluß der Konfession auf die Sittlichkeit, das wir an anderer Stelle behandelt haben. Auch auf den naheliegenden Hinweis auf das bekannte „Zweikindersystem" in dem „katholischen" Frankreich können wir hier nicht eingehen. Nur das wollen wir gleich hier bemerken, daß es nach dem bekannten französischen Statistiker Dr. Bertillon in Frankreich auch 1 585 960 Familien mit drei Kindern und 2 122 210 Familien mit mehr als drei Kindern giebt, und daß nach dem Zeugnis des anglikanischen Geistlichen Tuckwell (Village life in France, in der Contemporary Review, Januar 1892) gerade in der Bretagne und andern Departements, „in welchen die katholische Geistlichkeit ihren Einfluß auf die Bevölkerung bewahrt hat", die Kinderzahl unverhältnismäßig größer ist.

Aus andern deutschen Bundesstaaten sind uns Erhebungen über die eheliche Fruchtbarkeit bei den verschiedenen Konfessionen nicht bekannt. Aber nach dem in Preußen und Bayern ermittelten Resultat kann es keinem Zweifel unterliegen, daß auch in den übrigen Staaten die natürliche Vermehrung der Katholiken zum mindesten nicht hinter jener der Protestanten zurücksteht. Ungleichheiten in der natürlichen Volksvermehrung können also keinenfalls die Verluste des katholischen Elementes in Deutschland erklären; die Ursachen derselben müssen also ausschließlich bei den andern oben genannten Faktoren gesucht werden.

Als zweite Ursache konfessioneller Verschiebungen haben wir die ungleiche Beteiligung der verschiedenen Konfessionsangehörigen an der Ein- und Auswanderung bezeichnet. Für Deutschland kann von einer solchen Wirkung der Wanderungen erst im 19. Jahrhundert und in erheblichem Maße erst in der zweiten Hälfte desselben die Rede sein. Die ganze deutsche Auswanderung des 18. Jahrhunderts wird auf 80 000—100 000 Personen geschätzt[1]. Auch im ersten Drittel des 19. Jahrhunderts hielt

[1] Vgl. zu der Ausführung über die Auswanderung die Abhandlung Dr. Philippovichs im Handwörterbuch der Staatswissenschaften II (2. Aufl., Jena 1899), 61 ff.

sich die deutsche Auswanderung noch in sehr bescheidenen Grenzen. Das Bestimmungsland der Auswanderer waren fast ausschließlich die Vereinigten Staaten von Nordamerika[1]. Nach den Nachweisungen des Statistischen Bureaus in Washington belief sich die Zahl der deutschen Einwanderer (ohne die Österreicher) für das ganze Jahrzehnt 1820/1830 auf 7729 Personen. Vor 1820 ist die Auswanderung selbstverständlich noch viel geringer gewesen, so daß die Gesamtauswanderung aus Deutschland bis zum Jahre 1830 kaum 10 000 Personen betragen wird. Von 1831—1840 wanderten 152 454 Personen aus Deutschland aus; in den nächsten fünf Jahren kamen 105 188 hinzu. Dann beginnt plötzlich eine gewaltige Steigerung auf 329 438 von 1845—1850. In diesen fünf Jahren wanderten also mehr aus als in den ganzen voraufgegangenen 45 Jahren. Vom Jahre 1845 an muß man daher die Auswanderung als einen die Bevölkerungsbewegung in Deutschland wesentlich beeinflussenden Faktor ansehen. In den beiden Jahrzehnten, welche der Gründung des Deutschen Reiches unmittelbar voraufgehen, betrug die Auswanderung 591 667 bezw. 822 007 Personen, so daß sich bis zum Jahre 1870 eine Gesamtzahl von 2 368 483 Auswanderern ergiebt. Von 1871 an hat das Kaiserl. Statist. Amt jedes Jahr genaue Angaben über Zahl, Alter, Geschlecht, Heimat und Bestimmungsland der Auswanderer veröffentlicht. Danach wanderten bis zum Jahre 1896 im ganzen 2 401 340 Personen aus. Bringt man außer den 2 368 483 bereits vorher nach Amerika ausgewanderten Deutschen noch die vor 1870 in andere Bestimmungsländer ausgewanderten, sowie die nicht unbeträchtliche Anzahl derer in Anschlag, deren Auswanderung nicht zur Kenntnis der Behörden gekommen ist[2], so ergiebt sich, daß die gesamte überseeische Auswanderung aus Deutschland im Laufe des 19. Jahrhunderts weit über fünf Millionen Personen beträgt.

Wenn nun der Prozentsatz der Katholiken oder Protestanten unter den ausgewanderten Deutschen und den eingewanderten Ausländern erheblich größer war als der Anteil der betreffenden Konfession an der Gesamtbevölkerung, so kann das offenbar nicht ohne Rückwirkung auf das gegenseitige numerische Verhältnis der Konfessionen geblieben sein. Leider war

---

[1] Noch im Jahre 1871 betrug die ganze deutsche Auswanderung nach andern Bestimmungsländern nur 2096 Personen.

[2] Nach der Statistik der Vereinigten Staaten wanderten dort von 1871—1897 aus Deutschland 2 577 260 Personen ein, also 170 000 mehr als die gesamte überseeische Auswanderung in dieser Zeit nach den offiziellen deutschen Angaben beträgt.

man bis in die neueste Zeit über die Konfession der Ein- und Auswanderer auf Mutmaßungen angewiesen; nur aus dem seitherigen Wohnsitz derselben konnte man mit einiger Wahrscheinlichkeit die Konfession ermitteln. Für die meisten Bundesstaaten sind wir auch heute noch auf diesen Modus angewiesen. Wir geben daher zunächst eine Übersicht über die Verteilung der Auswanderung auf die einzelnen Staaten und Landesteile, die nach den Angaben des Kaiserl. Statist. Amtes zusammengestellt ist und für das letzte Jahrzehnt auch das Verhältnis der Auswanderung zur Einwohnerzahl der betreffenden Gebiete anzeigt.

Tabelle I.

Staaten und Provinzen.	Anzahl der Auswanderer im Durchschnitt der Jahre:				Auf je 100000 Einwohner kamen Auswanderer im Jahre:									
	1871/80	1881/85	1886/90	1891/95	1887	1888	1889	1890	1891	1892	1893	1894	1895	1896
1. Ostpreußen } .	7049	17658	13303	1654	95	106	101	101	137	117	100	35	33	33
2. Westpreußen }				7919	991	880	694	753	1094	933	459	123	130	128
3. Brandenburg [1] .	2609	9112	4383	4901	122	122	106	108	138	160	148	65	60	56
4. Pommern	6429	18975	7223	5921	463	474	520	542	640	644	389	160	103	87
5. Posen	5483	14671	9681	9254	532	708	583	630	1041	863	434	149	136	180
6. Schlesien	1709	4749	2541	2135	71	56	45	53	63	76	64	24	21	20
7. Sachsen	1025	3188	1508	1842	62	61	54	57	74	92	96	46	39	31
8. Schleswig-Holst.	3447	9779	4342	3098	362	378	387	328	343	317	262	190	128	128
9. Hannover	4824	12628	6283	5621	285	277	300	262	294	314	260	195	144	114
10. Westfalen	1406	4645	2051	1975	107	87	83	99	93	115	106	43	33	28
11. Hessen-Nassau .	2167	6396	3204	2313	229	197	181	168	181	166	165	88	81	59
12. Rheinland . . .	1721	6463	4037	3817	113	96	85	87	106	122	93	36	36	32
13. Hohenzollern . .	60	132	74	53	99	105	131	146	97	90	132	34	49	31
14. Kgr. Preußen .	37996	108527	58639	50515	219	217	197	201	259	249	173	78	65	64
15. Bayern r. d. Rh.	4232	12860	8974	6084	228	212	174	162	179	166	143	65	64	53
16. Rheinpfalz . . .	1124	2646	2090	1406	353	294	310	258	278	254	200	96	118	96
17. Kgr. Bayern . .	5456	15506	11063	7490	244	222	191	174	192	178	150	69	71	59
18. Sachsen	1728	6096	2372	3377	75	69	70	75	117	136	107	54	50	34
19. Württemberg . .	3212	8818	5452	4410	299	318	277	294	303	279	263	114	116	102
20. Baden	2730	4947	3545	2801	240	238	222	217	250	242	187	79	76	62
21. Hessen	1613	3374	2073	1267	241	228	205	215	200	170	140	50	67	53
22. Oldenburg . . .	686	1933	1073	958	301	298	349	283	320	362	311	193	143	90
23. Elsaß-Lothring. [2]	307	750	835	668	56	60	59	59	71	57	49	15	15	16
24. Deutsches Reich .	59515	164272	92090	77358	210	205	186	188	232	223	166	76	68	61

[1] Brandenburg mit Einschluß von Berlin.

[2] Die für Elsaß-Lothringen angegebenen Zahlen bleiben weit hinter der Wirklichkeit zurück, da die Auswanderer aus dem Reichsland französische Häfen bevorzugen, über welche detaillierte Angaben nicht vorliegen. 1893 waren von den 3156 über französische Häfen beförderten Deutschen 2055 aus Elsaß-Lothringen. — Das-

Mit diesen Zahlen für die überseeische Auswanderung ist aber noch nicht der ganze Wanderungsverlust angegeben, den die angeführten Gebiete erlitten haben. Ganz abgesehen von der nicht zur Kenntnis der Behörden gekommenen Auswanderung, sind die Verschiebungen, die durch Wanderungen im Innern des Reiches herbeigeführt werden, viel beträchtlicher als die durch Auswanderung veranlaßten. So betrug z. B. die Anzahl der Auswanderer aus Ostpreußen im Jahrfünft 1891/95 im ganzen nur 8282, die Gesamtabnahme durch Wanderungen aber 87 615 Personen; in den Provinzen Schlesien und Sachsen war der Gesamtverlust siebenmal größer als die überseeische Auswanderung; in Pommern, Posen und Württemberg etwa doppelt so groß[1]. Was dann den Herkunftsort der Ausländer betrifft, so waren von 508 595 Ausländern, die bei der Zählung von 1890 ermittelt wurden, geboren in:

Österreich-Ungarn	205 545	Belgien	10 194
Holland	56 169	Norwegen	2 188
Rußland	52 640	Übriges Europa	3 155
Schweiz	41 105	Asien	3 121
Frankreich	32 022	Afrika	1 494
Dänemark	23 317	Vereinigte Staaten	17 550
Italien	12 966	Übriges Amerika	6 005
Luxemburg	12 585	Australien	760
Schweden	12 216		

Aus einer Kombination aller dieser Angaben läßt sich mit einem gewissen Grade von Wahrscheinlichkeit der Einfluß der Wanderungen auf die Verschiebung der Konfessionsverhältnisse berechnen, vorausgesetzt freilich, daß die Mischung der Konfessionen unter den Ausgewanderten ungefähr

---

selbe gilt, wenn auch in geringerem Umfange, überhaupt für die westlichen und südwestlichen Gebiete des Reiches. Vgl. Vierteljahrshefte zur Statistik des Deutschen Reiches, 1897, erstes Heft.

[1] Dr. Wirminghaus („Stadt und Land unter dem Einfluß der Binnenwanderungen", in Hildebrands Jahrbüchern für Nationalökonomie und Statistik. Dritte Folge IX, 14) berechnet die Zahl der an den Binnenwanderungen im Deutschen Reich beteiligten Personen auf durchschnittlich eine Million im Jahr und behauptet, daß ungefähr die Hälfte der Reichsbevölkerung einmal im Leben den Wohnsitz wechsle. Das wird vielleicht manchem übertrieben scheinen, wird aber durch die Resultate der letzten bayrischen Volkszählung auffallend bestätigt. Dabei ergab sich nämlich, daß 58,23 % der Bevölkerung in der Zählgemeinde, 37,53 % in einer andern Gemeinde Bayerns und 4,24 % außerhalb Bayerns geboren waren. Daß aber der bayrische Volksstamm gerade durch außerordentliche Wanderlust sich vor den übrigen deutschen Stämmen auszeichne, kann man doch nicht behaupten.

die gleiche ist wie in der betreffenden Heimatprovinz, der sie entstammen. Bei den Ausländern bietet das noch verhältnismäßig geringe Schwierigkeiten, besonders wenn sie aus Gebieten mit glaubenseinheitlicher Bevölkerung kommen (wie Dänemark, Schweden, Norwegen, Italien, Frankreich, Belgien, Luxemburg u. s. w.). Man sieht auf den ersten Blick, daß weit über die Hälfte der Ausländer Katholiken sein müssen und daß demgemäß das katholische Element in Deutschland durch die Einwanderung eine Verstärkung erhält. Weit schwieriger ist die Bestimmung der Konfession bei den Auswanderern. A. Braasch[1] hat versucht, für die Jahre 1871—1880 die Konfession der preußischen Auswanderer in der angegebenen Weise festzustellen. Er kommt dabei zu dem Resultat, daß von 379 000 Auswanderern 269 000 Protestanten und 106 000 Katholiken waren; daß also auf 100 katholische 254 protestantische Auswanderer kamen, unter der Gesamtbevölkerung aber auf 100 katholische Einwohner nur 195 protestantische. Die Protestanten würden demnach in Preußen durch Auswanderung verhältnismäßig weit mehr verlieren als die Katholiken. Dieses Resultat muß, so anfechtbar auch die Ausführungen des Verfassers im einzelnen sind, im großen und ganzen als zutreffend bezeichnet werden, da es durch die in den achtziger Jahren angestellten offiziellen Erhebungen über die Konfession der preußischen Auswanderer bestätigt worden ist. Der schon genannte A. v. Fircks hat die Ergebnisse dieser Erhebungen in der Zeitschrift des kgl. preuß. Statist. Bureaus (Jahrgang 1889) veröffentlicht. Die Angaben erstrecken sich allerdings nur auf das Jahrfünft 1883/87, können aber als typisch für die preußische Auswanderung überhaupt angesehen werden, so daß man daraus einen Rückschluß auf die Einwirkung der Auswanderung auf die Konfessionsverhältnisse im ganzen ziehen kann. Wir teilen hier nur die Hauptresultate mit. Danach haben in den genannten Jahren die preußische Staatsangehörigkeit erworben 27 123 Personen, von welchen 13 082 protestantisch, 12 132 katholisch waren. Verloren haben die preußische Staatsangehörigkeit in der gleichen Zeit 225 931 Personen, darunter 150 167 Protestanten, 68 667 Katholiken. Nach Abzug der Einwanderung bleibt also ein Verlust von 198 808 Staatsangehörigen, die sich auf 137 085 (= 68,96 %) Protestanten und 56 535 (= 28,44 %) Katholiken verteilen. Da nun die Katholiken im Jahre 1885 unter der

[1] Das Konto der evangelischen und katholischen Kirche auf dem Gebiete der Mischehen. Jena 1883.

Gesamtbevölkerung 33,98 %, die Protestanten 64,43 % ausmachten, kann es keinem Zweifel unterliegen, daß die Auswanderung in Preußen zum Vorteil des katholischen Elementes ausschlägt, mithin den durch die größere eheliche Fruchtbarkeit geschaffenen Überschuß noch verstärken hilft.

Anders liegt die Sache in Süddeutschland. Leider besitzen wir hier kein so zuverlässiges Material über die Konfession der Aus- und Einwanderer, aber alle Anzeichen deuten darauf hin, daß hier der durch die Wanderungen hervorgerufene Bevölkerungswechsel zum Nachteil des katholischen Elementes gereicht.

In Baden waren nach dem Rechenschaftsbericht des Bonifaciusvereins für die Erzdiözese Freiburg[1] in den Jahren 1871—1890 unter rund 100 000 Auswanderern etwa 70 % Katholiken und 28 % Protestanten gegenüber 64,8 % Katholiken und 32,2 % Protestanten unter der Gesamtbevölkerung. Von den während der gleichen Zeit eingewanderten 76 725 Personen glaubt der Bericht ca. 29 000 der katholischen, 44 400 der protestantischen Kirche zurechnen zu müssen. Auch vor 1870 war die Auswanderung aus Baden zeitweise sehr beträchtlich, besonders in den fünfziger Jahren des Jahrhunderts, wo infolge der politisch-religiösen Wirren ganze badische Gemeinden ihre Heimat verließen[2]. Von 1849—1856 sank infolgedessen die katholische Bevölkerung Badens von 905 143 auf 866 604 Seelen, während die Zahl der Protestanten nur um etwa 9000 Seelen zurückging. Ohne Zweifel hat also die katholische Kirche in Baden durch die Wanderungen eine bedeutende Schädigung erlitten. Aber es ist doch nur ein Teil der gewaltigen Verluste, der durch diesen Umstand seine Erklärung findet, der Hauptgrund muß anderswo gesucht werden.

Aus Bayern sind, abgesehen von solchen, die in andere Bundesstaaten übergesiedelt sind, von 1871—1898: 231 752 Personen ausgewandert. Statistische Erhebungen über die Konfession der Auswanderer haben nicht stattgefunden, und man kann daher nicht mit Bestimmtheit sagen, ob der Anteil der Konfessionen an der Auswanderung dem Anteil derselben an der Gesamtbevölkerung entspricht. Unter den 243 512 Nichtbayern aber, die im Jahre 1895 im Königreich gezählt wurden, bilden die Protestanten jedenfalls einen unverhältnismäßig großen Prozentsatz. Denn wenn auch die 65 629 österreichisch-ungarischen Staatsangehörigen gewiß größtenteils

[1] Dr. A. J. Kleffner und Dr. F. W. Woker, Der Bonifacius-Verein. II. Teil (Paderborn 1899), S. 242.

[2] Handwörterbuch der Staatswissenschaften II (2. Aufl., Jena 1899), 70.

katholisch sind, stehen ihnen doch 163113 Einwanderer aus deutschen Bundesstaaten gegenüber, unter welchen das protestantische Element vorwiegt (50918 Württemberger, 47873 Preußen, 22955 Badener, 12392 Hessen, 12110 Sachsen, 8158 Thüringer, 8707 aus andern deutschen Staaten). Auf Oberbayern kommen allein 67439 Nichtbayern. In München[1] zählte man 1890: 20477 Angehörige anderer Bundesstaaten und 12251 Ausländer, zusammen 32728 (oder 9,37 %) Nichtbayern. Unter den Angehörigen anderer Bundesstaaten waren nur 38,83 % Katholiken. Da außerdem noch 15517 Personen aus dem protestantischen Mittelfranken stammten, ist damit für München wenigstens das Anwachsen der protestantischen Bevölkerung hinreichend erklärt.

In Württemberg, wo ja überhaupt die konfessionellen Verschiebungen verhältnismäßig gering sind, läßt sich eine Einwirkung der Aus- und Einwanderung auf dieselben nicht nachweisen. Der Zuzug von auswärts ist gering. Die Zahl der Ausländer betrug 1890 nur 13099, darunter 4712 Schweizer und 4230 Österreicher. Angehörige anderer Bundesstaaten zählte man 62106. Die Verschiebung der Bevölkerung in Württemberg vollzieht sich zumeist innerhalb des Landes selbst, so daß der Zunahme an der einen Stelle des Landes eine Abnahme an der andern entspricht. Daraus erklärt sich das Anwachsen des katholischen Elementes in den protestantischen Kreisen, vor allen in den protestantischen Städten, und die Abnahme in dem vorwiegend katholischen Donaukreis.

Dagegen sind in Elsaß-Lothringen die Wanderungen ohne Zweifel der Hauptgrund der konfessionellen Verschiebungen. Schon im ersten Jahre nach der Occupation haben viele Tausende von Elsaß-Lothringern ihre alte Heimat verlassen. Zu Ende des Jahres 1871 zählte das Land beinahe 50000 Einwohner weniger als 1866. Auch in den folgenden Jahren hat die Auswanderung nach Frankreich nicht aufgehört. Die vielen Tausende von Elsaß-Lothringern in Frankreich und in den französischen Kolonien (besonders in Algier) sind ein sprechender Beweis dafür. In Lothringen hat von 1871—1880 die absolute Zahl der Katholiken um 14295, im Oberelsaß um 8570, im Unterelsaß um 3308 abgenommen, ungerechnet den Überschuß der Geburten über die Sterbefälle, der ebenfalls durch die Auswanderung absorbiert worden ist. Gleichzeitig mit dieser großen Aus-

[1] Mitteilungen des Statistischen Amtes der Stadt München. XIII. Bd., 1. Heft, S. 42 ff.

wanderung läßt sich eine starke Einwanderung nach Elsaß-Lothringen aus Altdeutschland konstatieren (1890 zählte man 169774 Altdeutsche), die ganz überwiegend aus protestantischen Elementen bestand. Ebenso ist die überaus starke Garnison und die zahlreiche Beamtenschaft vorwiegend protestantisch. Es kann daher nicht zweifelhaft sein, worin der Grund der bedeutenden konfessionellen Verschiebungen in Elsaß-Lothringen liegt.

Ebenso leicht erklärt sich die Zunahme des katholischen Elementes in Hessen und Sachsen. Im Großherzogtum Hessen waren 1890 von 992883 Einwohnern 886303 geborene Hessen, 106580 Nichthessen. Wenn mehr als der zehnte Teil der Bewohner eines Landes Ausländer sind, so kann das natürlich nicht ohne Einfluß auf die Zusammensetzung der Bevölkerung bleiben. Im Königreich Sachsen betrug die Zahl der fremden Staatsangehörigen 418726 Seelen oder 12 % der Bevölkerung. Die 56901 Österreicher, welche sich darunter befinden, genügen allein schon, das Anwachsen des Katholizismus in den letzten Jahrzehnten zu erklären, ganz abgesehen von den katholischen Bayern, Schlesiern u. s. w.

Das Großherzogtum Oldenburg haben wir in unserer Tabelle über die Auswanderung mitangeführt, um auf den außergewöhnlich hohen Prozentsatz der Auswanderer in diesem Bundesstaat hinzuweisen. Abgesehen von den preußischen Provinzen Westpreußen, Posen, Pommern und Schleswig-Holstein (und selbstverständlich Hamburg und Bremen) ist der Prozentsatz der Auswanderer am größten in Oldenburg. Es scheint uns darin der Grund der von uns erwähnten auffallenden Abnahme (sogar der absoluten Zahl) der Katholiken zu liegen, da gerade aus dem katholischen südlichen Teile des Herzogtums Oldenburg die Auswanderung unverhältnismäßig stark ist. Schon A. Frantz[1] hat das für die fünfziger Jahre des Jahrhunderts konstatiert; von neuem bestätigt wird es durch die ausgezeichnete Arbeit des derzeitigen Vorstandes des Oldenburger statistischen Bureaus, Dr. P. Kollmann[2]. Von 1837—1855 ist nämlich die Bevölkerung dieses katholischen Landesteils, der sogen. Münsterschen Geest, von 68836 auf 64607, von 1855—1875 abermals von 64607 auf 62631 gesunken, und das, trotzdem der Geburtsüberschuß von 1855—1875 : 7426 Seelen betrug, so daß der Gesamtverlust dieses kleinen Gebietes durch Auswanderung sich in den beiden Jahrzehnten auf 9402 Seelen belief. Auch von

[1] Handbuch der Statistik (Breslau 1864) S. 147.

[2] Statistische Beschreibung der Gemeinden des Herzogtums Oldenburg. Oldenburg 1897.

1875—1895 sind wieder 6713 Personen aus dem Oldenburger Münsterlande ausgewandert, der Verlust wurde aber durch einen Geburtsüberschuß von 10364 Seelen reichlich gedeckt.

Für das Reich im ganzen kann es nach den vorstehenden Ausführungen keinem Zweifel unterliegen, daß die Wanderungen keineswegs den Rückgang des katholischen Elementes in Deutschland erklären können. Der nicht einmal sehr beträchtlichen Mehrauswanderung der Katholiken in Baden und in dem kleinen Oldenburg steht eine unverhältnismäßig stärkere Auswanderung der Protestanten in den meisten andern Bundesstaaten gegenüber. Auch die allerdings sehr starke Auswanderung der Katholiken aus dem Reichsland kann an dem Gesamtresultat nichts ändern, da sie durch den bedeutenden Überschuß der protestantischen Auswanderung in Preußen und durch die Mehreinwanderung von katholischen Ausländern in das Reich aufgewogen wird.

Als dritte Ursache konfessioneller Verschiebungen haben wir die Übertritte von einer Konfession zur andern bezeichnet. Für unser Vaterland aber und für den von uns betrachteten Zeitraum hat dieser Faktor sicherlich keinen irgendwie erheblichen Einfluß auf die stattgefundenen Veränderungen gehabt. Selbst wenn die von den protestantischen Kirchenbehörden angegebenen Zahlen richtig wären, sind sie doch zu unbedeutend, als daß sie bei den großen Ziffern, um welche es sich in unserer Untersuchung handelt, ins Gewicht fallen könnten. Wenn jährlich ein paar tausend Katholiken mehr zum Protestantismus übergehen als umgekehrt Protestanten zum Katholizismus, so kann dadurch das Gesamtverhältnis der 31 Millionen Protestanten und $17^1/_2$ Millionen Katholiken natürlich nicht geändert werden, um so weniger, da nach den Angaben derselben Kirchenbehörden der größte Teil des angeblichen Gewinns durch Übertritte aus der protestantischen Landeskirche zu den Dissidenten und freireligiösen Gemeinschaften wieder verloren geht. Wir würden daher ohne weitere Erörterung über diesen Punkt hinweggehen, wenn nicht von protestantischen Autoren wiederholt darüber Klage geführt worden wäre, daß man diesen Aufstellungen der protestantischen Kirchenbehörden auf katholischer Seite nicht die gebührende Beachtung schenke. Wir geben daher zunächst unsern Lesern eine Übersicht über die durchschnittliche Anzahl von Konversionen im letzten Jahrzehnt nach der „Kirchlichen Statistik" von Pieper [1] und werden dann die Gründe anführen, weshalb wir diese Aufstellung nicht für zuverlässig ansehen können.

---

[1] Freiburg und Tübingen 1899, S. 225—227.

Tabelle II.

Durchschnitt der Jahre.	Staaten und Provinzen.	Übertritte von Katholiken z. Protestantismus.	Übertritte von Protestanten zum Katholizism.
1889/97	Ostpreußen	$110^{1}/_{3}$	$30^{1}/_{9}$
"	Westpreußen . . .	$228^{1}/_{9}$	$34^{1}/_{9}$
"	Berlin	$203^{2}/_{9}$	$10^{1}/_{3}$
"	Brandenburg . . .	$191^{5}/_{9}$	$3^{5}/_{9}$
"	Pommern	$72^{8}/_{9}$	$2^{2}/_{3}$
"	Posen	$191^{8}/_{9}$	20
"	Schlesien	$933^{1}/_{9}$	46
"	Sachsen	$221^{1}/_{3}$	$9^{5}/_{9}$
"	Westfalen	$226^{7}/_{9}$	$80^{2}/_{9}$
"	Rheinprovinz . . .	$347^{4}/_{9}$	282
1889/97	Altpreuß. Landeskirche	$2760^{1}/_{9}$	$283^{5}/_{9}$ [1]
"	Schleswig-Holstein .	$39^{7}/_{9}$	$3^{2}/_{3}$
1888/97	Hannover	$62^{1}/_{3}$	$5^{1}/_{9}$
1889/97	Reg.-Bez. Kassel . .	$28^{1}/_{3}$	$3^{5}/_{9}$
"	" Wiesbaden	$35^{1}/_{3}$	$11^{4}/_{9}$
"	Konf.-Bez. Frankfurt	$19^{5}/_{9}$	?
1888/92	Königr. Preußen . .	$1165^{1}/_{3}$	?
1893/97	"	$1721^{7}/_{9}$	172
1889/97	Bayern r. d. Rheins	$79^{2}/_{9}$	$125^{1}/_{3}$
"	Rheinpfalz	$65^{4}/_{9}$	$16^{2}/_{9}$
"	Sachsen	$147^{7}/_{9}$	40

Durchschnitt der Jahre.	Staaten und Provinzen.	Übertritte von Katholiken z. Protestantismus.	Über[tritte] von [Pro]testa[nten] zum [Ka]tholi[zism.]
1889/97	Württemberg . . .	$44^{7}/_{9}$	[illegible]
"	Hessen [2]	48	[illegible]
Gesamtsumme.			
1892/97	Mecklenb.-Schwerin .	138	[illegible]
1889/97	" -Strelitz .	21	[illegible]
"	Sachsen-Weimar . .	110	[illegible]
1891/97	Oldenburg	194	[illegible]
1889/97	Braunschweig . . .	503	[illegible]
"	Anhalt	197	[illegible]
"	Sachsen-Meiningen .	14	[illegible]
"	" -Altenburg .	69	[illegible]
"	" -Kob.-Gotha .	38	[illegible]
"	Schwarzb.-Sondersh.	18	[illegible]
"	" -Rudolstadt	9	[illegible]
"	Reuß ä. L. . . .	7	[illegible]
"	" j. L. . . .	10	[illegible]
"	Lippe	38	[illegible]
"	Bremen	110	[illegible]
"	Lübeck	40 [3]	—
"	Elsaß-Lothringen . .	334	108[illegible]

Legt man die in dieser Tabelle für ganz Preußen angegebenen Durchschnittszahlen der Berechnung zu Grunde, so ergiebt sich, daß 1444 Katholiken durchschnittlich jedes Jahr zum Protestantismus übergehen. Eine Addition der Einzelresultate aber ergiebt 2945 Übertritte, denen nur ca. 300 Konversionen von Protestanten zum Katholizismus gegenüberstehen. Hier liegt also offenbar ein Irrtum vor, aber nehmen wir einstweilen das für die Katholiken Ungünstigere als das Richtige an. In Bayern, Württemberg, Sachsen und Hessen zusammengenommen ergeben sich im Durchschnitt 385 Übertritte zum Protestantismus und 248 zum Katholizismus. Für die übrigen Staaten sind nur die Gesamtsummen

[1] Eine Addition der Einzelresultate ergiebt über 400; hier liegt also offenbar ein Druck- oder Rechenfehler vor.

[2] Für Baden sind nur die Zahlen von 1897 angegeben: 53 Konversionen zum Protestantismus, 18 zum Katholizismus.

[3] Für Hamburg sind nur 312 Judentaufen und 313 Austritte ohne nähere Spezialisierung angegeben.

für mehrere Jahre angegeben. Berechnet man auch daraus den Durchschnitt, so erhält man noch ca. 247 Übertritte zum Protestantismus und 35 zum Katholizismus. Im ganzen Reich hätten wir also jährlich rund 3500 Übertritte zum Protestantismus und etwa 600 zum Katholizismus. Die bei Pieper auch im einzelnen angegebenen Übertritte vom Protestantismus zu freireligiösen Gemeinschaften belaufen sich auf rund 3000 im Jahr, denen noch nicht 1000 Konversionen von diesen Gemeinschaften zum Protestantismus gegenüberstehen. Der Gewinn, den die Protestanten durch Herüberziehen von Katholiken erzielen, geht also nach ihren eigenen Angaben größtenteils durch Übertritte ihrer Glaubensgenossen zu andern Religionsgemeinschaften wieder verloren.

Was nun die Zuverlässigkeit dieser Angaben angeht, so sollten die Protestanten sich doch selbst sagen, daß eine so verschwindende Anzahl von Konversionen zum Katholizismus, wie sie hier von ihnen angegeben ist, ihre eigene, oft wiederholte Behauptung von der „römischen Propaganda" und deren Erfolgen in Deutschland Lügen straft. Wenn dieser Behauptung nicht wenigstens eine erhebliche Anzahl von Konversionen in der Wirklichkeit entspräche, müßte sich ja das ganze Gerede als eine völlig aus der Luft gegriffene Verleumdung charakterisieren. Sodann läßt sich aber gegen diese Aufstellung einwenden, daß die einzelnen Prediger und Synoden, aus deren Berichten die Teilergebnisse zusammengestellt sind, gar nicht in der Lage sind, vollständige und zuverlässige Angaben über den stattgehabten Konfessionswechsel zu liefern. Wie können z. B. die Prediger in weit ausgedehnten protestantischen Diasporabezirken Sicherheit darüber haben, ob und wie viele dort zum Katholizismus konvertiert sind, wenn die Konvertiten den Übertritt nicht bei ihnen anzeigen? Oder in großen städtischen Gemeinden mit fluktuierender Bevölkerung, ist es da möglich, daß die Prediger alle von auswärts zugezogenen Angehörigen ihrer Kirche persönlich kennen lernen oder auch nur Kunde von ihnen erhalten, wenn diese sich bei ihnen nicht anmelden? Wie leicht kann es ihnen da entgehen, wenn solche ihnen unbekannte Glaubensgenossen zur katholischen Kirche übergehen! Es ist mithin ganz unmöglich, daß eine solche nur von protestantischen Kirchenbehörden aufgestellte Konversionsstatistik nach beiden Seiten hin ein richtiges Bild liefere. Höchstens könnte man zugeben, daß die eine Seite, der Gewinn des Protestantismus, richtig wiedergegeben sei, die Kehrseite aber ist auf jeden Fall nicht der Wirklichkeit entsprechend dargestellt. Solange man bezüglich der Konversionen auf die

Angaben kirchlicher Behörden angewiesen ist, wäre eine einigermaßen zuverlässige Statistik darüber nur möglich, wenn man detaillierte Angaben der einen Konfession durch die entsprechenden Angaben der andern kontrollieren könnte. Das ist aber unter den gegenwärtigen Verhältnissen in Deutschland nicht durchführbar, da die katholische Kirche durch detaillierte Angaben über ihre Konvertiten dieselben in vielen Fällen großen zeitlichen Nachteilen aussetzen würde. Infolge der maßlosen Verhetzung, die besonders in den letzten Jahren durch den sogen. Evangelischen Bund und gesinnungsverwandte Elemente innerhalb der protestantischen Bevölkerung gegen die katholische Kirche und ihre Anhänger betrieben wurde, können nur wohlhabende und unabhängige Konvertiten es wagen, ihre Rückkehr in den Schoß der Mutterkirche bekannt zu geben, und auch da noch gehört hoher persönlicher Mut dazu, sich offen zu der verlästerten und verachteten katholischen Kirche zu bekennen. In allen andern Fällen muß man von katholischer Seite den Konvertiten raten, den Wohnort zu wechseln oder in der Stille ihren religiösen Pflichten nachzukommen, damit sie nicht wegen ihrer Überzeugungstreue verfolgt und in ihrer Berufsthätigkeit geschädigt werden. Bei einer solchen Sachlage kann es unseres Erachtens keinem Zweifel unterliegen, daß die vorliegenden Angaben über die Konversionen statistisch völlig unbrauchbar sind, und diese unsere Auffassung finden wir dadurch bestätigt, daß das preußische Statistische Bureau, das im übrigen die Aufstellungen der protestantischen Kirchenbehörden über die Verhältnisse der evangelischen Landeskirche in das Statistische Handbuch aufgenommen hat, dieser Konversionsstatistik beharrlich die Aufnahme verweigert. Wenn der Staat selbst die Sache in die Hand nähme und bei der Volkszählung von jedem Staatsangehörigen eine Angabe darüber verlangte, in welcher Konfession er getauft sei und welcher er jetzt angehöre, dann würde man eine im großen und ganzen wirklich zuverlässige Konversionsstatistik erhalten, das Resultat aber würde sich dann wesentlich anders gestalten.

Wir haben übrigens nicht nur negative Gründe gegen die Glaubwürdigkeit der protestantischen Konversionsstatistik, es liegen auch positive Thatsachen vor, welche unser Mißtrauen gegen diese Angaben wie überhaupt gegen alle Angaben protestantisch-kirchlicher Organe, soweit sich dieselben auf das Verhältnis zu andern Konfessionen beziehen, gerechtfertigt erscheinen lassen. Schon im Jahre 1868 erwiderte das bischöfliche Ordinariat zu Breslau auf eine ähnliche Konversionsstatistik, daß die Angaben, soweit sie die Provinz Schlesien angingen, nach den auf sorgfältiger Über-

wachung beruhenden Berichten der katholischen Pfarrämter durchaus unrichtig seien, indem statt der angegebenen 48 nahezu 900 Protestanten zum Katholizismus übergetreten, dagegen nicht 846, sondern nur eine ganz verschwindende Anzahl vom Katholizismus abgefallen seien[1]. Wir meinen, daß die eine Aufstellung soviel Glauben verdient wie die andere, daß die kirchlichen Organe auf beiden Seiten ihre Angaben vollkommen bona fide gemacht haben und daß diese daher in ihrem positiven Teile, d. h. in Bezug auf die zur eigenen Konfession übergetretenen Andersgläubigen, einigermaßen der Wirklichkeit entsprechen, daß aber die Zahl der zur andern Konfession übergetretenen Glaubensgenossen auf beiden Seiten nicht richtig angegeben ist und nicht richtig angegeben werden konnte. Aus unserer eigenen Erfahrung können wir mitteilen, daß in einem Bezirk, der in der protestantischen Statistik mit ca. 200 übergetretenen Katholiken und nur acht übergetretenen Protestanten paradiert, ein einziger dort angestellter katholischer Geistlicher während einer siebzehnjährigen Thätigkeit daselbst mehr als 200 Protestanten in der katholischen Religion unterrichtet und in die Kirche aufgenommen hat.

Einen weiteren Beleg für die Unzuverlässigkeit der protestantisch-kirchlichen Statistik, der sich zwar nicht auf die Konversionen, aber doch auf das Verhältnis zur katholischen Kirche bezieht, liefert die Festschrift des Bonifaciusvereins von Kleffner und Woker (a. a. O. II, 7). Dort heißt es bezüglich der protestantischen Mischehenstatistik für das Jahr 1896:

„In Lippe-Detmold sollen sämtliche geschlossenen 16 gemischten Ehen protestantisch getraut sein. Die Kirchenbücher der dortigen Pfarreien weisen aber neun nach, die katholisch getraut sind, und 31 katholisch getaufte Kinder, während sämtliche protestantisch getauft sein sollen. In Schaumburg-Lippe sind zwei, also alle gemischten Ehen katholisch getraut (nach der protestantischen Statistik sollten sie alle protestantisch getraut sein) und mehrere Kinder aus solchen getauft; für Waldeck stimmen die Angaben ebenfalls nicht.“

Diese Proben könnten genügen. Allein einen schlagenderen Beweis für die Unzuverlässigkeit protestantisch-kirchlicher Statistiken können wir uns nicht denken als die im Jahre 1899 erschienene „Kirchliche Statistik“ eben jenes Pastor P. Pieper, der sich über die Anzweiflung protestantischer

[1] Der Originalbericht des bischöflichen Ordinariates steht uns nicht zur Verfügung. Wir zitieren nach einer Abhandlung (Katholizismus in Norddeutschland) in den „Historisch-polit. Blättern“ Bd. LXVIII, S. 4[illegible].

statistischer Zusammenstellungen von seiten der Katholiken beklagt. Der genannte Verfasser wurde von seinen Amtsbrüdern betraut, für ein großes theologisches Sammelwerk, an dem Harnack, Kaftan, Jülicher, Holtzmann und andere Koryphäen der modernen protestantischen Wissenschaft mitarbeiten, die statistische Abteilung zu übernehmen. Man wird ihn also ohne Zweifel in protestantisch-kirchlichen Kreisen für eine zu statistischen Arbeiten besonders befähigte Kraft gehalten haben. Dabei hat ihm ein Quellenmaterial zur Verfügung gestanden, das an Reichhaltigkeit nichts zu wünschen übrig läßt. Und doch muß es selbst einem in statistischen Arbeiten nicht bewanderten Leser seines Buches bald einleuchten, daß der Verfasser zu statistischen Untersuchungen in keiner Weise befähigt war. Daß sich in wissenschaftliche Arbeiten trotz aller Sorgfalt leicht Druckfehler einschleichen können und daß statistische Arbeiten dieser Gefahr besonders ausgesetzt sind, wollen wir gewiß nicht bestreiten; aber wenn die Druckfehler so zahlreich sind wie in dem genannten Werke (wir haben wohl hundert verkehrte Zahlenangaben entdeckt; ganze Spalten sind vollständig verkehrt), müssen sie natürlich alles Vertrauen des Lesers in die Zuverlässigkeit der Angaben zerstören und die ganze Arbeit als statistisch wertlos erscheinen lassen [1]. Dieser Mangel ist übrigens schon von einer dem Verfasser sonst nahe stehenden Seite gerügt worden [2], so daß wir von einer näheren Begründung unserer Behauptung hier abstehen können. Es ist auch nicht so sehr diese bei einem Statistiker nicht verzeihliche Oberflächlichkeit, aus welcher sich die Unfähigkeit des Verfassers zu statistischen Untersuchungen ergiebt, als vielmehr der Umstand, daß er mit handgreiflich verkehrten Zahlen argumentiert und daraus Schlüsse zieht, deren Unrichtigkeit jedem mit statistischen Arbeiten halbwegs vertrauten Autor sofort einleuchten muß. So giebt er z. B. (auf S. 28) für 1861 im Regierungsbezirk Osnabrück die Zahl der Katholiken auf 145 359, diejenige der Evangelischen auf 35 368 an, für 1895 aber 166 078 Katholiken und 144 535 Protestanten. Im folgenden führt er dann des weiteren aus, wie sich unter allen Regierungsbezirken in Osnabrück die Zahl der Evangelischen am stärksten gemehrt habe, nämlich auf

[1] Wenn wir gleichwohl mehrmals im Verlauf dieser Arbeit Tabellen aus diesem Werke wiedergegeben haben, so liegt der Grund in der schon erwähnten Vorzüglichkeit des Materials, über welches der Verfasser verfügte und das uns in dieser Vollständigkeit nicht zu Gebote stand; eine Garantie, daß er seine Vorlage richtig kopiert hat, können wir aber natürlich nicht übernehmen.

[2] Schneider-Elberfeld in der von Zöckler und Steude herausgegebenen Zeitschrift „Beweis des Glaubens“ (Gütersloh 1899) Bd. XXXV, Heft 12, S. 458.

das Vierfache oder um 308,7 % im Vergleiche mit dem Stande von 1861. Das wäre in der That eine ungeheure, beispiellose Vermehrung, wenn eine konfessionelle Minderheit, die 1861 erst 13,5 % der damaligen Gesamtbevölkerung von 262 316 Seelen betrug, im Laufe von 35 Jahren auf 46,3 %, also beinahe die Hälfte der ganzen Bevölkerung, angewachsen sein sollte, und das noch dazu unter einer vorwiegend ländlichen Bevölkerung[1] und unter ganz geordneten stabilen Verhältnissen! Es mußte dem Verfasser doch auffallen, daß bei einer solchen Rechnung mehr als 80 000 von den 262 000 Einwohnern übrig blieben, die er doch unmöglich alle den Juden oder Dissidenten zugerechnet haben kann. Ebenso hätte ihn ein Blick auf seine eigene Tabelle überzeugen müssen, daß die für die einzelnen Hannoverschen Bezirke angegebenen Zahlen mit der Gesamtziffer nicht übereinstimmten. In Wirklichkeit gab es 1861 im Regierungsbezirk Osnabrück 116 139 Protestanten (die sich auf 89 745 Lutheraner und 26 394 Reformierte verteilten) = 44,3 % der Gesamtbevölkerung gegen 46,3 % im Jahre 1895. Die Vermehrung ist also gar nicht so außerordentlich.

Was soll man ferner dazu sagen, wenn der Verfasser einer wissenschaftlichen Arbeit zum Beweise für seine Behauptung, daß es in Deutschland 2803 Jesuiten gebe (1662 Patres und 1141 „Studenten"), sich auf eine Zeitungsnotiz des „Bayrischen Vaterlandes" beruft? Wie der Spaßvogel des „Bayrischen Vaterlandes" zu diesen exorbitanten Zahlen gekommen ist, können wir uns nicht erklären; aber das ist sicher, daß sie jedes Fundamentes in der Wirklichkeit entbehren. Es gehört doch in der That eine erstaunliche Naivetät dazu, zu glauben, daß sich im Deutschen Reich den Regierungen zum Trotz mehr als 200 Niederlassungen der Jesuiten (12 Mitglieder kommen nach Pieper durchschnittlich auf eine Niederlassung) mit 2800 Ordensmitgliedern befinden sollten. Und derartigen Unsinn kann man protestantischen Lesern als eine wissenschaftliche kirchliche Statistik bieten![2]

---

[1] Die einzige größere Stadt ist Osnabrück mit 45 137 Einwohnern bei der letzten Zählung.

(Schluß folgt.)

H. A. Krose S. J.

Gefälschte Kunstwerke.

Nur zu häufig treten hier oder dort Mißstände auf, die vielfach bedauert, weithin bekannt und der Heilung bedürftig sind. Sie bleiben bestehen, herrschen und wachsen, weil nur selten jemand wagen darf, mit Entschiedenheit darauf hinzuweisen. Solche Mißstände sind auch die Fälschungen der Kunstwerke, die immer mehr an Umfang und Gefährlichkeit zunehmen. Wer es wagt, einen Gegenstand, den ein begeisterter Sammler oft um große Summen erwarb, als falsch zu erklären, hat in den meisten Fällen nicht nur das Wohlwollen dieses Kunstliebhabers verloren, der ja zugeben müßte, sich getäuscht und vieles Geld für wertlose Dinge vergeudet zu haben, sondern auch die Feindschaft des Altertumshändlers sich zugezogen. Derselbe wird ja mittelbar der Unredlichkeit bezichtigt, weil nur zu oft gegen besseres Wissen gefälschte Werke als echt verkauft werden. Er wird zudem eines guten Kunden beraubt, von dem noch viele bedeutende Summen zu verdienen gewesen wären. Handelt es sich bei Fälschungen um Kleinigkeiten, die nur mit einigen hundert Mark bezahlt und einer kleineren Sammlung einverleibt werden, dann ist der Schaden nicht bedeutend. Der Liebhaber wird getröstet, andern sei es noch schlechter ergangen, Erfahrung mache vorsichtig, jeder müsse lernen. Heute hat jedoch das Treiben der feinen und reichen Händler in Kunstsachen einen so erschreckenden Umfang angenommen, daß nur zu oft Tausende, ja zehn- und bis hunderttausend Mark für minderwertige Machwerke ausgegeben werden. In den bedeutendsten, staatlichen oder städtischen Sammlungen, selbst in alten Kirchenschätzen, findet sich moderne Ware als alte Meisterwerke zur Bildung des großen Publikums ausgestellt. Durch Dreistigkeit, Geschicklichkeit und Stellung der Fälscher werden nicht nur die Kunstgeschichte und der Geschmack, sondern auch das Vertrauen auf Ehrlichkeit und Gewissenhaftigkeit untergraben. Das Übel ist den Kundigen bekannt, wird von ihnen in vertraulichen Unterhaltungen mit Entschiedenheit gerügt, aber deshalb verhältnismäßig selten an den Pranger gestellt, weil jeder öffentliche Tadel persönliche Unannehmlichkeiten im Gefolge hat.

In den letzten Jahren sind trotzdem viele Gelehrte mit hohem Mute für Wahrheit und Ehrenhaftigkeit in die Schranken getreten. Auf ihre wichtigeren Aussagen hinzuweisen sei die Aufgabe dieses Aufsatzes, der

das bereits 1890 im XXXVIII. Bande dieser Zeitschrift S. 431 f. Gesagte ergänzen wird.

Adolf Furtwaengler, Professor der klassischen Archäologie zu München, berichtete 1898 in der Novembersitzung der philologisch-philosophischen Klasse der königlich bayrischen Akademie der Wissenschaften zu München über „Neuere Fälschungen von Antiken" und ließ 1899 seinen inhaltreichen Vortrag bei Giesecke und Devrient zu Berlin und Leipzig drucken. Derselbe beschreibt die in letzter Zeit in den Kunsthandel gebrachten falschen Antiken aus Marmor, Terracotta, Bronze und Gold, sowie gefälschte Vasen und Gemmen. Einer der wichtigsten neueren Fälschungen in Marmor ist „die Ehre zu teil geworden, neuestens in der Antikenabteilung des Berliner Museums in besonders anspruchsvoller Weise an einem Ehrenplatz aufgestellt zu werden; denn erst in achtunggebietender Entfernung sind andere ausgewählte Stücke der Sammlung angeordnet, während einige der wenigen ganz vortrefflichen Marmore, die das Berliner Museum besitzt, seit Jahren schon in dem dunkeln Kerker eines Magazins schmachten. Der in der Abteilung der griechischen Marmore im Oktober 1898 neu aufgestellte Kopf ist im Jahrbuch der königl. preuß. Kunstsammlungen[1] als eine im Kunsthandel erworbene, wichtige ‚Originalskulptur' erwähnt. Er wird näher beschrieben als ‚ein überlebensgroßer, noch mit Schmutz überzogener, im übrigen vorzüglich erhaltener weiblicher Marmorkopf', der eine ‚jüngere Stufe der archaischen Kunst' vertrete. Ungemein treffend ist die folgende Bemerkung dieser von Kekule von Stradonitz gezeichneten Beschreibung: ‚Mit den in Athen üblichen Stilrichtungen scheint der Kopf nichts zu thun zu haben' — viel treffender, als ihr Verfasser ahnte; denn der Kopf ist in unsern Tagen in Italien, allem Anschein nach in Rom, gemacht." Am 18. Januar 1899 teilte dann die Generalverwaltung der königlichen Museen zu Berlin dem Verfasser mit, daß sie „in dem als griechisches Originalwerk erworbenen Marmorkopfe jetzt ebenfalls eine moderne Arbeit erkennt" (S. 39).

Demselben römischen Atelier scheinen drei andere im italienischen Kunsthandel befindliche Marmorköpfe zu entstammen, welche die altertümliche Stilepoche Griechenlands nachahmen. Früher schon als diese Serie vier gefälschter Köpfe archaischen Stiles hatte Furtwaengler[2] vier gefälschte

---

[1] Jahrg. XIX (1898), amtliche Berichte, 1. Oktober 1898, S. LIV.

[2] 1885 in der Archäologischen Zeitung S. 275 ff. und im Jahrbuch des Instituts 1894, Anzeiger S. 193.

Marmorköpfe des freieren griechischen Stiles beschrieben, deren berühmtestes Stück die sogen. Hera von Girgenti im Britischen Museum ist. Ein fünfter Kopf derselben Art aus der Sammlung Hoffmann wurde 1888 zu Paris versteigert, ein sechster steht in der Glyptothek Ny-Carlsberg zu Kopenhagen. Ebendaselbst findet sich die überlebensgroße Statue eines Athleten als Diadumenos „aus der phidiasischen und polykletischen Epoche", die neuerdings als Fälschung erkannt worden ist. Zur Anfertigung einer andern Statue desselben Museums hat ein geschickter Fälscher einem echten antiken Torso Kopf, Arme und Beine angefügt und die neuen Teile in so täuschender Weise mit einer Sinterkruste überzogen, daß es selbst dem geübtesten Auge kaum möglich wird, diese neue Kruste von einer natürlich entstandenen zu unterscheiden.

Selbst aus Athen[2] beziehen die Kunsthändler falsche Stücke. Dort ist jüngst auf einen antiken Torso eines Fischers aus hellenistisch-römischer Zeit für den Kunsthandel ein neuer Kopf gesetzt worden, der etwas zu groß und zu edel gehalten, aber recht täuschend mit „dem rötlichen attischen Erd- und Sinterüberzug" bedeckt ward.

Eine ganze Sammlung antiker Marmorskulpturen „aus Kreta" fand Furtwaengler zu Paris bei einem großen Händler, der sich natürlich sehr empört stellte, als ihm diese Schätze als falsch erklärt wurden. Herr P. Arndt photographierte in Lesbos eine „aus Kreta" stammende häßliche weibliche Figur, und Furtwaengler untersuchte neuerdings das von dort herrührende Marmorbild eines hingelagerten, weichlichen Jünglings, das sich „als recht geschickte, hübsche Fälschung mit sehr gut imitiertem Erdüberzug erwies". Römische Porträts in Marmor sind seit der Renaissancezeit eifrig gefälscht worden. Eines der hervorragendsten Stücke ist als Julius Cäsar seit 1818 im Britischen Museum bewundert und als eines der „wenigen sicheren Bildnisse des großen Diktators" ausgegeben. Modern ist auch der Augustus im Museum zu Berlin (n. 1332). Conze setzte ihn mit Recht in die von ihm verfaßte Beschreibung der „antiken" Fälschungen des Museums (n. 1326—1365). „Die Ny-Carlsberg-Glyptothek enthält in ihrer herrlichen reichen Porträtsammlung mehrere gute, sowohl ältere als neuere Fälschungen, so eine Messalina, einen großen

---

[1] Eine griechische Schale, die in Athen als antike ausgeboten wurde, hatte 1873 auf der Weltausstellung zu Wien als neue Arbeit einen hervorragenden Platz eingenommen, aber keinen Käufer gefunden. Zeitschrift für bildende Kunst, N. F., VI, 116 f.

sogen. Republikaner u. a. Fast in jeder größeren Sammlung sind gefälschte Römerköpfe" (S. 14).

„Bei weitem am meisten wird in neuerer Zeit in Terrakotta gefälscht, und zwar ist hier Griechenland der Hauptsitz der Fälscher. Zwar die Blütezeit der berüchtigten Gruppen ‚aus Kleinasien' ist vorüber. Im vorigen und im Anfange dieses Jahrzehnts haben die Fälscher bekanntlich wahre Orgien gefeiert mit jenen Gruppen, die in Menge und zu den höchsten Preisen verkauft wurden, indem sie künstlerisch zum Teil wirklich außerordentlich gelungen waren. Sie werden immer eine phänomenale Erscheinung in der Geschichte der Fälschungen bleiben. Noch auf den Auktionen Gréau (1891), Spitzer, van Branteghem (1892), Bammeville (1893) wurden die evident modernsten Produkte dieser Gattung zu sehr hohen Preisen versteigert." Neuerdings ist ein solches Stück vom Berliner Museum erworben worden, „das schon durch seinen Gegenstand und Stil vollständig modern ist; die Gruppe scheint durch neuere Kirchhofsskulpturen angeregt. Ein geflügelter Genius schwebt empor und trägt ein Mädchen gen Himmel; mit dem Finger weist er nach oben. Technik und Stil stimmen ganz mit jenen gewöhnlichen gefälschten Gruppen überein". Für einen schwebenden Eros in Gestalt eines Jünglings, den das Britische Museum 1895 kaufte, hat der Fälscher in sehr ungeschickter Weise „als Kopf den athletischen Typus des praxitelischen Hermes gewählt, der bei Eros unerhört wäre; die Chlamys mit den Flügeln zu vereinigen, machte ihm Schwierigkeit, weshalb er das Gewand in einer ganz unantiken Weise quer über die Brust zog". Das Museum des Louvre zu Paris erwarb ein Gefäß in Form eines Doppelkopfes mit der Künstlerinschrift: *Κλεομένης Νικίου Ἀθηναῖος ἐποίησε*, dessen Unechtheit Furtwaengler überzeugend darthut. Zu Neapel formte ein geschickter Fälscher in freier Nachbildung des tanzenden Fauns im Museum seiner Stadt den Kopf eines gehörnten, bärtigen Fauns, den er mit grauer Ölfarbe überschmierte. Das Stück wanderte nach Smyrna, wohin es aus den Ruinen von Tralles gekommen sein sollte. Zu Paris ward es 1891 bei der Sammlung Gréau zu 10 000 Franks versteigert.

Antike Vasen sind weit schwieriger zu fälschen als Terrakottafiguren, deren Technik bekannt und leicht nachzuahmen ist. Niemand weiß nämlich, wie die Alten ihre Vasen mit Firnisfarbe versahen. Sobald man mit Säure oder mit Alkohol an eine gefälschte, zum Kaufe angebotene Vase kommt, erweist sich ihre Unechtheit. Sehr häufig werden echte antike,

weiße Gefäße mit neuer, matter Malerei versehen und dann teilweise mit Erde überzogen und künstlich beschädigt. In dieser Art entstand auch die berühmte Nepheleschale, welche sich in englischem Privatbesitz befindet. Sie ist „eines jener eminent feinen, schönen Erzeugnisse der Ateliers des Hegesibulos und des Sotades", deren Inneres einst weiß überzogen war. Der Fälscher hat diesen weißen Grund weggeputzt, die Zeichnung wahrscheinlich mit Asphaltfarbe aufgetragen, die der Säure widersteht, und dann durch Ätzungsmittel den Grund vertieft. Er that dies, weil bei Vasen mit roten Figuren der Thon von der Erdfeuchtigkeit zerfressen ist, wo er nicht durch den Firnis geschützt wurde, und deshalb die Zeichnung in schwachem Relief vorsteht. Bei weißgrundigen Gefäßen kommt so etwas nicht vor. Abgesehen von andern Beweisen, thut folgendes kleines Versehen die Unechtheit unwidersprechlich dar. Der Fälscher zertrümmerte die bereits zerbrochene Schale noch mehr, bildete aber die Stücke so, daß die meisten Risse außerhalb der Zeichnung fielen. Das Ganze hat er sorgsam wieder zusammengeflickt und die Lücken vielfach mit Gips gefüllt, dann aber einen Teil seiner Zeichnung über eine mit Gips gefüllte Stelle geführt. Sein Machwerk hat tüchtige Kenner getäuscht und „gehört zu den bedeutendsten neueren Fälschungen. Man wird vor andern kühnen Arbeiten dieses geschickten Mannes auf der Hut sein müssen" [1].

Im Vergleich zu so schlau und sorgfältig hergestellten Stücken sind die moabitischen Götzenbilder und Thongeräte, wodurch das Berliner Museum zur Zeit betrogen worden ist, Kindereien [2]. Der Jude Schapira, welcher 1873 jene „Scherben" für 20 000 Thaler verkauft hatte, besaß die Dreistigkeit, später eine biblische Handschrift auf fünfzehn schmalen Lederstreifen in Berlin, Paris und London anzubieten, die 900 Jahre vor Christi Geburt entstanden sein sollte. Wie man unter der Zeichnung jener Schale Gips entdeckte, fand eine genaue Untersuchung unter den uralten moa-

---

[1] Furtwaengler a. a. O. S. 33 f.

[2] Ein ausführlicher Bericht darüber in den Etudes, 34e année, LXXI (1897), 491 s. Vgl. Verhandlungen des preuß. Abgeordnetenhauses, 16. März 1876; Allgem. Zeitung, 19. März, S. 1187. Aus nahezu 12 000 Gemmen der Berliner Sammlung sonderte Furtwaengler (S. 37) über 2700 als moderne Steine oder Pasten aus, d. h. fast ein Viertel. Doch was ist das im Vergleich zu 18 000 Steinwerkzeugen, die bei Beauvais aus 600—700 Gräbern hervorgeholt und genau Tag um Tag in einen Fundbericht eingetragen wurden, sich aber später sämtlich als Fälschungen erwiesen. Revue de l'art chrétien, 26e année, nouv. série I (1883), 230.

bitischen Schriftzeichen Spuren eines vor etwa 300 Jahren mit einem Griffel geschriebenen Textes des 2. Buches Moses'[1].

Furtwaengler giebt verschiedene Merkmale, woran man solche Fälschungen erkenne. Als das wichtigste bezeichnet er natürlich den Stil. Jedes Werk ist und bleibt mehr oder weniger das Bild und Gleichnis seines Meisters. Jedes Jahrhundert, jedes Land und Volk, ja jeder ausgeprägte Charakter hat seine Eigenart. Die griechischen Bildhauer waren andere Menschen als die Kopisten und Fälscher der neueren Zeit. Genie und Begeisterung führten die Hand großer Meister; die kleineren arbeiteten doch immer mit gewisser Freiheit und im Sinne ihrer Zeit sowie ihrer Auftraggeber, ohne jenes ängstliche Suchen, ohne jene steife Mache, die den Fälschungen durchgehends anhaftet. Neben dem Stil sind Tracht und Haltung, der hergebrachte Typus, die festgelegte Ikonographie sichere Maßstäbe. Wenn der Fälscher eine echte Figur benutzte, welcher ein oder das andere Stück fehlte, wenn er an ihr dies oder jenes änderte, wird seine Neuerung sich oft dem Kenner durch offenkundige Fehler verraten; denn häufig sind die Fälscher überaus geschickte Arbeiter, aber ohne gründliche Kenntnis der Archäologie. Wo Meister ersten Ranges ans Fälschen gehen, versagen freilich manche Versuche, sich vor Irrtum zu schützen.

Michel Angelo meißelte nach Vasaris Bericht zu Florenz einen Liebesgott aus Marmor, der in Rom als alte griechische Arbeit an den Kardinal Giorgio verkauft wurde. Als der Käufer die Wahrheit erfuhr, gab er das Stück zurück. Später bildete der große Künstler aus Marmor eine Ceres, brach ihr den Arm ab, vergrub sie und sorgte, daß sie gefunden wurde. Archäologen erklärten sie als Werk des Praxiteles. Er wartete längere Zeit und brachte ihnen dann den von ihm verfertigten Arm, der genau in die Bruchstelle hineinpaßte[2].

Ein vielumstrittener Apollokopf zu Basel wurde von gewiegten Archäologen als ein antikes Werk erklärt; sie meinten, er sei besser als der Kopf des berühmten Apollo des Belvedere zu Rom. Letzterer sei die Kopie einer alten griechischen Statue, der in Rede stehende Kopf habe weit mehr von den Vorzügen des Originals. Er war, wie man sagte, in Wirklichkeit durch Steinhäuser (gest. 1878), den Schüler von Rauch und Thorwaldsen, neu hergestellt[3].

---

[1] Eudel, Fälscherkünste, bearbeitet von Bucher, S. 162.

[2] *Vasari*, Le vite ed. Milanesi VII, 148 sg. Eudel a. a. O. S. 204 f.

[3] Rosenberg, Geschichte der modernen Kunst II, 105.

Man wird bei Beantwortung der Frage, ob etwas falsch oder echt sei, sich nicht auf den Geschmack, das Stilgefühl allein verlassen, sondern neben den inneren Gründen äußere zu Rate ziehen. Altes Aussehen, Schmutzkrusten und dergleichen werden seit langer Zeit sehr geschickt nachgeahmt. Als Michel Angelo seine Figur als altes Werk verkaufen wollte, „gab er ihr zuerst das Ansehen, als ob sie antik sei". Schon als Anfänger „kopierte er Blätter von alten Meistern so treu, daß sie den Originalen gleich kamen, färbte, räucherte und beschmutzte sie auf verschiedene Weise, bis sie ein altes Ansehen hatten und man keinen Unterschied zwischen den seinigen und jenen gewahr wurde" [1]. Trotzdem läßt sich alter, allmählich entstandener Schmutz von dem künstlich aufgetragenen in vielen Fällen unterscheiden. Eine in betrügerischer Absicht neu aufgetragene Schmutzkruste hat nämlich scharfe, kantige, keine runden Körner. Marmor und Thon, die lange in der Erde lagen, werden durch Wurzelfasern angefressen, und die an so angegriffenen Stellen haftende Erde hat die Form derartiger Fasern [2]. Die Verletzungen sind an echten Stücken durch äußere Umstände entstanden, die an wichtigeren Stellen nicht vorbeigingen; bei falschen hingegen werden sie meist künstlich so hervorgebracht, daß die Harmonie und Schönheit wenig litt. Sie wurden dort, wo sie nicht stören, gehäuft. Oft sind sie so gemacht, daß beim Fallen oder Liegen in der Erde ganz andere Brüche entstehen mußten [3]. Auch auf das Material ist zu achten. Die Meister der Antike nahmen kostbaren Marmor, nie aber einen Block, bei dem z. B. ein blauer Streifen über das Gesicht läuft, den der Fälscher durch eine Schmutzkruste verbirgt. In Athen benutzte man in der archaischen Periode selten pentelischen Marmor, meist parischen; dort verwendete man andern Thon als zu Korinth. Ist ein „korinthisches Gefäß" aus Thon, der so gefärbt ist wie der zu Athen gebrauchte, so ist das ein verdächtiges Merkmal betrügerischer Mache [4].

Bronzen sind schwer zu fälschen. Trotzdem werden nicht nur Münzen in ganz vorzüglicher Art nachgeahmt, sondern auch Figuren. Fast unnachahmlich ist deren glatte, glänzende Patina, und selbst die rauhe ist künstlich kaum zu erreichen. Wie schwer es trotzdem wird, in einzelnen Fällen das Alter und die Echtheit eines Bronzegusses zu bestimmen, lehrt

[1] Vasari, übersetzt von Förster V, 264; ed. Milanesi VII, 141.
[2] Furtwaengler a. a. O. S. 2, 4, 20.
[3] A. a. O. S. 4 f., 7, 20. [4] A. a. O. S. 4, 21.

z. B. der bis heute noch nicht geschlichtete Streit über die Reiterfigur Karls d. Gr. aus Metz, die jetzt zu Paris steht[1].

Furtwaengler hat zur Zeit, als er im Berliner Antiquarium arbeitete, dort „eine große Anzahl von Bronzefiguren“, von denen viele früher als echt angesehen wurden und die meist aus dem 16. und 17. Jahrhundert stammen, „in eine Sammlung vereint“. Als unecht erklärt er die „in allen größeren Bronzesammlungen vorkommenden Statuetten des nackten Zeus, der vorgebeugt den Blitz herabzuschleudern im Begriffe ist; es sind schlechte, stumpfe Arbeiten der Spätrenaissance; ein Exemplar dieses unerfreulichen Typus hat im Louvre, wenigstens vor einigen Jahren, die Ehre bekommen, unter die ausgewählten besten antiken Bronzen aufgenommen zu werden“.

In neuerer Zeit hat ein wahrscheinlich zu Neapel arbeitender Fälscher sieben bis acht große, in Bronze gegossene Köpfe des sogen. Sapphotypus bei Privaten und in Museen als Antiken untergebracht. Einen ließ er 1895 bei Mohacs in der Donau finden; weshalb ihn das Nationalmuseum in Pest erwerben mußte[2]. Das erinnert an jene Geschichte, die ein Archäologe als sicher erzählte, der behauptete, den Mann, welcher das Kunstwerk fälschte, durch Überrumpelung zum Geständnis gezwungen zu haben.

„In einer bedeutenden Stadt am Rhein gruben Arbeiter einen Kanal und fanden in der Tiefe einen wertvollen fränkischen Goldschmuck. Einer nahm das Fundstück mit sich nach Hause und verkaufte es bald billig an einen Händler. Ein zweiter schwätzte die Sache aus. Die Polizei verhaftete den ersteren. Der gefundene Gegenstand kam ins Museum, nachdem man ihn für einen verhältnismäßig geringen Preis vom Antiquar erworben hatte, der Verkäufer mußte auf zwei Wochen ins Gefängnis. Und doch war alles Komödie. Der Gefangene hatte schon oft gesessen und wurde diesmal für seine zweiwöchentliche Ruhe reichlich belohnt. Der Antiquar aber gewann einige Hundert Mark, der Verfertiger auch. Bis heute freut sich das Museum seines Schatzes. Derartige Geschichten sind im Kunsthandel nichts Außergewöhnliches.“

Ein bekannter Händler und Antiquitätensammler hatte einmal ein prächtiges Stück erworben: eine Kanne mit dem dazu gehörigen Plateau

---

[1] Vgl. diese Zeitschrift XL (1891), 139 f.

[2] Furtwaengler a. a. O. S. 23 f.

(Untersatz) in Email. Da er den Geschmack der Rothschilds für derartige Kunstgegenstände kannte, aber auch wußte, daß sich ein Rothschild niemals hinreißen läßt, einen unvernünftigen Preis zu zahlen, so ersann er folgende Verfahrungsweise: Baron Adolf v. Rothschild wurde gerade in Rom erwartet; nach seiner Ankunft eilte er sofort zu diesem Händler, der ihm seine schönsten Stücke zeigte. Ganz am Schluß erst holte derselbe geheimnisvoll die Emailplatte aus einem Schrank, jedoch ohne die dazu gehörige Kanne. Mit andern Kunstgegenständen kaufte Rothschild die Platte zu einem angemessenen Preise; selbstverständlich beklagte der Sammler das Fehlen der Kanne um so mehr, weil er bei der Seltenheit des Emails wenig Aussicht hatte, die Platte passend zu vervollständigen. Am nächsten Tage reiste Rothschild nach Florenz ab, wo ihn eine Anzahl Händler und Unterhändler für Antiquitäten bereits erwarteten. Einer derselben machte ihn auf eine auf dem Lande wohnende Dame aufmerksam, die, im Besitze schöner Majolikagefäße, zum Verkauf bereit sei. Rothschild begab sich mit dem Unterhändler dorthin, fand jedoch unter den schönen Stücken nichts nach seinem Geschmack. Als er sich entfernen wollte, veranlaßte ihn die Dame, noch ein Glas Wein eigenen Gewächses zu nehmen. Während der Baron in Abwesenheit der Dame, die den Wein holte, dem Unterhändler Vorwürfe machte, daß er ihn zu einem so nutzlosen Ausflug veranlaßt habe, ging er im Zimmer umher und sah durch die weit geöffnete Thür in einem anstoßenden Zimmer eine Kanne, die er sofort als Email erkannte. Sie stand unter Glas und war mit einem Immortellenkranz geschmückt. Er ließ sich dieselbe von der Dame reichen, und siehe, es war eben die, welche er brauchte. Fest überzeugt, eine großartige Entdeckung gemacht zu haben, wollte er jedoch noch genau versuchen, ob der Fuß der Kanne in die Öffnung seiner Platte passe. Einstweilen trat er in vorläufige Unterhandlungen mit der Dame, doch diese weigerte sich standhaft, dies einzige Andenken an den verstorbenen Gatten zu verkaufen. Als sich Rothschild in seinem Hotel überzeugt hatte, daß Kannenfuß und Plattenöffnung zu einander paßten und kein Zweifel an der Zusammengehörigkeit der beiden Kunstwerke bestand, stieg sein Verlangen. Selbst fürstliche Anerbietungen scheiterten an der Treue der Dame gegenüber ihrem seligen Gatten; nur mit den allergrößten Opfern waren endlich die Bedenken der braven Witwe zu besiegen.

Gold eignet sich vortrefflich zu Fälschungen, weil es sich in der Erde wenig verändert. „Die einst für den Marchese Campana thätigen Fälscher

haben sehr geschickte Imitationen von Goldringen und anderem altetruskischen Schmucke gemacht, die zum Teile im Louvre sind. In neuerer Zeit kamen kleinere Goldarbeiten namentlich von der Form etruskischer Bullen mit getriebenen oder gepreßten mythologischen Figuren und etwas Granulierung öfter aus Florenz. Aber auch aus Griechenland kommen neuerdings gefälschte getriebene Goldreliefs, besonders Diademe mit Göttern und Helden in ungeschicktem modernen Stile. Alle diese Fälschungen werden indessen übertroffen, nicht durch Güte der Arbeit, wohl aber durch Menge und Kühnheit von den neuerdings in Odessa fabrizierten Goldsachen, deren Krone die berüchtigte (1896 angekaufte) Tiara des Saitaphernes im Louvre ist. Gern verwenden die Fälscher von Odessa kleine antike Teile, Medaillons, Glaspasten, Steine, Bronzenägel u. a., um die falschen Goldsachen durch diese Zuthaten glaubhafter zu machen. Ein Hauptstück dieser Fälscher, das im Sommer 1895 auftauchte, war eine große goldene Krone mit einer am unteren Teile, ganz wie an der ‚Tiara' des Saitaphernes, angebrachten Weihinschrift an Achilleus Pontarches, den Heros von Olbia, am Hauptteile mit Guirlanden im Empirestile und mit zusammenhanglosen, gänzlich stillosen einzelnen Bildern nach Vorbildern verschiedenster Zeiten und darunter auch nach einer gefälschten Silbermünze; ein Zinnenkranz krönt das Ganze." [1]

Eine der großartigsten Fälschungen in Gold ist der angeblich in einem Bischofsgrabe gefundene überreiche Schatz des Ritters Giancarlo Rossi zu Rom. Einige zu diesem Tresoro sacro gehörigen Stücke besitzt Graf Gregor Stroganoff. Die gewiegtesten Archäologen in Italien, Frankreich und Deutschland haben in wissenschaftlichen Arbeiten manche seiner Gegenstände als echt verwertet, in den angesehensten Zeitschriften sind sie behandelt, beschrieben und abgebildet worden; fast hätte der Papst das Ganze für eine ungeheure Summe angekauft. P. Hartmann Grisar hat das Verdienst, die Unechtheit überzeugend dargethan und die christliche Archäologie von einem wüsten und gefährlichen Ballast befreit zu haben. Doch hat es ihm auch an Unannehmlichkeiten von seiten des Besitzers und seiner Freunde nicht gefehlt [2].

Abgesehen davon, daß man nie zu erfahren vermochte, wer den Schatz gehoben habe und wo, daß in demselben die wunderbarsten Dinge sich

[1] Furtwaengler a. a. O. S. 28 f.

[2] Ein angeblicher altchristlicher Schatz. Zeitschrift für kathol. Theologie XIX (Innsbruck 1895), 306 f. Eine französische und eine italienische Übersetzung sowie ein Nachtrag erschienen bei Spithöver zu Rom.

fanden, die jeder Ikonographie altchristlicher oder longobardischer Kunst Hohn sprachen, ergab die technische Untersuchung, daß die Silbersachen biegsam waren, obschon sehr altes Silber, das aus dünnen Platten besteht, gleich bricht, und daß die Oxydation künstlich durch Säuren erzeugt war[1].

Eine Parallele zum „Schatze de Rossi" bildet „die Sammlung Spitzer". Der Besitzer hatte als kleiner Händler begonnen und endete als vielfacher Millionär. Die Witwe ließ seine Sammlung versteigern und löste 9 500 000 Fr. Im „Repertorium für Kunstwissenschaft" XXII (1899), 423 urteilt ein Berichterstatter über die Versteigerung also:

„Die Preise der Auktion Spitzer sind durchaus nicht maßgebend für den Preis der Kunstwerke zur Zeit der Auktion Spitzer, weder für die hervorragenden Stücke noch für das Gros der Sammlung, das zahlreiche falsche oder stark restaurierte Stücke, ja ganze Abteilungen, welche dieser Vorwurf traf, in sich schloß, so die Silbersachen, die antiken Thonfiguren, manche Emails u. a. . . . In der Versteigerung ging Echtes und Falsches, Intaktes und Restauriertes fast durchweg zu ähnlichen und meist hohen und viel zu hohen Preisen fort."

Das Kunstgewerbeblatt schrieb 1893, Neue Folge IV, 111: „Freilich ist nicht alles Gold, was glänzt, und manches Stück muß man sich schon genau betrachten, bevor man zugreift, denn il ne sera admis aucune réclamation une fois l'adjudication prononcée, sagt der Katalog." Der Erlös von $9^1/_2$ Million Franken ward also wenigstens zum großen Teil durch Fälschungen gewonnen. Die Sammlung umfaßte nun aber das Beste, was Spitzer erworben hatte. Wieviel von dem, was er in seinem langen, thätigen Leben verkaufte, war falsch? Er beschäftigte bekanntermaßen seit fast 50 Jahren eine Reihe vortrefflicher Künstler, die ihm „alte Sachen" machten. Die fertigen Kunstwerke wurden dann eine Zeitlang in die Erde vergraben, beschmutzt, teilweise zerbrochen und verbogen, herumgeworfen und zertreten. Einfache Rüstungen gemeiner Soldaten des Mittelalters wurden zu einigen hundert oder tausend Mark gekauft, dann geätzt, graviert und vergoldet, mit Wappen versehen, zur Streitrüstung dieses oder jenes berühmten Königs oder Feldherrn gemacht und bis auf hunderttausend Franken geschätzt. So etwas lohnt sich besser

---

[1] Auch unter den „altchristlichen" koptischen Geweben, womit im letzten Jahrzehnt alle Museen förmlich überschwemmt wurden, hat P. Braun neuere, gefälschte Stücke gefunden. Man wird bei ihrer Datierung sehr vorsichtig verfahren müssen.

als die Arbeit eines Pariser Altertumsfabrikanten, der nach eigenem Geständnis einen Wagen von bleiernen Medaillen und Figürchen, die aus der Seine stammen sollten, fertigte, den vier Pferde nicht fortgezogen hätten. Er verkaufte sie zu fünf bis zehn Franken an Händler, von denen Engländer sie zu hohen Preisen erwarben und in angesehenen Sammlungen unterbrachten [1].

Eines Tages fand Spitzer irgendwo einen alten silbernen Gegenstand des 13. Jahrhunderts. Was war es? Vielleicht der Fuß eines Reliquiars oder eines Kreuzes oder eines Leuchters? Spitzer kommt zu einem tüchtigen Goldschmied, der viele Jahre mancherlei für ihn machte, und fragt ihn: „Was war das?" „Weiß es nicht. Will nachdenken." Nach einigen Wochen kehrt der Kunsthändler zurück. „Nun, haben Sie gefunden, was es war?" „Ein Leuchter." „Gut, ergänzen Sie mir den Fuß." „Aber nur ein Viertel des Leuchters ist da!" „Thut nichts. Ergänzen Sie mir das Fehlende." Der Goldschmied gehorcht. Spitzer nimmt den Leuchter, macht ihn nach oft angewandten Rezepten alt, so daß er oxydiert und staubig wird und Stücke abbrechen. Hie und da bekommt der Leuchter Hammerschläge, wird er gegen Steine gestoßen u. s. w. So zugerichtet wird er zu Paris in die Sammlung gestellt. Damals war Fould als Minister Napoleons III. mächtig, reich, Liebhaber alter Sachen, Sammler im großen Stil. Er besucht Spitzer, mustert dessen Vorräte und neue Erwerbungen. „Was haben Sie denn da?" „Einen alten Leuchter." „Das ist ja 13. Jahrhundert." „Ja, Stil des 13., Mitte, ein seltenes Stück. Ich fand es in N." „Was kostet es?" „25 000 Fr." „Schicken Sie es mir." Bei Fould versammelten sich damals an einem Abende jeder Woche die angesehensten Archäologen von Paris. Fould zeigte ihnen den Leuchter. Allgemeine Bewunderung entstand. „Preis?" „25 000 Fr." „Billig; denn das ist ein einziges Stück." Auch Viollet le Duc besieht das Kunstwerk voll Begeisterung. „Welche Arbeit! So etwas bringt man heute nicht mehr fertig. Erlauben Sie mir, den Leuchter zu zeichnen für den Dictionnaire du mobilier." Die Erlaubnis wird erteilt, der Leuchter gezeichnet, die Details in Naturgröße. So wird er ediert. Nach Monaten kommt ein geriebener Archäologe zu Fould. Er riecht am Leuchter, klopft, kratzt. „Einiges ist echt, vieles falsch." Fould eilt zu Spitzer: „Der Leuchter ist falsch." Spitzer antwortet: „Nun, wenn Sie ihn nicht

[1] *Didron*, Annales XXI (1861), 51 s.

wollen, geben Sie ihn mir zurück. Da sind die 25 000 Fr." Fould sendet ihn zurück. Heute steht er bei N. oben in einer Ecke. Aber er ist publiziert als echt bei Viollet le Duc. Vielleicht fällt nächstens ein „Kenner", ein „reicher Sammler" herein, der ihn aus Viollet kennt, entdeckt und zu einem billigen Preise, d. h. zu 10 000—20 000 Fr., das verschollene Meisterwerk des 13. Jahrhunderts kauft.

Für die Wahrheit dieser Geschichte steht ein durchaus glaubwürdiger Augenzeuge ein. Sie wird sich auf die bei Viollet le Duc, Dictionnaire raisonné du mobilier français II, pl. 37, gegebene Abbildung beziehen. Der Fuß des dort gezeichneten Leuchters, den einst Fould besaß, ist ja von einem ganz andern und besseren Stil als dessen Schaft und Schluß, die nach genauer Prüfung kaum dem Mittelalter zugeschrieben werden können.

Einem älteren, fast noch romanischen Leuchter aus dem Beginn des 13. Jahrhunderts war das Schicksal noch günstiger: er wanderte nicht nur in verschiedenen Exemplaren in große Sammlungen nach Dijon, Paris, London, Köln und Petersburg, sondern wurde von Didron, der noch zur rechten Zeit vor Publikation des Textes dessen Unechtheit freilich erkannte, als mustergültig veröffentlicht [1].

Falsch ist auch das silberne, bei Rohault de Fleury, La Messe VI, 110, pl. 483 bis, publizierte silberne „Meßpult des 13. Jahrhunderts", das als „Denkmal von unvergleichlichem Reichtum und größter Eleganz" gepriesen wird. Selbst der gewiegte Archäologe, der es in den Bonner Jahrbüchern mit Zeichnungen bekannt machte, steht nicht mehr ein für dessen Zuverlässigkeit [2].

Als die Gefäße des Domschatzes zu Aachen in den sechziger Jahren auf Betreiben des damals sehr einflußreichen Kanonikus Bock unter freigebiger Unterstützung Aachener Familien restauriert wurden, hat ein geschickter Goldschmied von einem der ihm zur Wiederherstellung anvertrauten Brustschilder zur Schließung der Rauchmäntel wohl „ein Dutzend Kopien" verfertigt. Die meisten derselben werden jetzt in Museen und Sammlungen als Meisterwerke mittelalterlicher Goldschmiedekunst bewundert. Irre ich nicht, so besitzt das Kestner-Museum zu Hannover eine derselben. Dies Museum ist in jüngster Zeit vielfach als Sammelpunkt einer großen Anzahl gefälschter Kunstwerke des Mittelalters genannt worden. Hermann

[1] Annales VIII (1848), 312 s.; XVIII (1858), 306.

[2] Jahrbücher des Vereins von Altertumsfreunden im Rheinlande LXXXIV, 127 f., Tafel 5; vgl. Zeitschrift für christl. Kunst I, 28.

Lüer hat dies in der Kunstchronik, Neue Folge XI (1899/1900), Nr. 24, offen ausgesprochen. Er versteigt sich zu einer freilich anscheinend übertriebenen Behauptung, die aber im Grunde nicht viel Beanstandung verdient: „Arbeiten im Kunsthandel, welche die Verzierungsarten und -formen des späteren Mittelalters aufweisen, sind eigentlich so lange als falsch anzusehen, ehe nicht der Beweis der Echtheit zuverlässig erbracht ist. Eine stattliche Reihe von Fälschungen dieser Art befindet sich im Kestner-Museum.“ Karl Schuchhardt hat demselben dann in der Nr. 26 der Kunstchronik als Vertreter und Leiter des Museums geantwortet. Er stellte keineswegs in Abrede, daß sich viele Fälschungen dort finden, meinte nur, „bei einigen Stücken sei die Frage, ob ganz Fälschung oder nicht vielmehr Zusammensetzung alter und neuer Teile, noch nicht gelöst“, auch sei zu versuchen „die Feststellung von Zeit, Ort und Vorbildern der modernen Mache“ [1].

Hermann Lüer giebt wertvolle Nachweise über Kennzeichen mittelalterlicher Fälschungen. Die natürliche Abnutzung ist nach ihm von unnachahmlicher Weichheit, am stärksten an den Stellen, wo die Sachen angefaßt, worauf sie gelegt werden. Die künstliche ist grob, unregelmäßig, zeigt oft die Spuren der Feile und das Kratzen des Schleifsteines.

Mittelalterliche Gußarbeiten stammen aus Formen, die ohne Naht und für jeden Guß neu herzustellen waren. Finden sich also an einem mittelalterlichen Gußwerk Nähte, entdeckt man, daß von einem Werk ganz gleiche Exemplare hier und dort stehen, so hat „die schwarze Bande“ ihre Hand im Spiel.

Mittelalterliche Goldschmiedearbeiten sind sehr häufig durch gekörnte Drähte verziert. Die Nachbildungen geben meist statt der Drähte Stäbchen mit geschnittenen Gewinden.

Gewalztes Metall hat parallele Fasern und Streifen, je nachdem die Stellen härter oder weicher sind, ist oft unrein. Vor dem 16. Jahrhundert kannte man die Metallwalzwerke nicht.

Grubenschmelz des Mittelalters hat durch die Zeit eine sehr weiche Oberfläche erhalten, worin aber doch die in einer Richtung laufenden Linien des ersten Schleifens erkennbar bleiben. Die neueren Schmelzarbeiten stoßen durch einen schreienden, ultramarinartigen Ton, sind bald zu stumpf, bald zu sehr poliert und lassen die Schleifrichtung nicht erkennen. Die

[1] Ein falsches Elfenbeinrelief dieses Museums besprach Hans Graeven mit andern gefälschten Elfenbeinreliefs im Jahrbuch der Kgl. Preuß. Kunstsammlungen 1900, Heft 2.

Struktur echter Emails des Mittelalters ist fein, marmorartig gewölkt, hat lichtere und dunklere Flecken. Gefälschter blauer Schmelz ist ganz gleichmäßig oder gekörnt, fein ebenmäßig und oft auf rauh gemachten Metallgrund eingegossen.

Die bis dahin erwähnten Fälschungen wurden durch gewinnsüchtige Händler veranlaßt. Zweck vieler andern Fälschungen bestand nur darin, aus Mutwillen oder irgend einem andern Grunde begeisterte Archäologen zu foppen. So wurde der Trierer Domkapitular v. Wilmowsky in die Irre geführt und getäuscht, als man zu Nennig, einem an der Mosel gelegenen Dorfe, eine reiche römische Villa ausgrub, worin sich ein prachtvoller Mosaikboden fand. Natürlich wünschten alle Beteiligten den Namen des ehemaligen Besitzers zu erfahren. Da zeigten sich im Verlaufe der Arbeiten in roter Farbe auf Stuck gemalte Inschriften. Sie erregten besonders deshalb das größte Interesse, weil in ihnen die Namen der vornehmen Leute wiederkehrten, welche auf dem berühmten Denkmal zu Igel in Stein ausgemeißelt sind. Die Villa gehörte also der Familie, welche jenes wichtige Denkmal aufbaute. Gewiegte Archäologen freuten sich mit Wilmowsky der Entdeckung. Nur zu bald stellte sich heraus, daß der Leiter der Ausgrabungen die Namen der Igeler Säule benutzt hatte, um den verschiedenen Inschriften der Villa, die er nach und nach an den Abenden vor der Entdeckung malte, eine erhöhte Glaubwürdigkeit und Wichtigkeit zu verleihen.

In ähnlicher Weise wurde der berühmte Lenormant hinter das Licht geführt in La Chapelle Saint-Eloi. Der Fälscher kannte die alte, viel umstrittene Legende des hl. Taurinus, verfaßte und meißelte darum Inschriften, welche über die in jener Legende erzählten Thatsachen berichteten. Dann fand er sie und machte seine Entdeckung bekannt. Lenormant freute sich, endlich eine urkundliche Bestätigung der Legende gewonnen zu haben, und ließ sich betrügen. Wie in Nennig wurde Wilmowsky auch im Dome zu Trier zu falschen Schlüssen verleitet. Dort steckt ein römisches, aus Ziegel im 4. Jahrhundert errichtetes Gebäude in mittelalterlichem Gemäuer. Die Tradition sagt, es sei das alte Haus der hl. Helena. Eines Tages zeigten nun Arbeiter, welche jene alten Mauern ausbessern sollten, dem Herrn v. Wilmowsky eine Münze Gratians, die sie im Kalk der alten Mauer gefunden hätten. Er schloß daraus, also gehörte diese Mauer nicht zum Palaste der hl. Helena. Sie ist erst um die Mitte des 4. Jahrhunderts, frühestens unter Gratian erbaut worden, dessen Münze in der Mauer entdeckt wurde. Die Münze war echt, stammte aber nicht aus der

Mauer, sondern anderswoher. Die Maurer hatten ein gutes Trinkgeld erlangt durch die falsche Angabe des Fundortes[1]. In Aachen wurde in den sechziger Jahren bei den Ausgrabungen am Dome ein Grabgewölbe bloßgelegt. Plötzlich fand sich der Schlußstein des Thores, das den Zugang zu jenem Grab öffnete, mit der Inschrift: „In diesem Grabe sind beigesetzt die Gebeine Karls des Großen." Die Zeitung meldete: „Lange hat man die Grabstätte des berühmten Kaisers gesucht; nun ist sie gefunden!" Aber die Sache endete mit einem Prozeß, der darthat, daß die Inschrift neu und mit ätzenden Flüssigkeiten behandelt sei[2].

Eine vollständige Fabrik römischer Altertümer bestand bis nach dem Jahre 1860 in Rheinzabern. Sie begann damit, antike Gegenstände, besonders Reliefs, genau in Thon nachzuformen. Dann wurden verschiedenartige Vorbilder zu neuen Formen vereint. Am 4. Juli 1860 veranstaltete der Antikenhändler Michael Kaufmann auf seinem Acker in Rheinzabern die Aufdeckung eines „altrömischen" Töpferofens. Um den Ofen herum fand man kleinere Thonreliefs und Gefäße, zuletzt in der Tiefe zwei aufrecht stehende Thonreliefs. Das erstere zeigte einen Reiter, unter dessen Pferd sich eine Frauengestalt fand, auf der Rückseite den Stempel ABORVS F, das zweite einen römisch-deutschen Kaiser reitend, eine Perücke, einen Lorbeerkranz, Stülpstiefel, Sporen und einen Harnisch tragend, bezeichnet ANTONVS VS AG. Die Rückseite war mit dem oben gegebenen Stempel versehen. Jetzt war die Betrügerei doch zu handgreiflich. Eingeleitete Untersuchungen bewiesen, daß der Mann Deutschland, Frankreich und England mit falschen Antiken überschwemmt hatte[3].

Werden solche Betrüger nicht bestraft? Selten; weil sie so viele Schleichwege einzuschlagen wissen, daß man sie kaum fassen kann, und weil der Betrogene durch einen Prozeß sein Geld doch nicht zurückerhält, sondern nur Spott erntet. Was will er machen, wenn ihm das gefälschte Ding ohne Gewährleistung der Echtheit überlassen wurde? Was ist zu thun, wenn der Händler sagte, „das ist Stil des 13. Jahrhunderts", das ist „romanisch", „gotisch", „Stil und Art des Rubens"? Zu Brüssel wurde

---

[1] Beissel, Geschichte der Trierer Kirchen I (Trier, Paulinusdruckerei, 1887), 97 f. Schorn, Lebenserinnerungen II (Bonn, Hanstein, 1898), 156 f.

[2] (Bonner) Jahrbücher des Vereins von Altertumsfreunden im Rheinlande XLII (1867), 143 f.

[3] Jahrbücher XXV, 209; XXIX, 271; XXXIII, 272. Becker, Der Merowingische Kirchhof zu La Chapelle und die Antiquitätenfabrik zu Rheinzabern. Frankfurt a. M. 1856. *Didron,* Annales XX (1860), 61 s.

z. B. 1892 beim Appellhofe der Händler Jean Defordt nach langen Verhandlungen zu 14 Monaten Gefängnis verurteilt, weil er gefälschte Gemälde alter und neuer Meister verkaufte. Was nützte es? Die Antwerpener Fabriken fuhren ungestört fort, neue Bilder des Rubens, van Dyck, Hals u. s. w. herzustellen und zu verkaufen [1].

Als Fälschungen, die weder aus Eigennutz noch aus Mutwillen oder Bosheit, nur aus Unwissenheit, Mißverständnis oder Übereilung entstanden, sind verkehrte Restaurationen zu bezeichnen. Man muß heute bei Betrachtung alter Bauten und Denkmäler sich stets fragen: Was und wieviel ist ergänzt, restauriert? Arg würde ein Gelehrter getäuscht werden, der in einer Skulpturensammlung, z. B. in der Sammlung altchristlicher Sarkophage im Lateran zu Rom, die Darstellungen einfach hinnähme, ohne genau zuzusehen, was die Neueren oft in sehr verführerischer Weise ergänzt haben. Wie wichtig falsch ergänzte Kleinigkeiten werden können, bewies ein Streit zweier deutschen Gelehrten über die beiden Häupter des deutschen Reichsadlers. Beide beriefen sich auf ein Grabmonument des Mittelalters. Der eine behauptete, der Adler habe auf demselben zwei Köpfe, der andere, er habe nur einen. Zuletzt stellte sich heraus, daß der eine das Original vor Augen hatte, der andere den Gipsabguß im Germanischen Museum zu Nürnberg, der unrichtig ergänzt worden war.

Leider haben nur zu viele mittelalterliche Bauten und Bildwerke durch eine angeblich stilgerechte Erneuerung ein falsches Aussehen bekommen, wodurch sie zu Dingen umgemodelt wurden, die sie nie waren, nie sein konnten. Der bekannte Archäologe Didron beklagte sich z. B. 1847 in seinen Annalen (VII, 321 f.) mittels eines offenen Briefes an den Grafen Montalembert bitter über die „Degradation" der Kathedrale von Amiens, deren Bildwerke durch einen vom Staate hingesandten Künstler restauriert wurden, obwohl die Herren Duval und Jourdain, welche über diese Kathedrale ein gelehrtes Werk verfaßt hatten und als Geistliche an derselben angestellt waren, Verwahrung einlegten. Dem Kinde der in einem Portale aufgestellten Madonna des 14. Jahrhunderts gab man statt eines Vogels, einer Frucht oder einer Blume eine unförmlich große „Weltkugel", die es kaum zu halten vermag. Der Akolyth, welcher in einer Skulptur dem heiligen Bischofe Honoré bei der heiligen Messe dient, bekam statt eines Flabellums einen Stock. Der Subdiakon, welcher die Patene aufrecht hielt,

[1] Zeitschrift für bildende Kunst, Kunstchronik, N. F. IV (1893), 107. Über eine Pariser Gemäldefabrik vgl. a. a. O. II, 25.

trägt sie jetzt auf einem Tuche, wie ein Kellner eine Schüssel bringt. Moses zeigt infolge der Restauration nicht auf die auf eine Säule gestellte Schlange, das Bild des Heilandes, sondern auf einen Kalbskopf, der in den Leib einer Schlange übergeht. In der Darstellung des Gerichtes war der hl. Michael als Seelenwäger dargestellt. Die Restauration brachte in die eine Wagschale statt einer als Kind gebildeten Seele ein Teufelchen. Neben dem Bilde des Gerichtes erblickt man die großen Figuren der Apostel Andreas, Jakobus und Johannes. Jeder steht siegreich auf der Figur des Tyrannen, der ihn peinigte; somit sah man unter ihren Füßen den Prokonsul Ägeas, den König Herodes und den Kaiser Domitian. Der Erneuerer bildete an deren Stelle die Figuren der heiligen Dreikönige, die mit ihrem Weihrauch, ihrem Golde und der Myrrhe, welche sie dem Herrn opfern wollen, von den Aposteln zertreten werden wie Feinde Gottes. Zu Paris setzte ein Restaurator ins Portal der Kirche von St. Merry sogar den Teufel an die Stelle Gottes.

Ähnliche Irrtümer treten einem geschulten Auge überaus oft entgegen. In einer Kirche des Rheinlandes hat noch jüngst ein Maler das Bild des hl. Jakobus, zu dem eine Menge von Kranken und Krüppeln sich hinschleppt, wohl eine Erinnerung an die Wallfahrt nach Compostela, durch Beifügung eines Kreuzesnimbus und einige andere Änderungen in das eines Heilandes verwandelt. In einer Kölner Kirche war das Gemälde der Ermordung der unschuldigen Kinder zu erneuern. An einer Seite thronte Herodes, der den Auftrag gab, die Kinder hinzuschlachten; auf der andern waren die Soldaten beschäftigt, seinem Auftrage nachzukommen. In der Mitte war nur ein Stück einer der Mütter erhalten, die sich auf dem Boden kniend hingestreckt hatte. Offenbar hatte sie sich über ihr ermordetes Kind voll Verzweiflung hingestürzt. Der Restaurator, übrigens ein tüchtiger Meister, zog die Figur übermäßig in die Länge, damit sie vor dem Thron des Herodes um Gnade flehen möge, was auf solchen Bildern nie vorkommt und mit der Geschichte unvereinbar ist. Doch warum solche Beispiele häufen? Sie würden uns in das leider allzu reiche Kapitel der verfehlten Restaurationen bringen, das schon lang genug ist und dazu Tag um Tag seine Fortsetzung findet, weil die meisten Maler trotz des besten Willens nicht die theologischen und ikonographischen Kenntnisse besitzen können, die zu solchen Arbeiten erforderlich sind.

Unsere Zeit ist vielseitig, sie emanzipiert sich immer mehr von einseitigen und kleinlichen Anschauungen, will nichts mehr wissen von Klein-

staaterei, engen Zunftbeschränkungen und kurzsichtigem Lokalpatriotismus. Sie will alles umfassen, die möglichst größte Freiheit und Universalität erstreben. Darum studiert man die Geschichte und die Denkmäler aller Zeiten und Länder. Nicht nur Neues, auch Altes interessiert uns. Dies historische Interesse hat die Liebe zu alten Kunstwerken wachgerufen und großgezogen. Unsere Dome und Rathäuser werden restauriert, im Innern wie im Äußern wiederhergestellt und in den alten Zustand versetzt. Das ist erfreulich. Unerfreulich ist aber die Hast, womit dies geschieht, der unersättliche Hunger vieler Kunstliebhaber nach Antiquitäten. Hast und Heißhunger sind die letzten Quellen, aus denen die Fälschungen hervorgehen. Ruhe und Vorsicht sind die besten Heilmittel.

Steph. Beissel S. J.

Die „freien Gesellschaften“ der Zukunft in nordamerikanischer Beleuchtung.

Die „selbständigen“ Anarchisten Nordamerikas suchen meistens die Begründung ihrer Lehre in den Theorien Herbert Spencers.

Der englische Modephilosoph will die Gesellschaft nach der Methode der Biologie behandelt wissen. Wie dort die Zelle es sei, von der man auszugehen habe, um den Organismus zu begreifen, so müsse man auch am „sozialen Atom“, am Einzelmenschen, das Wesen der Gesellschaft zunächst studieren[1]. Auf diese Weise wird der Einzelne mit seinen Anlagen und seinem Streben erstes Gesetz und erster Maßstab. Das zwingt Spencer, die gleiche Freiheit und Gleichheit aller als Hauptnorm hinzustellen[2]. Von hier aus bestimmen sich Recht und Unrecht, die Pflichten des Einzelnen und die Aufgabe der Gesellschaft. Es ist ganz richtig, wenn Paul Barth bemerkt, Spencer habe „nur eine einzige ethische und zugleich sozialpolitische

---

[1] So an vielen Stellen in seinem Buche Social statics (1868; erste Aufl. 1851); The study of sociology (1873); The social organism (1866) u. s. w.

[2] Vgl. Social statics, revd. ed. p. 36; passim in den andern Schriften.

Vorschrift: Übe alle deine Fähigkeiten aus mit Achtung der Gleichheit und Freiheit des andern" [1].

Dieser grundsätzliche Standpunkt bot die Möglichkeit, nach zwei verschiedenen Richtungen weiter zu theoretisieren. Man konnte, um dem schreiendsten Konflikt mit den Thatsachen und der Wirklichkeit zu entrinnen, das Prinzip der vollen Gleichheit abschwächen, mit Klauseln umgeben und auf diese Weise doch wieder praktisch mit der Ungleichheit der Menschen rechnen. So verfuhr H. Spencer selbst [2]. Man konnte aber auch beide Augen gegen die Wirklichkeit verschließen, mit beneidenswertem Optimismus seine Hoffnungen auf den Idealmenschen der Zukunft setzen und dann vom Prinzip der gleichen Freiheit aus die ganze Ethik und Soziologie streng logisch weiter ausbauen. Das ist der Standpunkt der „selbständigen" Anarchisten englischer Zunge, besonders der Amerikaner [3]. Dieser auf seine einfachste Formel zurückgeführte Zusammenhang der Philosophie Spencers mit dem zahmen, sogen. „individualistischen" Anarchismus ist wesentlich zum Verständnis der modernen philosophischen Bewegung unter den englisch redenden Vertretern der Regierungslosigkeit. Insofern Spencer die logischen Konsequenzen seiner Grundanschauung nicht zog, sonderte er sich allerdings von den Anarchisten. Aber nur wenn man die Fundamente der Spencerschen Philosophie verkennt und wenig Einblick hat in die nordamerikanische anarchistische Litteratur, kann man eine so weite Kluft zwischen den zwei Lehren sehen, wie sie z. B. Viktor Zenkers Augen erscheint [4].

Es ist so leicht, von den Grundsätzen Spencers zum anarchistischen Programm eine Brücke zu finden, daß Auberon Herbert, ein fleißiger Leser der Werke Spencers, aus dessen Schriften die Notwendigkeit der Abschaffung des Staates logisch erschloß [5], ohne zu ahnen, daß er einfach die Grundsätze des selbständigen Anarchismus vertrat [6]. „Haben Sie Herbert Spencers

---

[1] P. Barth, Die Philosophie der Gesellschaft als Soziologie I (1897), S. 126.

[2] Vgl. die Broschüre The man versus the state und den dritten Band der „Prinzipien der Soziologie" (übers. von Vetter) S. 277—790.

[3] Über diesen Zweig des Anarchismus im Gegensatz zum kommunistischen und gewaltthätigen vgl. diese Zeitschrift Bd. LVI (1899), 174 ff. 369 ff.

[4] Der Anarchismus (1895) S. 165 ff.

[5] A politician in sight of haven, being a protest against the government of man by man. Nach der Fortnightly Review gedruckt von Benjamin Tucker (Boston 1890); cf. p. 10 ff.

[6] Darum bemerkt der anarchistische Herausgeber (p. 10, rem.): „The author either is not aware that there is a school of Anarchistic socialism, or has not

Schriften gelesen, Mr. Bramston?" fragt bei Auberon Herbert Markham einen der Führer des eben citierten Dialogs. „Wir werden wenig Gutes ausrichten, bevor Sie das gethan haben. Wir verdanken diesem Manne die tiefste und beste Begründung der großen Wahrheit, daß der Mann frei sein muß, wenn er glücklich sein soll." [1] Und nachdem Mr. Bramston, der „politische Gentleman", gestanden hat, daß er Spencer nie gelesen habe, entwickelt ihm Markham Spencers Theorien im Grundzug, um zuletzt auf eine freiwillig gewählte und freiwillig übernommene Schutz-Organisation zu kommen als auf den einzigen menschenwürdigen gesellschaftlichen Zustand [2]. Allerdings sieht Markham selbst ein, daß die extremsten Schlüsse sein Eigentum sind. „Ich fürchte," sagt er, „daß Mr. Spencer nicht mit mir übereinstimmen werde. Sie dürfen ihn nicht verantwortlich machen für die Korollarien, die ich gezogen habe." [3]

Auch die Nordamerikaner geben sich in Bezug auf die Freundschaft Spencers keinen Illusionen hin. Stephen Pearl, Andrews und Benjamin Tucker, bedeutende geistige Vertreter der Bewegung, kritisieren scharf spätere Ausführungen des englischen Philosophen. „Es scheint, daß er die Lehren seiner früheren Schriften vergessen hat und ein Verfechter der Kapitalisten geworden ist," schreibt Tucker. „Es verdient hervorgehoben zu werden, daß er in seinen späteren Aufsätzen, mitten unter den zahlreichen Nachweisen der Übel der Gesetzgebung (in diesen Nachweisen ist er verschwenderisch wie immer), bei jeder Gelegenheit ziemlich auffällig irgend ein früheres Gesetz anführt, das sich auf Arbeiterschutz, Linderung der Not oder Beförderung des Volkswohles bezieht. Er beweist fragelos das bejammernswerte Fehlschlagen solcher Versuche. Aber auch nicht ein einziges Mal lenkt er die Aufmerksamkeit auf die weit schrecklicheren und einschneidenderen Übel, die aus den Gesetzen entstehen, welche Privilegien schaffen und Monopole aufrecht erhalten. Ihr dürft nicht die Schwachen gegen die Starken schützen, scheint er zu sagen;

---

discovered that its teachings in regard to liberty are almost identical with his own." Die Liberty vom 17. Mai 1884 und vom 23. Mai 1885 bezeugt das Ansehen A. Herberts bei diesen Anarchisten.

[1] *A. Herbert* l. c. p. 10. [2] L. c. p. 10—21.

[3] L. c. p. 21 und die Anmerkung: „Perhaps I should here point out quite distinctly that the proposal made by Mr. Markham to place taxation on a voluntary basis, whether in itself a right or wrong deduction from Mr. Herbert Spencer's principle, has never received Mr. Herbert Spencer's approval; but as I have some grounds for believing, would be looked on by him as an unpractical and undesirable arrangement."

wohl aber dürft ihr die Starken mit allen Trutzwaffen reichlich versehen, deren sie bedürfen, die Schwachen zu unterdrücken. Es stößt ihn gewaltig, daß der Reiche direkt besteuert werden soll, damit der Arme Unterstützung finde; wenn aber der Arme indirekt besteuert und sein Blut abgezapft wird, auf daß der Reiche noch reicher werde, so beleidigt das seine zartbesaitete Empfindsamkeit nicht im geringsten. Armut wird durch die Armengesetzgebung nur gesteigert, sagt Mr. Spencer. Zugegeben! Aber wie steht es denn mit der ‚Reichen'gesetzgebung, welche jene Armut, die durch die Armengesetzgebung wächst, verursacht hat und stets noch mehrt? Das ist doch die weit wichtigere Frage; aber Mr. Spencer versucht an ihr vorbeizusehen." [1]

Dieses Gericht über Spencer ist nicht ungerecht. Seine Philosophie und die Tuckers sind beide individualistisch, beide atheistisch, sie führen beide direkt oder indirekt zur Abschaffung jeder gesellschaftlichen Organisation, welche sich nicht auf bloßen Schutz beschränkt; aber die anarchistische Philosophie ist weit logischer und — weit humaner.

Immerhin lassen sich aus einigen der Schriften Spencers die anarchistischen Grundsätze (wir reden natürlich nicht vom gewaltthätigen Anarchismus) so leicht ableiten, daß sich diese Schlüsse auch dem gewöhnlichen Manne wie von selbst aufdrängen. So ist es zu erklären, daß die Anarchisten, sonst so wählerisch in der Auslese der Bücher, welche sie ihren Adepten zum Studium empfehlen, einige Schriften Spencers in die ersten Reihen rücken. Das gilt zumal von den Principles of sociology, den Social statics und den Prison ethics [2]. Spencer hat eben doch, besonders in seinen älteren Schriften, neben jenem Prinzip der „gleichen Freiheit" klar genug angedeutet, „daß der Staat seinen Ursprung in der Aggression hat und vom Tage seiner Geburt an als aggressive Einrichtung sich fortgesetzt hat" [3]. Er hat ferner durch seine ethischen Theorien [4] den größten Vorschub geleistet jenem optimistischen Idealismus, einem Grundpfeiler des „selbständigen" Anarchismus, wonach der Mensch durch An-

---

[1] Liberty vom 17. Mai 1884. Wichtig auch Liberty vom 24. Mai 1890.

[2] So im Bücherkatalog für Anarchisten als Anhang zur Schrift Voluntary socialism von Francis D. Tandy (Denver [Colorado] 1896) p. 217 und 218.

[3] Tucker, Der Staat in seiner Beziehung zum Individuum (übers. aus dem Englischen [Berlin 1899]) S. 5. Cf. *Spencer*, Social statics (1868) p. 83 ff., 350 ff. Principles of sociology II, 570 ff.

[4] Besonders Principles of ethics §§ 30 ff., 38, 39, 92; vgl. Thatsachen der Ethik (übers. von Vetter [1879]) S. 149 ff.

passung, Erziehung allmählich so weit gebracht werden soll, daß er die schönste Ordnung ohne Gesetz und Autorität aufrecht erhält.

So haben denn die amerikanischen philosophischen Anarchisten in den Fundamentalsätzen H. Spencers eine willkommene Begründung ihres eigenen Glaubensbekenntnisses gefunden. Besteht doch dieses ganze Credo eigentlich nur aus den drei Sätzen: Gleiche Freiheit (equal freedom) für alle. Nur ein Verbrechen ist denkbar: Beeinträchtigung dieser Freiheit (invasion, aggression). Bloß in einem einzigen Fall kann man die Freiheit des Nebenmenschen für beeinträchtigt ansehen: wenn jemand gegen das Prinzip der gleichen Freiheit sich an der Freiheit eines andern zu vergreifen sucht. Unbarmherzig werden alle Folgerungen aus dieser Dreizahl von Axiomen gezogen. Auch zur Abwehr der Angriffe giebt es in der Rüstkammer des Anarchisten bloß diese drei Waffen. Die weitere Entwicklung der Lehre von der „gleichen Freiheit“ zur Abschaffung jeglichen Staatswesens läßt sich recht einfach an: Ist meine Freiheit erstes Gesetz, so darf sie niemand einschränken, wenn ich nicht meine freie Zustimmung erteile; nun kümmert sich der Staat um dieses mein Recht nicht; also verstößt er gegen das Gesetz der Freiheit[1]. „Schon die allererste Handlung des Staates, die zwangsweise Abschätzung und Eintreibung von Steuern, ist in sich selbst eine Aggression, eine Verletzung gleicher Freiheit und verdirbt als solche jede folgende Handlung, selbst solche Handlungen, die rein defensiv wären, wenn sie aus einer mit freiwilligen Beiträgen gefüllten Börse bezahlt würden.“[2] Diese Anarchisten wollen bloß eine „defensive Vereinigung“ bestehen lassen, „die nicht länger auf einer zwangsweisen, sondern auf einer freiwilligen Basis beruhen und die den Angreifern mit allen sich als nötig erweisenden Mitteln entgegentreten wird“[3]. „Jede rechtmäßige Regierung“, sagen Spooner und Jarros, „ist eine gegenseitige Versicherungsgesellschaft, durch freiwillige Übereinkunft der Parteien geschaffen zum Schutze ihrer Rechte gegen Übelthäter.“[4]

---

[1] So die Argumentation der maßgebenden amerikanischen Anarchisten; z. B. *Fr. Tandy*, Voluntary socialism p. 38 ff. 49 ff.; *Spooner-Jarros*, Free political institutions (1890) p. 5 ff.; Stephen T. Byington auf dem Flugblatt: What is Anarchy (Westport, Mass.); *Benj. R. Tucker*, Instead of a book (1897) p. 1 ff. 19 ff. u. s. w.

[2] Tucker, Der Staat in seiner Beziehung zum Individuum S. 10. [3] A. a. O.

[4] „All legitimate government is a mutual insurance company, voluntarily agreed upon by the parties to it, for the protection of their rights against wrong-doers.“ Free polit. inst. p. 6.

Es ist nun unmittelbar einleuchtend, daß diese Theorie bei ihrem ersten Schritt ins praktische Leben auf zwei Hauptschwierigkeiten stoßen muß. Sie hat die Grenzen der Freiheit genau zu bestimmen und die Fälle namhaft zu machen, in denen es sich wirklich um einen Angriff auf diese Freiheit handelt; sie muß dabei auch das erlaubte Maß der Abwehr feststellen. Zweitens hat sie die Stellung jener zu charakterisieren, welche ihre Freiheit und Unabhängigkeit nicht voll bethätigen können, also namentlich der Kinder. Wir werden diese für die Anarchisten so harten Nüsse nicht an eigenen theoretischen Erörterungen erproben, sondern uns in das Lager der Anarchisten einschleichen und ihren Parteikontroversen lauschen. So wird man gleich sehen, wie sie selbst die Schwierigkeiten in ihrem System aufgreifen und wie ungenügend sie alles lösen.

Herr S. Blodgett aus Grahamville in Florida war auf dem besten Weg zum Anarchismus. Seit dem Jahre 1885 hatte er eine Reihe von Fragen an Tucker, den Herausgeber des bedeutendsten anarchistischen Blattes, der Liberty, eingesandt mit der Bitte um aufklärende Antworten [1]. Nach zwei Jahren schienen seine Hauptbedenken beseitigt. Da machte ihn aber wieder die Erklärung Tuckers [2], der Anarchismus kenne kein natürliches Recht auf Eigentum, nachdenklich und stutzig [3]. Er begriff, daß, wenn es überhaupt keine natürlichen Rechte gebe, auch die „gleiche Freiheit" und die „soziale Übereinkunft" (social convention) hübsche, aber hohle Phrasen seien. Man könne ja die in der Luft hängende Idee der gleichen Freiheit gerade so gut hinauswerfen wie jeden andern metaphysischen Spuk [4]. „Hat niemand ein natürliches Recht, so kann der Dieb unmöglich in Konflikt geraten mit der gleichen Freiheit der andern, ja er thut ihnen nicht einmal unrecht." [5] In seiner Antwort deckt Tucker die ganze Schwäche seines eigenen Standpunktes auf. Man kann allerdings, meint er, die gleiche Freiheit gerade so kaltblütig abthun wie jedes andere Ding. „Aber Leute, welche daran glauben, werden sie eben kaum abthun. Und die Anarchisten glauben daran." [6] Es ist das wieder jener naive, aprioristische Standpunkt, der vom Begriff der gleichen Freiheit wie von einem Axiom ausgeht.

---

[1] Liberty vom 24. Oktober 1885 und *Benj. R. Tucker:* Instead of a book, by a man too busy to write one, a fragmentary exposition of philosophical anarchism. Second ed. New York 1897 (von jetzt an citiert: Inst.) p. 55 ff.

[2] Liberty vom 28. Januar 1888. Inst. p. 61.

[3] Liberty vom 28. April 1888. Inst. p. 62.

[4] Liberty vom 9. Juni 1888. Inst. p. 63 ff. [5] L. c.

[6] L. c. Inst. p. 64.

Diese Lösung hat Blodgett, der immerhin schärfer dachte als Tucker, ganz kopfscheu gemacht. Es wird ihm jetzt vollends klar, daß eine „gleiche Aggression" auf derselben Stufe stehe mit der gleichen Freiheit. „Angenommen, daß Sie ‚eines andern Thätigkeitssphäre nicht respektieren', so schränkt doch dieser Mangel an Respekt die Freiheit des andern in nichts ein; der Herr braucht ja auch auf die Ihrige keine Rücksicht zu nehmen, und so bleibt die gleiche Freiheit wenigstens in dieser Hinsicht gewahrt." [1] Herr Blodgett scheint damit die Philosophie des Anarchismus für sich überwunden zu haben.

Unterdessen waren noch in einem andern Leser der Liberty Bedenken aufgestiegen. John Beverley Robinson wollte nicht zugeben, daß sich die thätliche Abwehr eines Angreifers mit dem Prinzip der gleichen Freiheit vertrage [2]. Wer soll denn überhaupt Richter sein, um zu entscheiden, ob die Freiheit verletzt sei oder nicht? Herr Robinson greift ebenfalls das Beispiel vom Taschendieb auf. Der Dieb könne ja sagen, es sei die Sache seiner Freiheit, in eines andern Tasche zu suchen, er räume dafür dem Bestohlenen das Recht ein, seine Börse zu leeren, wenn er könne. So wären sie ja quitt. Robinson selbst glaubt diesem fatalen Kontrakt dadurch zu entgehen, daß er einen solchen ungerechten „Angreifer" in der künftigen freien Gesellschaft als eine Art Kuriosum ansieht, als eine Antiquität, als einen Rückfälligen in einen alten, überwundenen Typus; so ein Subjekt müsse man als Kranken ärztlich behandeln lassen, und zwar mit der besten Nahrung, der besten Wohnung, mit Freundlichkeit, mit Sorgfalt, mit Liebe. Aber beileibe niemals mit Gewalt [3]. Die Aussicht auf den „überwundenen Typus" stimmt allerdings zu Tuckers Ansichten [4], aber gar so menschenfreundlich wie Robinson ist er nicht.

„Nehmen Sie nur einmal an," schreibt er, „ein Mann wolle mich zu Boden werfen. Ich werde zunächst seine Schläge einigemal parieren und inzwischen versuchen, ihn von seinem Vorhaben abzubringen. Aber angenommen, er höre nicht auf, während ich doch den Zug erreichen muß, um ans Sterbebett meines Kindes zu eilen, — ich werde ihn frischweg niederstrecken und meinen Zug besteigen. Und wenn er später seinen Angriff stets von neuem wiederholt und mir so beständig meine Zeit raubt,

---

[1] Liberty vom 4. August 1888. Inst. p. 66.
[2] Liberty vom 11. Februar 1888. Inst. p. 67 ff.
[3] L. c. Inst. p. 68 u. 69. [4] Liberty l. c. Inst. p. 69 ff.

die ich zur Ausübung meines Berufes nötig habe, so werde ich mich auf die allerschicklichste Art seiner entledigen, dann aber entschieden und für immer." [1]

Nun bleibt noch die Schwierigkeit, wer zwischen Streitenden im Augenblick des Streites richten soll. Jeder ist für sich Richter, meint Tucker, und der Krieg aller gegen alle wird da nur so lang dauern, „bis die Idee der gleichen Freiheit im Geiste der Durchschnittsmenschen aufgegangen ist" [2]. Herr Robinson gab sich nicht gleich zufrieden. Der Angriff auf die Freiheit ist ein subjektiver und relativer Begriff, meint er. Was in früheren Zeiten als Verletzung des Rechtes galt, gilt heute nicht mehr als solche. Solange die Grenzen der Freiheit und der Begriff der „Aggression" nicht genau bestimmt sind, sei aus der Verwirrung nicht herauszukommen, wenn man nicht überhaupt eine andere Grundlage für den Anarchismus annimmt. Robinson sucht dieses neue Fundament festzustellen.

Ist jemand überzeugt, daß ich seine Freiheit beeinträchtige, und tritt er mir entgegen, so darf ich ihm nimmermehr mit Gewalt begegnen, ohne mich einer Freiheitsverletzung schuldig zu machen.

So müsse denn, schließt Robinson, als Hauptprinzip gelten: „Kein Widerstand, keine Revanche (non-resistance, non-retaliation)." Hält jemand meine Handlung für aggressiv, so ist sie es auch virtuell; „und der Freund der Freiheit muß sie als solche anerkennen und eher nachgeben, als durch Fortsetzung dem andern ein Unrecht zufügen" [3]. So hatte Robinson von New York aus geschrieben am 25. Januar 1889. Tucker sucht in seiner Antwort die Voraussetzungen Robinsons zu umgehen. Nach ihm braucht man nicht so sehr die Definition der „Aggression" allseits klarzulegen, als einzusehen, daß jede Beeinträchtigung der Freiheit ein Übel und daß die Freiheit Hauptbedingung des Fortschritts sei. „Im Augenblick, da jemand den Gedanken aufgiebt, er sei geboren, um zu wissen, was recht ist, und um die übrigen Menschen zur Anerkennung dieses Rechtes zu zwingen, im gleichen Augenblick wächst auch in ihm die Neigung, die andern in Ruhe zu lassen und sich auch jedes Widerstandes, jeder Revanche zu enthalten, ausgenommen in den Fällen, welche eine Verteidigung unmittelbar und gebieterisch fordern." [4]

---

[1] Liberty l. c. Inst. p. 71. [2] L. c.
[3] Liberty vom 2. Februar 1889. Inst. p. 72 ff.
[4] L. c. Inst. p. 74 ft.

Dieses Eingehen auf seine Gedanken machte Herrn John Beverley Robinson mutiger. Er bestand jetzt fest auf Annahme seines Grundgesetzes: „Keine Anwendung von Gewalt“. Die Anarchisten sollen prinzipiell „Nicht-Resistenten“ sein, wenn Resistenz im Sinne von Gewalt genommen wird [1]. Tucker ward nun gezwungen, seinen Standpunkt noch klarer darzulegen.

„Bezeichne ich jemand als ‚Angreifer‘, so verurteile ich ihn damit nicht; ich stelle einfach eine Thatsache fest. Ich behaupte auch nicht die moralische Inferiorität des Wollens meines Gegners. Ich konstatiere bloß die Unmöglichkeit, seinen Willen, mir entgegenzutreten, und den meinigen, in Ruhe gelassen zu werden, zu gleicher Zeit zu verwirklichen. Gern gebe ich zu, daß beider Streben moralisch gleichwertig ist, aber beider Wille kann nicht zusammen existieren. Da sich der Wille des einen dem des andern unterordnen muß, so ziehe ich naturgemäß die Unterordnung meines Gegners vor und bin bereit, mich mit ‚nichtaggressiven‘ Leuten zu verbinden, meinen Zweck zu erreichen.“ [2]

Robinson war nicht überzeugt und hielt, konsequenter als Tucker, den Standpunkt fest, daß jede Gewalt gegen die Bethätigung der Freiheit zum Prinzip der gleichen Freiheit im Widerspruch stehe. Praktisch mit seinem Grundsatz in dieser bösen Welt auszukommen, müssen wir allerdings Herrn Robinson selbst überlassen.

Robinson hatte diese ganze Kontroverse sehr ernst genommen, und sie ging ihm offenbar stark zu Herzen.

Wordsworth Donisthorpe faßte die Sache mehr von der humoristischen Seite auf [3].

Auch er möchte den Staat abgeschafft sehen. Er weiß übrigens, daß die Anarchisten nicht auf jede Organisation verzichten wollen. Es müssen sich auch in ihrem Eden freie Vereinigungen zu gemeinsamer Thätigkeit und gemeinsamem Schutz bilden. Aber Donisthorpe fürchtet eben hier bald den Ruf zu vernehmen: L'État est mort; vive l'État! Auch in unserer Ära der Staaten bilden sich ja freiwillige Vereinigungen, welche allmählich Allüren von Autorität und Herrschaft annehmen und so zu kleinen Staaten werden. Solche Klubs werden doch auch in der „herrscherlosen“ Zeit bleiben und notwendig in derselben Weise von der Freiheit

---

[1] Liberty vom 26. Dezember 1891. Inst. p. 75 ff.

[2] Liberty l. c. Inst. p. 77.

[3] So schon in der Liberty vom 25. Januar 1890. Inst. p. 86 ff.: „The woes of an anarchist.“

zur Regiererei ausarten. Dazu werden neue freie Gesellschaften erstehen, um einige Aufgaben zu übernehmen, welche jetzt der Staat besorgt. Alles das ruft in Donisthorpe schwere Besorgnisse wach[1]. Praktisch, wie er ist, bringt er Beispiele. „Da sind z. B. an die 80 Mann, die sich zu einem Cricket-Klub organisiert haben. Sie dürfen den Ball nicht nach Belieben werfen, sondern in Übereinstimmung mit strengen Regeln. So wählen sie sich einen König oder Anführer und verpflichten sich, ihm auf dem Spielplatz zu gehorchen. Da wird denn einem Mitglied befohlen, den Platz links vom Aufschenker nach rückwärts zu besetzen, während er rechts vom Zielschützer in der Ziellinie stehen will. Er muß sich dem Despoten fügen."[2]

Ein anderes Beispiel:

„Da haben wir eine andere Art von Klub, aus altruistischen Gefühlen erwachsen. Eine alte Dame wird von Mitleid gerührt über das Schicksal einer verhungernden Katze (eine nicht ungewöhnliche Erscheinung im Westende von London nach der Saison). Sie stellt eine Schale mit Milch und etwas Leber an ihre Thüre. Alsbald wird sie als Wohlthäterin bekannt, und alle Katzen eine Meile in der Runde eilen nach ihrer Wohnung. Die Schalen mehren sich und die Leber figuriert als Stammgast auf der Rechnung ihres Metzgers. Der Ansturm wird zu groß, als daß eine einzige Hand seiner mächtig werden könnte. Die gute Lady erläßt einen Aufruf und staunt über die große Zahl jener, welche ein schönes Scherflein beitragen wollen; aber die Sympathien der Leute schrumpfen ein vor einer allzu starken Forderung. Sie sind geneigt, pro rata besteuert zu werden, aber unter der Last des Geizes der andern wollen sie doch nicht seufzen. ‚Das sollen eher die armen Katzen selbst tragen,' meinen sie. ‚Jedermanns Geschäft ist keines Geschäft. Es ist ja traurig, aber es ist nicht zu helfen. Wenn wir eine Katze besorgen, so verhungern hundert andere. Was nützt es also?' Hat sich aber einmal ein Klub gebildet, so fühlt niemand mehr die Last; das Katzenheim ist gebaut und fundiert, und alles geht prächtig. Es wachsen auf einmal Hospitäler, Krankenhäuser, Waisenanstalten von allen Seiten aus dem Boden. Anfangs ohne Kontrolle und bunt durcheinander, werden sie die Beute von Betrügern und handfesten Tagedieben. Da muß man denn Vorschriften schmieden; und gleich haben wir einen Klub zur Organisation von Werken der Barmherzigkeit; und

[1] Liberty vom 24. Mai 1890. Inst. p. 99 ff.

[2] Liberty vom 24. Mai 1890. Inst. p. 100. Ich umschreibe die englischen termini technici „to field at long-on" und „to field at point".

die Gesellschaft ordnet mit und leitet die öffentliche Wohlthätigkeit.“[1] So geht es heute, meint Donisthorpe, und so wird es doch auch bleiben nach Abschaffung des Staates.

Man wird dazu auch noch allerlei freie Gesellschaften brauchen, um sich der Diebe zu erwehren und die Leute fern zu halten, welche mit Pocken und Scharlach behaftet den öffentlichen Omnibus mitbenutzen wollen[2]. Bei Einrichtung solcher neuen Klubs wird man manchmal in arge Verlegenheit geraten.

„Da soll z. B. eine Straße mit Gas erleuchtet werden. Die Bewohner der Straße hätten beizusteuern. Aber Herr A. schwört, er sitze lieber im Dunkeln. Einige Geizhälse und Subjekte ohne Ehrgefühl wollen nicht mitmachen. Wer soll da zahlen? Oder warum soll Herr X. dem Nachtwächter-Fonds aufhelfen, wenn sein Haus gegen Diebe gefeit ist; oder warum soll er die freiwillige Feuerwehr unterstützen, wenn sein Haus feuerfest ist?“[3]

Kurz, Donisthorpe weiß nicht, wie man in Zukunft die freiwilligen Gesellschaften sich vom Halse halten wird, wenn sie einem unbequem werden, und wie man den einen hindern wird, mitzugenießen, wenn er selbst nichts ausgelegt hat. Tucker will wieder alles lösen mit dem Prinzip: Keine Anwendung von Gewalt als bloß im äußersten Notfall. Mögen dann allenfalls auch einige ernten, ohne gesät zu haben. Die tyrannisierenden Klubs des Herrn Donisthorpe aber werden wohl — so meint er — mit dem Staat aufhören, und „wenn intolerante Käuze ihre Duodez-Tyrannei zur Bedingung der Vereinigung mit ihnen machen wollen, so werden wir, die wir an die Freiheit glauben, das Privileg haben, ihre Gesellschaft zu meiden“[4].

Ob Herr Donisthorpe sich zufrieden gab, möchten wir bezweifeln. Eines scheint doch unwiderleglich. Bildet ein rein subjektives Urteil über den Umfang der Freiheit, welche man andern gegenüber bethätigen kann, die letzte Instanz, so sind beständige Kollisionen zwischen allen diesen Freiheitsfanatikern unausbleiblich. Da hilft auch die von den Anarchisten bis zum Überdruß wiederholte Versicherung Proudhons nicht: „Die Anarchie ist nicht die Tochter, sondern die Mutter der Ordnung.“

Das erste Problem, die praktische Durchführung der gleichen Freiheit, ward also ungenügend gelöst. Wie steht es mit dem zweiten, der Kindererziehung?

---

[1] Liberty l. c. Inst. p. 101 ff. [2] Inst. p. 101 ff.
[3] Inst. p. 102. [4] Liberty l. c. Inst. p. 103 ff.

Ein Schullehrer mit anarchistischen Sympathien, ein Freund Benjamin Tuckers, hätte sich gern klare Ideen verschafft über die Kindererziehung in der künftigen „freien Gesellschaft“. So fragte er denn bei Tucker an, ob die Eltern im neuen Regime verhindert werden könnten, ihre Kinder zu mißhandeln oder zu verstümmeln, und ob man sie zwingen könne, den kleinen Weltbürgern Erziehung und Bildung angedeihen zu lassen [1].

Tucker geriet in sichtliche Verlegenheit; die Fragen schienen ihm nicht bestimmt genug. Aber das große Prinzip, die gleiche Freiheit, mußte auch hier alle Schwierigkeiten lösen. Die einzige Frage sei, meint er, ob die Eltern in den angeführten Fällen die gleiche Freiheit, zwar nicht die der Kinder, wohl aber der andern Glieder der Gesellschaft, verletzen. Warum kommen die Kinder hier nicht in Betracht? fragt Tucker. „Die Eltern sind ja unabhängige, verantwortliche Wesen,“ antwortet er, „das Kind ist abhängig, unverantwortlich; so wäre es denn offenbar ungerecht und einfach unmöglich, das Verhältnis zwischen ihnen mit Hilfe des Grundsatzes der gleichen Freiheit zu bestimmen.“ Indes haben aber die übrigen Glieder der Gesellschaft ein Interesse an diesem Kind, welches auch zur Selbstständigkeit heranwachsen wird, und somit können die Eltern durch Vernachlässigung der Kinder die „gleiche Freiheit“ der erwachsenen Interessenten verletzen. So werden denn diese in gewissen Fällen berechtigt sein, gegen grausame Eltern einzuschreiten. Aber vor allem Wahrung der Freiheit, warnt Tucker. Keine Anwendung von Gewalt, es sei denn gegen den ungerechten Angreifer. In zweifelhaften Fällen muß man sich zu Gunsten der allgemeinen Freiheit entscheiden. „So ist es denn einleuchtend,“ schreibt er, „daß geistige und moralische Mißhandlung des Kindes nicht mit physischer Gewalt verhindert werden darf; denn die Wirkungen sind hier mehr oder weniger fernliegend; aber körperlicher Mißhandlung, wenn sie nur genugsam schwer ist, kann man mit Gewalt begegnen.“ [2]

Diese Antwort und die Fragen des Schullehrers brachten den stockgläubigen Anarchisten William Bailie in Harnisch. In der freien Gesellschaft der Zukunft, schreibt er, seien ja solche Möglichkeiten, wie sie hier vorausgesetzt werden, gar nicht denkbar. Die Anarchie selbst wird alles lösen, indem sie solche Probleme in „das Kuriositätenmuseum der vorrevolutionären Ära“ versetzt [3].

---

[1] Liberty vom 6. August 1892. Inst. p. 134 ff.

[2] Liberty l. c. Inst. p. 135 ff.

[3] Liberty vom 3. September 1892. Inst. p. 143 ff.

Der Schullehrer selbst war indes mit Tuckers Antwort ziemlich zufrieden. Nur würde, meinte er, die Frage durch größere Bestimmtheit an Klarheit gewinnen. Auch hatte er den schwachen Punkt der Lösung gemerkt. Warum darf denn die Gesellschaft eingreifen, wenn der Vater den dritten Finger der linken Hand seines Sohnes abschneidet mit dem festen Vorsatz, für die gründliche Ausheilung gehörige Sorge zu tragen, und warum darf sie nicht einschreiten, wenn der Vater seinen eigenen Finger so behandeln will?

Anderseits erlaubt sich der Schullehrer zu bemerken, daß eine moralische Mißhandlung des Kindes der Gesellschaft mehr schade als eine unbedeutende Verstümmelung. So dürfte man vielleicht das Prinzip dahin fassen, daß jedes Individuum das Recht habe, seine eigene Natur zu vervollkommnen, und daß somit auch das Kind berechtigt sei, von den Eltern jene Opfer zu verlangen, welche es ihm ermöglichen, zur notwendigen Reife aufzusteigen [1].

Mit diesem neuen Prinzip kam aber der arme Schullehrer bei Tucker übel an. Dieser hatte inzwischen beim Durchmustern seiner Redaktionsmappe einen langen Artikel aus der Feder der Clara Dixon Davidson gefunden, welcher mehrere Monate lang ungelesen liegen geblieben war. Jetzt war er „hoch erstaunt und entzückt, zu finden, daß eine Frau einen so kecken, vorurteilsfreien, gar nicht sentimentalen und zugleich vernünftigen Aufsatz über einen Gegenstand geschrieben habe, den sonst Frauen nach den Eingebungen ihres Gefühls (emotionally) zu behandeln pflegen" [2]. Tucker hat hier endgültig gelernt, daß das Kind absolut kein Recht aufs Leben habe. Versäumen es die Eltern, für ihr Kind zu sorgen, so ist deswegen kein anderer verpflichtet, diese Sorge auf sich zu nehmen. Thut es jemand, so ist das eine rein freiwillige Leistung, wie man etwa für ein vernachlässigtes Tier aufkommt; von Pflicht kann in dem einen Fall nicht mehr die Rede sein als in dem andern [3].

So kann jetzt Tucker mit weit größerer Konsequenz dem Schullehrer entgegenhalten, seine angeblichen Rechte seien Hirngespinste. „Ein Individuum", schreibt er ihm zurück, „hat ein Recht auf die Forderungen seiner Natur, wenn er ihrer mächtig werden kann; sonst nicht. Abgesehen von diesem Gewaltrecht, hat kein Wesen irgend ein Recht, ausgenommen wenn es sich selbst ein Recht schafft durch Kontrakt mit seinem Nebenmenschen." [4]

---

[1] Liberty l. c. Inst. p. 145. [2] Liberty l. c. Inst. p. 144.
[3] Liberty l. c. [4] Liberty l. c. Inst. p. 146.

Soweit ist Tucker allerdings konsequent; sonst ist seine Abfertigung des Schullehrers recht schwach. „Durch Selbstverstümmelung", meint er, „alteriert man nicht im mindesten die ‚gleiche Freiheit', während der Vater, welcher sein Kind verstümmelt, sich an einem Wesen vergreift, das zwar in seiner Freiheit durch seine Abhängigkeit noch beschränkt ist, das aber doch täglich zu einer Unabhängigkeit heranwächst, welche seine Freiheit auf die gleiche Stufe mit jener der andern erheben wird." [1]

Die Unterscheidung Tuckers ist offenbar ein reines Sophisma. Wenn die Eltern durch Verstümmelung ihres Kindes die gleich bemessene Freiheit der Mitbürger deshalb aus dem Gleichgewicht bringen, weil diese ein Interesse haben an der Integrität des künftigen Mannes, so stört er auch durch Selbstverstümmelung dieses Gleichgewicht, denn auch an ihm haben die andern ein egoistisches Interesse.

Was hat aber Klara Dixon Davidson in ihrem langen Aufsatz sonst noch für bahnbrechende pädagogische Grundsätze ausgesprochen? Sie hat jedenfalls die anarchistische Grundanschauung scharf und richtig gefaßt. Auch für die Kinder muß das Freiheitsprinzip soviel wie möglich in Kraft bleiben. So kennt z. B. das kleine Kind nicht die Gefahr der Berührung eines glühenden Ofens. „Die Neigung der Mutter geht dahin, die zarte, weiße Bäbihand zurückzuhalten. Handelt sie weise, wenn sie der Freiheit diesen Zügel anlegt? Ich meine nicht." [2] Das Kind soll Erfahrung sammeln und sich tüchtig verbrennen, wenn es nur nicht ans Leben geht. Diese letzte Klausel ist allerdings nicht recht konsequent. Wenn des Kindes Leben den Eltern unbequem wird, so dürfen sie doch wohl nach den Prinzipien der Frau Klara Dixon Davidson ruhig zulassen, daß ihr Sprößling einen Abgrund hinabkollere oder überfahren werde. Gilt doch der Amerikanerin „die Theorie, daß es Pflicht der Eltern sei, für ihre kleinen Kinder zu sorgen, und Pflicht der Kinder, ihren Eltern zu gehorchen", als ein veralteter Standpunkt [3]. Hochentwickelte Eltern wollen überhaupt keinen Gehorsam, denn sie wollen nicht befehlen [4].

Immerhin werden sie, meint die Anarchistin, eigentliche Lebensgefahren von ihrem Kinde abzuwenden suchen. Warum weiß ich nicht. Zu diesen äußersten Fällen, in denen man in die Freiheit des Kindes eingreifen darf, rechnet Klara Davidson unbegreiflicherweise den Fall, wenn ein Kind das andere schlagen will. Hier überkam Miß Klara offenbar eine unverzeihliche

[1] Liberty l. c. [2] Liberty l. c. Inst. p. 138.
[3] Liberty l. c. [4] Inst. p. 142.

Sentimentalität. So erlitt sie auch eine Anwandlung von Pessimismus, als sie warnend schrieb: „Schlagt ihr die Kinder, so lernen sie einander schlagen; schimpfet ihr sie aus, so lernen sie Zank und Streit; gebt ihr ihnen Trommeln, Fahnen, Uniformen und Spielgewehre, so wird in ihnen das Verlangen wach, professionelle Mörder zu werden." [1]

So werden denn die Kinder in der freien Gesellschaft ihre Freiheit teuer erkaufen müssen. Immerhin fordert die gestrenge Erzieherin, daß man ihnen zeitweilig Kandiszucker kaufe; denn thue man das nie, so lehre man sie, sich solche Naschereien mit unredlichen Mitteln verschaffen [2]. Bei alledem will Frau Davidson die Erfahrung gemacht haben, daß im allgemeinen die Liebe zu den eigenen Kindern im umgekehrten Verhältnis steht zu der Liebe, welche die Eltern Gott und der Pflicht entgegenbringen [3].

Wir können ja abwarten, ob die Pädagogik der amerikanischen Anarchistin den atheistischen Kreisen genügt. Inzwischen halten wir es für weniger gefährlich, den Kindern Trommeln zu kaufen, als ihnen jeden Gehorsam und jedes Pflichtgefühl systematisch auszutreiben. Ob nach einer solchen „zwangslosen Erziehung" die freiwillige Liebe in den Kindern so ausgebildet sein wird, daß sie für die armen darbenden Eltern sorgen, wird man mit Recht bezweifeln dürfen. Klara Davidson ist jedenfalls grausam konsequent. „Fehlt diese Neigung," schreibt sie, „so werden Eltern, welche sich selbst achten, eher die Zuflucht eines Armenhauses wählen als die übelgelaunte Barmherzigkeit eines Kindes unter dem Sporn eines Glaubens an Pflicht." [4] Da können wir denn mit dem Satz schließen, welcher den Artikel der Amerikanerin einleitet: Die Weisheit von Maßregeln bemißt sich nach ihren Folgen [5].

---

[1] Liberty l. c. [2] Liberty l. c. [3] Inst. p. 138.
[4] Liberty l. c. Inst. p. 142.
[5] The wisdom of acts is measured by their consequences. Inst. p. 136.

Stan. v. Dunin-Borkowski S. J.

Der letzte Veteran der „Katholischen Abteilung“.

(Fortsetzung.)

II. Linhoffs Wanderjahre 1846—1851.

Mit glänzenden Befähigungsattesten beim Kollegium anlangend, sah sich der neue Assessor in Minden sehr liebenswürdig aufgenommen. Er hatte Mühe, all den Einladungen zu entsprechen, mit welchen die verschiedenen Herren Beamten ihm zuvorkamen. Allein die Herrlichkeit dauerte nicht lange. Schon am 15. Februar 1846 teilte der Regierungspräsident Richter dem Neuangekommenen mit, daß er zu einem Kommissorium im Dienste der Domänenverwaltung auserſehen sei. In den Rentenbezirken Peckelsheim und Paderborn sollte der junge Assessor die Gefälle revidieren, dabei die Verwandlung der Getreidegefälle und unbestimmten Abgaben in feste Geldrenten einleiten und andere dahin einschlagende Aufgaben erledigen.

Demgemäß nahm Linhoff am 24. Februar seinen Wohnsitz in Peckelsheim, was bis zum 30. September währen sollte. Aber nur wenig verweilte er am Orte selbst. Abgesehen davon, daß er im Juni dieses Jahres wieder zur Landwehrübung einberufen wurde, brachte seine Aufgabe es mit sich, mehrmals in der Woche in Warburg zu erscheinen und an den verschiedensten Orten des Bezirkes persönlich zu unterhandeln. Es war eine vielbewegte, höchst anstrengende Thätigkeit, so daß Linhoff wiederholt erkrankte. Allein die Thätigkeit war lehrreich und hielt ihn in der engsten Fühlung mit dem Volke. Er hat sich noch als Greis mit vielem Vergnügen daran erinnert. Ein Hilfsarbeiter und ein Abschreiber standen während dieser Zeit beständig in seinem Dienst. Er war also eine Art von Bureauchef, und die Spesen, die er von der Regierung bezog, gestatteten dem fleißigen Arbeiter mehr als je, Ersparnisse zurückzulegen.

Als die Aufgabe im Bezirke Peckelsheim erledigt war, gönnte er sich eine schöne Urlaubsreise erst in das Sauerland und dann an den Rhein. Vom 26. Oktober an wurde die Residenz in Paderborn aufgeschlagen. Für viele Entbehrung in Bezug auf das gesellige Leben konnte Linhoff sich hier entschädigen, namentlich aber auch seiner Liebhaberei für Musik wieder Nahrung geben. Seine Notizen aus dieser Zeit sind ganz damit angefüllt.

Zehn Monate währte dieser Paderborner Aufenthalt; er wurde bedeutungsvoll für Linhoffs religiöses Leben. Schon in der Vereinsamung

in Peckelsheim hatte er angefangen, der religiösen Lektüre mehr zu pflegen. Erst hatte er Stolbergs Leben sich kommen lassen, dann Veiths „Heilung des Blindgeborenen". Bald hatte er für Veiths Predigten und Schriften eine ausgesprochene Vorliebe. Eine große Zahl derselben hatte er im Besitz und verlieh sie gerne an Bekannte. Mehr Eindruck noch machte Alban Stolz. In Peckelsheim las Linhoff zuerst den „Kalender für Zeit und Ewigkeit". In Paderborn mehren sich die Schriften religiösen Inhaltes in seiner Hand. Er liest Lacordaires Konferenzen; er studiert das Konzil von Trient; er fängt bereits an, gute Schriften an andere zu verteilen; den Kalender für Zeit und Ewigkeit läßt er gleich in vier Exemplaren sich kommen. Die Vorkommnisse in Paderborns kirchlichem Leben, religiöse Feierlichkeiten werden jetzt von ihm notiert; er nimmt schon teil an allem. Im Juni 1847 kauft er sich ein größeres Muttergottesbild. Kurz, mit dem Eintreffen in Paderborn ist es, als habe ein neues Leben für ihn angefangen; jeden zweiten Monat naht er sich seitdem dem Tische des Herrn.

Jetzt mehren sich in seinen Notizen auch die Almosen. Gaben „für einen armen Gymnasiasten" und größere „für einen verschämten Armen" kehren öfters wieder; es sind nicht die einzigen dieser Art. Im August 1847 spendet er auch seinen Thaler für die hungernden Irländer, fünf Thaler für die Abgebrannten seiner Vaterstadt. Bald darauf giebt er den ersten Thaler für den „Missionsverein"; bis zu seinem Lebensende ist er seitdem dem Werke der Glaubensverbreitung treu geblieben.

Mit Anfang August 1847 war Linhoffs Auftrag auch im Bezirke Paderborn zu Ende geführt. Bevor er zur Rückkehr nach Minden sich aufmachte, feierten am 5. August in der „Harmonie" seine Freunde den Abschied. Ein übermütig-fröhliches Scherzgedicht, von einem Oberlandesgerichtsassessor bei dieser Gelegenheit dem Scheidenden zu Ehren vorgetragen, zeichnet mit Lebenswahrheit Linhoffs Bild, wie es damals den Paderborner Bekannten vor Augen stand. Es ist nicht schwer, später beim greisen Geheimrat jeden dieser Züge wiederzufinden:

Vivat Linhoff! Linhoff lebe!
Linhoff ist ein braver Mann,
Freund des Bacchus und der Hebe,
Wenn er auch nicht trinken kann.
. . . .

Leichtgesohlt und unermüdlich
Wie Merkur im Botenamt
Ist er Freund, und treu und friedlich
Lieben wir ihn allesamt.
Wer ersetzt uns, wenn er scheidet,
Ihn als Kegelkommissar?

Wer schützt Hüffer[1], wenn er streitet
Für Moral und für Altar?
Wer wird nun den Staat vertreten
Gegen Vinck' und Hansemann[2],
Wer vor Zoten still erröten,
Wenn es Linhoff nicht mehr kann?
Wer wird nun die Priester schützen
Vor des Freigeists Übermut,

Wer im Eifer sich erhitzen
Für des Fiskus Recht und Gut?
Vivat Linhoff! Linhoff lebe!
Linhoff ist ein braver Mann;
Jeder nun sein Gläslein hebe,
Wer noch stehn und trinken kann!
Und wer nicht mehr kann, ruf' doch:
Der „Bürgermeister" lebe hoch!

Das Wiedereintreffen in Minden bedeutete indes keineswegs eine triumphierende Heimkehr. Der Assessor sank nun wieder zu einem unbesoldeten Mitglied des Kollegiums herab, versah zeitweise an Stelle eines eben abwesenden Rates das Polizei-Departement und harrte mit dessen Rückkehr einer Beschäftigung entgegen, die, sehr untergeordnet, zu weiterem Lernen keine Gelegenheit bot. Das war schlimmer als völlige Beschäftigungslosigkeit. Um einem solchen Zustande zu entgehen, reiste er Mitte September nach Berlin zu persönlicher Unterhandlung. Das Resultat war die Versetzungsordre an das Regierungskollegium zu Marienwerder; doch sollte sie nicht eher in Kraft treten, bis der Regierungsrat, dessen Stelle Linhoff in Minden versah, zu seiner Arbeit zurückgekehrt sei. Außer der Rückkehr des abwesenden Rates stand jedoch in Minden auch ein Wechsel im Regierungspräsidium bevor. Ehe die Versetzung zur Ausführung kam, mußte der Amtsantritt des neuen Präsidenten abgewartet werden.

Der neue Chef der Regierung, Herr v. Borries, wurde 1. Oktober 1847 eingeführt; er war nicht gewillt, einen so tüchtigen Arbeiter an ein anderes Kollegium abzugeben. In der Sitzung vom 9. Oktober richtete in seinem Namen Oberfinanzrat Bitter an Linhoff die Frage, ob er bereit sei, auf die Versetzung zu verzichten. Dieser erklärte ruhig, „daß er es sich zum Grundsatz gemacht, sich jeder Anordnung der höheren Behörde, soweit als möglich unbedingt zu fügen". Die Angelegenheit ging nach Berlin zurück; Linhoff mußte amtlich sein Einverständnis erklären, 19. Oktober, und am 18. November teilte der Präsident ihm persönlich mit, daß die Versetzung zurückgezogen sei. Statt nach Marienwerder sollte Linhoff im Auftrag der Mindener Regierung nach Paderborn zurückkehren zur Regulierung der Forstservitute, Abfindungen u. dgl. im ganzen dortigen Bezirke.

---

[1] Der nachmalige Landesgerichtsrat Alfred Hüffer, mit Linhoff seit 1838 nahe befreundet, wegen seiner Religiosität und ernsten Grundsätze schon damals bekannt.

[2] Frhr. Georg v. Vincke und David Hansemann, zur Zeit vielgenannte Politiker der liberalen Richtung.

Vom 15. Dezember 1847 bis 28. Juni 1848 hatte der Assessor nun wieder seinen Sitz in Paderborn. Seine Thätigkeit war eine sehr bewegte; fast beständig war er unterwegs. Außer den strengamtlichen Funktionen waren ihm von Minden her auch vertrauliche Aufträge mitgegeben. Seit etwa zehn Jahren hatte man begonnen, der Verwüstung und Verschleuderung der Forsten durch eine strammere Ordnung entgegenzuarbeiten. Das hatte viel böses Blut gemacht. Der Oberförster in Neu-Böddeken hatte harten Stand gegenüber den umwohnenden Adelsfamilien. Linhoff sollte vermitteln und aussöhnend wirken. Für die Hinterlassenen eines andern eben verstorbenen, ausgezeichneten Forstbeamten waren ihm besondere Rücksichten ans Herz gelegt; er sollte die Regelung der Pensionsverhältnisse einleiten und mit möglichster Schonung verfahren. In beiden Richtungen hat Linhoff das Vertrauen glänzend gerechtfertigt.

Bald kamen auch noch die Aufregungen der Märztage und des „tollen Jahres“. Am 30. März 1848 erschien der Präsident von Minden her persönlich in Paderborn; Linhoff mit vier Landräten war bei ihm zur Konferenz geladen. Folgenden Tages mußte der Assessor die Bürgerwache beziehen, geschmückt mit der schwarz-rot-goldenen Kokarde.

Die persönlichen Verbindungen in Paderborn waren unterdessen die zusagendsten und angenehmsten. Linhoff fand alte Freunde in großer Zahl und er beteiligte sich lebhaft an allen Äußerungen des geselligen Lebens. Eifrig ging er wieder den musikalischen Genüssen nach, zahlte wieder zum Musikverein und konnte 16. Januar 1848 die Aussöhnung der „Liedertafel“ und des „Liederkranzes“ feierlich mitbegehen.

Unter den näheren Freundschaften, welche er während dieses Aufenthaltes knüpfte, steht obenan die zu der ganzen Familie von Mallinckrodt. Schon im Februar 1846 erwähnt Linhoff als gute Paderborner Bekannte die Referendare Hermann v. Mallinckrodt und Alfred Hüffer. Letzterer, der Bräutigam von Mallinckrodts jüngerer Schwester, war im Mai 1838 auf einer romantischen Fußwanderung im Ahrthal mit Linhoff vertraut geworden und hatte seitdem freundliche Verbindungen mit ihm unterhalten. So war der Anknüpfungspunkt gegeben; die Gesinnungsgleichheit in einer verworrenen und erregten Zeit that das übrige. Die Angelegenheiten der Forstregulierung führten den Mandatar der Regierung ohnehin oft genug in die wälderreiche Umgebung des Hauses Böddeken, wo die Familie v. Mallinckrodt ihren Sitz hatte. Bald war er dort häufiger und gern gesehener Gast und mit der ganzen Familie wie verwachsen. Seit dieser

Zeit war er auch eine wichtige Stütze und ein treuer Ratgeber für die Oberin Pauline v. Mallinckrodt. Seine Gaben für die armen Blinden verraten schon jetzt das Interesse, das er an ihrem schönen Werke nahm. Bald begann Pauline auch brieflich zu seiner Erfahrung und Dienstwilligkeit ihre Zuflucht zu nehmen, und so geschah es noch oft, so lange sie lebte. So oft sie später nach Berlin kam, war sie im Hause Linhoffs zu Gast und stets freudig aufgenommen. Auch mit der ganzen übrigen Familie haben sich herzliche Beziehungen bis zum Tode frisch erhalten.

Für Linhoffs religiöses Leben war auch dieser zweite Paderborner Aufenthalt von gesegnetem Einfluß. Er empfängt die heiligen Sakramente durchschnittlich alle Monate; er kauft sich das Neue Testament in der Übersetzung von Allioli, liest die Bücher von Montalembert und von Radowitz, studiert Hirscher und Staudenmaier; die Schriften von Ravignan und Hurter über die Jesuiten finden sich jetzt auf seinem Tisch; andere neue Bücher dienen der Betrachtung und dem Gebet. Auch die juristischen Studien, die nebenbei noch immer Pflege finden, nehmen jetzt die Wendung nach dem Kirchenrechte hin. Die Almosen mehren sich.

Der gesegnete Aufenthalt hätte beinahe auch äußerlich einen glorreichen Abschluß gefunden. Die Bürgermeisterstelle in Paderborn war eben erledigt, und das Kollegium der Stadtverordneten richtete an die Regierung das Gesuch, die einstweilige Verwaltung wenigstens auf drei Monate, vom 1. Juli 1848 angefangen, dem Regierungsassessor Linhoff zu übertragen. Am 23. Mai war der Beschluß gefaßt, und der Vorsteher des Kollegiums suchte sofort Linhoff persönlich auf und drang in ihn, die Sache nicht von der Hand zu weisen. Sein bisheriges Regierungsmandat werde er ungehindert weiterführen können; wenn er zur Leitung der Geschäfte zwei bis drei Stunden des Tages auf der Bürgermeisterei erscheine, so werde das vollauf genügen.

Linhoff entgegnete, daß er in der Sache weder für noch gegen einen Schritt unternehmen, der höheren Anordnung aber sich unbedingt fügen werde. Da die Genehmigung des Antrages alle Wahrscheinlichkeit für sich hatte, kam man vorläufig überein, daß Linhoff für die provisorische Amtsführung keinerlei Remuneration in Anspruch nehmen werde. Nur für den Fall, daß die Regierung wegen der hinzugekommenen Nebenbeschäftigung die jetzigen Diäten herabmindern würde, behielt er die Ergänzung des Ausfalles aus städtischen Mitteln sich vor. Vertraulich berichtete er sofort alles an seinen Regierungspräsidenten. Er bemerkte dabei, ohne indes

irgendwie zu drängen, „daß ihm eine Genehmigung des Antrags nicht unangenehm sein würde, weil sich ihm dadurch Gelegenheit böte, die Geschäfte der städtischen Verwaltung genauer kennen zu lernen". Auch glaubte er, daß dabei die ihm übertragenen Arbeiten als Mandatar des Fiskus „recht gut ihren Fortgang nehmen könnten".

Allein statt der Designierung zum kommissarischen Bürgermeister von Paderborn traf nach langem Harren den 3. Juni 1848 die Weisung des Präsidenten ein, sich möglichst bald beim Kollegium in Minden zu stellen, da man dort der Arbeitskräfte dringend bedürfe. Als Termin wurde ihm der 20. Juni bestimmt, doch es waren noch zu viele der in Angriff genommenen Geschäfte zu erledigen. Erst am 28. Juni trat Linhoff die Rückreise an. Neuerdings ein unbesoldetes Mitglied des Kollegiums von Minden geworden, dem nicht einmal der Regierungsdiener die Akten ins Haus bringen wollte, blieb ihm nur übrig, den bescheidenen Antrag nach Berlin zu richten, ihm wenigstens wie andern, jüngeren Assessoren bei andern Kollegien jährliche Diäten von 400 Thalern zu gewähren. Am 1. Juli war das Gesuch abgeschickt; lange blieb es ohne Antwort. Als am 17. Oktober der Regierungspräsident die Genehmigung endlich ankündigte, hatten Linhoffs Geschicke bereits eine neue Wendung genommen. Die $33^1/_3$ Thaler für den Monat Oktober sollten seine ersten und seine letzten Diäten sein.

Zum Geburtstag des Königs, am 15. Oktober 1847, hatte die feierliche Eröffnung der Köln-Minden-Thüringenschen Verbindungs-Eisenbahn stattgefunden. Seit Jahren hatten die preußischen Regierungsbehörden dem wachsenden Eisenbahnbetrieb große Aufmerksamkeit geschenkt. Als am 27. November 1846 eine Generalversammlung der Aktionäre der Köln-Mindener Gesellschaft zu Paderborn über entscheidende Fragen verhandelte, hatte Linhoff es für Pflicht erachtet, persönlich beizuwohnen, und hatte unaufgefordert über alle Vorgänge einen eingehenden Bericht an den Regierungspräsidenten erstattet, zu dessen lebhafter Befriedigung. Linhoff selbst war der Entwicklung des neuen Verkehrsbetriebes mit regem Interesse gefolgt, schon als Zugehöriger einer ganzen Verwandtschaft von nahe beteiligten Industriellen, mehr noch als Beamter und Verwaltungsmann. Jetzt trat um die Mitte September 1848, ganz unerwartet, an den noch immer diätenlosen Regierungsassessor der Antrag der Köln-Mindener Eisenbahngesellschaft heran, in ihrem Dienst die Geschäfte eines Grunderwerbs-Kommissärs für die Kreise Herford und Minden und demnächst auch für die Kreise Bielefeld und Wiedenbrück zu übernehmen.

Linhoff dachte keinen Augenblick daran, den Regierungsdienst zu verlassen. Allein die Gelegenheit, die sich hier bot, Neues zu lernen, war gar zu verlockend und die äußeren Bedingungen günstig. Er kam um einjährigen Urlaub ein; dieser ward umgehend bewilligt, und mit dem 19. Oktober 1848 trat der bisherige Regierungsassessor in den neuen Geschäftskreis ein. Er hatte sich ausbedungen, daß er „an Sonn- und Feiertagen, dringende Geschäfte ausgenommen, gewöhnliche Arbeiten nicht wie sonst zu unterzeichnen brauche“.

Alles ging nach Wunsch. Der Wohnsitz wurde in Minden beibehalten; mit den Beamten des Regierungskollegiums blieb die regste und freundlichste Verbindung. Linhoff war Mitglied des „Konstitutionellen Vereins“ und besuchte fleißig dessen Versammlungen. Er abonnierte sich auf die neu ins Leben getretenen katholischen Blätter wie die „Rheinische Volkshalle“, das „Westfälische Kirchenblatt“ und das „Deutsche Volksblatt“; sein reichlicheres Einkommen benutzte er, um reichlicher Gutes zu thun; wie in Paderborn ging er allmonatlich zu den Sakramenten. An Reisen und Wechsel fehlte es dabei nicht, und wie der eifrige Arbeiter selbst meinte, versprach der neue Wirkungskreis ihn „noch auf längere Zeit auf eine für ihn nicht uninteressante Weise zu beschäftigen“.

Trotzdem hatte Linhoff kaum gehört, daß die Landratsstelle in Recklinghausen durch Tod erledigt sei, als er am 12. Januar 1849 an den Oberpräsidenten die Bitte richtete, die vorläufige Verwaltung derselben ihm zu übertragen. Der Eisenbahngesellschaft gegenüber war er in keiner Weise gebunden, so daß er die Stelle sofort antreten konnte, und „die wirkungsreiche Stelle eines Landrates“ zog er allen Eisenbahngeschäften bei weitem vor.

Einen Monat später war der Antrag abschlägig beschieden, dagegen drohte eine Mobilmachung der Armee. Linhoff war noch landwehrpflichtig; er sollte für diesen Fall die Stellung eines Abteilungsvorstehers für die Provinzialintendantur und zwar für das VII. Armeecorps unverzüglich übernehmen. Alles war ausgemacht; er stand auf den Sprung bereit, aber auch diese Aussicht verzog sich. Bald kam eine neue Überraschung.

Aus Höxter schrieb am 22. Juli 1849 der Landrat Frhr. v. Metternich, es bestehe im dortigen Wahlkreis die Absicht, bei der am 27. des gleichen Monats stattfindenden Wahl zur Zweiten Kammer in Berlin Linhoff als Kandidaten aufzustellen. Der Erfolg sei ziemlich gesichert, es bedürfe nur der Einwilligung des Kandidaten. Metternich, mit Linhoff längst wohl bekannt und in vielem dessen Gesinnungsgenosse, bemerkte dazu:

„Daß Sie nicht viel Zutrauen auf die Lösung der Zeitfragen in diesem kritischen Moment durch die Verhandlungen der Kammern haben, weiß ich, und werden Sie vielleicht sagen, Sie nähmen die Wahl lieber nicht an. Das darf aber weder Sie noch uns abhalten. Was der Augenblick fordert, müssen wir thun; die weitere Entwicklung und Lösung ist Gottes Sache.“

Linhoff notiert am Rande des Briefes den 23. Juli: „Sogleich geantwortet, daß ich mich noch nie um einen Posten beworben, ebenso keinen ablehnen würde, wenn nicht höhere Pflichten entgegenständen. Darum würde ich eine etwaige Wahl als eine Zulassung der göttlichen Vorsehung annehmen.“

Zu dem Wahlkreis Höxter-Warburg gehörte auch der ganze Bezirk von Peckelsheim. Hier war fast in jedem wichtigeren Orte Linhoff persönlich bekannt geworden; alle Geistlichen hatten ihn gesehen, gesprochen, beobachtet. Beim Adel wie bei den Bauern war er wohlgelitten gewesen. Seit Ende 1848 war Gelshorn Pastor von Amelunxen geworden, ganz in der Nähe von Höxter. Als bei einer Konferenz der Geistlichen zu Höxter am 18. Juli die Kandidaturen für die bevorstehende Wahl beraten wurden, brachte er Linhoff in Vorschlag, und dies „mit aller Energie“. Einmütig ging die Geistlichkeit darauf ein, und niemand war mehr erfreut als der Landrat. Bei jedem, der auf ihn hören wollte, bürgte er dafür, daß die Wahl eine gute sei. Es war ihm aber eine Überraschung, zu entdecken, daß es der Empfehlung nicht erst bedürfe. „Sie haben hier mehr Bekannte, als Sie vielleicht vorausgesetzt,“ schreibt er an Linhoff, „das Amt Peckelsheim hat Sie in noch gutem Andenken.“

So kam der 27. Juli. Das schlechte Wetter hatte manche Wahlmänner zurückgehalten; nur 280 erschienen. Von diesen gaben sogleich beim ersten Gange 177 Linhoff ihre Stimmen; die übrigen Stimmen zersplitterten.

„Sie sind“, meldet der Landrat noch am gleichen Tage, „von dem Teile der Wahlmänner gewählt, der grundsätzlich kein Programm von seinen Abgeordneten verlangt.... Ich freue mich aufrichtig über das Resultat, mein lieber Linhoff, denn ich weiß unsere Interessen guten Händen anvertraut. Sie werden handeln, wie die Rücksicht auf den höheren Richter es erfordert; das ist es gerade, was wir ehren und wünschen.“

Den Hergang bei der Wahlversammlung erzählt ausführlicher ein Brief Gelshorns:

„Der Landrat hat, da er als Wahlkommissar sich zurückhalten mußte, gewartet, bis ein anderer Dich vorgeschlagen hatte. Darauf hat er einfach gesagt:

„‚Der Pastor Gelshorn von Amelunxen hat den Assessor Linhoff dringend empfohlen. Ich habe von ihm auf die Anfrage, ob er die Wahl annehmen werde, folgende Antwort erhalten.' Darauf wird Dein Brief vorgelesen. Eine feierliche und höhere Stimmung haben die Worte hervorgerufen:

„‚Ein Wahlprogramm kann ich nicht aufstellen. Ich fühle mich nur dem zur Rechenschaft verpflichtet, der einst über uns alle richten wird.'

„Darauf tritt der ehrwürdige Pastor Wilms von Warburg auf und sagt, er habe Dich als einen edeln Mann kennen gelernt und, was noch mehr sei, als einen ‚Katholiken', der allen mit einem guten Beispiel vorangegangen, ohne bigott zu sein.

„Darauf erzählte der Pastor Oebbecke von Peckelsheim, wie liebevoll Du mit den Leuten umgegangen. Darauf sprach Kaplan Johannigmann von Driburg, früher in Iserlohn, bei dessen Primiz Du gewesen, mit aller Wärme für Dich. Viele Wahlmänner, Protestanten und Katholiken, sind verdrießlich geworden. Aber die ländlichen Wahlmänner und der Adel haben sich dem Klerus, von dem über 20 Mitglieder da waren, angeschlossen. Und so bist Du im eigentlichen Sinne des Wortes als Kandidat des Klerus und als Katholik Deputierter geworden. . . .

„Nur so viel noch, daß von den protestantischen Wahlmännern Dir keiner die Stimme gegeben hat, was man in unsern Verhältnissen und in einem fast ganz katholischen Wahlkreise doch kaum erwarten sollte."

Unter dem 30. Juli erklärte Linhoff die Annahme der Wahl; am 3. August gab ihm die Eisenbahndirektion nicht ohne Bedauern, aber mit ehrender Anerkennung die Entlassung aus ihrem Dienste, und am 4. August war der Abgeordnete auf dem Wege nach Berlin.

Die Aufgabe, welche hier der Volksvertreter harrte, war nicht gerade eine einladende. Zweimal bereits seit den Märzstürmen des Jahres 1848 war in Preußen mit einer Kammer von Abgeordneten des Volkes ein Versuch gemacht, und zweimal war die Kammer wieder aufgelöst worden. Unendlich viele Reden waren gehalten und Kammerintriguen gesponnen und Zeitungsblätter angefüllt worden, das heißersehnte Werk der Verfassung war nicht zum Abschluß gekommen; nach wie vor stand man in einem Provisorium. „Mit Gott", schrieb Gelshorn am 27. Juli, „geht es diesmal besser, weil der Sinn für Ruhe und Ordnung erstarkt ist und man einsehen muß, daß besonnenes Wirken notwendig ist, um an den Klippen der atheistischen Republik wie des Absolutismus vorbeizukommen."

Wirklich traten diesmal die Erkorenen des Volkes mit der Überzeugung zusammen, daß des Redens und Streitens genug sei, daß mit aller Kraft gearbeitet und ein Resultat endlich erzielt werden müsse. Fünf Monate später, am 31. Januar 1850, war die Revision der Verfassung vollendet; am 6. Februar leisteten König und Minister darauf den Eid.

Vom 4. August 1849 bis zum 27. Februar 1850 hielt diese erste Session des Parlamentes Linhoff in Berlin; nur zwölf Tage Weihnachtsferien, die er zu einem Ausflug nach Ostpreußen benutzte, bildeten eine Unterbrechung; sonst war es eine Zeit angestrengter Arbeit. Die „Kölnische Zeitung" (Nr. 294) wußte damals zu höhnen:

„Eine besondere Gattung von Abgeordneten bilden die jungen Beamten, welche ohne besonderes Rednertalent oder ohne einen bestimmt ausgeprägten Charakter, der für eine politische Versammlung förderlich werden könnte, hierher gekommen und durch den Einfluß, den sie — zwar keineswegs auf die Beschlüsse, aber doch auf die Geschäftsleitung der Kammer — zu gewinnen verstanden und, mehr als alles andere, in jedem Worte, das sie sprechen, daran erinnern, daß wir hier eine ‚Beamtenkammer' vor uns haben."

Jedenfalls war es eine Kammer, in der fleißig und selbstlos gearbeitet wurde, wie man es im preußischen Parlamentarismus bis dahin nicht erlebt hatte. Linhoff, wiewohl als Neuling in keine der Kommissionen gewählt, beteiligte sich lebhaft nicht nur an den Beratungen in der Abteilung, sondern auch durch selbständige Amendements und durch Hervortreten im Plenum des Hauses. Von Anfang an, und dies wiederholte sich, so oft er zur Session nach Berlin kam, abonnierte er sich auf die „Deutsche Reform", ein Blatt, das sich die professionelle Behandlung der parlamentarischen Fragen zur Aufgabe gesetzt hatte. Ein früherer, jetzt bekehrter Radikaler redigierte es; man glaubte es selbst zuweilen vom Ministerium inspiriert. Mitunter richtete es seine Angriffe auch gegen die „konstitutionelle Partei", dieselbe, welcher Linhoff sich angeschlossen hatte.

Bald nach Eröffnung der Kammer hatte sich unter Führung v. Auerswalds und v. Beckeraths die sogen. „Deutsche Fraktion" gebildet, die in dem Milentzschen Saale ihre Versammlungen abzuhalten pflegte. Sie stand fest zu dem Antrag v. Viebahns auf Durchführung der Verfassungsrevision und machte nachher die Annahme der Kommissionsbeschlüsse zur geschlossenen Parteifrage. Bekannte Katholiken, wie Hüffer, Plaßmann, Rodehuth und auch die beiden Abgeordneten für Höxter-Warburg, Linhoff und Bürgermeister Hesse von Brilon, gehörten vom Beginn derselben an, und Linhoff blieb ihr treu, solange diese erste Session währte. Dann aber verschwindet das Café Milentz und der monatliche Beitrag „zur Fraktion" aus seinen Rechnungen.

An Versammlungen und Beratungen fehlte es jedenfalls nicht; zum 26. Januar 1850 notiert Linhoff lakonisch: „Bis nachts 12 Uhr Sitzung!" Dazu kam, daß die Abgeordneten der westfälischen Kreise noch unter sich

ihre eigenen Beratungen und Zusammenkünfte hielten, um die besondern Interessen ihrer Provinz nachdrucksvoller wahrzunehmen. Auf der Westfalenliste, die Linhoff zusammengestellt hatte, stehen 31 Namen. Ihr Haupt und Mittelpunkt war der Abgeordnete Harkort; während der zwei ersten Monate hat Linhoff zahlreiche Zusammenkünfte mit ihm zu verzeichnen. Ein besonderes Westfalenessen zu Anfang und zu Ende der Session durfte nicht fehlen; es ging hoch her dabei.

Es gab noch eine andere Art von Beratungen, die Linhoffs Interesse nicht zum wenigsten in Anspruch nahmen; es waren die der treuen Katholiken unter sich, zur gemeinsamen Wahrung der Rechte ihrer Kirche. Schon beim ersten wie beim zweiten Zusammentritt einer Kammer in Preußen hatte man ernstlich den Versuch gemacht, eine „katholische Fraktion" ins Leben zu rufen. Die weite Kluft, welche in Bezug auf die politischen Fragen die kirchlich treuen Abgeordneten und namentlich die Geistlichen unter denselben getrennt hielt, hatte den Versuch zum Scheitern gebracht.

Diesmal wurde er nicht wieder erneuert, wohl aber behielten die Katholiken miteinander Fühlung und suchten, wo immer es anging, in Kraft gemeinsamer Verständigung den Grundsätzen ihrer Kirche Geltung zu verschaffen. Vorab in der Schulfrage hatten sie wacker gekämpft, und da sich nichts weiter erreichen ließ, wenigstens durch eine öffentliche Erklärung Verwahrung eingelegt. Groß war die Zahl dieser Katholiken freilich nicht. Die Kundgebungen, welche sie in der Schulangelegenheit an das Ministerium und an den König richteten, trugen aus beiden Kammern zusammen nur 18 Unterschriften; aber die Entschlossenheit ihres Auftretens erregte beim katholischen Volke laute Freude. „Im ‚Kirchenblatt' habe ich im Dezember", schrieb Gelshorn jubelnd, „Eurem berühmten Protest in der Schulfrage ein Monument gesetzt; im ‚Volksblatt', wo Ihr mit den griechischen Helden verglichen werdet, hat es mein edler Freund Bartscher von Hellinghausen gethan." Auch die beiden Abgeordneten für Höxter hatten wacker das Ihrige beigetragen; in einem begeisterten Schreiben sprach unter dem 10. Januar 1850 der Piusverein von Höxter ihnen die Anerkennung aus:

„Es ist vorzugsweise das neue, unsern Augen enthüllte Bild Ihrer rastlosen Wirksamkeit, womit Sie das Recht auf die Jugendbildung und deshalb auch auf die Schulen als ein göttliches behauptet und gewahrt haben, was uns mit der größten Hochachtung und Dankbarkeit gegen Sie erfüllt hat."

Für mancherlei Kritik und Bemängelung, welcher sich die aufopfernden Männer in dieser bewegten Zeit von seiten Außenstehender preisgegeben sahen, waren solche Worte eine wohlthuende Entschädigung. War doch Linhoff selbst mit einem Freund und Gesinnungsgenossen wie Gelshorn in Erörterungen verwickelt worden. Er machte ihnen am 4. Februar 1850 mit der einfachen Erklärung ein Ende: alle seine Abstimmungen könne er, ohne schamrot zu werden, vor dem Freunde rechtfertigen.

Auf die Adresse des Piusvereins in Höxter verfaßte Linhoff das Dankschreiben; es enthielt manches ernste, katholische Wort:

„Als wir dem an uns ergangenen ebenso ehrenvollen als mit schwerer Verpflichtung verbundenen Rufe folgten, konnten wir keinen Augenblick zweifelhaft sein, daß wir in richtiger Auffassung der Ermahnung des göttlichen Heilandes: ‚Strebet zuerst nach dem Reiche Gottes!' vor allem für die Freiheit und Unabhängigkeit sowie — was nicht davon zu trennen — für die unbedingte Lehrfreiheit unserer heiligen Kirche einzustehen haben würden und daß wir darum uns nach einer von ihren untrüglichen Organen ausgehenden Richtschnur umzusehen hätten. Als eine solche erkannten wir gleich anfangs die Denkschrift der in Würzburg versammelten Erzbischöfe und Bischöfe Deutschlands, später, bei deren Erscheinen, nicht minder die Denkschrift der katholischen Bischöfe in Preußen....

„Mehr noch als die böswilligen Widersacher zu bekämpfen, wird es darauf ankommen, die unzähligen ‚Gegner aus Unwissenheit' durch Wort und That zu überzeugen, jene nämlich, welche vermeinen, daß es den eifrigen Katholiken nur um die Erreichung einseitiger, einer von ihnen gänzlich mißverstandenen Hierarchie dienender Zwecke zu thun sei, weshalb sie dieselben noch immer mit einer gewissen Verachtung ‚Ultramontane' nennen, eine Bezeichnung, worin Unterrichtete nur einen Ehrentitel erblicken können.

„Durch den überall sich zeigenden Widerstand noch mehr zum angestrengten Wirken angefeuert, und gestärkt im Hinblick auf den, welcher seinen Beistand denen nicht versagt, welche ihn darum bitten, wollen wir nicht ablassen, der Glaubenslosigkeit, ja Glaubensfeindlichkeit, dem größten, um nicht zu sagen einzigen Übel unserer Zeit, entgegenzuarbeiten, und auf jede Weise darzuthun bemüht sein, daß in der Nachfolge Christi allein dauerndes Heil gefunden werden kann.

„Das sind die Gedanken und Vorsätze, welche das wahrhaft vom christlichen Geiste durchdrungene Schreiben (des Piusvereins) in uns erweckt und, so Gott will, befestigt hat."

Während Linhoff noch in Berlin arbeitete, war in dem für das bevorstehende Erfurter Parlament gebildeten Wahlkreise Höxter-Warburg-Paderborn viel und ernstlich in Erwägung gezogen worden, ihm auch für Erfurt das erste der beiden Mandate anzuvertrauen. Die einen wollten den Assessor Rodehuth, die andern Osterrath ihm als Genossen an die Seite geben; über die Person Linhoffs aber waren alle einig. Aus der Wahl zu Anfang Februar 1850 ging jedoch statt seiner sein Freund Gelshorn

hervor. „Dich und Osterrath wollte man nicht wählen," schrieb dieser selbst am 7. Februar an Linhoff, „um euch durch die heikle Geschichte als katholische Beamte nicht unmöglich zu machen; ihr beide seid hier sonst in der Gegend sehr hoch angeschrieben."

Das offene Auftreten als Katholik hatte bis dahin Linhoff bei seiner Regierung noch kaum geschadet. Als er nach einer kleinen Urlaubsreise in die Heimat sich am 20. März 1850 in Minden seinem Präsidenten wieder vorstellte, erklärte ihm dieser, daß er gegen die früher zugestandenen Assessor-Diäten von 400 Thalern fernerhin wieder beim Kollegium in Minden beschäftigt werden könne. Aber schon 2. April traf von Berlin die Verfügung ein, derzufolge sein Gehalt auf 600 Thaler erhöht werden sollte.

Fürs erste begann nun wieder die stille, emsige Beamtenthätigkeit; aber im Juni mußte Linhoff aufbrechen, seinen Wahlkreis zu bereisen. Am 11. Juni kam er gerade rechtzeitig in Höxter an, um die Führer der Geistlichkeit alle bei einer Dekanatsversammlung beisammen zu finden. Die Mobilmachung im November 1850 ließ ihn unberührt, da das Kammermandat seine Anwesenheit in Berlin erheischte. Am 19. November brach er dahin auf. Zur Vorbereitung hatte er noch am Morgen der Abreise die heiligen Sakramente empfangen. Allein schon am 4. Dezember wurde die Kammer bis zum 3. Januar 1851 vertagt. Gleichwohl war dieser kurze Aufenthalt nicht ohne Bedeutung. Am Abend des 25. November traf Kardinal-Erzbischof v. Geissel in der Hauptstadt ein, um dem König seine Huldigung darzubringen. Während er der Bewilligung der Audienz harrte, säumte er nicht, mit den katholischen Abgeordneten persönlich in Verbindung zu treten. Auch bei Linhoff gab er seine Karte ab; am 27. November weilte Linhoff zur Besprechung bei dem Kardinal.

Vom 3. Januar bis zum 31. März 1851 hatte Linhoff in Berlin wieder mitzutagen. Von Zugehörigkeit zu einer Fraktion ist jetzt nicht mehr die Rede, aber während des Februar und März verzeichnet er häufigere Besuche im Keller bei der Herkulesbrücke; es handelt sich wohl bereits um die Zusammenkünfte der katholischen Abgeordneten, aus welchen die nachmals so ruhmreiche „katholische Fraktion" schon ein Jahr später emporgewachsen ist.

Solche Kammersessionen waren für Linhoff eine vielbewegte Zeit. Nicht nur mehrte sich für ihn die eigentlich parlamentarische Arbeit und das Auftreten vor dem Hause, auch die Anforderungen des gesellschaftlichen Lebens waren nicht gering. Es drängten sich förmlich die Soireen, die

Bälle, die parlamentarischen Diners, die Einladungen bei Ministern und hohen Staatsbeamten. Pflichtgemäß machte Linhoff alles mit; zwischenhinein frönte er seiner Schwäche für Konzert und Oper. Aber dies alles brachte keinen Wandel in sein religiöses Leben. Auch hier im geselligen Strudel der Hauptstadt blieb er bei dem monatlichen Empfang der Sakramente. Reichlich flossen seine milden Gaben. Obenan stand Monat für Monat das Berliner katholische Krankenhaus. Dazu kam neben dem Kölner Dombau der Xaverius-Missionsverein und seit April 1850 der Bonifaciusverein. Die katholische Kirche in Brandenburg und das Kloster in Rittberg hatten ihren Anteil; die Armen wurden nicht vergessen. Statt des früheren Berliner Leibblattes hielt Linhoff jetzt standhaft an den katholischen Zeitungen.

Am schönsten giebt sein kirchlicher Sinn sich zu erkennen in verschiedenen Schreiben, durch welche er die Verbindung der katholischen Vertreter in der Kammer mit dem Episkopate der Monarchie aufrecht zu erhalten bestrebt war. Das erste derselben datiert bereits vom 11. Oktober 1849; es richtet sich an seinen Diözesanbischof Drepper von Paderborn.

„Ew. Bischöfl. Gnaden wird die Erklärung des Ministers der geistlichen Angelegenheiten nicht entgangen sein, welche derselbe am 5. d. M. in der ersten Kammer über die Denkschrift der katholischen Bischöfe in Preußen abgegeben hat. . . .[1]

„Mehreren Freunden und mir drängte sich die Frage auf, ob es nicht die Pflicht der katholischen Mitglieder der ersten Kammer gewesen sei, auf die Äußerung des Ministers eine Erwiderung folgen zu lassen. Eine Anfrage bei diesen ergab aber, daß eine solche aus dem Grunde unterblieben, weil ihnen die Verhandlungen zwischen den Herren Bischöfen und dem Ministerium gänzlich unbekannt geblieben seien.

„Um nicht in die peinliche Lage zu geraten, bei einer etwaigen ähnlichen Auslassung von der Ministerbank in der zweiten Kammer ebenfalls bloß aus Unbekanntschaft schweigen zu müssen, haben wir uns zu einer Anfrage bei den bezüglichen Herren Bischöfen vereinigt, und mir ist der ehrenvolle Auftrag geworden, Ew. Bischöfl. Gnaden ganz ergebenst anheimzustellen, sich hochgeneigtest äußern zu wollen, ob und eventuell in welcher Weise Hochdieselben für den vorbezeichneten Fall eine Entgegnung für angemessen halten sollten."

Da der Bischof durch Domkapitular Freusberg antworten ließ, der von lange her mit Linhoff bekannt war, so richtete von nun an Linhoff seine Mitteilungen und Winke für den Oberhirten zunächst an diesen. Als Bischof Drepper im Oktober 1850 zu Minden die Firmung hielt, hatte Linhoff mit ihm eine persönliche Besprechung. Vier Monate später boten

---

[1] Vgl. Pfülf, Kardinal v. Geissel I, 682 f.

die Vorgänge beim Parlamente neuerdings eine Veranlassung, sich an den Bischof zu wenden. Der Brief aus Berlin trägt das Datum vom 19. Februar 1851:

„Ew. Bischöfl. Gnaden halte ich mich für verpflichtet, auf die Erklärung des gegenwärtigen Ministers der geistlichen Angelegenheiten, v. Raumer, ehrerbietigst aufmerksam zu machen, welche derselbe in der 20. Sitzung der zweiten Kammer vom 5. Februar d. J. über die Grundsätze, nach welchen bei der Ordnung der Angelegenheiten der evangelischen Kirche von jetzt an verfahren werden soll, auf feierliche Weise abgegeben hat.

„Ich würde es nicht unternehmen, Ew. Bischöfl. Gnaden mit diesen Zeilen zu behelligen, wenn es mir nicht wahrscheinlich erschiene, daß Ihre wichtigen und umfassenden oberhirtlichen Berufsgeschäfte das Verfolgen der überdies nicht selten unerquicklichen Kammerverhandlungen verhindern dürften.

„Wie eine Vergleichung mit den Erklärungen des früheren Kultusministers v. Ladenberg sowohl in den nur zu bekannten ‚Erläuterungen' vom 15. Dezember 1848 [1] als auch bei Gelegenheit der Beratung der bezüglichen Artikel der Verfassungsurkunde in beiden Kammern, namentlich in der zweiten Kammer in der 50. Sitzung vom 9. November 1849, ergeben wird, ist das bisherige System, wonach der König das bis jetzt ausgeübte Kirchenregiment aus der Hand geben wollte, verlassen. Statt dessen wird das Kirchenregiment des Landesherrn, welcher der Kirche mit seinem Ansehen und seiner Macht dient, als die feste Stütze bezeichnet, an welcher die evangelische Kirche die Stürme künftiger Zeiten überdauern werde.

„Ew. Bischöfl. Gnaden werden in Ihrer Weisheit erwägen, ob ein solcher Systemwechsel Veranlassung bietet, Garantien zu verlangen, daß daraus nicht etwa Gefahren für die Rechte der katholischen Kirche in Preußen erwachsen. Denn das dürfte nicht zweifelhaft sein, daß ein großer Unterschied darin liegt, ob der Landesherr zugleich an der Spitze einer Religionsgesellschaft steht oder ob er über die verschiedenen Konfessionsverwandten herrscht, ohne einem Glaubensbekenntnis zugethan zu sein anders als in seinem Gewissen und nach seiner Überzeugung. Dies scheint auch der Minister selbst gefühlt zu haben, indem er sich in der gestrigen Sitzung der zweiten Kammer, wenn auch auf wenig überzeugende Weise, bemüht hat, darzuthun, daß die beregte Änderung nicht eingetreten sei."

Der Bischof von Paderborn antwortete 5. März auf das verbindlichste. „Es freut mich," bemerkte er dabei anerkennend, „daß ihr Ultramontanen euch in der Kammer schon einen Namen erworben habt, wenn er auch bei der Kreuzzeitung nicht im besten Geruche steht."

Die liebenswürdige Zuschrift des Diözesanbischofs machte auf Linhoff einen so erhebenden und ermutigenden Eindruck, daß er sich nun entschloß, einmal über alle seine Sorgen, mit welchen die Erfahrungen in Berlin ihn für die Kirche in Preußen erfüllt hatten, seinem Bischof rückhaltlos das Herz auszuschütten. Er wählte dazu seinen Namenstag, den 19. März 1851:

[1] Vgl. Pfülf a. a. O. I, 672.

„Von der in dem hochgeehrten Schreiben vom 5. d. M. mir gütigst erteilten Erlaubnis mache ich schon gegenwärtig Gebrauch, überzeugt, daß ich den Josephstag nicht besser anwenden kann, als wenn ich mit dem hochwürdigsten Herrn Bischof mich in Verbindung setze, und in der Hoffnung, daß Ew. Bischöfl. Gnaden die Mitteilungen mit derselben Nachsicht wie früher aufnehmen werden.

„Die Äußerungen des Kultusministers v. Raumer, worüber sich mein ehrerbietigstes Schreiben vom 19. v. M. verbreitete, gewinnen leider durch neue Vorgänge eine Bedeutung, welche bei mir und meinen Freunden nicht geringe Besorgnis erregt. Wurde damals offen ausgesprochen, daß der König als membrum praecipuum der evangelischen Kirche mit seiner Macht und seinem Ansehen diene, so verkündigt die ‚Neue Preußische Zeitung‘ — das Organ derjenigen Partei (Gerlach, v. Kleist-Retzow), welcher sich v. Raumer sichtlich anschließt — in einer Reihe von Leitartikeln mit einer seit dem Jahre 1848 unerhörten Unverschämtheit, daß die Regierung endlich den Beruf von Preußen als eines protestantischen Militärstaates erkenne und anerkenne, und als Gerlach kürzlich darüber zur Rede gestellt wurde, war die Antwort, es sei doch einmal nicht anders.

„Bringt man hiermit die neueste Erklärung des Ministers bei Gelegenheit der Verhandlung über den Etat des geistlichen Ministeriums in Verbindung, welche dem Vortrage des Abg. Landfermann über die Notwendigkeit der endlichen Dotation der evangelischen Kirche und der Erwiderung des Abg. Rohden folgte, so drängt sich unwillkürlich der Gedanke auf, daß von nun an die evangelische Kirche als die bevorzugte und herrschende, die katholische nur als die geduldete, als ein Stiefkind behandelt werden soll.

„Während die Verfassungsurkunde beide Kirchen nebeneinander nennt, um, wie sich die ‚Erläuterungen‘ ausdrücken, darzuthun, daß diese in der ihnen zustehenden feierlich verbrieften Stellung nicht beeinträchtigt werden sollen, während nach Art. 15 das Rechtsverhältnis einfach dahin festgestellt ist, daß beide Kirchen ihre Angelegenheiten selbständig ordnen und verwalten, beide im Genuß und Besitz der für ihre Kultus-, Unterrichts- und Wohlthätigkeitszwecke bestimmten Anstalten, Stiftungen und Fonds bleiben, deren sie sich bei Erlaß der octroyierten, bezw. bei der Verkündigung der Verfassungsurkunde vom 31. Januar 1850 zu erfreuen hatten, während danach von Ansprüchen auf fernere Unterstützungen, soweit sie nicht auf einem Rechtstitel beruhen, nicht die Rede sein kann, jedenfalls nicht anders als bei gleichzeitigen Zuwendungen an beide je nach der Zahl der Konfessionsverwandten, wird von demselben Ministerium, welches mehr als einmal versprochen hat, mit der Revolution, also mit jeder Rechtsverletzung, zu brechen, eine Stellung eingenommen, als wäre ausschließlich oder wenigstens vorzugsweise auf die Protestanten Rücksicht zu nehmen, als könne von den 6—7 Millionen Katholiken erst in zweiter Linie geredet werden.

„Niemand wird dieser Folgerung widersprechen können, welcher erwägt, daß die Bulle De salute animarum trotz aller feierlichen, bis in die neueste Zeit reichenden Erklärungen (als ich während der vorigen Sitzungsperiode einmal mit v. Ladenberg über die Ausführung derselben mich unterhielt, äußerte derselbe, er müsse offen bekennen, es sei ihm unerklärlich, wie jene so lange hingehalten) noch nicht ausgeführt ist, daß Hunderte von Rechtsansprüchen noch unbeachtet geblieben sind und daß desungeachtet eine neue Dotation der evangelischen Kirche aus Vergünstigung in Aussicht gestellt wird, ohne mit einem Worte der zunächst zu erfüllenden Verpflichtungen gegen die katholische Kirche zu gedenken. . . . . .

„Ew. Bischöfl. Gnaden und die übrigen Herren Bischöfe werden gewiß die Ansicht teilen, daß eine Vergleichung zwischen den für beide Kirchen bestimmten Mitteln erst dann angestellt werden kann, wenn entschieden ist, welche Summen auf rechtlicher Verpflichtung, welche auf freier Bewilligung beruhen. Ein sehr unterrichteter Mann äußerte, das Ergebnis dieser Trennung werde sein, daß von den Beträgen für die katholische Kirche noch nicht $^1/_{50}$ anders als aus Rechtsansprüchen herzuleiten sei. Wie dagegen bei den Protestanten? Mein enger Gesichtskreis erinnert mich schon an die aus Staatsfonds ohne jeden Rechtstitel gegründeten Kirchensysteme zu Arnsberg, Meschede, Brilon, Marsberg, Attendorn, Belecke u. s. w., sowie daran, daß der Staat für die evangelischen Elementarschulen in Münster, wo so viele hochgestellte und wohlhabende Protestanten wohnen, 600 Thaler jährlich zahlt.

„Ebenso glaube ich nicht zu irren, wenn ich annehme, daß dieselben allein berechtigten Vertreter der Katholiken in Preußen den unzweifelhaft für das Jahr 1852 zu erwartenden Forderungen für die evangelische, verhältnismäßige für die katholische Kirche entgegensetzen und frühzeitig anmelden werden.

„Nach dieser Auseinandersetzung erlaube ich mir, Ew. Bischöfl. Gnaden Augenmerk noch auf einen andern wichtigen Punkt zu lenken, auf die katholische Abteilung im Kultusministerium. Früher bestand dieselbe aus einem wirklichen Direktor (v. Düesberg), zwei ordentlichen Mitgliedern (Schmedding und Aulike) und mindestens einem Hilfsarbeiter (Reg.-Rat Matzerath). Gegenwärtig fehlt ein Direktor, indem der Geh. Ober-Reg.-Rat Aulike nur mit der Geschäftsleitung beauftragt ist. Außer demselben sind der Geh. Justizrat v. Ellerts und der Assessor Ulrich nur als Hilfsarbeiter anzusehen, da keiner von beiden definitiv angestellt ist. Wenn das Staatshandbuch den Geh. Reg.-Rat Brüggemann als Mitglied der katholischen Abteilung aufführt, so ist das eine Unwahrheit, indem derselbe, worauf ich noch zurückkommen werde, ausschließlich in der Unterrichtsabteilung beschäftigt und demselben nur gestattet ist, nach Belieben den Sitzungen der katholischen Abteilung beizuwohnen.

„Es ist mir recht wohl begreiflich, daß die Herren Bischöfe an diesen Gegenstand nur mit einer gewissen Vorsicht herantreten können, ebenso unzweifelhaft aber auch, daß für die Katholiken die größten Nachteile erwachsen werden, wenn die Abteilung bis zur völligen, voraussichtlich erst nach zehn Jahren, vielleicht nie, durchzuführenden Auseinandersetzung zwischen Kirche und Staat nicht wiederhergestellt und mit einer bis jetzt fehlenden, Allerhöchst zu genehmigenden, bestimmten Instruktion über die von ihr ausschließlich oder in Gemeinschaft mit der Unterrichtsabteilung zu bearbeitenden Gegenstände versehen wird.

„In der Unterrichtsabteilung wurde vor Jahren das katholische Elementarschulwesen von dem Geh. Reg.-Rat Brüggemann bearbeitet, dem auch die katholischen Gymnasien und Universitäten zur Bearbeitung überwiesen sind. Später mußte er sich in jenes mit dem famosen Geh. Rat Stiehl teilen, zuletzt ganz darauf verzichten. Daß ein solches Verfahren nicht länger fortdauern darf, braucht kaum angedeutet zu werden. Wohlunterrichtete glauben sogar, es müsse darauf gedrungen werden, daß fortan das katholische Unterrichtswesen in Gemeinschaft mit der vorher zu vervollständigenden katholischen Abteilung bearbeitet werde."

Alles dies war nur erst ein Teil von Linhoffs Sorgen und Klagen. Es gereichte ihm zur Beruhigung, alles einmal ausgesprochen und an

sicherem Orte niedergelegt zu haben, um so mehr, da mit diesem Schreiben seine parlamentarische Laufbahn bereits ihr Ende gefunden hatte.

Nach so glücklichen Anfängen wäre für menschliche Voraussicht freilich kaum anders zu erwarten gewesen, als daß Linhoff durch das Vertrauen seiner katholischen Landsleute dauernd an das Parlament gefesselt bleiben würde. An der Seite seiner Freunde Osterrath, Rohden, Plaßmann, v. Mallinckrodt u. s. w. würde er in selbstloser Hingebung wie diese, kämpfend für das Recht und die Freiheit der Kirche, sich aufgerieben haben. Seine Beamtencarriere würde dann wohl beim Regierungsrat, oder wenn es gut ging, beim Sessel eines Oberregierungsrates ihren Abschluß gefunden haben. Alles sollte anders kommen.

Mitten unter den parlamentarischen Sorgen gelangte am 7. März ein Brief aus Münster in seine Hände. Regierungsrat Wolf, der bisher die Stellung eines Oberpräsidialrates daselbst innegehabt, jetzt aber im Begriffe stand, in die Direktion der Aachen-Düsseldorfer Eisenbahngesellschaft einzutreten, fragte bei Linhoff an, ob er geneigt sei, die Funktionen eines Sekretärs beim Oberpräsidenten zu übernehmen. Es sei von doppelter Wichtigkeit, daß ein mit den Verhältnissen Westfalens ganz vertrauter Mann an diese Stelle trete, da der für Wolf ernannte Ersatzmann, ein schlesischer Regierungsrat, denselben völlig fremd gegenüberstehe. Da wende sich denn Wolf an Linhoff, überzeugt, „daß der Oberpräsident an ihm eine besonders zuverlässige Stütze haben werde“. Auf das Kammermandat werde Linhoff freilich verzichten müssen; dafür sei die Thätigkeit beim Oberpräsidium weit angenehmer als bei der Regierung, und der Oberpräsident v. Düesberg persönlich „ein sehr angenehmer, wohlwollender Vorgesetzter“.

Noch am gleichen Tage schrieb Linhoff zurück, „er sei gerne bereit, die Stelle, welche ihm ohne sein Zuthun angeboten werde, anzunehmen, auch eventuell das Mandat niederzulegen“. Dem Präsidenten v. Borries aber schrieb er nach Minden:

„Wenngleich das besondere Wohlwollen, dessen ich mich von Ew. Excellenz zu erfreuen gehabt, sowie die interessante Beschäftigung, welche ich bei der königlichen Regierung gefunden habe, mich nicht im entferntesten eine Änderung in meinen dienstlichen Verhältnissen wünschen lassen, so habe ich dennoch geglaubt, die ohne mein Zuthun mir in Aussicht gestellte Gelegenheit, vielleicht der heimatlichen Provinz auf längere Zeit nützlich zu werden, nicht ablehnen zu dürfen.“

Oberpräsident v. Düesberg war ein einflußreicher Mann. Er kannte Linhoff bereits aus persönlicher Begegnung, und da auf eingezogene Er-

kundigungen hin auch der Mindener Regierungspräsident v. Borries diesem das empfehlendste Zeugnis ausstellte, so war in wenig Tagen alles abgemacht. Am 31. März 1851 legte Linhoff sein Mandat in der Kammer nieder; am 3. April war er in Münster, am 8. April war er in seinem Amtskreis völlig eingewiesen, und alles ging nun seinen geregelten Gang.

(Fortsetzung folgt.)

Otto Pfülf S. J.

Zur hundertjährigen Geschichte der Victoria regia Lindley.

Im Jahre 1852 gab Wilhelm Hochstetter, „Universitätsgärtner im botanischen Garten zu Tübingen", eine botanische Schrift heraus, welche schon durch großes Format und vornehme Ausstattung anzeigte, daß sie nicht gerade die Plebejer im Reiche der Flora behandle. Dem großen Titelblatt folgt die Widmung: „Seiner Majestät dem Könige Wilhelm von Württemberg, dem huldvollsten Beförderer der Künste und Wissenschaften" u. s. w. Ein weiteres Blatt mit decimeterbreitem Rande bringt ein Vorwort aus der Feder Hugo v. Mohls, des bekannten Botanikers, der in der Mitte des 19. Jahrhunderts zu den botanischen Berühmtheiten zählte. Vor dem Titel ist eine große kolorierte Tafel eingeheftet, welche nur eine einzige Abbildung zeigt, eine Blüte von etwa 3 dm Durchmesser über einer blauschwarz gehaltenen Wasserfläche. Der erste Blick auf das Bild läßt uns sagen: Das ist die Blüte, die große, schöne, rotweiße Blüte der Victoria regia. Auch die Schrift Hochstetters, welche nach einer Einleitung des Verfassers endlich anheben kann, befaßt sich ausschließlich mit dieser „königlichen Victoria", vorab mit ihrer Entdeckungsgeschichte und mit ihrer ersten Einführung zu Tübingen.

Die Veranlassung zu Hochstetters Victoria-Werk und zu mehreren andern Schriften über die Victoria, welche um dieselbe Zeit erschienen, war ein von den Leitern botanischer Gärten und von den Freunden exotischen Pflanzen- und Blütenschmuckes seit Jahren ersehntes, endlich eingetroffenes freudiges Ereignis: Ende des Jahres 1849 öffnete sich die erste Blüte der Victoria regia auf europäischem Wasser, 1850 und 1851 folgten weitere glückliche Kulturen der großen Wunderblume in den ersten Gärten Europas, Amerikas und Asiens. Zehn Lustra sind also verflossen, seitdem unsere bevorzugtesten Pflanzengärten ihre schönste Bewohnerin erhalten haben und seitdem sich die ganze Größe und Schönheit der Victoria regia durch volle Entfaltung von Blatt und Blüte auch in unserer gemäßigten Zone gezeigt hat.

Noch eine zweite Erinnerungsfeier könnte die Victoria gegenwärtig begehen. Sind es 50 Jahre, daß das vielverwöhnte Auge des Europäers die tropische Königin der Wasserpflanzen als Gewächs seiner Heimat zum erstenmal bewundern konnte, so sind es 10 Decennien, daß sich die Victoria, die riesige amerikanische Schwester unserer heimatlichen Teichrosen, von europäischen Forschern in den Gewässern Südamerikas auffinden und allmählich in Europa bekannt machen, gleichsam ihren Besuch anmelden ließ.

Heutzutage ist die Victoria regia keine Fremde mehr in der Fremde, in Europa und durch Europa ist sie berühmt geworden. Fast jeder, der liest, wird von ihr gelesen haben, und viele Menschen haben seit Jahren Gelegenheit, sie zu sehen und zu bewundern.

Die Erinnerung an Gesehenes aufzufrischen und über das Gesehene oder doch im Anschlusse an Gesehenes zu belehren, ist zunächst der Zweck der folgenden Ausführungen. Dieselben sind aber in der Darstellung so gehalten, daß der Pflanzenfreund, dessen Wohnung weit abseits liegt von unsern modernen, so sehenswerten botanischen Gärten mit ihren Victoria-Häusern, in ihnen einen kleinen Ersatz für die Pflanze selbst hat und daß er — bei gegebener Gelegenheit — zu einem verständnisvolleren Schauen befähigt sei.

Zunächst bringen wir einiges zur Entdeckungs- und „Kultur"geschichte der Pflanze.

Es ist fast Brauch geworden, die Geschichte irgend eines Dinges oder einer Einrichtung mit ihrer Vorgeschichte zu beginnen. Nun die prähistorische Zeit der Victoria regia reicht jedenfalls sehr weit zurück. Ihre Schwimmblätter schaukelten sich auf den südamerikanischen Gewässern längst bevor ein prähistorisches Kulturvolk Südamerika bewohnte, auch bevor der sogen. „Tertiärmensch" Ameghinos fast kulturlos seine Knochen den Pampasschichten zur Aufbewahrung übergab. — Die Menschen wanderten vielfach hin und her auf der kleinen Erde, wer mag es wissen, ob nicht auch die königliche Victoria, die Königin der Wasserpflanzen, in ihrer prähistorischen Zeit ein Reich bewohnte und beherrschte, das über ihr heutiges, das tropische Südamerika, weit hinausging? Jedenfalls verdient es Beachtung, wenn Caspary, der die eingehendsten Studien über Victoria regia und ihren ganzen Verwandtenkreis, die Familie der Nymphäaceen oder Teichrosen gemacht hat, fand, daß gewisse Samen vorweltlicher Pflanzen, welche z. B. in der Braunkohle der Wetterau, dann auch in der Schweiz und in norddeutschen Torfmooren mehrfach entdeckt wurden, mit den Samen der Victoria regia große Ähnlichkeit haben. Aber aus der Samenähnlichkeit darf zunächst noch nicht gefolgert werden, daß auch die Teiche der Wetterau und Norddeutschlands einstmals Nymphäaceen-Schwimmblätter trugen von der Größe und Form unserer Victoria. — Es tauchte auch neuerdings einmal die Behauptung auf, daß die Victoria in ruhigen Gewässern Ostindiens gefunden worden sei; ob diese Angabe sich bestätigt hat oder sich noch bestätigen wird, ist uns unbekannt.

Aber lange bevor die königliche Wasserlilie des tropischen Südamerika den Kulturvölkern der Alten Welt bekannt wurde, hatte sie schon Auge und Sinn

der südamerikanischen Indianer gefesselt. Und manche Indianersprache hatte sie benannt, ehe ihr von dem englischen Botaniker und Londoner Professor John Lindley der stolze wissenschaftliche Name gegeben wurde, welcher gewiß nicht wenig zur Berühmtheit und Verbreitung der Pflanze in Europa beigetragen hat. Mehrere der einheimischen Namen sind uns durch die Entdecker der Pflanze bekannt geworden, so Dachocho, Mururu, Morinqua, Vape, Yrupe (Wasserteller) u. a. Am häufigsten findet sich in botanischen Werken die Bezeichnung wiedergegeben, welche die Spanischredenden in Südamerika für die Pflanze gebrauchen; sie lautet Maïs del agua (Wassermais) und erinnert an die Größe und Verwendung der Samen.

Bei der Größe des Blattes und der Blüte, bei den so augenfälligen besondern Gestaltsverhältnissen beider, bei der fleißigen Durchforschung, welche gerade dem spanischen Südamerika zu teil wurde und welche besonders von Missionären systematisch und in wissenschaftlicher Art betrieben wurde [1], erscheint es von vornherein wenig wahrscheinlich, daß die vielfach so verbreitete und durch kilometerweite Bestände sich verratende Pflanze erst vor 100 Jahren von seiten eines Europäers eingehendere Beachtung gefunden habe. Vielleicht daß noch nicht veröffentlichte Berichte von Reisenden des 17. und 18. Jahrhunderts uns später mit gleich warmen und begeisterten Worten von der amerikanischen „Wasserriesin" erzählen wie die Reisenden, welche sie in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts an ihren verschiedenen Heimstellen antrafen. Bis jetzt muß das Jahr 1801 (1800 ist jedoch nicht sicher ausgeschlossen) als Entdeckungsjahr gelten und der Botaniker Thaddäus Hänke, geb. am 5. Oktober 1761 zu Kreibitz in Böhmen, als ihr Entdecker. Wir erwarten gerade nicht, daß ein Leser uns hier den XVI. Band des „Brockhaus", erschienen 1895, entgegenhalte mit dem Bemerken, da sei weder von einem Entdecker Hänke noch vom Jahre 1801 etwas zu finden, sondern zu lesen, daß die Pflanze 1827 von Bonpland entdeckt wurde. Bekanntlich ist der „Brockhaus" nicht gerade unfehlbar, auch nicht in naturgeschichtlichen Dingen, und in der angeführten kurzen Mitteilung, die übrigens nicht der einzige zu beanstandende Satz in dem Artikel Victoria regia ist, finden sich mehrere Fehler. Einmal ist Bonpland nicht der erste Entdecker, wie wir darthun werden, sodann wurde die Pflanze nicht erst 1827 entdeckt, endlich fällt auch der Fund Bonplands nicht ins Jahr 1827 — damals war Bonpland Gefangener des Diktators von Paraguay, Dr. Francia —, sondern ins Jahr 1819.

Aber nicht bloß Bonpland wurde und wird noch in der Litteratur als der erste Entdecker der Victoria regia angeführt, auch der Franzose d'Orbigny und die Deutschen Pöppig und Rob. Schomburgk werden verschiedentlich, wie wir unten näher darthun, als die Entdecker der Victoria gefeiert. Thatsächlich haben die genannten vier Forschungsreisenden auf ihren Fahrten und Wanderungen die schöne Pflanze angetroffen und in begeisterten Worten beschrieben, aber ihre Reisen sind zeitlich fast durch volle 40 Jahre voneinander getrennt, wenn wir

---

[1] Vgl. die jüngst erschienene Schrift von A. Huonder S. J., Deutsche Jesuitenmissionäre des 17. und 18. Jahrhunderts. Freiburg 1899.

die Hänkesche mitzählen. Jeder dieser Männer glaubte auch der Entdecker der Pflanze zu sein, vielleicht d'Orbigny ausgenommen, der schon wissen mochte oder doch sehr bald erfuhr, daß Bonpland die Pflanze vor ihm gefunden hatte.

In kurzer Übersicht lassen sich die Reisen der ersten vier Decennien des 19. Jahrhunderts, auf welchen die Victoria gefunden wurde, wie folgt zusammenstellen. Zu Beginn des ersten Jahrzehnts entdeckte Th. Hänke zusammen mit dem spanischen Missionär La Cueva die Pflanze auf dem Rio Mamoré in Bolivia. Gegen Ende des zweiten Jahrzehnts, 1819, stieß Bonpland auf die große Teichrose an dem Flüßchen Chuelo [Nebenfluß des Amazonas?]. D'Orbigny fand die Pflanzengattung Victoria zum erstenmal, als er im Jahre 1827 den Parana hinabfuhr, in der argentinischen Provinz Corrientes, also sehr weit im Süden. Das vierte Jahrzehnt liefert drei wichtigere Angaben. Der nämliche d'Orbigny fand 1832 die Pflanze an der gleichen Stelle, wo Hänke sie 30 Jahre früher entdeckt hatte, am Rio Mamoré. Im gleichen Jahre 1832 traf Ed. Pöppig etwa 10 ° weiter nördlich an der Mündung des Tefe bei Egas mit der Victoria zusammen. Endlich wurde die Pflanze 1837 von Rob. Schomburgk nördlich vom Äquator auf dem Berbice gefunden.

Bonpland, d'Orbigny, Pöppig, das sind Männer, welche durch ihre großen Forschungsreisen und ihre an diese sich anschließenden wissenschaftlichen Arbeiten über den engen Kreis der Fachgenossen hinaus bekannt geworden sind. Weniger genannt und bekannt sind die ersten Entdecker der Victoria, Hänke und La Cueva. Über den Spanier La Cueva ließ sich nur ausfindig machen, daß er, einer Meldung d'Orbignys zufolge, von Spanien ausgesandt war, um die Vegetabilien Perus kennen zu lernen. Das dürfte indes nur eine Nebenbeschäftigung gewesen sein, denn als 1832 d'Orbigny mit ihm zusammentraf, fand er in ihm einen ehrwürdigen Greis, der als Indianermissionär besonders unter den Guaranis und Karaïben thätig gewesen war. Dem Berichte, welchen bei diesem Zusammentreffen La Cueva an d'Orbigny erstattete über seine 30 Jahre früher auf dem Mamoré zusammen mit dem Botaniker Hänke veranstaltete Entdeckungsfahrt, verdankt es der letztere einzig und allein, daß er der erste Entdecker der Victoria regia genannt werden darf. Nach der Aussage La Cuevas war der deutsche Botaniker von der Schönheit der neugefundenen Pflanze ganz hingerissen, denn der Missionär berichtete, „daß Hänke bei ihrem Anblick auf die Kniee gesunken sei und dem Schöpfer in seinem gewaltigen Erstaunen die heißesten Dankbezeigungen dargebracht habe". Nur ungern sei er von dem Standort der Pflanze geschieden. Eine solche Bewunderung fällt um so mehr ins Gewicht, da sie von einem Manne ausging, der fast die halbe Welt als Botaniker durchreist und Tausende von Pflanzenarten mit dem Auge des wissenschaftlichen Forschers betrachtet hatte.

Suchen wir uns mit den Lebensschicksalen dieses Botanikers, dessen Heimat und Geburtsjahr oben schon genannt wurde, jetzt etwas näher bekannt zu machen. Hänke machte seine höheren Studien (er hatte die Naturwissenschaften gewählt) in Prag. Der Verkehr mit dem älteren Mikan brachte ihn vor allem der Botanik nahe. Einundzwanzigjährig wurde er 1782 in Prag Doktor der Philosophie.

Als fleißiger Pflanzensammler durchzog er jetzt Böhmen, und der botanische Garten in Prag, der 1775 als „k. k. Kräutergarten", umgewandelt aus einem vorher den Jesuiten gehörenden Garten, ins Dasein trat, verdankt Hänke manches Pflänzchen seines reichen Bestandes. Im Jahre 1786 unternahm Hänke eine Forschungsreise in die Sudeten, und seine 1791 in Dresden erschienene Schrift „Beobachtungen auf Reisen nach dem Riesengebirge" wird schon in Sprengels Geschichte der Botanik (1818) sehr gelobt und auch in der späteren Litteratur rühmend genannt. Von seinem böhmischen Aufenthalt wird noch berichtet, daß er in Böhmen den ersten Luftballon steigen ließ. Der Herbst 1786 führte Hänke nach Wien, wo er bei Professor Nikolaus Freiherrn v. Jacquin, dem berühmten Botaniker und verdienten langjährigen Vorstand des k. k. Pflanzengartens in Schönbrunn und des botanischen Gartens der Universität, reiche Anregung und Förderung erfuhr. Doch oft entführte ihn die Wanderlust des Botanikers der Hauptstadt; mehrere Kronländer durchforschte er floristisch, besonders auch die Alpenländer Tirol und Salzburg. So kam das Jahr 1789, das sein Leben in eine andere Bahn lenken sollte. Durch Jacquins Empfehlung wurde er Fisico-botanico Commissionado por S. M. Cattolica mit einem Jahresgehalt von 3000 fl. Er sollte als Botaniker die naturwissenschaftliche Expedition des Spaniers Malaspina mitmachen. Im Sommer 1789 reiste er nach Madrid; als er am 31. Juli in Cadix anlangte, erfuhr er zu seiner Überraschung, daß Malaspina, des Wartens müde, am Tage vorher die Anker gelichtet habe. Auf einem andern Schiffe traf Hänke am 25. November an der Mündung des La Plata ein, aber Malaspina hatte auch schon Montevideo und Buenos Aires verlassen. All das Mißgeschick warf den deutschen Forscher aufs Krankenlager, doch war er in einigen Wochen wiederhergestellt; inzwischen hatte er den Entschluß gefaßt, in einer Landreise etwa längs dem 35. Breitegrade Südamerika zu durchqueren und über die Anden nach Santiago zu gelangen. In knapp zwei Monaten wurde diese Wanderung ausgeführt und endlich der Chef der Expedition am 2. April 1790 in Santiago eingeholt. Die Reisen der folgenden vier Jahre führten Hänke nach Peru und in das obere Amazonasgebiet, nach Mexiko, der Behringsstraße und den Philippinen. Erst 1794 kam er wieder nach Chile, und obwohl er die größte Sehnsucht nach der europäischen Heimat empfand, sollte er doch von da bis zu seinem 1817 erfolgten Tode das spanische Südamerika nicht wieder verlassen. Nach 1½jährigen Wanderungen ließ er sich 1796 in Bolivia bei Cochabamba nieder, und es wechselten jetzt in seinem ferneren Leben Perioden des Reisens mit solchen wissenschaftlichen Stilllebens. Während all seiner Reisen hatte Hänke einen großen Sammeleifer entwickelt, aber wie er selber, so blieben auch seine Sammlungen vom Mißgeschick nicht verschont, denn nur verhältnismäßig wenig von seinen Sendungen kam glücklich in Europa an, — und in der späteren Zeit hatte er schon vielfach die Verbindung mit den Forschern in der Heimat aufgegeben. So mag es auch gekommen sein, daß von dem herrlichen Funde auf dem Mamoré nichts in Europa bekannt wurde. Im Jahre 1800 unternahm nämlich Hänke von Cochabamba aus eine Reise in die Provinz de los Chiquitos, und auf einer der Fahrten während dieser Reise ward die südamerikanische Lotosblume, unsere

Victoria, von ihm erschaut und bewundert. Weitere Reisen machte er von 1804 bis 1806. Obgleich Hänke erst 1817 starb, ist doch seit 1811 kein Brief mehr von seiner Hand nach Europa gekommen. Auch sein Tod war ein recht bedauernswerter; er starb an Gift, das ihm infolge eines Versehens von einer Magd gegeben wurde, erst 56 Jahre alt. — Band VII von Wurzbachs Biogr. Lexikon (1861), dem wir in der gegebenen Lebensskizze meist gefolgt sind, berichtet noch von einer besondern Ehrung des Botanikers Hänke seitens der botanischen Wissenschaft durch Aufstellung einer Pflanzengattung Haenkea. Aber diese Ehrung war nur ein Versuch von kurzer Dauer. Denn das neue, große systematisch-botanische Werk, das die Blütenpflanzen kürzlich zum Abschluß gebracht hat (Engler-Prantl, Die natürlichen Pflanzenfamilien), läßt zwar sogar den zweimaligen Versuch, eine Gattung Haenkea zu schaffen, erkennen, läßt dieselbe aber nicht zu Recht bestehen, so daß der Name Haenkea lediglich eine Beisteuer ist zum Synonymenballast der systematischen Botanik. Hingegen finden sich in Prag und Wien noch ehrende Erinnerungen an den österreichischen Botaniker. Zu Prag bildet das „Herbarium Hänke" einen wesentlichen Teil des großen Universitätsherbars; es enthält den größten Teil des auf Hänkes großen Reisen erbeuteten Pflanzenmaterials. Und die Pflanzensammlungen im Herbarium des k. k. naturhistorischen Hofmuseums zu Wien enthalten von Hänke Plantae Americanae und Reliquiae Haenkeanae[1]. Den letzteren Titel führt auch ein großes Werk, welches der böhmische Botaniker K. B. Presl in den dreißiger Jahren erscheinen ließ und mit 72 Tafeln, die Hänkesche Pflanzenfunde enthalten, ausstattete. Daß Hänke die Victoria regia, welche doch in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts überall in Europa bewundert und gepriesen werden sollte, zuerst entdeckt habe, davon sagen seine Biographien nichts, obgleich schon zu Anfang der fünfziger Jahre und noch früher ganz entschieden darauf hingewiesen wurde. Weshalb Hänke nicht selber die von ihm zuerst gefundene Victoria beschrieben und wissenschaftlich benannt hat, ist nicht bekannt.

Wir kommen jetzt zu Aimé Bonpland, der bekanntlich am Ende des 18. Jahrhunderts mit Alex. v. Humboldt Südamerika durchforschte und bereiste. Nachdem die botanischen Ergebnisse dieser Reise von 1805—1818 in Paris vorab durch Bonpland selber aufgearbeitet worden waren, ging er 1818 zum zweitenmal nach Südamerika, als Professor der Naturgeschichte nach Buenos Aires berufen. Im folgenden Jahre schon war es, daß er die Victoria regia auf dem Rio Chuelo fand. Auch er war wie Hänke außerordentlich überrascht von seinem schönen Funde; vor Freude stürzte er sich eilig ins Wasser und suchte die einzelnen Teile zu erbeuten. In allen Briefen, welche er in der nächsten Zeit schrieb, soll er seine Bekannten über die herrliche Pflanze belehrt haben. Schon er hat Samen der Pflanze gesammelt und dieselben nach Europa an den Pariser Akademiker Mirbel geschickt, sie keimten jedoch nicht. Wahrscheinlich war die langjährige, schon oben erwähnte Gefangenschaft Bonplands Ursache, daß die neu entdeckte

[1] Vgl. Österr. Botan. Zeitschr. 1899, S. 96, und R. v. Wettstein, Die botanischen Anstalten Wiens im Jahre 1894, S. 73.

Königin der Wasserpflanzen auch jetzt wiederum weder wissenschaftlich beschrieben noch benannt wurde. Auch Bonpland, der zweite Entdecker der Victoria, starb in Südamerika (1858), und zwar in gedrückten Verhältnissen — ein scharfer Gegensatz zur hohen Lebensstellung seines ehemaligen Reisegenossen, Alexander v. Humboldt, in Europa.

Ausführlich und fesselnd ist die Schilderung, welche uns d'Orbigny über sein erstes Zusammentreffen mit der Victoria regia bei Arroyo gegeben hat. Er befand sich mit zwei Indianern auf einem Nachen. Da fiel ihm in der Ferne ein Stück der ruhigen Wasserfläche auf, das sich wie eine grüne schwimmende Haut auf dem Wasser ausnahm. Die zwei Indianer sagten ihm, daß man bald zur Pflanze Yrupe („Wasserschüssel") komme. Rasch waren sie ganz nahe an die grüne Stelle herangerudert, und d'Orbigny sah „in der Ausdehnung einer Viertelstunde die Wasserfläche mit kreisrunden 1½—2 m breiten, ringsum senkrecht 5—6 cm hoch aufgestülpten Blättern bedeckt". Diese Worte erklären uns zur Genüge die einheimische Bezeichnung „Wasserschüssel". Doch hören wir weiter. „Das Ganze bildete eine ungeheure schwimmende Fläche, auf der, immer in einiger Entfernung voneinander, herrliche 30—35 cm breite, weiße oder rosarote Blumen schimmerten, deren köstlicher Wohlgeruch die Lüfte erfüllte. In einem Augenblick hatte ich meinen Nachen mit Blättern, Blumen und Früchten der Pflanze angefüllt. Jedes Blatt, auf der oberen Seite glatt, ist auf der unteren Seite von zahlreichen verzweigten und mit Luft gefüllten Rippen bedeckt, wodurch es sich auf dem Wasser schwimmend erhält und im stande ist, einen Menschen zu tragen. Der untere Teil der Blätter, sowie der Blütenstiel und die Frucht sind mit langen Stacheln besetzt; die reife Frucht hat 14 cm im Durchmesser und ist mit schwarzen runden Körnern angefüllt, deren Inneres weiß und sehr mehlig ist." D'Orbigny fertigte in seiner Wohnung die erste Zeichnung der Pflanze an. Er erfuhr bald, daß Bonpland die gleiche Pflanze bereits acht Jahre früher entdeckt habe; und einige Jahre später sollte er davon Kenntnis erhalten, daß Hänke fast zwei Decennien vor Bonpland den gleichen Fund gemacht hatte. Erscheint es seltsam, daß die zwei ersten Entdecker, welche tüchtige Botaniker waren, ihren Fund nicht wissenschaftlich beschrieben und benannt haben, so befremdet das weniger bei d'Orbigny, der nicht in erster Linie Botaniker war. Er that übrigens was er konnte, indem er verschiedene Teile der Pflanze in Spiritus nach Paris schickte. Seine Sendung langte 1828 in schlechtem Erhaltungszustand dort an, und die französischen Botaniker vermuteten danach in der südamerikanischen Wasserpflanze eine neue Art der zwei Jahrzehnte vorher in Ostindien entdeckten großen Teichrose, welche den Gattungsnamen Euryale erhalten hatte. Es sei bemerkt, daß d'Orbigny selber wenigstens später die zwei Pflanzen, welche er 1827 und 1832 fand, für zwei verschiedene, wenn auch sehr ähnliche Arten hielt. — Daß französische Werke nach diesen Funden Bonplands und d'Orbignys die Ehre, zuerst die große schöne Wasserpflanze entdeckt zu haben, für Frankreich in Anspruch nehmen, ist wenigstens noch einigermaßen begreiflich; daß auch England sich die Auffindung der Pflanze zuschreibt, erscheint aber kaum verständlich.

Während d'Orbigny 1832 am Rio Mamoré weilte und die Victoria fand, durchwanderte Ed. Pöppig, bekannt durch sein südamerikanisches Reisewerk und später als Professor in Leipzig, die Gegenden 10 ° weiter nördlich. Auch Pöppig ist die unverdiente Ehre zu teil geworden, als erster Entdecker der Victoria regia bezeichnet zu werden [1]. Er fand die stillen Gewässer an der Mündung des Tefe ganz mit nymphäenartigen Blüten bedeckt, welche von einer riesigen Größe waren. „Es ist", so schrieb er schon 1832, „eine neue Art einer nur in Ostindien beobachteten Gattung," er hatte wie die französischen Botaniker an die Gattung Euryale gedacht. „Die Blumen sind im Durchmesser mehr als spannenbreit, ihre äußeren Petalen (Blumenblätter) schneeweiß, die inneren von prachtvoll violett-purpurbrauner Färbung. Es giebt wahrscheinlich keine größere Blüte unter den Nymphäaceen und unter den bekannteren keine an Farbenglanz jener vergleichbare." Auch er zeichnete die Blüte und zwar in natürlichem Maßstabe. In seinem 1836 vollendeten Reisewerk berichtet er sodann, wie in den unbenannten Kanälen des Hauptstromes Marañon Wasserpflanzen grünen, „die durch abenteuerliche Größe fast an die berühmte Rafflesia Ostindiens erinnern, aber an Farbenpracht sie weit übertreffen. . . . Diese Wasserpflanze ist die von mir benannte Euryale amazonica aus der Familie der Nymphäen, von ungewöhnlichen Dimensionen. Die mit Stacheln dicht besetzten, unten zellenartigen Blätter erreichen die Breite eines Klafters, während die schneeweiße, nach innen purpurrote Blume 10—11 engl. Zoll im Durchmesser mißt. Sie ist die prächtigste Form der ganzen Familie, keineswegs häufig und mir nur in einigen Igarapes (Kanälen) nahe an der Einmündung des Tefe in den Solimoês vorgekommen. Sie blüht im Dezember und Januar." Also Pöppig hat die große Wasserpflanze zuerst mit einem botanischen Namen bedacht, er sah sie an als eine neue Art, amazonica, der ostindischen Gattung Euryale. Diese Euryale war 1806 von den Engländern in Ostindien entdeckt worden, blühte 1833, also gerade nach Abschluß der Reise Pöppigs, zum erstenmal in Berlin; sie zeigt gleichfalls recht stattliche Größenverhältnisse, so Blätter von fast 1 m Durchmesser. Pöppigs Irrtum bei dieser Auffassung der Pflanze war übrigens gering, bilden doch auch in der heutigen Systematik die Gattungen Euryale und Victoria zusammen eine Unterabteilung der Nymphäaceen. Aber trotzdem brachte es dieser Irrtum mit sich, daß die Pflanze ihren ersten botanischen Namen nicht behielt. Während Deutsche und Franzosen sich vor allem bei Entdeckung der Pflanze auszeichneten, blieb es England vorbehalten, die Pflanze durch einen äußerst glücklich und passend gewählten Namen in die Wissenschaft und in die europäischen Gewächshäuser einzuführen. Anlaß dazu wurde eine weitere Entdeckung seitens eines Deutschen.

Auch dieser Deutsche, Robert Schomburgk, geb. 1804 zu Freiburg a. d. Unstrut, wurde wiederholt in wissenschaftlichen wie in populären Werken als derjenige bezeichnet, dem die erste Auffindung der Königin der Gewässer zu

[1] Vgl. z. B. Natur und Offenbarung (1863), Besuch des botanischen Gartens in Kew.

danken sei [1]. Robert Schomburgk verweilte vom Herbst 1835 bis Sommer 1844 fast unausgesetzt in Englisch-Guayana; von 1840 an war er auf seinen Reisen von seinem Bruder Richard begleitet, der sich mehr der Erforschung der Pflanzen- und Tierwelt widmete, während Robert sich vor allem um die geographische Erschließung und Erforschung verdient gemacht hat. Eine der ersten Reisen in das Innere des Landes trat Robert Schomburgk im Dezember 1836 an, eine Fahrt den Berbice aufwärts. Als er am 1. Januar 1837 bis zum 4.° nördl. Br. vorgedrungen war, da „entdeckte er", so berichtet Peschel S. 610, „eine der wunderbarsten Zierden der stillen Pflanzenwelt, die Victoria regia, und von den Samen, die er heimbrachte, stammt die Nachkommenschaft, die wir jetzt in unsern warmen Häusern bewundern". Doch wie es nach dem Vorausgehenden ersichtlich ist, daß Schomburgk nicht der eigentliche Entdecker der Victoria regia genannt werden darf, so ist es auch durchaus unrichtig, daß irgend eine der in Europa gezogenen und zur Blüte gebrachten Victoriapflanzen von Samen herstamme, welchen Schomburgk nach Europa geschickt hat. Trotzdem behält Schomburgks Neujahrsfund seinen Wert. A. v. Humboldt konnte im Jahre 1840 im Vorworte zu R. Schomburgks „Reisen in Guiana" bemerken: „Lindley und Georg Bentham haben bereits einen Teil der mitgebrachten Pflanzen beschrieben und darunter eine prachtvolle Gattung, die Victoria regia, die zu den wundervollsten Bildungen der vegetabilischen Tropenwelt gehört." Der Leser wird sich gern die glückliche Entdeckung mit Schomburgks Worten berichten lassen. Der Forscher war am 1. Januar an eine Stelle gelangt, wo der Berbice an seinem östlichen Ufer ein spiegelglattes Bassin bildete, während sich die Strömung an dem entgegengesetzten Ufer hinzog. „Ein Gegenstand, den ich am südlichen Ufer des Bassins bemerkte, zog meine besondere Aufmerksamkeit auf sich, und da ich der großen Entfernung wegen nicht darüber einig werden konnte, was es eigentlich sei, so trieb ich meine Bootsmannschaft an, stärker zu rudern, und bald hielten wir dem Gegenstand unserer Neugier, einem wahren Wunder der Pflanzenwelt, gegenüber. Alle Mühseligkeiten waren vergessen; ich war Botaniker und fühlte mich in dieser Entdeckung reichlich für alle Entbehrungen belohnt. Ein riesiges Blatt von 5—6′ im Durchmesser in der Form eines Präsentiertellers mit einem oberhalb hellgrünen und unterhalb hell karmoisinroten Rande ruhte auf dem Wasser; mit diesem wunderbaren Blatte stimmten die üppigen Blüten völlig überein, die aus vielen hundert Blumenblättern bestanden, welche von dem reinsten Weiß in vielfachen Abstufungen in das Rosa- und Fleischfarbene übergingen. Das spiegelglatte Wasser war ganz von ihnen bedeckt; ich ruderte von der einen zur andern und fand immer wieder etwas Neues zu bewundern." Sodann wird das Blatt näher beschrieben nach Form und Farbe, Größe und Aufbau, ähnlich wie wir es schon von d'Orbigny und Pöppig vernommen haben. Ihm fielen zum erstenmal die an der Blattunterseite gewaltig vorspringenden Rippen oder

---

[1] Vgl. z. B. O. Peschel, Geschichte der Erdkunde (München 1877); K. Müller, Das Buch der Pflanzenwelt (Leipzig 1869); G. Hartwig, Die Tropenwelt (Wiesbaden 1875).

Nerven des Blattes besonders auf. „Die Rippen stehen bedeutend hervor, sind meist 1″ hoch und strahlen von einem gemeinsamen Centrum aus; die acht Hauptrippen, von denen sich eine große Anzahl kleinerer abzweigen, die wieder von erhabenen Membranen oder Bändern (d. h. tangential verlaufenden Blattrippen) in rechten Winkeln durchkreuzt werden und mit Stacheln besetzt sind, geben dem Ganzen das Aussehen eines Spinngewebes.“ Man denke etwa an das radförmige Netz der Kreuzspinne. Auf dem vierblätterigen, 12—14″ breiten, unterseits bestachelten Kelche „ruht die prächtige Blume, die, sobald sie sich vollkommen entfaltet hat, den Kelch ganz mit ihren Blättern bedeckt. Öffnet sie sich, so ist sie weiß, in der Mitte fleischfarben, was, je älter die Blume wird, sich immer mehr verbreitet, bis es gewöhnlich den folgenden Tag die ganze Blume bedeckt. Ein lieblicher Geruch erhöht die Schönheit derselben nur noch mehr.“ Weiter stromaufwärts wurde die herrliche Teichrose der Tropen noch häufig angetroffen. „Je weiter wir vordrangen, um so riesenhafter wurde sie; eine der größten maßen wir und fanden ihr Blatt 6′ 5″ im Durchmesser, den Rand 5½″ hoch aufgestülpt und die Blume selbst 15″ in der Quere.“ Neu und beachtenswert ist noch die Mitteilung über einen Bewohner dieses Blumenpalastes. „Die Blume wird vielfach von einem Käfer heimgesucht, der den inneren Teil der Scheibe fast gänzlich zerstört und von dem wir oft 20—30 in einer Blume zählten.“

Doch schon ehe R. Schomburgks Reiseschilderungen durch des Forschers Bruder Otto in deutscher Sprache veröffentlicht wurden (1841), war die im Berbice gefundene Pflanze seitens des englischen Botanikers Lindley genau untersucht und bereits im Jahre 1837 mit dem jetzigen wissenschaftlichen Doppelnamen, wie ihn die systematische Botanik verlangt, benannt worden. Das erste Werk über Victoria regia ist die Monographie Lindleys, welche aber in nur 25 Exemplaren gedruckt wurde; sie enthält die Angaben, welche Schomburgk Lindley machte, und die Ergebnisse der Untersuchungen Lindleys. R. Schomburgk selber, der, wie schon angedeutet, weniger Botaniker war, hielt die Südamerikanerin anfangs für eine Schwester unserer weißen Teichrose, für eine neue riesengroße Art der bekannten Gattung Nymphaea. Der Artname war also zu finden. Am 20. Juni 1837, also noch nicht ein halbes Jahr nach der Berbicefahrt, war die jetzt hochbetagte Beherrscherin des britischen Reiches auf den Thron gekommen. Da lag wohl der Gedanke nicht so fern, daß die von dem Deutschen R. Schomburgk, der aber im Auftrage der Londoner Geographischen Gesellschaft Englisch-Guayana bereist und erforscht hatte, gefundene schönste und größte Wasserpflanze, die Königin der Wasserflora, in ihrem Namen mit der mächtigen Beherrscherin der Meere, der neuen jugendlichen Königin von England, in Verbindung gebracht werde. Die Königin Viktoria nahm diese Huldigung der botanischen Wissenschaft an, und die königliche Wasserlilie erhielt den königlichen Namen. R. Schomburgk dachte also zunächst an die Bezeichnung Nymphaea Victoria, aber er mußte das Urteil des Botanikers annehmen, daß die neue Pflanze nicht zur Gattung Nymphaea gestellt werden dürfe, auch einer andern bekannten Gattung nicht beizuzählen sei; so entstand denn die neue Gattung

Victoria und die Art Victoria regia, die königliche Victoria, welche den Autornamen Lindley trägt. Damit ist, wenn wir von kleinlichen Streitereien, ob regia oder regalis oder regina als Artbezeichnung vorzuziehen sei, absehen, die Benennung der seit Jahrzehnten bereits entdeckten Pflanze wohl entschieden, wenn auch in dem Lehrbuch der Botanik von Leunis-Frank unter Hinweis auf den von Pöppig herrührenden Namen Euryale amazonica gesagt wird: „Jetzt wird sie häufiger, obgleich weniger richtig, mit dem von Lindley gegebenen Namen Victoria regia genannt."

Mit dieser englisch-patriotischen Benennung der schönsten Wasserpflanze waren die Franzosen, vorab d'Orbigny, der dritte Entdecker derselben, nicht zufrieden. Die Versäumnis, daß sie nicht gleich nach der d'Orbignyschen Entdeckung von einem Franzosen benannt worden war, ließ sich nicht wieder gut machen, aber d'Orbigny beeilte sich jetzt, im Jahre 1837, wenigstens einen Teil des Autorenruhmes für sich und sein Vaterland zu retten durch Aufstellung einer neuen zweiten Art der Gattung Victoria. Er vertrat nämlich die Ansicht, die von Lindley monographisch behandelte und benannte Art stimme zwar überein mit der 1832 von ihm und früher von Hänke am Mamoré gefundenen Pflanze, nicht aber mit der 1827 von ihm in der Provinz Corrientes entdeckten. Diese letztere Victoria-Art beschrieb er jetzt nach ihren Arteigenschaften und nannte sie, dem ihm befreundeten General da Cruz zu Ehren, Victoria Cruziana. Aber sehr viel hat d'Orbigny damit nicht gewonnen, denn nicht einmal als Varietät wurde die Victoria Cruziana d'Orbignys allgemein anerkannt, da z. B. Richard Spruce, der gute Kenner der Amazonasflora, schreibt, daß dieselbe Wurzel Blumen hervorbringe, welche die Charaktere der Victoria regia und Cruziana vereinigen; andere Forscher sind freilich anderer Ansicht.

Mit dem Auffinden, Beschreiben und Benennen der Pflanze ist die Entdeckungsgeschichte derselben zwar der Hauptsache nach, aber doch noch nicht vollständig abgeschlossen. Die Ermittelung neuer Standorte blieb auch fernerhin von Wert für die nähere Umgrenzung des Wohngebietes. So bestätigte ein Fund Richard Schomburgks im Jahre 1842 auf dem Rupununi (Englisch-Guayana) das Vorkommen der Victoria regia nördlich vom Äquator, was die Entdeckung seines Bruders Robert zuerst bewiesen hatte [1]. Zwischen dem 13. und 14.° südl. Br. traf der Engländer Bridges 1845 die Victoria regia und zwar bei Sta. Anna an den Ufern des Yacuma, eines Nebenflusses des Mamoré. Ein Ritt längs des Ufers führte ihn zu einem schönen Teiche, wo er zu seinem „größten Erstaunen und lebhaftesten Vergnügen" die Victoria regia zum erstenmal sah. „Dort breiteten sich zum wenigsten einige fünfzig Blumen vor meinen Augen aus; ich hätte mich gerne in den See gestürzt, um mir einige Exemplare dieser herrlichen Pflanze zu beschaffen, aber die Furcht vor den Alligatoren, welche in diesen Gewässern sehr häufig sind, hielt mich von meinem Vorhaben ab." Zwei Indianer ruderten ihn bald auf einem Kahn zwischen den Blumen und

[1] Vgl. Rich. Schomburgk, Versuch einer Fauna und Flora von Britisch Guiana (Leipzig 1848).

Blättern hindurch. Die Blätter waren so groß, daß nur zwei in dem Fahrzeug untergebracht werden konnten; ihre Gebrechlichkeit zwang zur größten Vorsicht. „Als ich mit Blättern, Blumen und reifen Kapseln (durch mehrere Fahrten) hinreichend versehen war, mußte ich darauf denken, dieselben sicher auch nach Hause zu schaffen; ich entschloß mich endlich, sie mit Bindfaden an lange Stangen zu befestigen, zwei Indianer nahmen jeder ein Ende der Stange auf ihre Schulter und so traten wir die Rückkehr zur Stadt an." Bridges bemerkt, daß er die Pflanze weiter nach Süden nicht angetroffen habe, auch in Brasilien sei sie durch Weddel ungefähr in der gleichen Breite noch beobachtet worden. Manch gute Wahrnehmung hat Bridges bezüglich der Lebensweise der Victoria gemacht. Die perennierende Pflanze lebt nach ihm in 1—2 m tiefem Wasser, entwickelt sich sehr schnell, trägt erwachsen 20—30 Blatt- und Blütenstiele „in jeder Stufe des Wachsens und Vergehens", besitzt aber nur etwa fünf Blätter, die gleichzeitig in voller Entwicklung auf der Wasserfläche schwimmen und vielfach einem schönen Wasservogel zum Aufenthalt dienen. Die Oberseite von Blatt und Blüte lieben die Sonne — Bridges behauptet, die Victoria nie unter Baumschatten gefunden zu haben —, Wurzelstock, Blattunterseite und Stengel aber das Wasser und zwar das Wasser der sogen. Lagunen, welche einen bedeutenden Wechsel in der Wasserhöhe nicht zulassen; das sind allein die Plätze, „an denen die Pflanze ihre ganze Größe und Pracht entwickelt." — Die Samen, welche Bridges 1846 nach Europa brachte, keimten zwar in ziemlicher Zahl, aber die volle Kultur der Victoria glückte nicht; im Dezember 1846 waren sämtliche Keimlinge eingegangen.

Besonders häufig ist die Victoria jedoch in unmittelbarer Nähe des Amazonenstromes, den ersten zehn Breitegraden südlich vom Äquator, und hier wurde sie fast vom Ostfuße der Cordilleren bis in die Nähe des Atlantischen Oceans angetroffen. Über das östliche Vorkommen berichtet z. B. Freiherr v. Schütz zu Holzhausen, der vom Herbst 1852 bis 1865 fast stets in Peru und Bolivia verweilte; namentlich in den mit dem unteren Ucayali in Verbindung stehenden Seen sei sie sehr häufig, und Blätter von 2 m Durchmesser und 7 kg Gewicht, sowie Blüten von 40 cm Durchmesser und 1½ kg Gewicht seien da keine Seltenheit [1]. Das Vorkommen bei Egas, fast 10° weiter östlich, wurde oben schon gewürdigt. Bei Manaos, etwa 5° weiter ostwärts gelegen, wurde erst vor einigen Jahren von hoher Seite die schöne Victoria gesehen und bewundert [2]. Am 13. Juli 1888 fuhr Therese Prinzessin von Bayern den Solimoës aufwärts, um die Wasserpflanze, welche damals längst in den Aquarien der europäischen großen Gärten in Blüte zu sehen war, an ihrem natürlichen Standort zu suchen. „Ganz verborgen in einer stillen Bucht des Justinosees träumte die Victoria regia ihr vergängliches Blumendasein." Der weitere Satz: „Von allen Seiten hingen Zweige und Blätter sonnewehrend auf sie herab," scheint die Ansicht Bridges',

[1] Schütz-Holzhausen, Der Amazonas (Freiburg, Herder, 1883), S. 120.

[2] Therese Prinzessin von Bayern, In den Brasilianischen Tropen (Berlin, Reimer, 1897), S. 117—120.

daß die Pflanze durchaus schattenflüchtig sei, einzuschränken. Die Reisenden hatten eine wunderbare Tropenwelt vor sich, den kleinen See wie umrahmt von überwuchernder Vegetation, die herrlichsten Lichteffekte, dazu die Bewegungen der buntgefiederten Tropenvögel und der farbenprächtigen Schmetterlinge, endlich „die mächtigen, schneeweißen, am Grunde rosa angehauchten Nymphäen mit ihren riesengroßen, schwimmenden Blättern, welche in solcher Umgebung zu schauen wenig Sterblichen vergönnt ist — es war ein Bild, bei dessen Anblick man von dem Gefühle überwältigt wurde, hiermit die Herrlichkeiten der Schöpfung bis auf die Neige ausgekostet zu haben. — Da es Reisende giebt, welche Monate, ja Jahre am Amazonas zubringen, ohne je der Victoria regia Lindley zu begegnen, konnten wir von Glück sagen, ihrer so bald ansichtig geworden zu sein. Eine war halb geöffnet, eine andere in Knospe, eine dritte schon verblüht. Wir brachen die erstere und einige der schönen, am Rande tellerförmig aufgebogenen Blätter, welche einen Durchmesser von 1,21 m hatten." Aber die schöne halbgeöffnete Blüte, welche man mitgenommen, war sehr kurzlebig. Des Morgens war die Blume weiß gewesen, sie „wurde später, als sie ihren Kelch mehr erschlossen, ganz rosa; und gegen Abend, nachdem sich ihre Farbenpracht langsam, aber stetig gesteigert, erglühte sie im schönsten, zartesten bläulichen Rosenrot". Ihr Durchmesser betrug nach vollständiger Entfaltung nur 25 cm. Noch eine Bemerkung ist von Bedeutung, wenn sie auch wie ernüchternde Prosa in das poesievolle Leben der Blumenkönigin eingreift. „Ehe sich die Blume abends verwelkend schloß, wimmelte es in ihrem Kelche plötzlich von Cyclocephala castanea F., dunkel- und hellbraun gefärbten guayanischen Blatthornkäfern, welche der sterbenden Wasserrose, die sie beherbergt hatte, nun schnöde und treulos entflogen."

Nochmals 5° weiter östlich hatte R. Spruce schon 1850 die Victoria angetroffen bei Santarem, in dessen Umgebung dieser Forscher Jahre hindurch nicht etwa bloß der Riesin unter den Blütenpflanzen des Wassers seine Aufmerksamkeit schenkte, sondern auch manche blühende Wasserpflanzen (Phanerogamen) von fast mikroskopischer Kleinheit sammelte; Grisebach fügt dem in seinem Bericht über die Leistungen in der geographischen und systematischen Botanik für 1850 (1853, S. 65) bei, daß die Victoria längs des Amazonas in den sogen. Lagunen oder vielmehr den Binnenseen, die mit dem Strome in Verbindung stehen, allgemein verbreitet zu sein scheint und daß ihre Blätter während der Regenzeit die Größe von 12′ im Durchmesser erreichen sollen.

Calvary giebt in der monographischen Bearbeitung der Nymphäaceenfamilie (Engler u. Prantl, Die natürlichen Pflanzenfamilien) das Verbreitungsgebiet der Victoria regia von Nord nach Süd genauer an. Danach kommt sie vor von 6° nördl. Br. bis 15° 28′ südl. Br. Es ist klar, daß bei dieser Auffassung die Victoria Cruziana d'Orbigny als eine von Victoria regia verschiedene Art genommen wird. Denn die Correntiner Victoria, 1827 von d'Orbigny entdeckt und 1837 von ihm Victoria Cruziana benannt, geht in den großen Sumpfgebieten des nördlichen „argentinischen Mesopotamiens" fast bis zum 30.° südl. Br. Übrigens ist das nicht die landläufige Auffassung,

da man von den großen „Lagunen“ dieser argentinischen Provinz häufig genug lesen kann, daß ihre klaren Wasserflächen mit der prachtvollen Victoria regia Lindley geschmückt sind. Das von Calvary angenommene Gebiet, welchem eine Ostwest-Ausdehnung von 30 Längengraden zukommt, gehört floristisch und geographisch zum tropischen Amerika und bildet für sich jene Provinz, welche schon lange als Hylaea oder Selvas bezeichnet und neuerdings z. B. von Schumann auch die nordbrasilianisch-guayanensische Provinz des tropischen Florengebietes genannt wird. Also das nördliche und mittlere Brasilien, aber auch die an Brasilien sich anschließenden Teile von Bolivia, Peru, Ecuador, Colombia, Venezuela und Guayana und, falls wir die Victoria Cruziana einschließen, von Paraguay und Argentinien bilden das große Reich der königlichen Victoria [1].

Aber seit 50 Jahren wächst und blüht die Victoria regia nicht bloß auf den stillen Gewässern ihrer Heimat, sondern auch in den großen Gartenaquarien aller fünf Erdteile. In unsere gemäßigte Zone ist sie freilich nicht in der üppigen Fülle ihres natürlichen Standortes eingezogen. Wie könnten ihr auch da große kilometerweite Wasserflächen, deren Wasser 20—25 ° Wärme besitzt, zur Verfügung gestellt werden? Es kann bei uns nur die Einzelpflanze mit ihren riesigen, kreisrunden Blättern, mit ihren breiten, zugleich rosen- und lilienartigen Blüten, mit ihrer überaus raschen Entwicklung und ihrem noch rascheren Verwelken auf den Beschauer einwirken, und die Victoria regia hat als Einzelpflanze im kleinen Bassin oder Kunstteich wirklich viele Tausende von Menschen in Europa in Staunen und Verwunderung versetzt. Aber in ihrer tropischen Heimat waren es die Tausende von Blättern und die Hunderte von Blüten im Rahmen einer tropischen Natur, welche so viele Reisende aufs tiefste ergriffen und entzückten — und solchen Reichtum zaubert uns auch die moderne Gärtnerkunst nicht in unser nordisches Land und Wasser.

Wir gedachten schon oben verschiedener Samensendungen nach Europa und der daran sich anschließenden Keim- und Kulturversuche, welche erfolglos verliefen. Selbst das Protektorat, welches das reiche England gleichsam seit der Benennung der Pflanze über dieselbe ausübte, brachte hierin nicht sehr bald eine Änderung. Erst 1849 — 30 Jahre nach der ersten Sendung — langten Samen beim altberühmten Hortus Kewensis (Kew bei London) an, welche eine erfolgreiche, bis zur Blüte und Samenreife durchgeführte Kultur gestatteten. Man erhielt die Samen am 28. Februar 1849. Schon am 23. März hatte man in Kew sechs hoffnungsvolle Keimlinge, später keimten noch andere Samen. Damit der Erfolg der Kultur um so eher gesichert sei, wurden Keimlinge bereitwillig an andere Gärten abgegeben. Von diesen verschenkten Pflanzen lieferte eine, welche in die herzogliche Gärtnerei zu Chatsworth, den Sitz des Herzogs von Devonshire, gekommen war, die erste europäische Victoriablüte. Sie öffnete sich am 8. November 1849 und wurde bewundert und angestaunt von allen, die Zutritt zum Garten erlangen konnten. Die gleiche Pflanze war für die nächsten Wochen der Reihe

---

[1] Vgl. die Florenkarte von Amerika im Atlas der Pflanzenverbreitung, von O. Drude.

nach mit einer ganzen Anzahl Blüten geschmückt. Der Hortus Kewensis erhielt erst 1850 Victoriablüten. Im nämlichen Jahre 1850 erschloß sich auch die neue Lotosblume zum erstenmal auf europäischem Festland; es war in einem berühmten Garten zu Gent. In Deutschland konnte man das Wunder der Wasserwelt zunächst 1851 in Blüte sehen und zwar im botanischen Garten von Hamburg und im Garten zu Herrenhausen bei Hannover. Der Norden und Süden Deutschlands erhielten die ersten Blüten 1852. In Berlin entfaltete sich die erste am 22. Juli 1852 auf einer Pflanze, welche aus Genter Samen gezogen worden war; zwei Wochen später, am 7. August nachmittags 5 Uhr, öffnete die von Hochstetter zu Tübingen kultivierte Pflanze, welche von Herrenhauser Samen stammte, ihre erste Blütenknospe. Im Norden wie im Süden strömte eine schaulustige Menge zur blühenden Victoria; auf die Berliner wie auf die Tübinger übte die Königin der Wasserblumen gewaltige Anziehungskraft aus. Schon im Jahre 1851 hatte man in Nordamerika und Ostindien, in den Städten Philadelphia und Calcutta blühende Victorien, und besonders von Nordamerika wird berichtet, daß die „königliche" Blume dort wahrhaft „Furore" machte.

Seitdem sind Europa und die andern Weltteile im Besitze der Victoria regia geblieben. An vielen Plätzen hielt die Pflanze ihren Einzug, meist lohnte sie die Pflege durch Entfaltung zahlreicher Blätter und sehnsüchtig erwarteter Blüten. Die Zeitungen kündigten ihren Lesern die Blütezeit an — war die Victoria doch schon 1851 für Hochstetter „ein Gegenstand, der wegen seiner Großartigkeit und Neuheit das Interesse jedes Gebildeten in Anspruch nehmen muß". Auch höhere Gedanken wurden geweckt, und derselbe Hochstetter meint besonders von den Blättern, „daß die imposanten Formen einen erhabenen Eindruck auf uns machen und an das Mysterium des Schöpfers gemahnen".

Es lag nahe, aus Anlaß der ersten gelungenen europäischen Victoria-Kulturen die erfolgreich eingeführte Wasserpflanze in teils fachwissenschaftlichen, teils populär gehaltenen Schriften zu beschreiben und zu feiern. So erschienen 1851 Arbeiten von Hooker und von Lawson in englischer Sprache; 1852 veröffentlichten Löscher, der die Kultur in Hamburg geleitet hatte, das Werkchen „Die königliche Wasserlilie Victoria regia" und Hochstetter das eingangs von uns angezeigte Victoria-Werk [1]. Hier sei gleich noch auf einige spätere Arbeiten hingewiesen: auf die von Caspary (zuletzt in Engler-Prantl), von C. F. Seidel vom Jahre 1870 und die erst vor kurzer Zeit als Heft 47 der Bibliotheca botanica erschienene Arbeit Knochs, „Untersuchungen über die Morphologie, Biologie und Physiologie der Blüte von Victoria regia". Gartenschriften und Tagesblätter brachten häufig kleinere oder größere Mitteilungen. Zahlreiche künstlerische Abbildungen sollten für diejenigen, welche die Pflanze nicht lebend in ihrer Schönheit bewundern konnten, ein Ersatz sein. Pritzels großer Iconum Botanicarum Index (1866) berichtet von mehr als 25 verschiedenen Tafelwerken, welche in der Zeit von

[1] In der Darstellung der Entdeckungsgeschichte sind wir vor allem Hochstetter gefolgt; die Citate aus den Reisewerken d'Orbignys, Pöppigs, Schomburgks, Bridges' sind seiner Schrift entnommen.

1837—1865 die königliche Wasserlilie dargestellt haben. Neuere, leichter zugängliche Werke mit guten Abbildungen sind Kerners Pflanzenleben, das auf der kolorierten Tafel „Victoria regia im Amazonenstrome" die üppige Entfaltung der Pflanze an ihrem natürlichen Standort zeigt, Sievers' Amerika und das mehrfach genannte Werk von Engler und Prantl, Die natürlichen Pflanzenfamilien.

Die Einführung der Victoria regia und ihre Kultur wirkten in mancher Beziehung reformatorisch an den Einrichtungen unserer botanischen Gärten. Bei uns wird es stets unmöglich sein, was sich z. B. schon in Sizilien verwirklichen ließ, daß nämlich die breiten Blätter und die Rosablüten der Victoria die Weiher und Teiche in der freien Natur schmücken (*Réclus*, Géogr. universelle I, 542). Die einfache Kulturmethode, welche der schwäbische Universitätsgärtner Hochstetter anwandte, die mehr als ärmliche Wohnung, welche er der Pflanzenkönigin anwies — zuerst war's ein Topf, dann ein kleiner Kübel, endlich ein Holzkübel von 15′ Länge, 12′ Breite und 2′ Höhe —, die wenig praktischen Heizvorrichtungen, welche die nötige Wasserwärme herbeiführten, — das alles war zwar verhältnismäßig recht billig, fand aber aus verschiedenen Gründen sonst in Europa wenig Nachahmung, zumal nicht in Gärten, welchen reichliche Geldmittel zuflossen. „Seit der Einführung der Wasserriesin Victoria regia hat man den Aquarien mehr Aufmerksamkeit zugewendet, und die Bedingungen, unter welchen dieselbe nur gedeihen kann, haben die Veranlassung zum Bau der sogen. Victoria-Häuser gegeben" (Neumann, Glashäuser, 1875). Die alten kleinen Aquarien verschwinden, und an ihre Stelle treten die nach außen ungefähr 2 m hohen sechs- oder achteckigen oder auch anders gestalteten Glashäuser, welche durch ihre architektonischen Verzierungen kleinen Glaspalästen ähnlich sind und schon an sich einen Schmuck der Gärten bilden. Im Garten von Chatsworth hatte schon die erste Pflanze ein eigens neugebautes Bassin von 10 m Durchmesser erhalten; die englische Regierung bewilligte zu derselben Zeit ungefähr 70 000 Mark zum Bau eines neuen Victoria-Hauses in Kew. In diesem Glashause wurde auch ein Wachsmodell der Blüte aufgestellt, damit der Besucher auch zur Zeit, da die Pflanze nicht blüht, die Blüte vor Augen habe. — München erhielt ein großes achteckiges Victoria-Haus, dessen Durchmesser etwas über 16 m beträgt; das in demselben gelegene Bassin hat einen Durchmesser von 10½ m und eine Tiefe von fast 1 m; es faßt rund 700 hl Wasser. Zum Aufbau des Hauses waren abgesehen von den Glastafeln „98 bayrische Zentner" Eisen notwendig. — Das verglaste Wasserbassin, welches sich im k. k. Hofgarten zu Schönbrunn bei Wien befindet, nimmt 50 qm Flächenraum ein. — Auch die alten Berliner Einrichtungen für Wasserpflanzen eigneten sich wegen zu geringer Größe und ungünstiger Lage nicht für den Einzug der Victoria regia. Unter Professor Al. Braun wurde 1852 das dortige erste Victoria-Haus gebaut, 10,6 m lang und 9,5 m breit, und auch dieses wurde später durch ein anderes ersetzt.

Natürlich kommen diese neuen Victoria-Häuser auch der Kultur mancher anderer Pflanzen zu statten, die ähnlich wie die Victoria regia warmes Wasser

und höhere Lufttemperatur zu ihrem Gedeihen benötigen und in dem großen Raum noch leicht ihr Plätzchen finden.

Der Zudrang des Publikums zu den botanischen Gärten zeigte sich nicht bloß in den ersten Jahren, in welchen die Victoria regia bei uns blühte, er hielt an. Aber die meisten botanischen Gärten waren ehedem nicht so leicht zugänglich wie heute. Der Berliner Garten z. B. stand nach einem Reskript vom Jahre 1837 nur an Freitagen für Besucher offen. Seit dem Blühen der Victoria genügte das nicht mehr, und so wurde denn 1854 der Besuch an den fünf ersten Werktagen der Woche von 8—12 und von 2—7 Uhr gestattet; seit 1879 ist auch die Schranke für die Zeit von 12—2 Uhr gefallen. Die im Berliner Victoria-Hause kultivierten Pflanzen lassen sich von außen gut und deutlich sehen, doch wird das Haus zur Blütezeit der Victoria nachmittags auch geöffnet und der Eintritt erlaubt.

Die Mode herrscht bekanntlich auch in der Zulassung und Pflege ausländischer Zierpflanzen. Der Höhepunkt der Hyacinthen-, Tulpen- und Georginenbegeisterung ist längst überschritten. Andere Pflanzen, deren Ruhm noch kurzlebiger war, erfreuten sich der Gunst und Pflege der Kunstgärtner und reichen Pflanzenfreunde. Die Victoria regia wird infolge ihrer Größenverhältnisse und ihrer recht kostspieligen Lebensgewohnheiten in unsern Gegenden niemals zu einer verbreiteten Zierpflanze werden, und eben der Umstand, daß sie sich in hocharistokratischer Zurückgezogenheit hält und nur an wenigen Plätzen sich bewundern läßt, dürfte wie ihre dauernde Kultur so ihren bleibenden Ruhm sicherstellen. Man hat gesagt, daß der Ruhm der Victoria regia zum großen Teil gemachter Zeitungsruhm sei. Es mag wahr sein, daß in Zeitungen mitunter in allzu schwungvollem Stile die Vorzüge der amerikanischen Teichrose, namentlich soweit sie bei uns in den Warmwasserbassins als Kulturpflanze lebt, geschildert wurden. Aber daß „an Schönheit und Merkwürdigkeit Hunderte anderer Pflanzen des (Berliner) Gartens mit ihr rivalisieren können", wie vor Jahren einmal ein Berliner Blatt bemerkte, das hat allenfalls seine Richtigkeit für den Fachbotaniker, nicht aber für die große Mehrzahl der Gartenbesucher und Pflanzenfreunde. Und auch die Fachbotaniker finden die Victoria regia überaus schön, wie die ganze Entdeckungs- und Erforschungsgeschichte der Pflanze beweist; sie finden dieselbe ferner in vielen Punkten überaus merkwürdig, wie unsere ferneren Ausführungen, welche Wurzel und Stengel, Blatt und Blüte in ihren Formen und Funktionen behandeln sollen, zur Genüge zeigen werden.

Jos. Rompel S. J.

Rezensionen.

Guide canonique pour les Constitutions des Soeurs à Voeux simples, avec les modifications pour les Instituts d'hommes par Mgr. ***Albert Battandier,*** Consulteur de la S. Congr. des Ev. et Rég., Proton. Apost. Deuxième édition. 8°. (IV et 278 p.) Paris, Lecoffre, 1900. Preis *Fr.* 3.50.

Das Werk bezweckt, zunächst den Leser über die kirchliche Einrichtung der religiösen Frauengenossenschaften zu orientieren. Die Verschiedenheiten, welche bei Ordenskongregationen von Männern zu beachten sind, bringt die jetzige zweite Auflage als Zugabe; dieselben beziehen sich besonders auf den Empfang der heiligen Weihen und auf die speziellen Normen für die Aufnahme und die etwaige Entlassung von Mitgliedern, die aus leicht begreiflichen Gründen anders bei Männerkongregationen, anders bei Frauenkongregationen sich gestalten mußten. Die religiöse Einrichtung der Genossenschaften selber, insofern sie auf den drei Gelübden: der evangelischen Armut, der Keuschheit und des Gehorsams, beruht, zeigt wesentliche Verschiedenheiten nicht auf. Der Gang und die Art und Weise der kirchlichen Gutheißung sind daher auch nicht anders bei der einen als bei der andern Gattung von Genossenschaften.

Zunächst ist nun das Werk wertvoll und kaum entbehrlich für religiöse Genossenschaften selber und für deren Berater, soweit es sich um den Entwurf von Satzungen handelt, damit diese von vornherein in allseitigen Einklang mit der heutigen kirchlichen Disziplin und der in Rom herrschenden Praxis gesetzt werden. Ferner giebt das Werk die nötigen Winke bezüglich der Gesuche um kirchliche Gutheißung des religiösen Instituts und bezüglich der verschiedenen Stufen dieser Gutheißung. Dem Verfasser stand eine langjährige Erfahrung zur Seite wegen seines Amtes als Konsultor bei dem römischen Tribunal, welches sich mit den Ordensangelegenheiten eigens zu befassen hat; er konnte alle die Bemerkungen benutzen, welche Rom im Verlaufe der Zeit zu einer großen Zahl eingereichter Satzungen gemacht hat, und so eine gewissermaßen rechtskräftig gewordene Gewohnheit in Behandlung vieler wichtigen Fragen feststellen.

Der Zweck der vorliegenden Schrift oder ihre hervorragende Brauchbarkeit beschränkt sich aber nicht auf den engen Kreis derer, die bei Einrichtung eines religiösen Instituts, bei Abfassung seiner Satzungen und deren Gutheißung zunächst beteiligt sind. Für alle, welche irgendwie mit der geistlichen Leitung religiöser

Genossenschaften oder deren Mitglieder beschäftigt sind, die Beichtväter nicht in letzter Linie, ist es nötig, die maßgebende kirchliche Auffassung zu kennen bezüglich der einzelnen religiösen Gelübde und die diesbezügliche Tragweite der Verpflichtung derselben, desgleichen mit der kirchlichen Auffassung vertraut zu sein über die Verpflichtung der Satzungen und Regeln, über die Zulässigkeit oder Rätlichkeit bestimmter häuslicher Vorschriften und Anordnungen, die je nach den Verhältnissen von den Oberen und Oberinnen getroffen werden. Über alles dies giebt Battandiers „Kanonischer Führer" reichliche Auskunft. Es ist aber um so mehr Bedürfnis, diese Kenntnis von außen her sich anzueignen, weil manches nicht eine rein natürliche Folge der Ordensgelübde ist, sondern auf positiv kirchlicher Anordnung beruht. Allein diese positiv kirchlichen Anordnungen lassen gerade die Umsicht und Weisheit der Kirche bewundern, welche den verschiedenen Zeiten und Umständen Rechnung zu tragen weiß und altehrwürdige Einrichtungen dem augenblicklichen Bedürfnis anpaßt. Auch für Deutschland darf das besprochene Buch bestens empfohlen werden.

Aug. Lehmkuhl S. J.

Mensch oder Affe? Kurze Zusammenstellung älterer und neuerer Forschungen über Stellung und Herkunft des Menschen. Von Dr. **Johannes Bumüller.** 8⁰. (91 S.) Ravensburg, Kommissionsverlag von Kitz, 1900. Preis *M.* 1.50.

Der hochw. Herr Verfasser liefert in dieser Broschüre einen sehr lesenswerten Beitrag zu einer der wichtigsten Fragen der Anthropologie. Ihr Schwerpunkt liegt in dem Nachweise, daß die Naturforschung, wenn sie konsequent und aufrichtig sein will, den Menschen nicht mit dem Affen systematisch verbinden könne, sondern ihm eine selbständige Stellung unter allen Lebewesen zugestehen müsse, daß sie ferner kein Bindeglied kenne, welches eine Abstammung des Menschen vom Affen begründen könnte, daß vielmehr „die Tendenz der Halbaffen und Affen, sich während ihrer höheren Entwicklung im anatomischen Bau vom Menschen immer mehr zu entfernen, nicht weniger als die allgemeine paläontologische Erfahrung gegen die Möglichkeit eines solchen Bindegliedes spreche". Dieser Beweis scheint uns gut gelungen zu sein. Dabei beanspruchen die Ausführungen des Verfassers um so größeren Wert, als er auf dem Gebiete der Anthropologie als Fachmann redet und überall aus zuverlässigen und unantastbaren Quellen schöpft. Die Schrift ist für die weitesten Kreise bestimmt. Sie verbindet deshalb eine auch dem Laien leicht verständliche Ausdrucksweise mit einfachem, frischem Stil. Auf wenig Seiten wird eine große Menge von Gegenständen gründlich und exakt abgehandelt.

Der erste Teil sucht die Stellung des Menschen hauptsächlich durch anatomische Thatsachen klarzulegen, mehr nebensächlich werden auch psychologische Momente verwertet. Im zweiten Teile, der die Frage der Abstammung beleuchtet, werden nicht nur die paläontologischen Beziehungen des Menschen vorerst zum Affen und dann zu allen einzelnen Klassen und Ordnungen des Tierreiches vor=

geführt, sondern auch die darwinistische Entwicklungshypothese hinter ihre richtigen Grenzen zurückgedrängt.

Während wir der naturwissenschaftlichen Seite der Abhandlung unsere volle Anerkennung zollen müssen, können wir nicht umhin, gegen die psychologischen Erörterungen Bedenken zu äußern. Es ist in diesen von einem „Denkvermögen“ und „Geistesleben der Tiere“ mehrfach die Rede, so daß es fast den Anschein gewinnen könnte, als ob der Herr Verfasser zwischen Tier- und Menschenseele nur einen graduellen Unterschied zulasse. In der That wird es ihm denn auch, wie er selbst eingesteht, von dieser Seite her „außerordentlich schwer, die Verstandesthätigkeit des Tieres in ihren Grenzen genau zu bestimmen“. Solche Ausdrücke müssen unseres Erachtens bei katholischen Gelehrten gerechtes Befremden erregen. Zum Glück ist aber auch nur die Ausdrucksweise eine befremdliche. Wenn man nämlich genauer zusieht, schrumpft auch für den Verfasser der „Geist des Tieres“ zu einer ungeistigen Tierseele zusammen. Denn auch nach ihm ist die Denkfähigkeit (sollte heißen: das Erkenntnisvermögen) beim Tiere auf die sinnliche Vorstellungsfähigkeit beschränkt, und was über das sinnlich Wahrnehmbare hinausgeht, das liegt absolut außerhalb der Grenze seines Gedankenkreises (richtiger: Vorstellungskreises). Dagegen „geht das Denken beim Menschen über das, was er zugleich mit dem Vorstellungsvermögen erfassen kann, hinaus, und eben darin besteht der wesentliche Unterschied zwischen dem menschlichen und tierischen Denken“. Wir bedauern es im Interesse der Schrift, daß in ihr, wo der große Abstand zwischen Tier und Mensch gezeigt werden soll und auch gezeigt wird, eine Redeweise gebraucht wird, die allerdings bei den heutigen Tierphysiologen und Tierpsychologen gang und gäbe, die aber gerade von jenen unter ihnen eingeführt worden ist, welchen es darum zu thun war, den Menschen zum Affen zu stempeln. Gleichzeitig hoffen wir aber auch, keinen Leser durch die letzten Bemerkungen davon abzuschrecken, diese Schrift, der wir aufrichtig die weiteste Verbreitung wünschen, sich anzuschaffen.

L. **Dressel** S. J.

Abetoriens bankerot og vor populaere Darwinisme (Der Bankrott der Affentheorie und unser populärer Darwinismus). Zur Erwägung dargeboten den Mitgliedern des Studentenvereins. Von **A. Breitung.** 8⁰. (215 S.) Kopenhagen, Andr. Fred. Høst, 1899.

Die Veranlassung zu diesem Buche war eine populäre Schrift eines jungen dänischen Darwinisten, J. O. Bøving-Petersen: „Schöpfung oder Entwicklung“, welche, in Häckelschem Stile gehalten, in oberflächlicher und burschikoser Weise die Schöpfungslehre und deren Vertreter lächerlich zu machen suchte. P. A. Breitung S. J. unternahm es, diese Schrift eingehend zu widerlegen, um dem schädlichen Einfluß derselben auf die Studentenkreise entgegenzutreten. Breitungs Arbeit geht jedoch weit hinaus über den Rahmen einer bloßen Kritik jenes für eine gewisse Sorte von Darwinismus charakteristischen Machwerkes; sie benutzt

vielmehr diese Gelegenheit, um den populären Darwinismus überhaupt, insbesondere aber die tierische Abstammung des Menschen, in ebenso sachkundiger als klarer Weise zu beleuchten.

Breitungs Schrift umfaßt zwei Teile. Im ersten antwortet er auf die Beweisführung seines Gegners, Schritt für Schritt derselben folgend und ihre mangelhafte Kenntnis der einschlägigen Thatsachen auf zoologischem, paläontologischem und geologischem Gebiete zeigend. Der zweite, umfangreichere Teil beschäftigt sich mit einer weiter ausholenden Kritik der darwinistischen Entwicklungstheorie, indem er die Affentheorie vor den Richterstuhl der Naturwissenschaft zieht. Die Zeugnisse der hervorragendsten naturwissenschaftlichen Autoritäten gegen den Darwinismus werden hier eingehend verwertet. Breitung weist nach, daß die wissenschaftliche Zoologie, die prähistorische Anthropologie, die allgemeine Anthropologie und endlich die vergleichende Embryologie sämtliche sogenannten Beweise für die tierische Abstammung des Menschen als unhaltbar darthun. Zum Schlusse weist der Verfasser auf die ideale Einheit der Entwicklungsgesetze der verschiedenen Naturwesen hin, welche die richtige Erklärung ihrer Verwandtschaftsverhältnisse bietet.

Obwohl das Buch P. Breitungs zunächst für die dänischen Studentenkreise bestimmt ist und dort seinen Zweck vollständig erreichen wird, so ist doch der Inhalt desselben so gründlich und allseitig, daß eine deutsche Bearbeitung desselben uns sehr wünschenswert erschiene. Der Häckelismus ist ja von Deutschland ausgegangen, und auch bei uns könnte eine so treffliche Widerlegung desselben, wie Breitung sie bietet, sehr nützliche Dienste thun. Obwohl der Verfasser seine eigene Person völlig zurücktreten und statt dessen die naturwissenschaftlichen Autoritäten reden läßt, so merkt man seiner ganzen Behandlung des Stoffes doch an, daß er die einschlägigen Wissensgebiete völlig beherrscht und der rechte Mann wäre, um denselben Gegenstand auch für deutsche Leserkreise zu bearbeiten. Die Sprache ist trotz der strengen Wissenschaftlichkeit der Beweisführung leicht verständlich und anschaulich. Von besonderem Werte in der Breitungschen Schrift ist die sorgfältige Unterscheidung zwischen Wahrem und Falschem in den verschiedenen entwicklungstheoretischen Hypothesen, welche die einzig richtige Methode ist, wenn man den Darwinismus w i r k s a m widerlegen will.

E. Wasmann S. J.

Un Professeur d'ancien régime. Le Père Charles Porée S. J. (1676—1741). Par ***J. de la Servière.*** Lex. 8⁰. (XL et 490 p.) Paris, Oudin, 1899.

Das Wirken und Wesen eines seinerzeit vielgefeierten französischen Schulmannes aus dem ersten Drittel des 18. Jahrhunderts ist der Gegenstand dieses mächtigen Bandes. Porée, zu Vendes in der Normandie am 14. September 1676 geboren, trat, 16 Jahre alt, in die Gesellschaft Jesu ein und ist, abgesehen von der seiner eigenen Ausbildung vorbehaltenen Zeit, sein ganzes Leben hindurch, über vierzig Jahre lang, im Dienste der Jugendbildung thätig gewesen. Nachdem er im Kollegium zu Rennes, später auch in dem von Rouen, seine

seltene Lehrgabe genügend erprobt hatte, wurde ihm 1708 die Rhetorikklasse im Kollegium Louis le Grand zu Paris, und damit die wichtigste Lehrstelle im vornehmsten und berühmtesten Kolleg von ganz Frankreich anvertraut. Er blieb an diesem Posten thätig bis wenige Tage vor seinem Tod, den 11. Januar 1741.

Außerhalb des Bereiches seiner Schule und seines engsten Berufes hat Porée sich nicht bemerklich gemacht. Ein einziges Mal hat ihn sein Auftreten bei Gelegenheit einer Schulfeierlichkeit in eine öffentliche, jedoch unbedeutende Kontroverse mit einem geistreichen Jansenisten verwickelt. Sonst weiß man von ihm nur, daß er ein überaus gewissenhafter Lehrer war und ein großer Jugendfreund. All seine Zeit, bis zu der durch die religiöse Tagesordnung gewährten Erholungsstunde, gehörte dem Dienste der Jugend, sei es im Beichtstuhl, im Sprechzimmer oder in der Studierstube.

Die Schülerzahl im Kollegium Louis le Grand stieg damals bis auf 3000, darunter etwa 550 Pensionäre. Die der Sorgfalt Porées anvertraute Oberklasse, die „Rhetorik", zählte jährlich ihre 200—300 Zöglinge aus den Kreisen der höchsten Aristokratie, der vornehmsten Magistratur und des reichsten Handelsstandes der Hauptstadt wie der Provinz. Wohl nur vermittelst der durch die Ratio studiorum an die Hand gegebenen Auskunftsmittel wurde es möglich, eine solche Masse verwöhnter junger Franzosen nicht nur stets zu beschäftigen, sondern auch pädagogisch zu beherrschen.

In ungewöhnlicher Weise verstand es Porée, durch seinen Unterricht die Aufmerksamkeit der Schüler zu fesseln, sie mit Liebe zur Sache zu erfüllen und zu selbständiger Thätigkeit anzuregen. Viele der namhaftesten Männer des vorrevolutionären Frankreich, die im Dienste der Kirche oder des Staates, im Lager des Glaubens oder des Unglaubens große Bedeutung erlangt haben, waren durch seine Schule gegangen. Wie verschieden immer in ihrer späteren Richtung, stimmen doch alle überein in der Anerkennung und Dankbarkeit und selbst in der Bewunderung für diesen ihren einstigen Lehrer. Neben dem frommen Erzbischof von Vienne, Le Franc de Pompignan, und dem würdigen Kardinal de Soubise steht da ein Kardinal de Bernis; neben den beiden d'Argenson ein Choiseul, Maupeou, Turgot, Malesherbes, ein Helvetius und Diderot, und vor allem der, den Porée selbst seine „größte Ehre und größte Schmach" genannt hat — Voltaire.

Als Schriftsteller und Dichter hatte Voltaire seinem Lehrer in der Rhetorik und Poesie die vielfältigsten und fruchtbarsten Anregungen zu danken. Er hat ihm auch stets Achtung und Anhänglichkeit erwiesen und schien Wert darauf zu legen, daß der gute Porée bis zu seinem Tode dem verirrten Schüler eine liebevoll besorgte Teilnahme nicht entzog. Zwar konnte dieser unselig begabte Mann unter den Professoren von Louis le Grand mehrere seine Lehrer nennen und ist thatsächlich auch mit manchen derselben noch für lange Zeit in litterarischem Höflichkeitsaustausch geblieben, allein keiner hat in so entscheidender Weise auf Voltaires Talent eingewirkt und kann so einfachhin und ausdrücklich als der Lehrer Voltaires bezeichnet werden wie Porée. Von allen wirklichen Verdiensten des seeleneifrigen Lehrers und Priesters hat daher auch nichts in dem Maße Porées

Andenken in der Geschichte fortleben gemacht wie das Unglück, seine Mühen und Sorgen als Lehrer in einem solchen Schüler nur für das Böse Frucht tragen zu sehen.

Die Gebräuche der Unterrichtsanstalten jener Zeit, insbesondere die für die Kollegien der Gesellschaft Jesu bestehenden Satzungen, brachten es mit sich, daß der Lehrer einer Klasse nicht auf den Unterricht im strengen Sinne sich beschränken konnte. Zunächst hatte er an jedem Samstag Nachmittag während einer halben Stunde Worte der religiösen Belehrung oder der Ermahnung an seine Schüler zu richten, so wie es den besondern Verhältnissen derselben am besten angemessen war. Dann brachte jedes Jahr seine Schulfeste: Eröffnungsreden bei Beginn des Schuljahres, Festreden bei außerordentlichen patriotischen Feierlichkeiten, Aufführungen von Trauerspielen, Lustspielen, Pantomimen und Ballets. Der Rhetorikprofessor, zumal ein Mann von dem Geiste und der Beredsamkeit Porées, hatte für solche Gelegenheiten gewöhnlich die Hauptkosten zu tragen. Er verfaßte die Schuldramen meistens selbst und übte die Aufführungen mit den Schülern ein. Ihm fiel es zu, vor der gewähltesten und höchsten Gesellschaft der französischen Hauptstadt bei festlicher Gelegenheit in lateinischen Prunkreden bald über die bedeutungsvollsten Ereignisse des öffentlichen Lebens, bald über die weittragendsten Fragen aus dem Gebiet der Litteratur sich zu verbreiten.

Porée hat zahlreiche Schuldramen verfaßt und viele bemerkenswerte Schulreden gehalten. Der ausdrücklichen Willensäußerung der Oberen bedurfte es, um den bescheidenen Mann zu bestimmen, das eine oder andere davon im Druck herauszugeben. Eine Sammelausgabe seiner oratorischen Werke wurde 1735 sogar ohne sein Vorwissen veranstaltet, und nur nachträglich ließ er sich dafür gewinnen, wenigstens beim Druck die letzte Korrektur zu übernehmen. Es war dies eine Folge des hohen Rufes, in dem er stand. Reden wie Dichtungen Porées hatten sich damals großer Beachtung und eines außerordentlichen Beifalles zu erfreuen. Sein öffentliches Auftreten war für die vornehme Welt von Paris jedesmal ein Ereignis; der Mercure de France pflegte über die Schulfeierlichkeiten in Louis le Grand stets ausführlich zu berichten. In den litterarischen Kreisen Frankreichs war Porées Name viel genannt; als Redner und Dichter, als Litteraturkenner, Schöngeist und Kritiker stand er im Ansehen.

So kommt es, daß die Bedeutung dieses schlichten Schulmannes nicht erschöpfend gewürdigt werden kann, ohne ihn auch als Litteraten zu betrachten und seine litterarischen Verdienste abzuwägen. Zwar sind seine Reden und Oden, seine Tragödien und Komödien ausnahmslos lateinisch geschrieben; allein bei dem damals noch vorhandenen Verständnis für lateinische Sprache und Litteratur blieben sie deshalb nicht als etwas Fremdartiges aus der geistigen Atmosphäre der Gebildeten verbannt. Auch wußte Porée im Gewand der Sprache Ciceros und Senecas so eingreifende Fragen über die französische Litteratur seiner Zeit zu behandeln, so wichtige Probleme zu streifen, so mächtige Gefühle zu wecken und oft so pikante Anspielungen einzustreuen, daß es fast eine Anforderung der Mode war, ihn gut zu verstehen. Den lateinischen Stücken pflegte er überdies einen kleinen Apparat von französischen Gedichtchen mit auf den Weg zu geben,

bald Prologe oder Epiloge, bald kleine Zwischenspiele oder eingeschobene französische Lieder. Dadurch verdient es Porée, auch unter den französischen Dichtern seiner Tage einigermaßen mitgezählt zu werden.

Es gewährt also dieser Mann nach mehr als einer Seite hin Interesse. Er hat zu seiner Zeit einen bedeutenden Namen gehabt, einen erheblichen Einfluß geübt und zählt thatsächlich zu den litterarischen Größen Frankreichs im 18. Jahrhundert. Dabei ist er persönlich eine wohlthuende Erscheinung. Er war es vollauf wert, daß auf die Aufhellung seines Lebensganges und die Darstellung seines Lebenswerkes so viel Liebe, Fleiß und Verständnis verwendet werde, wie es in diesem schönen Buche geschah. Der Verfasser hat eine verdienstvolle Arbeit geleistet und ein lehrreiches Werk geschaffen.

Von den neun Kapiteln, in welche dasselbe sich teilt, beschäftigt sich nur das erste mit Porées einfachem Lebensgang; das zweite schildert seine Umgebung und das Bildungsmaterial im Kollegium Louis le Grand; das dritte die damals in den Jesuitenkollegien gebräuchliche Unterrichtsmethode; das neunte und letzte Porées namhaftere Schüler und sein persönliches Verhältnis zu denselben. Die fünf übrigen Kapitel, weit über die Hälfte des umfangreichen Werkes, enthalten teils Auszüge teils Kritik seiner litterarischen Leistungen: geistliche Reden; Schulreden im eigentlichen Sinn; Tragödien, Komödien; französische Gedichte; endlich ein Gesamtbild seiner religiösen, sozialen, politischen und litterarischen Anschauungen.

Der Verfasser übt seine Kritik sehr eingehend, und er übt sie strenge. Man sieht, wie sorglich er auf seiner Hut ist, durch Voreingenommenheit für seinen Helden sich nicht blenden zu lassen, wie er jedem Tadel, jeder Kritik eines gegnerischen Parteimannes Gewicht beilegt und selbst danach ausspäht, litterarische Schwächen oder menschliche Unzulänglichkeiten bei dem Gegenstande seiner so fleißigen Forschung zu entdecken. Eine solche Unbefangenheit der Beurteilung muß man achten; man kann sie aber zuweilen etwas gesucht und allzu strenge finden, und mehr als einmal fühlt man sich zu Widerspruch herausgefordert.

Im ganzen erscheint der Eindruck, den das Werk hinterläßt, für den einst so hochgefeierten Lehrer verhältnismäßig wenig günstig und außer Proportion mit dem ungewöhnlichen Ansehen, das er unter seinen Zeitgenossen besaß. Man könnte dies damit erklären, daß eben zu Porées Zeit Frankreichs Geistesleben, wie seine Religion so auch sein Geschmack, bereits zum Niedergang sich neigte. Der wahre Grund liegt aber wohl darin, daß im vorliegenden Werke der Litterat zu viel unabhängig vom Schulmann betrachtet und der litterarischen Kritik mehr Raum und Bedeutung eingeräumt ist als der pädagogischen Würdigung.

Porée stand ganz und gar im Dienst der Schule. Er war nur christlicher Schulmann und nichts anderes; selbst der Priester zerfloß bei ihm mit dem Jugenderzieher in eins. Trat er als Dichter auf, so waren es eben Schuldramen, die er dichtete, im Dienst der Schule, ihren bildenden Zwecken angemessen und auf die moralische Beeinflussung seiner Jünglinge direkt berechnet. Eine litterarische Kritik, die hiervon absehend einfach den gewöhnlichen Maßstab der Tragödie oder Komödie an seine Dichtungen anlegen wollte, würde damit

einer gewissen Einseitigkeit verfallen. Nicht viel anders ist es mit seinen lateinischen Gelegenheits- und Prunkreden. Alle hat er im Dienste der Schule gehalten, als Repräsentant derselben vor der Öffentlichkeit oder als Organ derselben gegenüber der Allgemeinheit der Schüler bei außerordentlichen Anlässen. Dann galt es ihm, in den Kreisen seiner Schüler die Vaterlandsliebe höher zu entflammen, die Liebe zu Königtum und Verfassung zu stärken, oder auch auf dem Gebiete der schönen Wissenschaft und Litteratur den Lernbegierigen weitere Perspektiven zu öffnen.

Betrachtet man so Porée in seiner Einheitlichkeit, beurteilt man ihn als Jugendfreund, Lehrer und Erzieher, so ist er eine wahre Lichtgestalt: feinsinnig, hochgebildet, durch und durch ideal, ein Lehrer von Gottes Gnaden und echt priesterlicher Jugendfreund, würdig, den edelsten und gefeiertsten Jugendbildnern an die Seite gestellt zu werden. Seine litterarischen Leistungen werden dann dieses Urteil nur bestärken und an seinem verdienten Ruhme ihren Anteil haben. Reißt man hingegen seine litterarischen Werke von dem Boden weg, aus dem sie emporgesprossen, um sie, wie die getrocknete Pflanze im Herbarium des Naturforschers, der Lupe der ästhetisch-künstlerischen Kritik zu unterwerfen, so wird er zur Mittelmäßigkeit herabsinken, und vor so vielen kleinen Mängeln und Schwächen, die sich zu registrieren finden, erbleichen die großen Vorzüge, die trotz allem denselben unleugbar zu Grunde liegen.

Sicherlich tritt in diesem Werke, als Ganzes betrachtet, die Mittelmäßigkeit des Litteraten ungleich mehr in den Vordergrund als das erhebende Bild des Jugenderziehers. Das Werk ist weit mehr litterarhistorische Studie als eine pädagogische Monographie. Zwar ist dies an und für sich kein Schaden, sondern verleiht sogar dem Werke ein mehrseitiges Interesse. Auch wird ja ein Freund der Schule und ein selbständiger Würdiger schulmännischer Verdienste in dem reichhaltigen Buche alles vereinigt finden, dessen es bedarf, um Porée gerecht zu werden und von seinem Beispiele zu lernen. Aber es hätte sich doch vielleicht eine solche einheitlichere Durchdringung des herrlichen Materiales finden lassen, bei welcher die litterarhistorische Kritik, in die den Verhältnissen entsprechende, mehr untergeordnete Rolle verwiesen, das Bild des Lehrers und Erziehers weniger verkleinert hätte.

Auf ein paar Nebenpunkte sei noch im einzelnen aufmerksam gemacht. Es könnte irreführen, wenn p. 5 auf eine Ausgabe der Ratio studiorum von 1591 verwiesen wird als auf „die erste und sehr seltene", die vor den übrigen etwas voraus habe. Jener Druck von 1591 war lediglich noch Entwurf, der zum Zweck praktischer Erprobung an die Kollegien verteilt worden war; er wurde ausdrücklich außer Kraft gesetzt, nachdem die fünfte Generalkongregation auf die endgültige Redaktion von 1598 sich geeinigt hatte.

Wenn in den gutachtlichen Äußerungen der Oberen Porée als nicht erfahren in Verwaltungsgeschäften und nicht geeignet zu leitenden Stellungen geschildert wird, so scheint der Verfasser geneigt, aus diesem Urteile zu weitgehende Folgerungen zu ziehen. Die schwierige und verantwortungsreiche Stellung, die Porée Jahrzehnte hindurch mit so hohem Glanze auszufüllen wußte, wie der Inhalt seiner zahl-

reichen, geist- und kenntnisreichen Reden beweisen zur Genüge, daß er Welt und Leben wohl gekannt hat. Er war unbestreitbar ein Mann von Geist, der mit offenem Blick und scharfer Beobachtung den schäumenden Strom des Pariser Lebens sich vorüberwälzen sah, der allen politischen und sozialen Erscheinungen mit Verständnis folgte und der in dem großen Lehrbuch der Geschichte wohl zu lesen verstand. Den Grad von kindlicher Arglosigkeit und Naivetät, wie ihn der Verfasser bei Porée vorauszusetzen scheint, darf man einem Manne von so umfassendem Blick und so selbständigem Urteil doch schwerlich zutrauen, wie unpraktisch immer der alte Gymnasiallehrer in Geschäftssachen und wie unbeholfen er gegenüber dem Parteigetriebe und dem Intriguenwesen des damaligen Paris gewesen sein mag.

Der Verfasser macht viel Aufhebens von dem Umstande, daß in den oratorischen Anleitungen und kritischen Bemerkungen, soweit sie von Porée uns erhalten sind, Bossuets Name seltener hervorgehoben und seine großen Meisterstücke der Kanzelberedsamkeit seltener als Muster angeführt werden, als der heutige Franzose dies erwarten möchte. Geht doch der Verfasser so weit, diese „unbegreifliche" Unterlassung auf theologische oder gar persönliche Voreingenommenheit und auf gegnerischen Parteistandpunkt zurückzuführen. Indes weiß man von Porées Lehrvorträgen heute viel zu wenig, um auf die wenigen Stücke, die von ihm erhalten sind, irgend einen Schluß in dieser Hinsicht bauen zu dürfen. Thatsächlich hat Porée auf das Beste in Bossuets Trauerreden wiederholt hingewiesen, und nennt er ihn nicht gerade allzu oft, so giebt er ihm dafür bei öffentlicher und feierlicher Gelegenheit eine Würdigung, wie sie ehrender kaum gedacht werden kann; er stellt ihn den großen Kirchenlehrern des christlichen Altertums gleich (p. 376—377). Aber für die Beredsamkeit ist Porée vor allem Lehrer, und der erfahrene Lehrer stellt seinen Schülern solche Muster vor Augen, deren Nachahmung ihnen frommt und ihren Anfängen eine gesunde Förderung verspricht. Er hat ihnen Fléchier und Bourdaloue am meisten vor Augen gestellt, weil der angehende Redner von diesen leichter lernt. Ein verblendeter Lehrer der, welcher Anfänger nach Bossuet formen wollte. Immerhin wäre es möglich, daß Bossuets großartiger Redeschwung Porée persönlich weniger Geschmack abgewonnen hätte als andere ihm mehr kongeniale Kanzelredner. Das wäre eine ganz naheliegende und psychologisch gerechtfertigte Annahme, und es bedürfte dann nicht weit gesuchter Erklärungen und künstlich konstruierter Parteistandpunkte.

Ungleich ernster, aber noch weit weniger begründet ist die Anklage des Verfassers, als habe Porée es versäumt, seine Schüler in den christlichen Glaubenswahrheiten zu unterrichten und sie gegen die Einwürfe der Feinde des Glaubens im voraus zu wappnen. Dieser Vorwurf wiegt um so schwerer, da dieser „Mangel im Lebenswerke" Porées deutlich genug, wenn auch, ohne es offen auszusprechen, mit den irreligiösen Abirrungen in Zusammenhang gebracht ist, in welche nicht wenige der talentvollsten Schüler des Kollegs Louis le Grand durch die Macht des Zeitgeistes sich haben treiben lassen.

Diesen Vorwurf gründet der Verfasser auf vier Momente, von denen jedoch keines die geringste Beweiskraft hat: 1. Von den Ansprachen, welche Porée nach der Ratio studiorum an den Samstag-Nachmittagen seinen Schülern zu halten hatte, sind noch sechs erhalten (vier derselben von Vorabenden hoher Feste). Alle diese sechs Ansprachen sind moralischen, aber nicht katechetischen Inhaltes. 2. Unter den lateinischen Schul- und Prunkreden, die Porée so oft vor dem vornehmen Publikum der Hauptstadt zu halten hatte, sind nur drei, in welchen er auf religiöse

Kontroverspunkte zu sprechen kommt. 3. Von einem Haus- und Berufsgenossen Porées in jener Zeit, nachmals seinem Biographen, P. Bougeant, ist ein trefflicher katechetischer Leitfaden erhalten, von Porée nichts dergleichen. 4. In seinen Anleitungen für Prediger warnt Porée davor, sich auf der Kanzel in Subtilitäten und dialektische Beweisführungen einzulassen. Er will z. B. nicht Predigten über die Prädestination, er rät aus psychologischen Gründen ab von einer direkten und ausdrücklich angekündigten Beweiserbringung für die grundlegenden Wahrheiten des Glaubens, wie das Dasein Gottes oder die Unsterblichkeit der Seele. Ganz in demselben Sinne geben auch heute noch erfahrene Lehrer der Kanzelberedsamkeit dem angehenden Prediger dergleichen Warnungen mit auf den Weg, natürlich ohne deshalb eine den Verhältnissen angepaßte Begründung und Bestärkung des Glaubens durch den Prediger ausschließen zu wollen. Aus diesen pastoralen Winken für das Predigtamt leitet jedoch der Verfasser merkwürdigerweise ab und bezeichnet es sogar als Porées „unumwunden offenes Geständnis", daß dieser auch als Lehrer in der Schule für seine Rhetoriker an einer Begründung des Glaubens es habe fehlen lassen.

Wer indes auch nur einmal in Sacchinis Paraenesis ad magistros Societatis Iesu, die damals in der ganzen Gesellschaft Jesu so hohes Ansehen genoß, gelesen hat, mit welchem Nachdruck der Unterricht in der Religionslehre allen ans Herz gelegt wird, der dürfte kaum so leicht zu überreden sein, daß die Rhetoriker von Louis le Grand unter P. Porée ohne Religionsunterricht geblieben sind. Die Ratio studiorum stellte es wohl dem Professor frei, in der letzten halben Stunde des Samstag Nachmittags entweder Katechismusunterricht oder eine Ermahnungsrede zu halten. Wenn aber aus einer 33jährigen Lehrthätigkeit Porées nicht mehr als sechs derartige Ermahnungsreden erhalten sind, so ist es doch ein übereilter Schluß, auf Grund solcher kärglichen Spuren anzunehmen, daß Porée diese Zeit stets nur mit Ermahnungsreden ausgefüllt habe.

In den Kollegien Deutschlands und Österreichs wurden die Bestimmungen der Ratio studiorum von Anfang an so ausgeführt, daß der katechetische Unterricht (auch für die höheren Klassen) schon Freitags stattfand, und daß dann überdies noch des Samstags zum Schluß die Ermahnungsrede vom Klassenlehrer gehalten wurde. Porées Zeit- und Berufsgenosse P. Kropf in Österreich verweilt in seiner vortrefflichen Instructio privata 1735 ausführlich bei dem Unterschiede wie auch bei der hohen Wichtigkeit dieser beiden Arten der religiösen Anleitung.

Schon in der ersten Zeit bei Einführung der Ratio studiorum war weder notwendig noch in allen Kollegien üblich, daß der Klassenlehrer, welchem pflichtgemäß die Ermahnungsrede des Samstags zufiel, auch den Religionsunterricht des Freitags leitete. Im Kollegium von Dillingen hatten die Rhetoriker die Katechese gemeinsam mit den Philosophen, und da die Schüler in diesen Klassen vier Jahre zubrachten, so mußte in dieser Zeit das ganze Pensum der Religionslehre durchgearbeitet werden. Diese Vereinigung der Klassen wie die Anstellung eines eigenen Religionslehrers für dieselben war den einzelnen Kollegien anheimgestellt. So hielt man es in Deutschland schon 1604 und 1606 (vgl. *Pachtler,* Ratio studiorum II, 510; III, 188), und P. Kropf fand 100 Jahre später diese Fürsorge für die religiöse Bildung der Schüler nicht vermindert.

Sollte nun um dieselbe Zeit in dem berühmtesten und ausgezeichnetsten Kollegium Frankreichs eine ähnliche Sorgfalt für den religiösen Unterricht nicht vorhanden gewesen sein, so würde die Verantwortung hierfür nicht Porée persönlich,

sondern dessen Obere und dessen Ordensprovinz treffen. Aber der Verfasser kennt ja selbst den ausgezeichneten katechetischen Leitfaden, nach welchem ein Zeitgenosse Porées in demselben Kollegium Louis le Grand Religionsunterricht erteilt hat. Hier wäre also, bevor im Lebenswerke Porées ein so bedenklicher Mangel festgestellt werden könnte, noch manches eingehender zu untersuchen.

Mag man aber auch im Urteil von dem fleißigen Verfasser zuweilen etwas abweichen und hinsichtlich der Verarbeitung und Anordnung des Stoffes manchmal seine kleinen Einwendungen haben: an dem Werke als Ganzes, an dem vielen Trefflichen und Anregenden, was darin geboten wird, an der Liebe und an dem enormen Fleiße, die daran gewendet sind, vor allem aber an der Gestalt und den Werken Porées selbst, mit welchen man hier so ganz vertraut gemacht wird, kann man ungeteilte Freude haben.

Otto Pfülf S. J.

Das altchristliche Hauptportal an der Kirche der hl. Sabina auf dem aventinischen Hügel zu Rom. Beschrieben und erläutert von Dr. **Johannes Wiegand**, Kaplan am deutschen Campo santo zu Rom. Mit 21 phototypischen Tafeln und 6 Figuren im Text. 8⁰. (145 S.) Trier, Paulinus-Druckerei, 1900. Preis *M.* 16.

Eines der hervorragendsten römischen Denkmäler aus altchristlicher Zeit ist das Hauptportal von S. Sabina auf dem Aventin. Freilich ist an demselben nicht mehr alles ursprünglich. Das gilt nur von den 18 mit figürlichen Darstellungen versehenen Füllungen der Vorderseite der Thürflügel, den 15 mit Ranken bezw. geometrischer, in Kerbschnitt ausgeführter Musterung geschmückten Feldern der Innenseite, einem Teil des à jour gearbeiteten, eine Weinranke bildenden Wulstes, der die Thüre in ihre einzelnen Abteilungen zerlegt, und Fragmenten der inneren Einfassung der einzelnen Füllungen. Alles übrige, insbesondere auch das Skelett der Thüre, ist das Werk verschiedener Restaurationen, deren letzte nach der Pulverexplosion am 23. April 1891 statthatte.

Das Portal ist in den letzten Dezennien zu großer Berühmtheit gelangt, wie am besten aus den vielen Arbeiten erhellt, die sich mit diesen einzig dastehenden Thürflügeln als Ganzem oder mit Einzelheiten derselben beschäftigen. Die Litteratur ist bereits recht ausgedehnt, welche die Thüre in verhältnismäßig kurzer Zeit hervorgerufen hat. Wirklich ist das Portal mit seinen Holzskulpturen aus der Frühe der Kirche von großer Bedeutung sowohl für die Geschichte der altchristlichen Kunst wie für die altchristliche Archäologie und Ikonographie. Allein die Kreuzigung und die in jüngster Zeit als Darstellung des christlich-römischen Kaisertums und der Kirche gedeuteten Reliefs würden genügen, es den wichtigsten altchristlichen Monumenten einzureihen.

Eine den Fortschritten der Technik entsprechende Reproduktion des Bilderschmuckes der Thüren fehlte bislang. Die beste war diejenige, welche Garrucci von demselben in seiner Storia dell' arte cristiana gegeben hat. Allein so vortrefflich dieselbe auch ist und so wertvoll sie auch bleibt, es waren doch immer

nur Linearzeichnungen, bei denen man für das Detail ganz und gar auf Treu und Glauben und die subjektive Auffassung des Zeichners angewiesen ist.

Dem Mangel ist durch die vorliegende Publikation völlig abgeholfen. 21 vorzügliche Phototypien geben ein in jeder Beziehung zufriedenstellendes Bild von der Thüre als Ganzem, dem ornamentalen Schmuck ihrer Rückseite und den noch erhaltenen 18 Reliefs der Außenseite. Die Abbildungen sind völlig naturgetreu, da eine Retouche grundsätzlich vermieden wurde.

In dem begleitenden Texte giebt der Verfasser als Ergänzung zu den Tafeln eine eingehende Besprechung der Thüre und ihrer einzelnen alten Bestandteile. Sorgfältig werden alle späteren Restaurationen verzeichnet, von denen einige für das Verständnis der Bildwerke von nicht geringem Belang sind. Zugleich wird unter Benutzung der bisherigen Veröffentlichungen eine Erklärung der zum Teil sehr umstrittenen und verschieden gedeuteten Reliefs gegeben. Die dargestellten Szenen sind nach Wiegand: Die Kreuzigung, die Wunder Christi, Jesus erscheint den Jüngern, die Berufung des Moses, die Verurteilung und Wegführung Christi, die Verkündigung der Auferstehung an die Frauen, die Wunder des Moses, die Erscheinung Christi bei den Frauen, das christlich-römische Kaisertum, die Anbetung der Weisen, die Himmelfahrt Christi, die Verleugnung Petri, der Durchgang durchs Rote Meer, Christus und die Emmausjünger, die Kirche, Habakuk, die Aufnahme des Elias, Christus vor Kaiphas. Die früher gewöhnlich für die Verkündigung der Geburt des Johannes und die Verherrlichung Christi ausgegebenen Reliefs wurden zuerst von Grisar als das christlich-römische Kaisertum und als symbolische Darstellung der Kirche erklärt. Der Verfasser schließt sich dieser Deutung als der wahrscheinlicheren an. Seine diesbezüglichen Ausführungen gehören zu den besten Abschnitten der Schrift. Wir stehen nicht an, die beiden Darstellungen, die wir selbst an Ort und Stelle zu untersuchen Gelegenheit hatten, so eigenartig sie auch sind, in dem von Grisar und Wiegand vertretenen Sinne aufzufassen; das, was Wiegand auf dem Relief der „Kirche" Zunge des Kreuzes nennt, ist indessen unseres Erachtens nur der Längsbalken des hier auf den Kopf gestellten und gleichsam von oben herabsteigenden Kreuzes, wie auch der dasselbe umgebende rätselhafte Ring nur als Kreuznimbus zu erklären sein dürfte. Neu ist die Deutung der „Emmausjünger". Sie hat entschieden etwas für sich. Ob sie indessen zu den Nimben paßt, welche das Haupt der beiden Jünger umgeben? Die Tafel ist die dunkelste von allen Darstellungen.

Nach Stil und Gegenstand scheidet der Verfasser die Reliefs in drei Gruppen und bezeichnet sie danach als das Werk dreier Hände. Es ist richtig, daß eine Reihe der Füllungen eine unverkennbare Verwandtschaft beweisen. Das gilt unbedenklich bezüglich der zu Gruppe 1 bezw. 2 gehörigen Tafeln. Nicht so klar tritt dagegen für uns Einheit von Stil und Ursprung bei den vier der dritten Gruppe zugewiesenen Reliefs zum Vorschein. Man halte nur einmal „Habakuk" gegen „die Kirche".

Was den Ursprung der Thüre anlangt, so lehnt Wiegand es mit Recht ab, in derselben eine byzantinische Arbeit im Sinne eines von Byzanz importierten Werkes zu sehen. Die Bildwerke mögen von griechischen Künstlern in Rom

gemacht sein; nach Ikonographie und Stil gehören sie indessen zweifelsohne zur Gruppe der römischen Monumente. Was man in ihnen an byzantinischen Elementen hat finden wollen, kann doch wohl nicht als so spezifisch byzantinisch bezeichnet werden, daß man darum den römischen Ursprung der Thüre zu leugnen hätte. In der Zeit, in der dieselbe entstanden sein wird, hatte sich die christliche Kunst noch nicht in die beiden Lager gespaltet. Man zehrte noch und lebte noch von dem gemeinsamen Erbe der antiken griechisch-römischen Kunst.

Außerordentlich verschieden sind die Ansichten, welche hinsichtlich des Alters der Reliefs vorgebracht wurden. Ist man doch in ihrer Datierung selbst bis in das 13. Jahrhundert hinabgegangen. Es geht mit den Sabinathüren wie mit zahlreichen andern Monumenten, für deren Altersbestimmung sichere äußere Anhaltspunkte fehlen, deren Datierung also lediglich von inneren Kriterien abhängig ist. Wiegand verteidigt mit Wärme die Ansicht Grisars, welche die Entstehung aller Reliefs in das 5. Jahrhundert und zwar etwa in die Zeit der Erbauung der Kirche setzt. Es ist immer eine heikle Sache, bloß auf innere Merkmale hin ein Kunstwerk zu datieren. Doch scheint in unserem Falle mit gutem Grund das Portal wenigstens in seinen Hauptbestandteilen dem 5. Jahrhundert zugeschrieben werden zu müssen. Immerhin möchten wir eine teilweise Erneuerung des Reliefs nicht gerade so entschieden ausschließen, wie es der Verfasser thut. Wenn jetzt eine große Anzahl von Tafeln fehlen, so konnte auch schon früh die eine oder andere derselben vernichtet werden. Gegen ein solches zu Grunde gehen und späteres Erneuert werden einzelner Platten spricht selbstredend nicht, daß alle Reliefs aus dem gleichen Holz bestehen. Pflegt man doch auch heute noch in ähnlichen Fällen einen zu restaurierenden Gegenstand mit dem Material zu ergänzen, aus welchem derselbe angefertigt ist.

Hinsichtlich der mehrfach behaupteten Beziehung anderer figurierter mittelalterlicher Thüren zur Sabinathüre unterscheidet der Verfasser. Eine innere Abhängigkeit weist er entschieden zurück. In der That sind alle andern mit figürlichen Darstellungen geschmückten Thüren aus dem Mittelalter, was den Gegenstand der Bildwerke und deren ikonographische wie stilistische Behandlung anlangt, so sehr von dem Portal von S. Sabina verschieden, daß sie als dessen Nachbildung nicht betrachtet werden können. Eine äußere Beziehung zu demselben hält der Verfasser jedoch für nicht ausgeschlossen hinsichtlich der Thüre des Domes von Hildesheim, da, wie es scheint, Bernward zu deren Herstellung bei seinem römischen Aufenthalt durch die Sabinathüre in ähnlicher Weise angeregt wurde, wie er von der Trajanssäule bei jener Gelegenheit die Idee zur bekannten Bernwardssäule empfing.

Die Schrift, die erste größere Arbeit des Verfassers, darf als recht gelungen bezeichnet werden. Sie bekundet große Vertrautheit mit dem Rest der antiken wie altchristlichen Kunst, und was nicht weniger von Wert ist, ein ruhiges, sachliches und bedächtiges Urteil. Von dem Streben, um nicht zu sagen der Sucht, aus den Monumenten viel Kapital zu schlagen, viel in sie hinein und viel aus ihnen herauszudeuten, hat sich Wiegand in anerkennenswerter Weise recht fern gehalten. Seine Ausführungen sind klar, bestimmt und anregend. Wohlthuend berührt,

daß er im Gegensatz zu andern, die Garrucci wohl für ihre Zwecke auszunutzen, im übrigen aber ihn möglichst herunterzusetzen belieben, den Verdiensten des Verfassers der Storia Anerkennung widerfahren läßt. Garrucci ist noch immer dem Forscher unentbehrlich und wird es auch wohl eine geraume Zeit bleiben.

Hier und da sind uns in der Arbeit einige kleinere Ungenauigkeiten aufgestoßen. Wir glauben indessen auf dieselben hier nicht eingehen zu brauchen, zumal wir sie zum Teil wenigstens bereits an anderem Orte hervorgehoben haben.

Joseph Braun S. J.

Empfehlenswerte Schriften.

(Kurze Mitteilungen der Redaktion.)

Die Verheißung der Eucharistie (Joh. VI) **bei den Vätern.** Historisch-kritisch dargestellt von Dr. Valentin Schmitt, Präfekt im Chilianeum zu Würzburg. Erstes Buch: Grundlegung und patristische Literatur bis Constantin, einschließlich der alexandrinischen Schule. gr. 8°. (VI u. 122 S.) Würzburg, Göbel, 1900. Preis *M.* 2.

Es könnte auffallen, daß die ersten drei Evangelisten die bedeutungsvolle Rede, welche wir bei Joh. Kap. 6 finden, außer acht lassen. Der Herr Verfasser weist mit Geschick aus dem Aufbau und der Richtung der ersten drei Evangelienschriften darauf hin, daß man mit Unrecht hierin einen Mangel fände; ebenso aber zeigt er aus der Anlage des vierten Evangeliums, wie hier diese Rede geradezu eine zentrale Stellung einnimmt. Die Darlegung knüpft mit Recht an manche Gedanken und Anschauungen Jos. Grimms an. Alsdann folgt (S. 23 f.) eine Erklärung der Rede selbst, die mit zahlreichen Hinweisen auf ältere und neuere Erklärer ausgestattet zugleich einen Einblick in die verschiedenen Auffassungen vermittelt. Die vom Herrn Verfasser bevorzugte Erklärung ist klar gegeben und gut begründet. Nach dieser „Grundlegung" wendet sich S. 51 ff. derselbe seiner eigentlichen Aufgabe zu. Er untersucht: Was bieten die Zeugen des Altertums über Joh. Kap. 6? Vernommen werden: Die Lehre der zwölf Apostel, Klemens von Rom, Ignatius, Irenäus, Klemens von Alexandrien, Origenes, Tertullian, Cyprian, Eusebius von Cäsarea, Athanasius, Cyrillus von Alexandrien. Oft mit den eigenen Worten der Väter, oft im Auszug sind ihre Auffassungen gegeben; diese werden beleuchtet, nach Zusammenhang der Darstellung auf ihren wahren Sinn geprüft. Auch hier bekundet der Herr Verfasser eine ausgebreitete Belesenheit, indem er zustimmend, abwehrend, berichtigend sich mit der Litteratur über Patristik und patristische Lehren auseinandersetzt. Seine Darlegung und Beweisführung muß als eine in hohem Grade befriedigende bezeichnet werden. Hier und da hätte man statt einer allgemeinen Angabe wohl die eigenen Worte des betreffenden Autors lieber gesehen; auch dürfte z. B. S. 83 der Schluß: „dem Lebensbrot wird das sichtbare Manna gegenübergestellt, also ist es das eucharistische Lebensbrot", nicht

allen zusagen, zumal im Zusammenhange jener Stelle der Logos auch als lebenspendend für die Engel aufgefaßt wird. Die Arbeit ist eine recht verdienstliche. In ihr ist klar nachgewiesen, daß die behandelte patristische Exegese Joh. 6, 51 ff. von der Eucharistie einmütig erklärt, für eine bloß figürliche Speise aber keine Stütze bietet, ja daß die Väter wohl die ganze Rede als nur von der Eucharistie handelnd betrachten.

Das Evangelium Unseres Herrn Jesus Christus nach Lukas, monographisch erklärt und mit einer übersichtlichen Darstellung der politischen und religiösen Zustände zur Zeit Christi und der Apostel versehen von Dr. Roman Riezler, Professor des neutestamentlichen Bibelstudiums an der fürstbischöflichen Diöcesan-Lehranstalt zu Brixen. Mit Genehmigung des f.-b. Ordinariates Brixen. 8°. (642 S.) Brixen, Preßverein, 1900. Preis *M.* 8.

Diese Erklärung entstand aus Vorlesungen, durch die Studierende der Theologie in verständlicher und ansprechender Form in den Litteralsinn des dritten Evangeliums eingeführt wurden. Der Verfasser betont im Vorwort, daß er sich bei seiner Arbeit, von nebensächlichen Fragen abgesehen, nur an katholische Autoren gehalten habe, weil er zur Überzeugung gekommen sei, „daß wir in Erklärung der Evangelien, insoweit die Darlegung ihres Lehrgehaltes in Betracht kommt, die akatholischen Exegeten leicht entbehren können, indem das, was sie nach dieser Seite hin Gesundes und Brauchbares bieten, in der Regel schon viel früher von katholischen Autoren besser und vollständiger gesagt worden ist". Auch soll der Studierende der Theologie dazu angeleitet werden, das rechte Verständnis der heiligen Schriften in der katholischen Kirche zu suchen. Schon das mutige Aussprechen dieser gewiß richtigen Thatsachen und Grundsätze zeigt, daß das Werk, welches aus der Praxis hervorwuchs, für Seelsorger recht brauchbar und anregend ist, besonders wenn jemand sich einmal entschließt, in seinen Predigten in zusammenhängenden Vorträgen den Inhalt eines Evangeliums mit der geschichtlichen Entwicklung des Lebens Jesu den Zuhörern vorzulegen.

The Bible and its Interpreter. By P. H. Casey S. J., Professor of Dogmatic Theology in Woodstock College. 8°. (94 p.) Philadelphia, McVey, 1900.

Diese kleine Abhandlung will die zwischen Katholiken und Protestanten schwebende Grundfrage, die Frage nach der Glaubensregel, in populär-wissenschaftlicher Form behandeln. Für Protestanten wird im Vorwort bemerkt, daß die Bezeichnung „katholische Kirche" vom Verfasser stets in jenem Sinne genommen wird, in welchem sie bei den Heiligen Vätern und sogar bei den Reformatoren des 16. Jahrhunderts gebräuchlich war. Die Protestanten in England und Amerika lieben es ja, sich auch die katholische Kirche zu nennen und dann die römisch-katholische Kirche als einen Teil der großen katholischen Universalkirche mit einzubegreifen. Demgegenüber hält der Verfasser an der althergebrachten Bezeichnung „katholische Kirche" fest, welche nur von der römisch-katholischen Kirche beansprucht werden kann; diese allein repräsentiert eine unitas diffusa, sie allein ist katholisch. Die Abhandlung zerfällt in zwei Abschnitte. Zuerst wird das Recht der persönlichen Meinung, die ja das Wesen des Protestantismus ausmacht und in England

und Amerika als das unantastbare Heiligtum individueller Freiheit besonders hochgehalten wird, einer Kritik unterzogen. Die nach jedermanns persönlicher Meinung erklärte Bibel hält als Glaubensregel nicht stand. „Verstehst du wohl, was du liesest?" fragte Philippus den äthiopischen Kämmerling; dieser erwiderte: „Wie könnte ich es, da mich niemand anleitet?" (Apg. 8, 30. 31.) Im zweiten Abschnitt wird das unfehlbare Lehramt der Kirche als einzig zuverlässige Glaubensregel erklärt, begründet und gegen die Einwendungen der Gegner verteidigt. In der Ausführung wird die rein theologische Terminologie vermieden; die Sprache ist einfach, durchsichtig und populär; indes verrät sich auf Schritt und Tritt die dogmatische Schärfe und die ausgebreitete theologische Kenntnis des Verfassers. Die an sich trockene, wissenschaftliche Untersuchung erscheint in modernem Gewande, das ihr auch in den weiteren Kreisen der Gebildeten Zutritt verschafft. Besonders lehrreich für alle, welche sich um die Geistesströmungen innerhalb des protestantischen Sektenwesens interessieren, ist die Heranziehung der akatholischen Litteratur. Die Widerlegung protestantischer Angriffe auf die katholische Lehre wird, ohne jemals in der Form zu verletzen, mit Gewandtheit und Sicherheit geführt. Es zeigt sich auch hier wieder wie in so vielen ähnlichen Fällen, daß die Gegner der katholischen Kirche trotz großer Belesenheit und ausgebreiteter positiver Kenntnisse doch Unglaubliches leisten in Unkenntnis katholischer Dinge, in unlogischen Schlußfolgerungen und widerspruchsvollen Behauptungen.

„Die Wahrheit." Apologetische Gespräche für Gebildete aller Stände. Von P. Fr. X. Brors S. J. 8°. (136 S.) Kevelaer, Butzon & Bercker, 1900. Preis 75 *Pf.*

Das vorliegende Werkchen „Die Wahrheit" verdient den in gleichem Verlage erschienenen „Schutz- und Trutz-Waffen" von P. Nilkes als ebenbürtig an die Seite gestellt zu werden. Der Verfasser nennt seine Arbeit eine kleine Schrift. Das ist ein großer Vorzug. Nach dickleibigen Philosophiebänden greifen Gymnasiasten, Lehrer, Kaufleute, für welche ja das Werkchen bestimmt ist, nicht gerne — aus verschiedenen Gründen. Was aber nicht so lang ist, wird auch lieber gelesen. Indessen sind in den vorliegenden kurzen Kapiteln die wichtigsten Grundwahrheiten einer jeden Religion: Dasein Gottes, Unsterblichkeit, Willensfreiheit u. s. w., mit wünschenswerter Gründlichkeit und Verständlichkeit behandelt, so daß der Leser für sich selbst erfreuliche Klarheit gewinnen kann und auch im stande ist, die gewöhnlichen Einwendungen zu widerlegen. Das Schriftchen ist bald in Briefform bald als lebhafter Dialog abgefaßt und bietet so eine ebenso anziehende als belehrende Lektüre. — Bei der Verworrenheit der Begriffe, welche heutigestags in den hier behandelten, für jedermann so wichtigen Fragen herrscht, ist es etwas Verdienstliches, solche Lektüre in die Hände des gebildeten Publikums im weitesten Sinne des Wortes zu bringen. Wie dankbar sind oft junge Leute und redlich denkende Männer jeden Standes, wenn man sie auf eine Schrift aufmerksam macht, in der sie klar orientiert werden und nicht immer nur die entstellte, verleumdete Wahrheit, sondern auch wieder einmal die wirkliche Wahrheit zu hören bekommen und kennen lernen. Wie oft hört man dann von solchen sagen: „Von dieser Seite sah ich's nie" — „Das lautet ja ganz anders" — „Das ist ja alles ganz vernünftig" — „Ich seh' es ein, das ist die Wahrheit." Möge, wie der Verfasser es angekündigt hat, diesem ersten Teile auch bald der zweite „Sieg der Wahrheit" und der dritte Teil folgen „Das Glück in der Wahrheit!"

Der Glaube an den Auferstandenen. Gemeinfaßlich begründet in fünf apologetischen Briefen an einen Freund. Von P. Julius Müllendorff S. J. 8°. (152 S.) Regensburg, Manz, 1900. Preis *M.* 2.

In vertraulicher, einfacher Unterhaltung mit einem Freunde hat der Verfasser die Einwürfe der Gegner der Auferstehung dargelegt und schlagend widerlegt. Seine gründliche Kenntnis der Sache und überzeugende Beweisführung behalten auch unter dem volkstümlichen Gewande, worin die Erörterungen gekleidet sind, ihre Kraft. Sie werden darum nicht nur manche Leser im Glauben an diese grundlegende Thatsache des Christentums bestärken, sondern auch für religiöse Vorträge vor manchen Kreisen treffliche Anleitung geben. Lassen sich ja besonders jüngere Leute rasch durch den Schein blenden, aber auch durch eine solche Widerlegung der Gegner, wie sie hier geboten ist, enttäuschen und zur Annahme der Wahrheit zurückführen.

De Jacobo I. Angliae rege cum Cardinali Roberto Bellarmino S. J. super potestate cum regia tum pontificia disputante (1607—1609). Thesim Facultati Litterarum Universitatis Pictaviensis proponebat Joseph de la Servière, Universitatis catholicae Andegavensis quondam alumnus. 8°. (XXXII et 170 p.) Parisiis, Oudin, 1900.

Die Kontroverse Jakobs I. mit Bellarmin über die Absolutheit der Königsgewalt wird ihrem Entstehen wie ihrem Inhalte nach klar und hübsch dargelegt, über die polemische Litteratur, welche dadurch in ganz Europa hervorgerufen wurde, ein Überblick geboten und die Bedeutsamkeit des Streites im Lichte der nachfolgenden Jahrhunderte signalisiert. Im litterarischen Waffengange ist der König unterlegen, faktisch und praktisch aber hat, nicht zum Heile der Welt, seine Lehre vom Absolutismus in der Folgezeit die Oberhand gewonnen. Neben guter Darstellungsgabe bekundet der Verfasser vielseitige Kenntnis der neueren Litteratur; namentlich die Gesandtschaftsberichte weiß er geschickt zu verwerten. Nicht zu loben ist, daß er die Charakteristik Pauls V. von Ranke, die der Königin Anna von Gardiner einfach herübernimmt. Die Konversion der letzteren scheint ihm unbekannt. Er würde mit Vorteil von den Untersuchungen des P. W. Plenkers in dieser Zeitschrift Bd. XXXV, S. 491 f. Notiz genommen haben.

De conceptu impotentiae et sterilitatis relate ad matrimonium. Auctore Jos. Antonelli, sacerd. 8°. (116 p.) Romae, Ratisb., Neo-Ebor., Fr. Pustet, 1900. Preis *M.* 1.20.

Diese Schrift ist für Moralisten und Kanonisten in mehr als einer Beziehung lehrreich. Auf Einzelentscheidungen des heiligen Offiziums vom 3. Februar 1887 und vom 30. Juli 1890 gestützt, hat eine Ansicht Eingang gefunden, welche in eherechtlicher Beziehung von andern für bedenklich gehalten wird. Auch der Verfasser der angezeigten Schrift tritt derselben ganz entschieden entgegen. Er macht dabei aufmerksam auf den Fehler, der aus Mangel an Selbststudium durch übertriebene und kritiklose Verwertung römischer Entscheide leicht begangen werden kann, indem man richterliche Einzelentscheidungen zu allgemeinen Lehrentscheidungen hinaufschraubt, ohne die thatsächlichen Umstände und Momente genau zu kennen, von welchen der Einzelspruch mag bedingt gewesen sein. — So wertvoll jedoch diese Arbeit ist, so wird doch durch dieselbe die Bedeutung der, anscheinend wenigstens,

entgegenstehenden Entscheidungen des heiligen Offiziums nicht gerade entkräftet, und es wird in der behandelten Frage ein Umschwung kaum herbeigeführt werden, so lange diese nicht lehramtlich von Rom aus entschieden ist. Daß dieses geschähe, dürfte recht wünschenswert sein.

Le trésor évangélique du dimanche ou exposition littérale, doctrinale et pratique des évangiles des dimanches et des principales fêtes de l'année, contenant deux cent quatre-vingt-six sujets, dont 161 indiqués et 125 développés par J. B. Lagarde, prêtre de la mission, directeur de grand-séminaire et professeur de morale. 12°. Tom. I (406 p.). Tom. II (416 p.). Paris, Lethielleux, 1899. Preis *Fr.* 8 die beiden Bände zusammen.

Ein inhaltreiches, brauchbares und klar angeordnetes Buch, das frei ist von den Fehlern, welche nicht selten neueren französischen Werken anhaften. Der als Leiter eines Priesterseminars und Moralprofessor durch Übung und Erfahrung wohlvorbereitete Verfasser erklärt in jedem seiner 59 Kapitel den Text des Evangeliums des betreffenden Sonntages oder Festes, giebt dann eine Erläuterung über dessen Inhalt und fügt drittens 2—3 Betrachtungen bei, welche in dessen Lehren tiefer einführen. So bietet er dem Titel entsprechend 286 Stoffe zu Predigten, Unterrichten und Betrachtungen über die Evangelien, worin er die wichtigsten Lehren des Glaubens und der Sitten in praktischer Weise dem Verständnis und dem Herzen nahe bringt.

Kehrein-Kellers Handbuch der Erziehung und des Unterrichts, zunächst für Seminarzöglinge und Volksschullehrer. Von Dr. A. Keller und J. Brandenburger. Zehnte, verbesserte Auflage. 8°. (XIV u. 452 S.) Paderborn, F. Schöningh, 1900. Preis *M.* 3.

Der Name Kehrein und eine zehnte Auflage binnen 24 Jahren bürgen schon für etwas Brauchbares. Das Handbuch umfaßt auf wenig Raum den ganzen Umkreis dessen, was für den Volksschullehrer, seine Ausbildung und Thätigkeit von Belang sein kann. Das, was einem solchen „Handbuch" vor allem notthut, Kürze, Klarheit, Vollständigkeit, zeichnet das vorliegende wirklich aus. Dazu kommt, daß das entschieden christliche Gepräge, das Kehrein seinem Werke aufgedrückt hat, von den Bearbeitern gewissenhaft gewahrt worden ist. Sonst nahmen diese, beide in der Praxis bewährte Schulmänner, alle Rücksicht auf moderne Anforderungen und Erscheinungen ihres Gebietes bis in die neueste Zeit. Man kann natürlich über einzelnes geteilter Meinung sein. Jedenfalls ist es gut, daß alle verschiedenen Punkte berührt und meistens auch mit einer kleinen Litteraturangabe begleitet werden. Neu hinzugekommen ist bei dieser Auflage ein vierter Anhang über „Unterbringung der Viersinnigen, Idioten und Fallsüchtigen".

Lehrbuch der Pädagogik. Geschichte und Theorie. Von Dr. Cornelius Krieg, Universitätsprofessor und Erzbischöfl. Geistl. Rath zu Freiburg i. B. Zweite, wesentlich vermehrte und verbesserte Auflage. 8°. (XVI u. 490 S.) Paderborn, F. Schöningh, 1900. Preis *M.* 6.

Unter der noch immer wachsenden Flut pädagogischer Litteraturerzeugnisse stellt vorliegendes Werk keineswegs als eine Alltagserscheinung sich dar. Es ist

nicht wie so manche andere das Produkt eines bloßen Destillationsprozesses, welcher den Inhalt akatholischer oder gar unchristlicher Vorlagen in ein Gehäuse von christlichem bezw. katholischem Anstrich überzuleiten hätte. Vielmehr liegt hier eine auf gründlichem Denken und umfassendem Studium beruhende, ganz selbständige Geistesarbeit vor. Was an Gehalt geboten wird, ist kerngesund und durch und durch christlich. In einer Zeit, da fast alle Verhältnisse und Begriffe angekränkelt sind und deren Grundzug auf das Antichristentum hingerichtet erscheint, kann ein höheres Lob einem pädagogischen Werke kaum ausgestellt werden als dieses. Dabei soll nicht verschwiegen sein, daß die sprachliche Darstellung zuweilen größere Einfachheit und Durchsichtigkeit wünschen ließe, daß dann und wann in kleinen Nebenpunkten eine Einschränkung oder eine nähere Erklärung dem Leser sich aufdrängen kann. Man muß sich in die Terminologie des Verfassers eben erst hineinleben, darf die Worte nicht pressen wollen, muß nicht auf den Ausdruck achten, sondern auf den Gedanken. Dies thut aber dem Wert und der Gediegenheit des Werkes keinen Eintrag. Es ist überaus reich und vielseitig in seinem Gehalt, voll Besonnenheit und gereifter Erfahrung, von tief religiösem Sinn wohlthuend durchwärmt und veredelt. Gegenüber der 1893 erschienenen ersten Auflage (vgl. diese Zeitschrift Bd. XLVI, S. 213) ist diese zweite nicht nur um 120 Seiten im Umfang vermehrt, sie nennt sich auch mit Recht eine „wesentlich verbesserte". Unter mehreren namhaften Verbesserungen steht obenan, daß die „Geschichte der Erziehung" um das Dreifache vermehrt und als ein Hauptteil an die Spitze des ganzen Werkes gestellt worden ist. Zwar reichen auch jetzt die 140 Seiten über eine knappe Skizze nicht viel hinaus; es ist aber alles so selbständig geistig verarbeitet und an trefflichen Lichtblicken so reich, daß es dem Besten, was wir in dieser Art besitzen, mit Ehren an die Seite treten kann. Mit Recht überschreibt sich das Werk als ein Lehrbuch, es ist nicht Nachschlagewerk oder Hilfsmittelsammlung für den täglichen Handbedarf. Es will studiert und ruminiert und ins Innere aufgenommen werden, verbürgt aber, wo dies geschieht, Befriedigung und reiche Frucht. Es ist ein Werk, aus dem jeder Denkende, vor allem aber Lehrer, Erzieher und Eltern vieles lernen können.

Das Haus des Herzens Jesu. Illustriertes Hausbuch für die christliche Familie. Von Franz Hattler, Priester der Gesellschaft Jesu. Dritte Auflage. Mit Titelbild in Farbendruck. 4°. (VIII u. 266 S.) Freiburg, Herder, 1900. Preis *M.* 3; geb. *M.* 5.

In Bd. XXVIII, S. 560 dieser Zeitschrift ist die erste Auflage wegen ihres volkstümlichen Inhaltes und ihrer schönen Bilder empfohlen. Das dort Gesagte gilt auch von dieser dritten Auflage. Ist ein Haus mit seiner ganzen Einrichtung und seinen Insassen nach dem Herzen Jesu so gebildet, wie der Verfasser empfiehlt, dann herrscht in ihm heilige Liebe, zu der eine fleißige Benutzung dieses Volksbuches trefflich verhelfen wird.

Élévations au Sacré Coeur de Jésus. Quatrième édition entièrement refondue, mise en rapport avec les nouvelles litanies du sacré Coeur de Jésus. Par Msgr. Béguinot, évêque de Nîmes. 8°. (364 p.) Paris, Lethielleux, 1900. Preis *Fr.* 3.50.

Die ersten Auflagen erschienen vor 20 Jahren. „Gekräftigt durch das Alter, gereift durch eine lange Verantwortlichkeit des Lebens", aber noch immer „voll

jugendlicher Begeisterung für das Lob und die Liebe des verehrenswerten Herzens Jesu", bietet der hochwürdigste Verfasser seine Betrachtung in neuer Form. In dreiunddreißig Betrachtungen behandelt er die einzelnen Titel der jüngst von Rom aus vorgeschriebenen Litanei, in drei folgenden das heiligste Herz als Schutz der Jugend, Ratgeber der Väter und Quelle des Opfergeistes der Mütter. Gründliche dogmatische Erklärung leitet in jeder Betrachtung über zu einem frommen Gebet und zu einer kurzen Anmutung. Das Buch ist demnach ebenso zeitgemäß als nützlich.

Das kirchliche Begräbniswesen mit besonderer Berücksichtigung der Erzdiöcese Köln. Von W. H. Meunier, Doktor der Theologie. 8°. (158 S.) Düsseldorf, Schwann, 1900. Preis *M.* 2.50.

In drei Kapiteln handelt der Verfasser über Art, Stätte und Recht des kirchlichen Begräbnisses. Im ersten verteidigt er die Bestattung gegen die Verbrennung der Leichen; im zweiten hat er alle wichtigeren Angelegenheiten besprochen, die sich auf Eigentum, Anlegung und Verwaltung der Friedhöfe beziehen, wobei die Verordnungen sowohl der Kirche als des Staates herangezogen werden. Im dritten Kapitel wird das Recht der Gläubigen auf das Begräbnis, dann das der kirchlichen Institute bezw. Angestellten auf die Vornahme des Begräbnisses im allgemeinen und in der Ausgestaltung für einzelne Fälle erläutert. Der reiche Stoff ist gut gegliedert, die vielen Einzelheiten, die sich aus ihm ergeben, sind so dargelegt, daß das Buch recht lehrreich wird. Einige Formulare betreffs der Anlegung eines Kirchhofes und staatliche Verordnungen über das Begräbniswesen bilden zwei Anhänge.

Qu'est-ce que la perfection chrétienne? Petit traité théorique avec des réflexions pratiques. Par l'abbé Edmond Braun, aumônier. 12°. (174 p.) Strasbourg, Le Roux; Paris, Retaux, 1900. Preis *M.* 1.40.

Der hl. Thomas sagt (2, 2, a. 3), die Vollkommenheit bestehe wesentlich in der Liebe, aber das eigentliche Mittel, sie zu erlangen, seien die evangelischen Räte. Das erstere hat der Verfasser klar und gut dargethan. Er zeigt die Bedeutung der Liebe und deren Verbindung mit der heiligmachenden Gnade sowie mit den theologischen und moralischen Tugenden, den Früchten des Heiligen Geistes und den Seligkeiten. Es wäre etwas mehr vom zweiten zu sagen gewesen, da der hl. Thomas (1, 2, q. 99, 6) schreibt: „Die Vollkommenheit des Menschen besteht darin, daß er nach Verachtung des Zeitlichen dem Geistlichen anhänge." Das treffliche Büchlein hätte dadurch an praktischem Werte gewonnen, besonders durch Hinweis, wie auch außerhalb des Standes des Strebens nach Vollkommenheit jene Räte mehr oder weniger beobachtet werden können.

Die Weistümer der Rheinprovinz. Erste Abteilung: Die Weistümer des Kurfürstentums Trier. Erster Band: Oberamt Boppard, Hauptstadt und Amt Koblenz, Amt Bergpflege. [Publikationen der Gesellschaft für Rheinische Geschichtskunde. XVIII.] Herausgegeben von Hugo Loersch. 8°. (L u. 352 S.) Bonn, Behrendt, 1900. Preis kart. *M.* 9.

Es giebt kaum eine Seite unseres Volkslebens, deren Geschichte nicht von der hier beginnenden Sammlung Großes zu erhoffen hätte. Recht und Brauch, Sprache

und Sitte, Wirtschaft und Herrschaft, wie sie vor längst entschwundenen Jahrhunderten bei uns am Rheine heimisch waren, liegen hier sichtbar und greifbar vor Augen, Momentbilder nach dem Leben. Die Frucht einer mehr denn 20jährigen so intelligenten wie umfassenden Vorbereitungsarbeit beginnt mit diesem Bande endlich eingeheimst zu werden. Nicht nur die Staatsarchive von Koblenz und Düsseldorf, sondern auch die kleineren Archive der Provinz bis herab zu einzelnen Privatarchiven haben für das Werk ihre Schätze geboten. So viel daher auch seit dem Codex diplomaticus des Weihbischofs Günther und den Arbeiten Jakob Grimms für die Herausgabe der rheinischen Weistümer schon geschehen ist, wird doch der größere Teil des Werkes aus ungedruckten Stücken bestehen. Die Art der Edierung ist eine nach jeder Richtung ausgezeichnete. Möglichst vielseitiger Nutzen und möglichst bequeme Nutzung sind stets die entscheidende Richtschnur, und vieles mehr wird geboten als nur ein aufs sorgfältigste behandelter Text. Die beiden Register sind Meisterwerke an Zweckmäßigkeit und Muster an Genauigkeit, vor allem aber wahre Goldgruben für den Forscher. Trotzdem kann das Bedauern nicht unterdrückt werden, daß nicht ein drittes Register mit vollständigem Namensverzeichnis beigegeben ist. Die Verzweigung der Familiennamen, die Verbreitung der Taufnamen, die Anwendung der Heiligennamen, sei es zur Terminbestimmung, sei es zum Patronatsfeste u. dgl., gewähren der Forschung ein namhaftes Interesse, ganz abgesehen von Bedürfnissen und Liebhabereien der Familiengeschichte. Gerade die vorliegende Sammlung würde für alles dieses eine unvergleichlich kostbare Fundgrube abgeben. Es bleibt indes des Wertvollen noch übergenug. Unter vielem andern sei hingewiesen auf das, was die Art der Rechtsprechung, das Asylrecht und das Gefängniswesen betrifft, auch wo es nur kurze Andeutungen sind. Am eingehendsten und vollständigsten ist wohl der Weinbau bedacht. Auffallend ist, daß neben so vielen Notaren, Gerichtschreibern und Geistlichen nur ein einziges Mal, um 1665, ein Schulmeister erscheint.

Die historische und wirtschaftliche Bedeutung der Gemeinde. [Vorträge und Abhandlungen, herausgegeben von der Leo-Gesellschaft. 13.] Von Dr. Heinrich Misera, n.-ö. Landesrath. 8°. (32 S.) Wien, Mayer u. Co., 1900. Preis 60 *Pf.*

Der Vortrag bezweckt eine Kritik der gegenwärtig in Österreich bestehenden Gemeindeordnung; er verlangt, daß die ursprüngliche wirtschaftliche Bedeutung der Gemeinde wieder zur Geltung komme, und dementsprechend will er richtigere Abmessung, vor allem aber genauere Präzisierung der den Gemeinden gegenwärtig zugewiesenen Aufgaben. Mit Entschiedenheit redet er einer recht verstandenen Selbstverwaltung das Wort. Die vier einleitenden Abschnitte schildern die geschichtliche Entstehung und Entwicklung des Gemeindelebens. Der reiche Stoff ist stark zusammengedrängt; ein bereits sehr kundiger und verarbeitungsfähiger Leser wird vorausgesetzt.

Die Wissenschaft und das Augustiner-Chorherrenstift Klosterneuburg. Ein Beitrag zur österr. Literaturgeschichte. Von Berthold. 8°. (68 S.) Wien, Mayer u. Co., 1900. Preis *M.* 2.40.

Diese Zusammenstellung über das litterarische Leben des Stiftes Klosterneuburg läßt zwar in der äußeren Anordnung an Übersichtlichkeit zu wünschen

übrig, enthält aber viele dankenswerte Notizen und gereicht, namentlich durch Hervorhebung der wissenschaftlichen Regsamkeit während des letzten Jahrhunderts, dem Kloster sehr zu Ehren. Hoffentlich läßt der Verfasser sich später einmal bestimmen, diese Notizen zu einer ausführlichen Geschichte seines Stiftes oder doch zu einer Biographie seiner bedeutenderen Mitglieder zu erweitern.

Geistliche Übungen vom heiligen Cardinal und seraphischen Kirchenlehrer Bonaventura aus dem Orden der Minderbrüder des hl. Franciscus von Assisi. Fünf Feste des Jesuskindleins von demselben. Aus dem Lateinischen übersetzt von P. Fr. Ewald aus demselben Orden. 12°. (X u. 208 S.) Mainz, Kirchheim, 1900. Preis *M.* 1.50; geb. *M.* 2.

Zwei erbauliche Schriftchen des hl. Bonaventura werden in deutscher Übersetzung gegeben und mit Litteraturnachweisen begleitet. In Form eines Dialogs zwischen Mensch und Seele handelt die erste der beiden über die Innenwelt, die Außenwelt, die Gewalten der Tiefe und die Herrlichkeiten der Höhe. Es ist fast nur eine Blütenlese aus Stellen der Heiligen Schrift und Aussprüchen von Geistesmännern. Die zweite Schrift besteht aus kurzen Betrachtungen, welche an die fünf Hauptgeheimnisse des Weihnachtsfestkreises anknüpfen. Die polemisierenden Bemerkungen des Übersetzers S. VII und VIII könnten bei dem einfachen christlichen Leser etwas Verwirrung anrichten, zumal sie von dem Büchlein eine Anleitung zur eigentlichen Beschauung erwarten lassen, um die es sich thatsächlich nicht handelt. Die schlichten Erwägungen des Heiligen aber mit ihrer milden Salbung werden gottliebende Seelen erbauen und erquicken.

Urbain de Hercé, dernier évêque et comte de Dol, grand-aumônier de l'armée catholique et royale, fusillé à Vannes en 1795. Par Charles Robert de l'Oratoire de Rennes. D'après des documents inédits. Avec deux portraits et une carte. 8°. (XIV et 498 p.) Paris, Retaux, 1900. Preis *Fr.* 7.

Als im Juni 1790 die konstituierende Versammlung das Bistum Dol für aufgehoben erklärte, hatte de Hercé bereits über 23 Jahre an dem Primatialsitze der Bretagne den Hirtenstab geführt. In den Verwicklungen seiner Heimatsprovinz mit der Regierung Ludwigs XVI. hatte er eine große politische Rolle gespielt; durch männlichen Freimut, kirchlichen Pflichteifer und hochherziges, charitatives Wirken schien er die glorreichsten Zeiten der Kirche Frankreichs wieder aufleben zu machen. Er ist eine Gestalt, die an Fenelon erinnert; mit dem apostolischen Priester verschmilzt der Staatsmann und der grand-seigneur zu einer Person. Seine Lebensgeschichte erbringt kein ungünstiges Zeugnis für jene vergangene Zeit, da in Frankreich noch die Ehre eines Königs dafür bürgte, daß die Bischofstühle der Monarchie mit wahrhaft bedeutenden Persönlichkeiten besetzt würden. Der zweite Teil dieser Lebensgeschichte wendet dann den Ereignissen der Revolution sich zu, soweit die Bretagne durch dieselben betroffen wurde. Oft erzählt, bleiben sie immer gleich empörend und gleich ergreifend; sie finden ihre Krone in dem an dem 70jährigen frommen Bischof begangenen Justizmord. Daß das katholische Frankreich die großen Glaubensbekenner der Revolutionszeit auch heute noch auf den Schild zu erheben und ihrer Beispiele sich zu erinnern weiß, ist die Einlösung einer Ehrenschuld, aber fast auch ein Gebot der Selbsterhaltung angesichts drohender innerer wie äußerer

Gefahren. Der Verfasser, ein bereits erprobter Erforscher der bretonischen Provinzialgeschichte, hat das Werk auf fleißigen archivalischen Studien aufgebaut und durch dieselben auch wirklich Neues zu Tage gefördert. Wiederholte Ausfälle gegen England und das Ministerium Pitt sind zwar, nach Ton und Inhalt, von Leidenschaftlichkeit kaum freizusprechen, beeinträchtigen aber nicht den Wert zahlreicher Dokumente und trefflicher Fingerzeige, nicht nur über die Zustände der Kirche in Frankreich, sondern insbesondere über Verfassung, Gebräuche und Verhältnisse der Bretagne vor dem Ausbruch der Revolution. Der Verfasser hat gründlich gearbeitet und ein verdienstliches Werk geleistet.

Saint François de Xavier. Sa vie et ses lettres. Par P. Jos.-Marie Cros S. J. Tome second: François de Xavier en Chine et au Japon. Lex.-8°. (XL et 550 p.) Paris, Retaux, 1900. Preis *Fr.* 12 die beiden Bände zusammen.

Mehr als bei Anzeige des ersten Bandes (vgl. diese Zeitschrift Bd. LVIII, S. 578) ausgesprochen werden konnte, erweist in vorliegendem Schlußband dieses neue Werk über den Apostel Indiens sich als ein grundlegendes. Nicht nur Briefe des Heiligen selbst, aus Japan, Indien und der Insel Sancian, werden in treuer Übersetzung mitgeteilt, sondern noch vieles andere, was über Leben, Wirken und Sterben desselben aus zeitgenössischen Quellen sich erhalten hat. Besondere Abschnitte sind der Wunderthätigkeit des Heiligen, seiner Art, zu missionieren, und der Weiterverzweigung seiner Familie bis auf unsere Tage gewidmet, ebenso seinem Nachruhm innerhalb seines Ordens und der Verehrung seines Andenkens in seiner navarresischen Heimat. In der Einleitung läßt der Verfasser erkennen, welcher Wert neben der großen Materialiensammlung der Monumenta Soc. Ies. historica in den Acta Xaveriana seiner eigenen, mehr sichtenden und kritischen Arbeit zukomme, und giebt Winke, um in jener umfangreichen Materialiensammlung das Authentische von dem Minderwertigen zu unterscheiden. Für die Zwecke des Forschers und Geschichtschreibers ist mit vorliegendem Werk etwas Treffliches geleistet, für den ruhigen Genuß desjenigen, der aus den Briefen des Heiligen seine Erbauung ziehen möchte, ist vielleicht nicht überall genügend vorgesehen worden. Gleichwohl wird das Werk allen Verehrern des Heiligen viele Freude und Belehrung schaffen. Außer einem reichen Nachtrag sind diesem Bande, für Namen und Orte getrennt, Register beigegeben, und zwar unterschieden für jeden der beiden Bände. Ist diese Einrichtung nicht nachahmungswert, so ist doch die Beigabe der Register höchst lobenswert.

L'ascétisme dans l'ordre de St. Dominique. Les traités de la vie et perfection spirituelles de St. Vincent Ferrier et du B. Albert le Grand. Traduits et expliqués d'après la doctrine de saint Thomas en réponse aux erreurs modernes. Par le R. P. Matthieu-Joseph Rousset des frères prêcheurs. 12°. Tom. I (258 p.). Tom. II (290 p.). Paris, Lethielleux, 1900. Preis *Fr.* 4 die beiden Bände zusammen.

Bibliotheca ascetica antiqua ord. Praedicatorum. Opuscula ascetica sancti Vincentii Ferrerii. Accedit **De adhaerendo Deo**

B. Alberti Magni aureus libellus. Editio nova curante R. P. Matthaeo-Joseph Rousset, ord. Praed. 12°. (206 p.) Parisiis, Lethielleux, 1900. Preis *Fr.* 2.

Das erste Bändchen giebt in französischer Übersetzung mit guten Erläuterungen am Ende jeden Kapitels, dann im lateinischen Urtext die Abhandlung des hl. Vincenz Ferrer „Über das geistliche Leben". Ihr erster Teil belehrt in 6 Kapiteln über die Grundlagen, ihr zweiter in 14 Kapiteln über die Mittel, ihr dritter in 4 Kapiteln zusammenfassend über die Hauptsachen des übernatürlichen Seelenlebens. Das zweite Bändchen bietet das mehr als ein Jahrhundert früher verfaßte Buch Alberts d. Gr.: De adhaerendo Deo nudato intellectu et affectu — „Wie man Gott anhangen soll mit Reinheit des Verstandes und Gemütes". P. Rousset teilt es der leichteren Übersicht wegen in zwei Teile, welche zeigen, wie man zur innigen Vereinigung mit Gott gelangt und was diese Vereinigung erleichtert. Als Ergänzung sind beiden Bändchen einige kleinere Abhandlungen und Gebete beigegeben.

In dem an zweiter Stelle genannten Werkchen werden wiederum die beiden Werke des hl. Vincenz und des sel. Albert unter Beifügung einiger anderer kleiner asketischer Abhandlungen im lateinischen Urtext abgedruckt. Man muß dem Herausgeber freudig zustimmen, wenn er durch diese Bücher hinweist auf die alten, kernigen Geisteslehrer und in ihnen das rechte Gegengewicht findet gegen moderne Verflachung wahrer Frömmigkeit. Die Abhandlung des hl. Vincenz Ferrer besteht wie das Buch der Nachfolge Christi aus kurzen, inhaltsvollen Sätzen, hat gleich diesem jahrhundertelang frommen Seelen als Leitstern gedient und wird für aufmerksame, nach Vollkommenheit strebende Seelen auch heute noch fruchtbar sein.

Aus Vergangenheit und Gegenwart. Erzählungen, Novellen, Romane. Herausgegeben von St. Aenstoots. Kevelaer, Butzon & Bercker, 1899. Jedes Bändchen ca. 96 S. 12° à 30 *Pf.*

Seit unserem letzten Berichte sind sieben neue Bändchen dieser außerordentlich billigen und auch ihrem Inhalte nach durchaus empfehlenswerten katholischen Lesebibliothek erschienen.

Das 15. Bändchen bringt zwei Erzählungen von Ad. Jos. Cüppers: „Aus schwerer Zeit", ein Bild aus der Zeit der Ungarn-Raubzüge im 10. Jahrhundert, und „Die Hexe von Alpen", ein noch düstereres Bild als das vorige aus den traurigen Tagen der Hexenprozesse. Beide sind recht gut erzählt.

Das 16. Bändchen enthält unter dem Titel „Geschichten aus dem alten Köln" zwei in jeder Beziehung vorzügliche Zeit- und Charakterschilderungen aus der Feder H. Kerners (Dr. H. Cardauns). Sowohl „Werinbold der Kellermeister" als „Gretchen von Eigelstein" gehören unstreitig zu den besten Erzählungen dieser Sammlung.

Das 17. Bändchen wird mit seinen flott erzählten Militärhumoresken von J. T. Kujawa Freunden von harmlosen Scherzen viel Freude machen. „Die verwechselten Feldwebel" müßte sich in ein prächtiges Lustspiel verwandeln lassen; auch die beiden kleinen Stücke „Wie der tolle Heine Gefreiter wurde" und „Auf Nachtposten" sind recht unterhaltlich, namentlich die Kasernenhofblüten, die der Capitaine d'armes paradieren läßt.

Das 18. Bändchen bringt zunächst eine Dorfgeschichte von August Butscher: „Die Kartengundel“, die zwar nicht zu seinen besten Erzählungen rechnet, aber doch immerhin lesenswert ist. Viel besser ist die kleine Erzählung von A. Jüngst: „Um ein Haar“. Sie wirkt geradezu erschütternd. Nur ist schwer zu begreifen, wie der Wilderer seinen kleinen Sohn, der ihm entgegenläuft, um den Vater vor dem Förster zu warnen, ins Schulterblatt treffen kann. Die Novellette „Das kleine Bild“ ist uns doch gar zu romantisch. Dieser Regierungsbaumeister, der sich in die Photographie eines unbekannten Mädchens verliebt und seiner „Liebe“ jahrelang treu bleibt, bis er endlich zufällig das Mädchen trifft, kann doch eben nur gut genug sein — das Bändchen aufzufüllen.

Im 19. Bändchen erzählt uns zunächst M. Herbert eine ihrer Novellen: „Nach dem Tode“, ein interessantes, psychologisches Problem, die Heilung einer Geisteskranken, die erst nach dem Tode ihres Gatten erkennt, wie sehr sie von demselben geliebt wurde und was sie an ihm gesündigt hat, und infolge ihrer Schuld gemütskrank wurde. Das schwierige Problem scheint uns geschickt gelöst. Auch die beiden kleineren Stücke aus dem Holländischen: „Vom schönen Leben“ und „Der erste Tag der Besserung“, sind fein gezeichnet. Die Empfindungen der Mutter, die sich um der Kinder willen einer lebensgefährlichen Operation unterzieht, namentlich der rührende Abschied von dem ältesten Knäblein, sind ergreifend geschildert. Ebenso die Freude über die Genesung des Kindes.

Das 20. Bändchen enthält zwei Erzählungen des verdienten Ph. Laicus: „Der Wucherer“ und „Der rote Dieter“. Die zweite Nummer, eigentlich eine Dorfgeschichte, zählt durch die vorzügliche Zeichnung der Charaktere zu den besseren ihrer Art.

Das 21. Bändchen endlich bringt unter dem Titel „Aus dem Bilderbuch des Lebens“ eine Reihe stimmungsvoller, fein ausgeführter Bilder R. Fabri de Fabris'. Nicht alle sind zwar gleich gut gelungen; doch gehören manche dieser Skizzen künstlerisch zu den wertvollsten Stücken der ganzen Sammlung. Sie verraten ein ganz eigenes Talent für das „poetische Märchen“, aber auch für die Novellette. Wir möchten gerne einmal eine größere Arbeit dieser begabten Erzählerin sehen.

Warum? Novelle von M. Thalau. 12°. (256 S.) Paderborn, Schöningh. Preis brosch. *M.* 2.40.

„Warum? Warum? Es giebt keine Frage, die der Verstand so oft dem Herzen, fast hätte ich gesagt, der Mensch seinem Gotte stellt, als die Frage warum? . . . Solange wir leben, fragen wir: warum für uns, für andere mit Auge, mit Herz, mit Lippen; dennoch auf Erden finden, auf Erden hören wir die Antwort nimmer.“ „Natürlich nicht! Nur er, welcher das Weltenuhrwerk schuf, nur er, der ordnete, wie jedes Rädchen in das andere greift, der das Ganze von Ewigkeit her übersieht, weiß, warum alles so — und nicht anders kommen muß“ (S. 62). Mit diesen Sätzen wird der Sinn des Titels im Verlaufe der Erzählung erläutert und bei den verschiedensten Schicksalsschlägen, die uns in den Erlebnissen der handelnden Personen vorgeführt werden, kehrt das ernste Problem der oft dunkeln Anordnungen der göttlichen Vorsehung immer und immer wieder. „Wenn ich nur verstehen könnte, warum mir Gott mein junges, schönes Glück nahm?“ fragt Nora nach dem Tode ihres Bräutigams, und die mütterliche Freundin ant-

wortet: „Warum? frag nicht, frag nie warum, Kind; in solcher Frage liegt Zweifel an Gottes Weisheit, Mangel an Vertrauen auf Gottes Barmherzigkeit. Sein Wille ist unser Gesetz, unsre Kraft, unsre Rettung, ein gläubiges Fiat unsres täglichen Lebens Aufgabe." So wird die Frage in echt christlichem Sinne gelöst, und wir können das schöne Buch, das auch künstlerisch hoch über der gewöhnlichen Unterhaltungslitteratur steht, bestens empfehlen, wenn auch in den vielen geistreichen Gesprächen mancher halbwahre oder unklare Satz mit unterläuft und eine gar zu gekünstelte Wortstellung mitunter den Genuß stört. So z. B.: „Zu der Kapelle verwitterten Mauern mit klaffenden Spalten und Ritzen dringt scharfer Wind herein."

Miscellen.

Pestkaseln. In seiner „Geschichte der liturgischen Gewänder des Mittelalters" schreibt der um die Hebung des Paramentenwesens so verdiente Dr. Bock Bd. II, S. 249: „Wir sahen in der Gewandhalle des Domes zu Halberstadt mehrere Meßgewänder in mittelalterlichem Schnitt, die aus einfachem weißen Leinen bestanden und nur mit roten aufgenähten Bandstreifen in Form eines Y besetzt waren. Man nannte dieselben ‚Pestkaseln', da sie der Überlieferung zufolge beim Ausbruch der Pest kirchlich in Gebrauch genommen wurden, um mit denselben bekleidet den vom schwarzen Tode Befallenen die letzte Wegzehrung erteilen zu können. Damit die Ansteckung verhütet werde, wurden diese Meßgewänder an einem besondern Ort aufbewahrt und jedesmal nach dem Gebrauch gewaschen." Die gleichen Angaben wiederholt er bei Weigel und Zestermann in „Die Anfänge der Druckerkunst in Bild und Schrift" (Leipzig 1866) S. 14. Nur hören wir hier noch von linnenen Peststolen und Pestmanipeln. Außerdem werden wir belehrt, daß man eben wegen der Notwendigkeit, die Pestkaseln nach dem Gebrauche zu waschen, „keine Seidenstoffe nach Vorschrift, sondern Leinenzeug zu den sogen. Pestkaseln verwendete".

Es war zu erwarten bezw. zu befürchten, daß eines Tages aus den Bockschen Ausführungen die praktischen Folgerungen gezogen und eine leibhaftige Pestkasel auf der Bildfläche erscheinen würde. Lautet doch in dem Katalog, sei es eines Museums, sei es eines Antiquars, das kräftige „Pestkasel aus dem 15. Jahrhundert" ganz anders wie das simple „Linnenkasel aus dem 15. Jahrhundert". Sie ist auch wirklich gekommen, eine Pestkasel. Es hat freilich ein Weilchen gedauert, aber aufgetaucht ist sie endlich doch, und zwar mit getreuer Abbildung in dem Werke des Straßburger Antiquars Dr. R. Forrer: „Die Kunst des Zeugdrucks" (Straßburg 1898). Unter den Tafeln desselben finden wir nämlich eine, es ist Tafel XXVI, auf der eine bedruckte Linnenkasel mit

der höchst interessanten Unterschrift wiedergegeben ist: „Spätgotische italienische Pestkasel aus dem Aostathal, Schwarzdruck auf rosa Gebildleinen.“ Schlagen wir den zur Abbildung gehörigen Text auf, so erfahren wir, daß der glückliche Besitzer dieser Pestkasel dieselbe von einem Herrn Vittorio Avondo erwarb, der sie seinerseits in einer kleinen Kirche des Aostathales unweit seines Schlosses Issogne gefunden. Wir hören ferner, daß sich auch noch der zur Kasel gehörige Manipel erhalten und sich somit nicht bloß eine wirkliche und wahrhaftige Pestkasel, sondern auch einer der Pestmanipeln, von denen Bock sprach, in die Gegenwart hinein gerettet hat. An der Vorderseite hat das Meßgewand eine Länge von 1,14 m, an der Rückseite von 1,26 m; seine größte Breite beträgt 0,78 m. Der Stoff des Gewandes ist ein rötlich gefärbter, aber durch Waschen gebleichter Linnenköper, der in Schwarzdruck mit einem die bekannten genuesischen, venezianischen und flandrischen Samtbrokate imitierenden Muster versehen ist. Die Kasel hat inwendig ein braunschwarzes Linnenfutter und ist dem Rücken ein aus bläulichschwarzer Köperleinwand gemachtes Kreuz, der Vorderseite ein bloßer Stab aus gleichem Stoff aufgenäht. Bezüglich der Entstehungszeit der Kasel meint Forrer: „Die frühe Form von Kasel und Manipel verweisen den Druck in das letzte Viertel des 15. Jahrhunderts, also in die Blütezeit des italienischen Buchdruckes und Holzschnittes.“ [1]

Die Auslassungen Bocks über die sogen. Pestkaseln haben also ihre erste Frucht gezeitigt. Es ist daher im Interesse der Wissenschaft gewiß angebracht, die Pestkaseln einmal als das hinzustellen, was sie sind, als ein Stück Roman und als eine Schöpfung, um nicht zu sagen Phantasie, des 19. Jahrhunderts.

Kaseln, Stolen und Manipeln aus Linnen, deren man sich statt der aus Seide angefertigten beim Versehen der Pestkranken bedient hätte, hat es nicht gegeben. Zur Zeit, da der „schwarze Tod“ Europa so schwer heimsuchte, war es schon eine geraume Zeit Brauch, die Krankenversehgänge in der Albe oder gewöhnlicher dem Superpelliceum und der Stola vorzunehmen. Kasel und Manipel waren damals schon längst spezifische Meßornatstücke geworden. So oft seit dem 13. Jahrhundert in den Statuten der Diözesansynoden der Kleidung Erwähnung geschieht, deren sich der Priester zu bedienen hatte, wenn er den Kranken die letzte Wegzehr brachte, ist es das Superpelliceum bezw. die Albe und die Stola. Trotz alles Suchens ist es uns nicht gelungen, eine Bestimmung zu entdecken, welche die Kasel zu diesem Zwecke vorschriebe oder auch nur erwähnte. Wie man es gegen Ausgang des 12. Jahrhunderts zu halten pflegte, wenn

[1] Wenn Forrer glaubt, die Kasel mit Rücksicht auf ihre Form dem letzten Viertel des 15. Jahrhunderts zuweisen zu sollen, so ist das ein Irrtum. Meßgewänder von den Abmessungen, wie sie die von ihm publizierte Linnenkasel aufweist, kommen in Italien erst 100 Jahre später, also gegen Ausgang des 16. Jahrhunderts, in Gebrauch. Aber auch das Muster des Stoffes berechtigt nicht, das Gewand als ein Werk aus dem Ende des 15. Jahrhunderts hinzustellen. Das Zeug wird unseres Erachtens nicht über das 16. Jahrhundert hinaus zu datieren sein.

man unmittelbar nach der Messe einem Kranken die heilige Kommunion zu bringen hatte, ersehen wir beispielsweise aus dem Rituale von Fleury (Benoit-sur-Loire): Post expletionem missae exuat se presbyter casulam, ferens eucharistiam pergat domum infirmorum heißt es darin (*Martène*, De antiquis eccl. ritibus I, 7, 4. 24). Es scheint sogar, daß man sich vielfach bei den Krankenprovisuren nur mit der Stola bekleidete. Es giebt selbst Synoden, die sich darauf beschränken, dem Priester lediglich den Gebrauch der Stola bei den Versehgängen anzubefehlen.

Wie kann man also von „Pestkaseln und Pestmanipeln" als von besondern Kaseln und Manipeln aus Linnen sprechen, die der Priester bei der Spendung der Sterbesakramente an Pestkranke getragen. Machten etwa die Pestkranken eine Ausnahme von dem allgemeinen Brauch? Warum? War es etwa bequemer und minder gefährlich, im vollen Meßornat, zumal in der weiten, faltigen Kasel, zu denselben zu gehen, statt bloß in dem Superpelliceum (der Albe) und der Stola? Doch gewiß nicht. Oder war es schwieriger, die Albe oder das Superpelliceum, als Albe und Kasel — denn zur Kasel wurde stets die Albe getragen — zu waschen, wenn das überhaupt, was mehr als zweifelhaft ist, allemal nach dem Gebrauch geschah? Ebensowenig. Oder hat es vielleicht irgend eine besondere Vorschrift gegeben, die da wollte, daß die Priester abweichend von den sonstigen Krankenprovisuren beim Versehen der Pestkranken im vollen Meßornat erschienen? Auch nicht. Es fehlt in den Dekreten der Provinzialsynoden nicht an Bestimmungen, in denen den Pfarrern ihre Pflicht gegenüber den Pestkranken eingeschärft wird. Von Pestkaseln haben wir aber nichts entdecken können, ein Zeichen, daß es für die Versehgänge zu Pestkranken keine Sonderverordnungen hinsichtlich der liturgischen Kleidung gegeben hat, und daß man es in dieser Beziehung hielt wie bei den Provisuren der gewöhnlichen Kranken. Eine Bestimmung über die Kleidung, die der Priester bei der Spendung der Wegzehr an Pestkranke zu tragen hatte, haben wir nur in den Statuten des hl. Karl Borromäus über die Sorge für die von der Pest Befallenen gefunden. Es ist aber nicht die Kasel, von der hier die Rede ist, sondern, wie übrigens auch nicht anders zu erwarten war, das Superpelliceum. Kap. 12 wird vorgeschrieben: Es sollen Superpellicea etiam numero saltem totidem, quot sacerdotes sunt et quod item clerici für das Versehen der Pestkranken vorrätig gehalten werden. Kap. 15 aber heißt es: Ut in ministrationibus non pluviali, sed solum superpelliceo et stola utatur (*Harduin*, Coll. Conc. X, 1000. 1010). Man ersieht aus der letzten Stelle klar, wie mit Rücksicht auf die Gefahr der Ansteckung das Bestreben darauf hinausging, beim Versehen der Pestkranken alles irgendwie Überflüssige oder Entbehrliche in der Kleidung des Priesters zu vermeiden. Sollte das Pluviale, dessen man sich bei feierlichen Versehgängen wohl bediente, nicht zur Anwendung kommen, um wie viel weniger das Meßgewand.

Übrigens vermag auch Bock für seine Pestkaseln, Peststolen und Pestmanipeln ersichtlich keinen Beweis vorzubringen. Denn er begnügt sich mit der unbestimmten und unkontrollierbaren Bemerkung: „Man nannte dieselben — gemeint sind die linnenen Meßgewänder, die er im Dom zu Halberstadt sah —

Pestkaseln, da sie der Überlieferung zufolge beim Ausbruch der Pest kirchlich in Gebrauch genommen wurden, um den vom schwarzen Tode Befallenen die letzte Wegzehrung erteilen zu können." Wer nannte die fraglichen Gewänder Pestkaseln? Etwa die Halberstädter, wie es nach dem Zusammenhang scheinen will? Nun, die hatten doch seit drei Jahrhunderten mit der katholischen Vergangenheit gebrochen. Und wo fand Bock die Überlieferung, auf die er sich beruft? Seinen Worten nach in Halberstadt. Aber was gab es denn da noch für Traditionen aus dem katholischen Mittelalter, was wußte man da noch vom katholischen Leben früherer Zeiten? Wir fürchten, Name und Überlieferung sind erst aufgetaucht, als man linnene Kaseln sah und in der Voraussetzung, es sei in den Tagen der Vorzeit Vorschrift gewesen, die Meßgewänder aus Seide herzustellen, eine plausible Erklärung für die Verwendung von Linnen suchte. Ein interessantes Gegenstück hierzu findet sich im Katalog der Ausstellung kirchlicher Altertümer, welche gelegentlich des 1897 zu Venedig abgehaltenen eucharistischen Kongresses statthatte. S. Marco besitzt noch zwei aus derbem, violettem Wollreps gemachte Kaseln des 15. Jahrhunderts. Dem Verfasser des Kataloges, der sich von heutigen Anschauungen leiten ließ, schienen indessen wollene Meßgewänder unbegreiflich, und er fügte daher den beiden Stücken im Verzeichnis die Bemerkung an, es seien dieselben wohl nicht zu praktischem Gebrauch, sondern als Musterkaseln hergestellt worden. Diese „Musterkaseln" sind die würdigen Genossen der „Pestkaseln".

Die Bockschen Angaben bezüglich der „Pestkaseln" beruhen ebenso wie die sonderbare Katalogisierung der Kaseln von S. Marco auf der völlig irrigen Voraussetzung, es habe im Mittelalter Vorschriften über den Stoff der Paramente gegeben. Derartige Bestimmungen bestanden nicht. Allerdings wurden die Meßgewänder sehr häufig, ja mit Vorliebe aus Seidenzeugen angefertigt, doch war das keineswegs geboten. Ja es war das nicht einmal überall thunlich und durchführbar. Darum finden wir denn auch neben seidenen Kaseln solche aus Wolle, aus Linnen und selbst Baumwolle. Sehr gewöhnlich waren namentlich Paramente aus Wollstoff, obschon sich deren zur Zeit nur noch äußerst wenige erhalten haben. Man durchgehe einmal die Inventare, zumal solche aus kleineren Kirchen. Sie strotzen oft geradezu von Kaseln u. s. w. aus Wollstoffen, begreiflich, da man nicht überall im stande war, die kostbaren Seidenzeuge zu deren Herstellung zu beschaffen.

Indessen waren auch linnene Paramente nicht selten. Sie finden sich bis in die Neuzeit hinein in den Schatzverzeichnissen. Sie fehlen selbst in den Inventaren von St. Peter zu Rom nicht, und zwar sind sie wohlgemerkt darin verzeichnet ohne irgend einen Hinweis auf eine Verwendung als „Pestkasel". Das Schatzverzeichnis von 1361 führt z. B. an: Novem planete de panno lineo albo, cum aliquibus crucibus de sindone rubeo sine signo et sine fodere (sic); das von 1436: Planete albe de panno lineo numero sex; das von 1454—1455: Planete linee inter bonas et malas numero sexdecim. Sehr lehrreich ist auch ein Einblick in den noch vorhandenen Paramentenschatz von Castel S. Elia bei Nepi in der römischen Campagna. Unter

den elf Kaseln desselben, die teilweise dem 13., teilweise dem 14., 15. und 16. Jahrhundert angehören, befinden sich nicht weniger als fünf, die aus Linnen angefertigt sind; eine besteht aus Baumwollenzeug.

Auch bedruckte Linnenstoffe wurden zur Herstellung von Kaseln verwendet, wie außer dem von Forrer veröffentlichten ein zu Husaby in Schweden noch vorhandenes Meßgewand beweist. Eine bedruckte linnene Kasel, die wir in der Privatsammlung eines italienischen Grafen sahen, möchten wir dagegen nur für das Futter eines Meßgewandes halten, dem man ein mittelalterliches Kreuz aufgesetzt, um ihm den Anschein einer echten Kasel zu geben.

Es ist völlig grundlos, linnene mittelalterliche Kaseln zu „Pestkaseln" zu stempeln. Sie finden eine viel einfachere Erklärung. Es gab noch keine Vorschriften über den Stoff der Paramente. Man nahm zu ihnen, wenn es ging, besseren Stoff, andernfalls begnügte man sich mit Woll- oder Linnenzeugen. Es ist ganz verkehrt, das Mittelalter nach den Resten zu beurteilen, die wir noch aus demselben haben. Was wir aus ihm noch besitzen, sind allerdings fast nur kostbare Stoffe. Das ist indessen sehr erklärlich, da unsere Altvorderen keine Veranlassung hatten, alte abgetragene linnene oder wollene Kaseln aufzubewahren.

Man lasse also die Pestkaseln, Peststolen und Pestmanipeln. Die Pestkranken haben in Beziehung auf die Kleidung, in der ihnen der Priester das Viatikum brachte, keine Ausnahme von dem allgemeinen Brauch gemacht.

Über die sibirische Eisenbahn und ihre Bedeutung giebt ein Aufsatz in The North American Review 170 (New York 1900), 593 ff. einige positive Angaben, die wir auf die Verantwortung des Autors jener Abhandlung hier ausschreiben. Danach hatte der Bau der 1892 begonnenen, 1902 zu vollendenden Bahnlinie zunächst eine gewaltige Einwanderung in die sibirischen Lande zur Folge. Um der gelben Rasse zuvorzukommen, habe die Regierung die Einwanderung von Russen mit allen Mitteln begünstigt. Die besseren Landstrecken seien in der That auch schon aufgeteilt, so daß man bereits Wälder niedergeschlagen und bisher wasserlose Steppen durch Bewässerung bewohnbar gemacht hat, um Raum zu neuen Ansiedlungen zu gewinnen. „An manchen Stellen längs der Bahnlinie sind Niederlassungen mit einer Bevölkerung von 8000—9000 Seelen entstanden, so Novonikolaevsk bei der Brücke über den Ob, Taiga zu Beginn der Tomsklinie, die Stationen Niman und Krasnaja-rietchka an der Usurulinie. Die folgende Tabelle zeigt die jährliche Zahl der Einwanderer":

Im Jahr 1887:	25 137	Einwanderer		Im Jahr 1893:	64 321	Einwanderer
„ „ 1888:	35 848	„		„ „ 1894:	72 224	„
„ „ 1889:	40 195	„		„ „ 1895:	120 000	„
„ „ 1890:	48 776	„		„ „ 1896:	201 622	„
„ „ 1891:	87 432	„		„ „ 1897:	84 978	„
„ „ 1892:	92 146	„		„ „ 1898:	175 000	„

Im ganzen 1887—1898: 1 047 679.

Schalten wir hier zum Vergleich die Zahlen ein, welche eine Mitteilung in der Zeitschrift für Sozialwissenschaft III (Berlin 1900), 583 f. bietet. Danach wanderten auf dem Landweg nach Sibirien über:

Im Jahr 1893:	64 321 Personen	Im Jahr 1897:	70 000 Personen
„ „ 1894:	65 500 „	„ „ 1898:	205 645 „
„ „ 1895:	120 000 „	„ „ 1899:	218 741 „
„ „ 1896:	202 000 „		

Geringeren Bevölkerungszuwachs erhielt Sibirien auf dem Seeweg. Doch sollen in das Usurigebiet über Wladiwostok allein im Jahre 1899 nicht weniger als 8300, zwischen 1882 und 1898 aber 32 380 Menschen übergesiedelt sein. Der Grund, weshalb 1895 die Einwandererzahl plötzlich sich hebt, 1897 ebenso plötzlich wieder sinkt, um dann von neuem anzuschwellen, liegt hauptsächlich in der wechselnden Stellung der Regierung zur Auswanderungsfrage. Ein Regierungserlaß vom 18. März 1895 begünstigte dieselbe. Als infolgedessen ein allzu starker Menschenstrom in die sibirischen Steppen hinüberflutete, ließ das Eisenbahnkomitee die Lokalbehörden am 20. Februar (4. März) 1897 anweisen, die Bewegung möglichst einzudämmen, bis dann im folgenden Jahr der weitere Fortschritt der Entwicklung derselben ihre Freiheit zurückgab.

Eine weitere Folge des so rasch geförderten Riesenunternehmens ist der Aufschwung des sibirischen Exporthandels. „Sibirisches Getreide hat jetzt seinen Weg zu den Märkten des Auslandes gefunden. Seit der Eröffnung der westsibirischen Linie sah sich die Eisenbahnverwaltung mitunter außer stande, alle Getreidesendungen zur richtigen Zeit zu besorgen. In großen Massen wurden diese längs der Linie aufgestapelt. Im Jahre 1898 waren 6500 Waggonladungen Getreide in solcher Weise aufbewahrt; 240 Waggons kamen täglich hinzu, während die Eisenbahn nur 120 Waggons befördern konnte. Die Ausfuhr nach Rußland an Talg, Häuten, Wolle, gefrorenem Fleisch hat einen enormen Aufschwung genommen." Im Jahre 1896 sollen 2 600 000 kg sibirische Butter exportiert worden sein. Während ursprünglich täglich nur drei Paar Züge abgingen, sind jetzt bereits fünf Paar notwendig.

Für die Bevölkerung Sibiriens brachte die teilweise Vollendung der Bahn, da die Einwanderer mit sibirischer Justiz nicht auskamen, eine Änderung der Rechtspflege und einen Umschwung in den Handelsverhältnissen. In früheren Zeiten lag der einheimische Handel ganz in den Händen einzelner Kaufleute, welche große Vorräte auf den Märkten von Nishnij-Nowgorod einkauften und dann in Sibirien dieselben zu beliebig hohen Preisen losschlugen. Bei der nunmehr ermöglichten Konkurrenz sind die Preise natürlich bedeutend gefallen.

Nach der Vollendung des ganzen Werkes wird Port Arthur mit St. Petersburg verbunden sein durch einen Schienenstrang von 5850 englischen Meilen Länge, mit Berlin durch einen solchen von 6350, mit Paris und London durch solche von 7100 und 7300 Meilen. Mit dem Schnellzug nach europäischem System könnten diese Entfernungen in einer Zeit von acht bis zehn Tagen überwunden werden. Aber selbst wenn wir die jetzige Geschwindigkeit der west-

sibirischen Züge in Rechnung bringen (22 Werst in der Stunde), so würden nur 18 Tage erforderlich sein zu einer Reise von Westeuropa nach Port Arthur. Diese Geschwindigkeit kann leicht auf 25 Werst gesteigert werden. Dann wird die Reise von London nach dem fernen Westen die folgende Zeit kosten:

	Nach Yokohama	Nach Shanghai	Nach Hongkong
Über Sibirien	18 Tage	17 Tage	20 Tage
Über Suez	34 "	28 "	25 "
Über Amerika	25 "	31 "	33 "

Wir fügen einen Überblick über die ganze Bahnlinie hinzu. Dem anfänglichen Plan nach sollte das ganze Werk umfassen:

1. Die Westsibirische von Chelyabinsk bis Omsk 1415 km.
2. Die Zentralsibirische von Omsk bis Irkutsk 1828 km.
3. Die Baikalische von Irkutsk bis Missoyaga 318 km; aufgegeben.
4. Die Transbaikalische von Missoyaga bis Stretensk 1076 km.
5. Die Amurlinie von Stretensk bis Khabarovka 2132 km.
6. Die Usurilinie von Khabarovka bis Wladiwostok 764 km.

Von diesen Linien wurde zunächst die dritte, die Baikallinie, welche um das Südende des Baikalsees herumführen sollte, aufgegeben. Die zentralsibirische Bahn wurde bis Listwenitsche am Westufer des genannten Sees weitergebaut, der Zug wird dort auf ein Trajektschiff übergeführt und durch dasselbe bis Missoyaga am Ostufer weiterbefördert. Auch die fünfte Linie, die Amurbahn, wurde vorderhand nicht in Angriff genommen. Durch Vertrag mit China nämlich vom 8. September 1896 hatte Rußland das Recht erworben, von einer Station der Transbaikallinie zu einer solchen der Usuribahn quer durch die chinesische Mandschurei eine Verbindung zu bauen. So würde also die Bahn nicht mehr ausschließlich russisches Gebiet durchqueren, es wäre aber ein bedeutender Umweg erspart. Von dieser so geplanten ostchinesischen Bahn soll dann eine Zweigbahn nach Port Arthur geführt werden.

Von dem „Ort, den man vor Leuten von Bildung nicht nennen darf“, hat dennoch die oben genannte Zeitschrift einem ihrer Mitarbeiter zu reden erlaubt. „Was ist aus der Hölle geworden?“ überschreibt er seinen Aufsatz (The North American Review 170 (New York 1900), 837—849.

„Ein merkwürdiger Umschwung,“ sagt der Verfasser, ein protestantischer Prediger, „hat sich in den letzten Jahren im (protestantischen) religiösen Unterricht hinsichtlich der Strafen der andern Welt vollzogen. Während früher in theologischen Schriften, in Predigten und Unterrichtsbüchern viel von der Hölle die Rede war, findet sie heute selten eine Erwähnung. Ja bei manchen geachteten Lehrern findet sie eine Erwähnung überhaupt gar nicht.“ „Wir hören nichts von ihr auf der Kanzel, sehen keine Anspielung auf dieselbe in religiösen Druckschriften oder in modernen theologischen Büchern, sie wird selten aufs Tapet gebracht in religiösen Unterhaltungen. Im allgemeinen ist sie für die Kanzel ein Kräutchen Rühr-mich-nicht-an. Wenn der Prediger notgedrungen sich auf sie beziehen muß,

so mag er es in der euphemistischen Weise eines gewissen Jemand thun, der von dem Ort sprach, „den man vor gebildeten Leuten nicht nennen darf‘“ (S. 837). „Man spricht in einem solchen Ton von Unbestimmtheit über die ewige Vergeltung, daß die Zuhörer fast den Eindruck erhalten, die Lehrer der Religion redeten nicht im Ernst zu ihnen. Die Furcht, kühn mit der Sprache herauszurücken, ist die Ursache, daß manche Predigt ihre Spitze verliert. Es gewinnt den Anschein, als fürchte sich der Prediger, das zu sagen, was er denkt, oder scheint selbst ernstlich im Zweifel darüber zu sein, ob es schließlich und letztlich einen Unterschied macht, ob man so oder anders lebt. Einige Laien haben großen Widerwillen, von Hölle oder Vergeltung auch nur reden zu hören, es ist ein unbeliebtes Thema. Vor einiger Zeit wurde ein Prediger aufgefordert, seine Stelle niederzulegen wegen einer Meinungsverschiedenheit zwischen seinem Kirchenrat und ihm in betreff dieser Dinge. Er warnte seine Zuhörer in einigen Predigten, daß die Sünde, die nicht bereut werde, in der andern Welt Strafe nach sich ziehe. Seine Kirchenräte benachrichtigten ihn daraufhin, daß sie an die Hölle nicht mehr glaubten, und sie schienen der Ansicht, sie hätten sie abgeschafft dadurch, daß sie nicht mehr daran glaubten“ (S. 845).

Der Aufsatz, dem wir diese Sätze entnehmen, ist im wesentlichen dem Nachweis gewidmet, daß an der Lehre von einer Vergeltung im Jenseits nicht vorbeizukommen ist. Die heutige Abneigung gegen diese Lehre führt der Verfasser neben der Reaktion gegen die calvinistische Prädestinationslehre auf den Einfluß von ein paar Modepredigern und -schriftstellern (Beecher und Farrar) zurück. Wir gehen darauf nicht näher ein. Nur die obigen paar Sätze wollten wir herausschreiben; denn da man uns heute von einer Anpassung der Theologie an die „Forderungen der Zeit“ soviel zu sagen weiß, so hat es sein Interesse, auf jene Gebiete einen kleinen Blick zu werfen, in welchen sothane Anpassung das Prinzip der Lehrentwicklung ist; in welchen man heute die Hölle predigt, weil es so Geschmack ist, morgen sie leugnet, wiederum weil es so Geschmack ist, und dabei ganz vergißt, was die Hauptsache ist, daß nämlich der Theolog kein selbsteigenes Evangelium zu ersinnen, sondern ganz und gar nichts anderes zu thun hat, als in aller Demut die Lehre Christi des Herrn zu verstehen, zu verteidigen, zu verkünden. Davon, daß z. B. in der Bergpredigt der Herr so oft auf jene den „gebildeten“ Ohren so anstößige Wahrheit zurückkommt, weiß auch der Verfasser des oben genannten Aufsatzes nichts zu sagen.

Frauenstudium.

Immer lauter und ungestümer ertönt von allen Seiten der Ruf nach Erweiterung der Frauenbildung und des Frauenstudiums. In den Sopran der Frauenrechtlerinnen mischt sich der Baß ihrer Advokaten aus weiten Volkskreisen. Der Zudrang des weiblichen Geschlechtes zu den höheren Bildungsanstalten wird immer stärker und mächtiger.

Es liegt in der Natur der Sache, daß man von konservativer Seite dieser vorwärtsstürmenden Bewegung Mißtrauen entgegenbringt. Nicht wenige fürchten, dieselbe möchte schweres Unheil über die Gesellschaft, insbesondere über die Familie bringen. Sie warnen vor dem „falschen Studiertrieb", über den schon Schiller zu seiner Zeit seufzte:

„O wie viele neue Feinde der Wahrheit! Mir blutet die Seele,
Seh' ich das Eulengeschlecht, das zu dem Lichte sich drängt!"

Es giebt, sagen sie, einen falschen Bildungs- und Wissenstrieb! Nicht jede Bildung, nicht jedes Wissen frommt jedem zu jeder Zeit, und noch weniger genügt bloßes Wissen und Können zum Glücke des Menschen. Die Zeiten, wo man glaubte, mit bloßer Bildung alle Schäden der Gesellschaft heilen zu können, sind glücklicherweise für immer vorbei.

Anderseits ist unleugbar, daß Bildung, Erweiterung der Kenntnisse und Fertigkeiten an sich von hohem Werte und ein sehr wichtiges Mittel zum Wohle der Einzelnen sowohl als der ganzen Gesellschaft ist, wenn sie in den richtigen Schranken bleibt.

Aber wo liegen die Grenzen des wahren und des falschen Studiertriebes für das weibliche Geschlecht? Das ist eine sehr schwierige, dornige Frage, in der wir lieber Belehrung annehmen als erteilen möchten. Und doch ist es unbedingt notwendig, heute zu derselben Stellung zu nehmen.

Suchen wir uns zunächst darüber klar zu werden, worum es sich in dieser Frage handelt. Die Frage dreht sich nicht um den Elementar-

unterricht der Mädchen. Denn in dieser Beziehung geschieht gewiß in unsern Kulturstaaten, insbesondere in Deutschland, alles, was auch der begeistertste Anhänger der Frauenbildung vernünftigerweise verlangen kann. Wir möchten nur auf einen Punkt aufmerksam machen, der oft übersehen wird. Das Maß und die Art des allgemeinen Volksunterrichts muß nach dem bestimmt werden, was den Kindern aller Volksklassen, also auch der untersten und breitesten Schichten der Bevölkerung, notwendig oder nützlich ist. Ein höheres Maß von Bildung mag an sich noch so begehrenswert sein, aber man hat kein Recht, allen Kindern jede beliebige Bildung aufzuzwingen, auch wenn sie ihnen nicht nötig, vielleicht sogar völlig unnütz ist. Ja ein solcher über das Maß des Notwendigen und Nützlichen hinausgehender Zwang ist schädlich. Er fördert nur einen falschen Bildungstrieb, hebt viele Kinder über ihren Stand hinaus und macht sie mit demselben unzufrieden.

Wir dürfen uns darüber keiner Täuschung hingeben. Die große Masse des Volkes wird immer genötigt sein, von ihrer Hände Arbeit in der Fabrik, in einem Gewerbe, in der Landwirtschaft zu leben. Was nützt es nun, die Kinder des Volkes, die später als Mägde, Fabrikarbeiterinnen, Taglöhnerinnen, Waschfrauen u. s. w. ihr Brot verdienen müssen, mit allerlei Kenntnissen vollzupfropfen, die sie später nie gebrauchen werden und nach ein paar Jahren schon völlig vergessen haben? Wäre es da nicht besser, sich auf das Maß des wahrhaft Notwendigen und für das spätere Leben praktisch Nützlichen zu beschränken und dies dann um so gründlicher zu betreiben? Auch in dieser Beziehung gilt der Spott Fr. W. Webers über die „Überfütterung“ unserer Tage:

> „Du hast so manches Buch verschluckt,
> Das dir in Kopf und Magen spukt,
> Die rudis indigestaque moles
> Des roh verschlungnen Krauts und Kohles.
> Gutfreund, dir frommt nicht, was du kaufst,
> Dir wächst nur an, was du verdaust.“

Nur was man sich völlig zu eigen gemacht und was im späteren Leben irgendwie Verwertung findet, bleibt in unserem dauernden Besitz.

Doch das Volksschulwesen kommt, wie gesagt, in der Frage des Frauenstudiums nicht oder wenigstens nur untergeordnet in Betracht.

Auch nicht darum handelt es sich bei dieser Frage, ob man den Mädchen der höheren Stände Gelegenheit geben solle, eine über das all-

gemeine Maß der Volksschule hinausgehende höhere, standesgemäße Bildung zu erlangen. Soll die Frau die ebenbürtige Gefährtin des Mannes bleiben, so muß mit der zunehmenden allgemeinen Bildung des Mannes auch die der Frau voranschreiten. Thatsächlich bestehen auch in allen civilisierten Staaten höhere Mädchen- und Töchterschulen der verschiedensten Art. In der neuesten Zeit wurden auch höhere Handelsschulen, ja sogar Handelsakademien für Mädchen eröffnet.

Das höhere Mädchenschulwesen läßt aber eine doppelte Auffassung zu. Man kann dasselbe zunächst betrachten als Vorbildungsstufe für die verschiedenen Berufe des öffentlichen Lebens, zu denen die Frauen sich eignen und die ein höheres Maß von Bildung erfordern. Die allgemeinen Grundsätze, nach denen die Zulassung der Frauen zu öffentlichen Berufen zu beurteilen ist, haben wir schon früher dargelegt [1]. Die Zulassung der Frauen zu solchen Berufen fordert als notwendige Konsequenz, daß man ihnen die Gelegenheit biete, sich die genügende Vorbildung zu erwerben. Dazu dienen die höheren Mädchenschulen. Denn daß auf dieser Altersstufe eine Trennung der Schulen nach Geschlechtern durchaus notwendig ist, wird wohl niemand ernstlich bezweifeln.

Betrachtet man die höheren Mädchenschulen in dieser Weise als bloße Vorstufe für die verschiedenen weiblichen Berufe, so sind sie eine strenge Notwendigkeit. Es ist neuerdings — um die Sache an einem Beispiel zu erläutern — vielfach die Forderung erhoben worden, daß man für Fabrikarbeiterinnen weibliche Fabrikinspektoren anstelle, wenigstens als Assistenten. Die Forderung scheint uns nicht unberechtigt. Es ist aber klar, daß ohne ein höheres Maß von technischer und sozialpolitischer Bildung die Frauen dieser Aufgabe nicht gewachsen sein können. Wer also jene Forderung als berechtigt anerkennt, der muß auch zugeben, daß einige Schulen errichtet werden, in denen sich die Frauen für diesen Beruf ausbilden können. Es ist ferner gewiß wünschenswert, daß an den höheren Mädchenschulen weibliche Lehrkräfte angestellt werden. Die nötige Vorbildung dazu läßt sich aber durchschnittlich nur auf eigens dazu eingerichteten Schulen erlangen. Auch solche Schulen sind mithin notwendig.

Wir zweifeln nicht, daß das höhere Mädchenschulwesen in dieser Richtung sich noch weiter entwickeln wird, und sind weit entfernt, das zu bedauern. Wir müssen eben mit der Thatsache rechnen, daß das moderne

[1] S. diese Zeitschrift Bd. LIX, S. 31 ff.

Erwerbsleben auch an die Frauen immer höhere Anforderungen stellt und ein beträchtlicher Teil derselben genötigt ist, außerhalb der Familie dem Erwerb nachzugehen.

Hierzu kommt noch, daß in fast allen europäischen Staaten die weibliche Bevölkerung an Zahl stark überwiegt und deshalb viele Frauen für ihren Unterhalt auf die eigene Thätigkeit angewiesen sind. Nach der Berufszählung am 14. Juni 1895 gab es im Deutschen Reiche 25 409 161 männliche und 26 361 123 weibliche Personen. Dabei ist noch zweierlei zu berücksichtigen, erstens daß im Alter unter 16 Jahren die männliche Bevölkerung überwiegt; es wurden nämlich gezählt im Alter unter 16 Jahren 9 485 188 Knaben und 9 482 359 Mädchen. Erst vom Alter über 16 Jahre an gewinnt das weibliche Geschlecht an Zahl einen Vorsprung, der mit der zunehmenden Altersstufe immer größer wird[1]. Im ganzen gab es im Jahre 1895 im Deutschen Reiche 951 962 Frauen mehr als Männer. Außerdem ist nicht zu übersehen, daß die Volkszählung im Juni vorgenommen wurde, wo sehr viele verheiratete Ausländer im Deutschen Reiche sogen. Sommerarbeiten verrichten. Diese Männer (Russen, Polen, Böhmen, Italiener u. s. w.) lassen ihre Frauen zu Hause und kehren im Winter in ihre Heimat zurück. Nur so erklärt es sich, daß im genannten Jahre 8 849 189 verheiratete Männer und nur 8 784 508 verheiratete Frauen gezählt wurden. Wir können also annehmen, daß es im Deutschen Reiche im genannten Jahre rund eine Million Frauen gab, denen es — wie der etwas derbe Ausdruck lautet — unmöglich war, an den Mann zu kommen. Dieser Übelstand wird noch dadurch verschlimmert, daß sehr viele Männer freiwillig ledig bleiben. Es wurden 1895 im Deutschen Reiche gezählt

ledige Männer im Alter von	30—40 Jahren	621 063
„ „ „	40—50 „	245 667
„ „ „	50—60 „	154 693
„ „ „	60—70 „	90 762.

[1] Überhaupt ist das weibliche Geschlecht dem männlichen im Kampf ums Leben überlegen. Es werden im Deutschen Reich jährlich im Durchschnitt ca. 50 000 Knaben mehr geboren als Mädchen. Aber schon im 17. Lebensjahr sind die Geschlechter einander an Zahl gleich, und von da an wird das Übergewicht des weiblichen Geschlechtes immer stärker. Im Alter über 60 Jahre standen zur Zeit der letzten Berufszählung 1 823 254 Männer und 2 164 779 Frauen. Nach der Volkszählung von 1890 hatten nur 501 Männer ein Alter über 90 Jahre gegen 5597 Frauen. Über 100 Jahre alt waren 64 Frauen und nur 14 Männer. Das schwächere Geschlecht ist also im Kampf ums Leben das stärkere.

Die verwitweten und geschiedenen Männer sind in diesen Zahlen nicht mitgerechnet.

Sehr viele Frauen können also beim besten Willen nicht heiraten und sind damit gezwungen, sich selbst den nötigen Unterhalt zu erwerben. Es ist gewiß nur recht und billig, daß man denselben Gelegenheit biete, sich die Kenntnisse und Fertigkeiten zu erlangen, die das Erwerbsleben heute von ihnen fordert.

Die höheren Mädchenschulen können aber auch betrachtet werden als Vorstufe zu den Universitäten und damit zugleich als Weg und Vorbedingung zu den Berufen, welche akademische Bildung voraussetzen. In diesem Sinn sind die Mädchenschulen den Gymnasien gleichzuachten und unterliegen mithin derselben Beurteilung wie die Universitäten. Will man die Mädchen nicht zu den Universitäten zulassen, so sind die Mädchengymnasien überflüssig; will man ihnen aber die Universitäten öffnen, so muß man ihnen auch Gymnasien einrichten.

Sind also die Frauen allgemein zum Universitätsstudium zuzulassen oder nicht? Das ist nun der eigentlich brennende Punkt in der Frage des Frauenstudiums. In weiten Kreisen wird heute verlangt, daß man die Thore der Universitäten den Frauen öffne und auch in dieser Beziehung volle Gleichberechtigung herstelle. Daß viele Frauen selbst mit der ihrem Geschlecht eigenen Lebhaftigkeit für diese Forderung eintreten, darf uns nicht wundernehmen. Mit dem Essen kommt der Appetit. Je mehr man den Frauen gewährt, um so mehr begehren sie. Sie scheinen der Dame recht geben zu wollen, die jüngst in einer Berliner Frauenversammlung ausrief: „Das Wort des Dichters: ‚Zu dienen ist das Weib geboren‘, ist falsch; es muß heißen: ‚Zu fordern ist das Weib geboren.‘“ Das ist die Sprache der „Überweiber“!

Bevor wir auf die aufgestellte Frage antworten, wollen wir zuerst einen Blick auf die thatsächlichen Verhältnisse in Bezug auf das Gelehrtenstudium der Frauen in Vergangenheit und Gegenwart werfen.

Einzelne Frauen haben sich schon in den ältesten Zeiten gelehrten Studien und den Künsten gewidmet. Neben der Dichterin Sappho werden im Altertum die Hetären Aspasia und Lais als gelehrte Frauen gerühmt; doch scheint für die letzteren die Gelehrsamkeit nur ein Netz zum Männerfang gewesen zu sein. In der christlichen Zeitrechnung begegnen uns zu Alexandrien die Philosophin Hypatia und zu Rom die heiligen Frauen Paula, Eustochium u. a., die der hl. Hieronymus selbst in das Studium

der hebräischen Sprache und der Heiligen Schrift einführte. Im Mittelalter ist die Zahl der gelehrten Frauen, besonders in den Klöstern, ziemlich groß. Wir nennen nur die gelehrte Äbtissin Relindis im Kloster Hohenburg i. E., Hroswitha von Gandersheim, Herrada von Landsperg, Hildegardis von Bingen, und aus späterer Zeit Cassandra Fedele, Vittoria Colonna und Charitas Pirkheimer. Im Jahre 1678 erhielt Helene Cornaro an der Universität Padua den Doktorgrad der Philosophie, und der Papst beglückwünschte sie in einem eigenen Schreiben. Im 19. Jahrhundert gab es fast in allen Ländern eine größere oder kleinere Zahl von gelehrten Frauen, die sich in Wissenschaften und Künsten, besonders in der Poesie auszeichneten. Es seien hier nur einige berühmte Namen genannt: Elise Kulmann, Bettina v. Arnim, Dorothea v. Schlegel, Annette v. Droste-Hülshoff, Luise Hensel, Gräfin Ida Hahn-Hahn, Fernan Caballero, Lady Fullerton u. a. Vor mehreren Jahren wurde die gelehrte Geographin Prinzessin Therese von Bayern zum Ehrenmitglied der königlichen Akademie der Wissenschaften in München erwählt; sie ist die erste Frau, der diese Ehrung zu teil wurde.

Während aber bisher die Frauen fast ausschließlich durch Privatstudien ihre Wissenschaft erwerben mußten, macht sich in jüngster Zeit ein mächtiger Zudrang derselben zu den Universitäten bemerklich. Zwar sind ihnen noch immer manche Universitäten verschlossen, allein die Frauen pochen so laut und beharrlich an die Thore, daß man kein Prophet zu sein braucht, um den baldigen Einlaß derselben mit großer Wahrscheinlichkeit vorauszusagen.

Über den Umfang, den das Universitätsstudium der Frauen schon gewonnen, geben die folgenden Angaben Aufschluß. In der Schweiz zählte man im Sommer 1899 543 immatrikulierte Damen, daneben gab es noch 232 nicht immatrikulierte Hörerinnen. Von den immatrikulierten waren 78 Schweizerinnen und 465 Ausländerinnen (321 Russinnen, 60 Deutsche, 28 Bulgarinnen u. s. w.). Das Hauptkontingent der immatrikulierten Damen stellt die Universität Zürich, an der im Sommersemester 1900 unter 850 immatrikulierten Studenten sich nicht weniger als 214 Damen befanden.

In Frankreich waren im Jahre 1898 von 28 782 Universitätsstudenten 871 weiblich. Paris allein zählte 400 Studentinnen. Auch Schweden, Norwegen, Dänemark, Belgien und Italien haben in den letzten Jahrzehnten die Hochschulen den Frauen geöffnet. In

Spanien, Portugal und Holland war das Universitätsstudium den Frauen nie gesetzlich verwehrt, doch machten diese von ihrem Rechte fast gar keinen Gebrauch. In Österreich werden seit 1896 die Frauen als ordentliche Hörerinnen an den philosophischen Fakultäten zugelassen[1].

An den englischen Universitäten Cambridge und Oxford sind in der jüngsten Zeit eigene Frauenkollegien (Colleges) als Internate entstanden. Die denselben angehörigen Studentinnen besuchen mit den Studenten die öffentlichen Universitätsvorlesungen und erhalten außerdem in den eigenen Colleges Unterricht durch Vorlesungen und Übungen. In diesen Internaten sind auch weibliche Lehrkräfte thätig. Das Baccalaureat können jedoch die Frauen an den Universitäten Oxford und Cambridge nicht erlangen, wohl aber an der bloß prüfenden Universität London.

Am weitesten dürfte das Universitätsstudium der Frauen in den Vereinigten Staaten gediehen sein, wo die Studentinnen meist vollste Gleichberechtigung mit den Studenten besitzen. Außerdem bestehen zahlreiche Universitätscolleges (meist Internate) für Frauen. Es hängt diese Entwicklung des Frauenstudiums mit der Zulassung der Frauen zu fast allen öffentlichen Ämtern zusammen. Professor Pierstorff[2] behauptet, in den Vereinigten Staaten sei das weibliche Geschlecht durchschnittlich gebildeter als das männliche, eine Behauptung, für die wir ihm die Verantwortung überlassen.

Deutschland hat bisher die Frauen noch nirgends zur regelrechten Immatrikulation zugelassen. Nur als Hörerinnen erlangen sie Zutritt zu den Universitäten, und zwar gewöhnlich nur mit ausdrücklicher Einwilligung der Dozenten oder des Kultusministers. Im Sommer 1900 zählte man an sämtlichen deutschen Universitäten 618 Hörerinnen. Im Wintersemester 1898/99 betrug die Zahl der weiblichen Hospitanten an den preußischen Universitäten 414, davon kamen 238 auf Berlin allein. Von diesen 414 Hörerinnen zählten 142 über dreißig Frühlinge. „Das läßt tief blicken", würde der Abgeordnete Sabor sagen.

---

[1] Nach einer neuen Verordnung werden die Frauen als ordentliche Hörerinnen an den medizinischen Fakultäten und ebenso zum Doktorate in der gesamten Heilkunde zugelassen. Nach derselben Verordnung haben die Frauen dieselbe Vorbildung nachzuweisen wie die Männer. Auch den Apothekerberuf dürfen sie ergreifen.

[2] „Frauenarbeit und Frauenfrage" im Handwörterbuch der Staatswissenschaften. 2. Aufl.

Wie haben wir uns nun gegenüber diesem mächtigen Zudrange des weiblichen Geschlechtes zu den Universitäten zu verhalten?

Daß in dieser Bewegung mancherlei Gefahren für die ganze Gesellschaft verborgen sind und daß deshalb große Zurückhaltung geboten ist, dürfte unzweifelhaft sein. Da sind vor allem Gefahren für eine weitere das Familienleben auflösende Emanzipation der Frau. Auch die Gefahren für die Sittlichkeit sind nicht zu übersehen, wenn Jünglinge und Jungfrauen jahrelang dieselben Hörsäle besuchen. Das studentische Treiben wird gewiß nicht sittigend auf die heranblühenden Jungfrauen wirken.

Ganz besonders aber denken wir an die religiösen Gefahren, die uns von dieser Seite drohen. Wenn das deutsche Volk in seinen breiten Schichten bis heute noch treu zum christlichen Glauben steht, so verdankt es das zum guten Teil der tiefreligiösen Gesinnung der deutschen Frauen. Was wird nun geschehen, wenn ein beträchtlicher Teil der künftigen Mütter sogen. akademische Bildung erlangt? Es ist ja leider Gottes eine völlig unleugbare, offenkundige Thatsache, daß ein großer Teil der Universitätsprofessoren in Deutschland und Österreich dem Christentum entfremdet ist oder gar ihm feindselig gegenübersteht. Nicht wenige Dozenten bekämpfen das Christentum, wenigstens indirekt und verdeckt, wo sie nur können. Auf der 66. Versammlung deutscher Naturforscher und Ärzte zu Wien im Jahre 1894 sagte Professor A. Forel: „Heute schämt sich fast jeder Gelehrte, das Wort ‚Gott' nur auszusprechen."

Wie viele von unsern jungen Männern kommen von den Universitäten entweder als Ungläubige oder wenigstens als Skeptiker und Zweifler zurück! Die Freudigkeit des Glaubens ist verloren gegangen. Thatsachen reden. Was wird nun erst aus den Mädchen werden, die noch viel unselbständiger sind in ihrem Denken und Wollen? Wie viele werden als „aufgeklärte, emanzipierte Damen" die Universitäten verlassen und ihre seichte Aufklärung in das Heiligtum der Familie hineintragen! Es ist nicht unwahrscheinlich, daß derlei Aussichten bei manchen der tiefere Grund ihrer leidenschaftlichen Propaganda für das Frauenstudium sind.

Christliche Eltern, denen ihr Glaube lieb und teuer ist, werden es sich deshalb dreimal und viermal überlegen, ob sie ihre Töchter der Universität anvertrauen wollen. Was nützt dem Menschen das bißchen Wissen, das er mit dem Opfer seines Glaubens, seines Herzensfriedens und seines ewigen Heiles erkaufen muß?

Soll man also das Universitätsstudium der Frauen allgemein gesetzlich verbieten? Eine solche Maßregel ist heute nicht mehr durchführbar, sie würde eher schaden als nützen. Eine Bewegung, die so lebhaft ist und so tief geht wie die Frauenbewegung in Bezug auf die Universität, läßt sich nicht mit Gewaltmitteln unterdrücken. Im Gegenteil, solche Gewaltmittel würden nur Öl ins Feuer gießen und der Bewegung neue Nahrung geben. Nitimur in vetitum cupimusque negata.

Wir glauben sogar, daß es das Ratsamste ist, das Universitätsstudium — abgesehen vom medizinischen, das einer besondern Betrachtung bedarf — den Frauen einfachhin freizugeben, unter der Bedingung jedoch, daß sie dieselben Vorstudien durchmachen müssen wie die Männer. Die Frauen dürfen sich am wenigsten über diese Bedingung beklagen. Oder wäre es nicht ein seltsamer Widerspruch von ihnen, auf Grund der Gleichberechtigung die Zulassung zu den Universitäten zu fordern und gleichzeitig für sich große Vorrechte in Anspruch zu nehmen? Man darf also gewiß von ihnen verlangen, daß sie den vollen Gymnasialkursus durchmachen und durch eine Schlußprüfung ihre Reife für die Universität nachweisen. Und dann mag man sie als vollberechtigte akademische Bürgerinnen zulassen. Die notwendige Konsequenz aus diesem Zugeständnis ist dann allerdings, daß einige Mädchengymnasien errichtet werden, welche auf die Universität vorbereiten und den Gymnasien für Studenten gleichberechtigt sind.

Ist aber dann nicht Gefahr, daß die Mädchen und Frauen unsere Hörsäle überschwemmen und den Männern ungebührliche Konkurrenz machen? Hält man an der genannten Bedingung fest, so glauben wir, daß die Zahl der Studentinnen immer eine sehr bescheidene bleiben wird. Für einige Zeit mag die Bewegung andauern, sie ist eben an der Mode, aber allmählich wird sie sich zum größten Teil im Sande verlaufen. Wir können uns für diese Ansicht auf zwei, unseres Erachtens durchschlagende Gründe berufen.

Die allermeisten Mädchen schauen immer sehnsüchtig mit einem Auge nach dem gelobten Lande des Ehestandes, und im langen Lauf der Gymnasial- und Universitätsstudien werden sehr viele „umsatteln" und in den Netzen Hymens haften bleiben. In dieser Beziehung sind Kräfte von solcher Stärke und Allgemeinheit wirksam, daß dagegen Moden, künstliche Agitationen auf die Dauer nicht aufkommen können.

Fern sei es von uns zu behaupten, daß es nicht auch Frauen gebe, die aus wahrer Liebe zu Kunst und Wissenschaft sich höheren Studien

widmen. Aber das Gewöhnliche ist das nicht. Für nicht wenige Damen ist das Gelehrtenstudium nur ein verdeckter Umweg nach — Mannheim. Der Spruch mag zarten Ohren etwas derb klingen, aber er ist wahr.

Hierzu kommt noch ein zweiter Grund, der uns die Besorgnis vor Überfüllung unserer Hörsäle mit weiblichen Hörern nimmt. Die Universitäten sind nur ein Durchgangsstudium für bestimmte Berufe im öffentlichen Leben; sie sollen die nötige theoretische, wissenschaftliche Vorbildung für diese Berufe gewähren. Deshalb werden auch nur diejenigen in größerer Zahl und dauernd die Universitäten besuchen, welche sich dauernd und mit Erfolg jenen Berufen widmen, oder welche ihr ganzes Leben hindurch ohne wesentliche Unterbrechung in denselben ausharren können. Das ist aber bei den Frauen durchschnittlich unmöglich.

Ein Jurist z. B. muß nicht nur seine Universitätsstudien absolviert und sein Referendar- und Assessorexamen gemacht haben; er wird als Rechtsanwalt, Richter oder Notar nur dann Tüchtiges leisten, wenn er in seinem Berufe ausharrt, sich in demselben beständig weiterbildet und namentlich den Wechsel in der Gesetzgebung beständig verfolgt. Man nehme einen Juristen nur zehn oder fünfzehn Jahre ganz aus seinem Berufe heraus, und er ist für denselben nahezu unbrauchbar geworden. Die Lücken, die inzwischen in seinem Wissen und Können entstanden, sind zu groß, als daß er sie jetzt in vorgerückten Jahren wieder ausfüllen könnte. Er ist seinem Berufe nicht mehr gewachsen. Ähnliches gilt, vielleicht in noch höherem Maße, von einem Arzte oder Chirurgen, ja von den allermeisten gelehrten Berufen.

Wie steht es nun in dieser Beziehung mit den Frauen? Mit ganz verschwindenden Ausnahmen werden die jetzigen Jüngerinnen der Minerva an unsern Universitäten früher oder später nach der Hand greifen, die ihnen ein Mann darbietet, und einmal am häuslichen Herde angelangt, müssen sie ihren gelehrten Beruf preisgeben, und zwar wenigstens auf eine so lange Zeit hinaus, daß an eine spätere Wiederaufnahme desselben in den seltensten Fällen gedacht werden kann. Die Sorge für den Haushalt und für die Erziehung der Kinder nimmt auf viele Jahre alle Zeit der Frau in Anspruch, so daß von einem daneben hergehenden Hauptberuf gar keine Rede sein kann.

So ist uns unzweifelhaft: auf die Dauer ist eine namhafte Teilnahme der Frauen an den Berufen, auf welche die Universitäten vorbereiten, ausgeschlossen. Damit verliert auch das Universitätsstudium für die Frauen

seinen Wert. Wer wird denn die Mühen und Kosten des Universitätsstudiums auf sich nehmen, wenn er schließlich doch den Beruf nicht ergreifen oder festhalten kann, auf den dasselbe vorbereitet? Es mag ja immer noch einzelne reiche Eltern geben, welche trotzdem ihren Töchtern den Luxus des akademischen Studiums gestatten, groß wird die Zahl derselben nicht sein.

Der ärztliche Beruf bedarf noch einer besondern Betrachtung. Noch mehr vielleicht als bei andern Berufen ist für den Arzt eine langjährige, ununterbrochene Praxis unbedingt notwendig. Eine gründliche theoretische Ausbildung ist freilich unerläßlich. Aber sie allein thut es nicht. Erst langjährige Beobachtung und Erfahrung wird den Arzt auf die Höhe seines Berufes bringen. Ein Grunderfordernis für die rechte Behandlung der Kranken ist eine frühzeitige richtige Diagnose. Die Fertigkeit zu einer solchen Diagnose erwirbt man aber nicht durch bloßes Studium; hier thut die praktische Erfahrung außerordentlich viel, und je größer die Erfahrung, um so größer ist auch durchschnittlich die Raschheit und Sicherheit in der Diagnose. Auch der Verlauf der Krankheit ist nach den individuellen Anlagen und Zuständen der Patienten unendlich mannigfaltig. Hier muß wieder die Erfahrung dem Arzte zu Hilfe kommen.

Werden nun die Frauen dauernd im ärztlichen Berufe ausharren? „Die Männer! o die Männer!“ ruft Desdemona in Shakespeares Othello. Ja, wenn die Männer nicht wären! Der Brautkranz ist ein zu verlockender Schmuck für das Frauenherz, und deshalb wird früher oder später der ärztliche Beruf dem Berufe der Gattin oder Mutter weichen müssen.

Gegen den unbeschränkt freien ärztlichen Beruf der Frauen sprechen aber noch andere Bedenken. Manche Gelehrte und Ärzte, z. B. Professor Waldeyer in Berlin, Professor Albrecht in Wien, sprechen den Frauen die Tauglichkeit zum ärztlichen Beruf ab. Der 26. deutsche Ärztetag zu Wiesbaden im Jahre 1898 hat sich in seinem „Gutachten“ ebenfalls gegen das medizinische Studium der Frauen ausgesprochen. Trotz dieser Autoritäten scheint uns doch die allgemeine Untauglichkeit der Frauen zum ärztlichen Berufe nicht über allen Zweifel erhaben. Jedenfalls dürfte es schwer halten zu beweisen, daß es nicht doch manche Frauen gebe, denen die nötige Tauglichkeit zum Arzt nicht fehle.

Aber wir haben ein anderes Bedenken gegen die unbedingte Freigabe des ärztlichen Berufes an Frauen. Ein Arzt muß bereit sein zu jeder Stunde, bei Tag und bei Nacht dorthin zu gehen, wohin er gerufen

wird und wo man seine Gegenwart wünscht. Bringt ein solcher Beruf, namentlich in Städten, nicht die größten sittlichen Gefahren für eine Frau mit sich? Wird nicht jede Frau, die auf ihre Ehre hält, Bedenken tragen, einen solchen Beruf zu ergreifen? Ist aber eine Frau nicht bereit, jedem Rufe zu den Kranken zu folgen, wird sie bald ihre Kundschaft verlieren.

Ist eine unbeschränkte Zulassung der ärztlichen Praxis von Frauen nicht ratsam, so gilt dasselbe auch von der Zulassung der Frauen zum medizinischen Studium an den Universitäten. Ja, diese Zulassung hat noch ihre eigenen Bedenken. Warum sollen wir es nicht sagen? Ein großer Teil der Krankheiten hängt mit den geschlechtlichen Funktionen des Menschen zusammen, und ein Professor der Medizin, Chirurgie und Anatomie kann seine Schüler nicht genügend für ihren künftigen Beruf ausbilden, ohne den Organismus auch in dieser Beziehung allseitig zu untersuchen und zu besprechen. Ist es nun nicht höchst unpassend, daß Mädchen gleichzeitig mit jungen Männern derlei Vorlesungen beiwohnen? Entweder wird der Professor mit einigen allgemeinen Sätzen oberflächlich über diese Fragen hinweggleiten, oder er wird sie so behandeln müssen, daß den Hörerinnen, wenn sie noch eine Spur von jungfräulicher Zurückhaltung bewahrt haben, die Schamröte ins Gesicht steigen muß und die Kommilitonen zu unpassenden Scherzen und Possen veranlaßt werden.

Man wird uns vielleicht ob solcher Worte der Prüderie beschuldigen. Glücklicherweise können wir uns hier auf Zeugen berufen, denen man wohl Prüderie nicht vorwerfen kann. Es ist noch in aller Erinnerung, daß im März 1899 ein Aufruf der Klinikerschaft an der Universität Halle die Runde durch die Blätter machte. Darin hieß es unter anderem: „In die Stätten ehrlichen Strebens ist mit den Frauen der Cynismus eingezogen, und Töne, für Lehrer und Schüler wie für Patienten in gleichem Maße Anstoß erregend, sind an der Tagesordnung. Hier wird die Emanzipation der Frauen zur Kalamität, hier gerät sie mit der Sittlichkeit in Konflikt, und deshalb muß ihr ein Riegel vorgeschoben werden. Wer könnte es wagen, angesichts dieser Thatsachen noch Stellung zu nehmen gegen unsere berechtigten Forderungen? Wir fordern die Ausschließung der Frauen von dem klinischen Unterricht, weil uns die Erfahrung gelehrt hat, daß ein gemeinsamer Unterricht von männlichen und weiblichen Zuhörern sich mit dem Interesse gründlichen medizinischen Studiums ebensowenig verträgt als mit den Grundsätzen der Sittlichkeit und Moral.“

Liberale Blätter wollten in diesem Aufruf nur die Äußerung niedrigen Brotneides erblicken. Es ist das die beliebte Kampfesweise, den Gegnern niedrige Absichten zu unterschieben, wenn man keine Gründe gegen sie hat. Die Sache spricht übrigens für sich selbst. Auch Prof. Waldeyer wies auf der 61. Versammlung deutscher Naturforscher und Ärzte nachdrücklich auf das Bedenkliche hin, daß man beide Geschlechter in größerer Zahl in denselben medizinischen Hörsälen und Übungsräumen verkehren lasse.

Es liegt zudem für die allgemeine Zulassung der Frauen zur ärztlichen Praxis und folglich auch zum medizinischen Studium gar kein Bedürfnis vor. Genügen denn die Ärzte nicht? Sind nicht schon jetzt fast alle ärztlichen Berufe überfüllt? Wozu also die unnötige Konkurrenz? [1]

Eine wichtige Einschränkung möchten wir aber doch in Bezug auf obige Ausführungen machen. Es ist bekannt, daß für praktische Krankenpflege die Frauen sehr großes Geschick besitzen. Auch für ärztliche Behandlung weiblicher Kranken, insbesondere für die Geburtshilfe, wären aus naheliegenden Gründen weibliche Ärzte manchmal vorzuziehen. Jedenfalls wäre es wünschenswert, es den Frauen zu ermöglichen, sich in gewissen Fällen an weibliche Ärzte zu wenden. Auch als Apothekerinnen und Zahnärzte eignen sich die Frauen sehr gut. Anderseits ist eine unbeschränkte Zulassung der Frauen zum medizinischen Studium nicht ratsam.

Was ist also zu thun? Vielleicht könnte man dem Beispiele Englands und der Vereinigten Staaten folgend einige medizinische Schulen für Frauen errichten, nicht um diese zu vollberechtigten Ärzten auszubilden, wohl aber um sie zu befähigen, in Spitälern unter Leitung und Aufsicht eines eigentlichen Arztes als Assistentinnen für (weibliche) Kranke zu funktionieren und dort auch den von auswärts kommenden Frauen Sprechstunden zu gewähren. Die Wirksamkeit dieser ärztlichen Assistentinnen wäre also auf das Innere der Krankenhäuser, Spitäler und Entbindungsanstalten beschränkt, und es hätten die Frauen die Möglichkeit, sich in ihren Krankheiten zuerst an Personen ihres Geschlechts zu wenden.

Diese Einrichtung würde auch dem unleugbar vorhandenen Zug der Frauen zum medizinischen Studium in etwa Rechnung tragen. Die

---

[1] Auch Professor Dr. A. Koch (Die Frage der Frauenemanzipation, Tübinger Quartalschrift 1897, S. 441 ff.) und P. Aug. Rösler C. SS. R. (Wahre und falsche Frauenemanzipation, Stuttgart 1899, S. 45 ff.) sprechen sich in ihren trefflichen Studien über die Frauenfrage gegen die allgemeine und unbedingte Zulassung der Frauen zum medizinischen Studium und zur ärzlichen Praxis aus.

Mehrzahl der Frauen an den Universitäten studieren Medizin. Von sämtlichen im Sommer 1897 in der Schweiz gezählten 554 Studentinnen waren 243 an den medizinischen Fakultäten immatrikuliert. An der Universität Zürich studierten im Sommer 1900 von den 214 immatrikulierten Frauen 128 Medizin. In Frankreich waren im Jahre 1898 von 871 weiblichen Studenten 399 Medizinerinnen. Auch in den Vereinigten Staaten und in England widmet sich ein großer Teil der Studentinnen der Medizin. Die genannte Einrichtung würde dieser überall zu Tage tretenden Neigung entgegenkommen ohne die Nachteile und Gefahren, die eine unbeschränkte Freigabe des ärztlichen Berufes an Frauen nach sich zöge. Ob sie jedoch auf die Dauer durchführbar ist, kann bloß die Erfahrung lehren. Jedenfalls würde es sich empfehlen, den Versuch zu wagen und einerseits den Frauen das medizinische Studium an den Universitäten zu untersagen, anderseits ihnen gleichzeitig einige medizinische Schulen der oben genannten Art zu eröffnen.

Victor Cathrein S. J.

Die Ursachen der konfessionellen Verschiebungen in Deutschland.

(Schluß.)

II.

Es bleibt nunmehr nur noch ein Faktor zur Erklärung der Verluste des Katholizismus in Deutschland übrig, und dieser ist es in der That, auf den sie zum weitaus größten Teil zurückzuführen sind — *die gemischten Ehen.*

Eine zuverlässige und vollständige Statistik der Mischehen für das Deutsche Reich, als Ganzes genommen, läßt sich zur Zeit noch nicht geben, da weder vom Reich noch auch von allen einzelnen Bundesstaaten offizielle Nachweise über die Mischehen veröffentlicht worden sind. Einen gewissen Ersatz kann uns eine auf den Angaben der verschiedenen protestantischen Landeskirchen beruhende Zusammenstellung bieten, welche dem Theologischen

Jahrbuch von J. Schneider (26. Jahrgang 1899) entnommen ist[1]. Die Verhältniszahlen sind darin auf je 200 Eheschließungen bezw. Taufen berechnet, von denen bei gleicher Verteilung die Hälfte, also je 100, auf jede der beiden Konfessionen fallen müßte.

Tabelle III.

Staaten und Provinzen.	Eheschließungen: 1896	Davon Mischehen: 1896	Von je 100 Eheschließungen waren Mischehen: 1896	1895	Von je 200 Mischehen wurden protestantisch getraut: 1896	1895	Von je 200 Kindern a. Mischehen wurden prot. getauft.
Preußen	183 135	23 053	12,59	12,36	93,83	93,62	91,61
Bayern, rechtsrhein. .	11 260	2 633	23,47	20,98	107,79	116,64	146,61
" Pfalz . .	4 090	1 002	24,49	23,16	109,18	107,69	114,57
Sachsen	36 399	2 492	7,25	7,54	178,25	162,63	182,45
Württemberg . . .	11 633	1 114	9,58	8,79	124,96	120,32	115,65
Baden	6 474	1 870	28,88	27,59	109,95	111,03	?
Hessen	6 279	1 121	17,85	17,55	97,41	102,92	102,15
Mecklenb.-Schwerin .	4 643	84	1,81	1,72	190,48	186,84	201,67
Sachsen-Weimar . .	2 723	82	3,01	2,29	178,05	179,31	172,16
Mecklenb.-Strelitz .	732	8	1,09	2,15	175,00	188,24	188,24
Oldenburg . . .	2 589	153	5,91	5,89	101,61	114,56	132,12
Braunschweig . .	3 655	269	7,36	6,59	104,83	110,00	128,29
Sachsen-Meiningen .	1 974	32	1,62	2,11	162,50	194,36	182,48
Sachsen-Altenburg .	1 646	72	4,38	4,37	77,78	113,43	158,24
Sachsen-Koburg-G. .	1 892	41	2,17	2,85	136,36	144,00	173,33
Anhalt	2 397	103	4,34	3,99	161,17	152,81	150,52
Schwarzb.-Sondersh.	589	13	2,21	2,29	153,85	120,00	181,25
Schwarzb.-Rudolst. .	790	15	1,89	1,94	160,00	153,85	137,50
Waldeck	350	6	1,71	1,04	200,00	200,00	220,00
Reuß ä. L. . . .	583	21	3,60	3,76	180,95	152,38	175,00
Reuß j. L. . . .	1 169	54	4,61	6,22	144,44	110,81	172,79
Schaumburg-Lippe .	340	2	0,59	1,23	200,00	200,00	107,69
Lippe	1 067	16	1,49	1,50	200,00	200,00	200,00
Lübeck	656	30	4,59	6,87	166,67	97,44	115,22
Bremen	1 755	162	9,23	12,43	137,04	131,78	140,15
Hamburg	6 005	467	7,77	4,07	82,23	154,89	115,10
Elsaß-Lothringen .	2 505	655	25,75	27,27	90,91	100,68	85,70
Deutsches Reich . .	295 324	35 570	12,04	11,69			

Diese Übersicht leidet nun zwar an den Mängeln, die allen statistischen Angaben protestantischer Kirchenbehörden anzuhaften pflegen, der Un-

[1] Wir citieren nach Kleffner und Woker, Der Bonifatius-Verein, II. Theil, S. 6.

zuverlässigkeit und Unvollständigkeit — speziell wurde das von Woker a. a. O. für mehrere kleinere Bundesstaaten nachgewiesen — aber der Gesamteindruck, den man aus der Tabelle erhält, dürfte doch einigermaßen der Wirklichkeit entsprechen, wie die weiteren Ausführungen darthun werden. Wir bedauern aber, ebenso wie die Verfasser der Festschrift des Bonifatiusvereins, lebhaft, daß nicht auch von seiten der katholischen Kirchenbehörden überall in Deutschland statistische Erhebungen über die Mischehen vorgenommen sind, welche zur Ergänzung und Berichtigung der protestantisch-kirchlichen Veröffentlichungen dienen könnten. Die Gründe, welche wir im vorhergehenden gegen eine katholische Konversionsstatistik vorgebracht haben, liegen hier nicht vor oder doch bei weitem nicht in dem Maße, wie bei den Konversionen, da es sich hier um viel größere Zahlen handelt, die eine Belästigung einzelner Personen auf Grund solcher Veröffentlichungen als ausgeschlossen erscheinen lassen.

In den größeren Bundesstaaten sind wir aber nicht mehr ausschließlich auf die kirchliche Mischehenstatistik angewiesen. Vor allem liegen aus Preußen die eingehendsten offiziellen Nachweise über die Mischehen vor, die zum Teil weit bis in die erste Hälfte des Jahrhunderts zurückreichen und, wenigstens was die letzten Jahrzehnte angeht, in Bezug auf Gründlichkeit und Zuverlässigkeit die denkbar größte Gewähr bieten. In den Jahren 1840—1852 wurden in Preußen jährlich im Durchschnitt 5233 Mischehen geschlossen, die sich folgendermaßen auf die einzelnen Regierungsbezirke verteilten (s. Tab. IV, S. 385)[1]:

Bei weitem am häufigsten waren demnach schon damals die Mischehen in Schlesien und besonders im Regierungsbezirk Breslau, wo jede achte Ehe eine gemischte war. Von den 5233 Mischehen kamen 2172 auf die Provinz Schlesien und 1298 oder beinahe der vierte Teil sämtlicher Mischehen auf den Breslauer Bezirk. Nächst Breslau und Liegnitz haben den höchsten Prozentsatz gemischter Ehen: die Regierungsbezirke Danzig, Düsseldorf, Arnsberg und der Stadtkreis Berlin, dieselben, die auch heute eine unverhältnismäßig hohe Zahl von Mischehen aufweisen; nur hat die Reihenfolge sich etwas geändert, wie wir später sehen werden. Noch nicht 1 % betrugen die Mischehen in den fast ganz protestantischen pommerschen Regierungsbezirken sowie in Merseburg und Potsdam, sehr im Gegensatz zu dem jetzigen Sachverhalt. Von den

---

[1] A. Frantz, Handbuch der Statistik (Breslau 1864) S. 177.

Tabelle IV.

Regierungsbezirk.	Eheschließungen überhaupt.	Davon Mischehen.	Mischehen zwischen prot. Männern u. kath. Frauen.	Mischehen zwischen kath. Männern u. prot. Frauen.	Durchschnittlich 1 gemischte Ehe unter:
Königsberg	8 282	252	101	151	33
Gumbinnen	6 073	58	18	40	105
Danzig	3 984	314	163	151	13
Marienwerder	6 426	244	116	128	26
Posen	8 371	233	122	111	36
Bromberg	4 561	90	45	45	51
Stadtkreis Berlin . .	3 559	234	71	163	15
Potsdam	7 243	69	10	59	105
Frankfurt	7 481	89	26	63	84
Stettin	4 807	31	7	24	155
Köslin	3 716	24	5	19	155
Stralsund	1 541	7	1	6	220
Breslau	9 945	1 298	598	700	8
Oppeln	8 699	304	152	152	29
Liegnitz	7 623	570	279	291	13
Magdeburg	6 266	142	61	81	44
Merseburg	6 169	42	12	30	147
Erfurt	2 810	95	43	52	29
Münster	3 090	49	39	10	63
Minden	3 814	87	40	47	44
Arnsberg	4 704	301	119	182	16
Köln	3 816	137	95	42	28
Düsseldorf	7 167	494	249	245	14
Koblenz	3 731	160	89	71	23
Trier	3 595	105	64	41	34
Aachen	2 899	34	27	7	85
Königreich	140 494	5 233	2 428	2 805	27

katholischen Regierungsbezirken zeichnet nur Aachen sich durch eine ähnliche Seltenheit der Mischehen aus.

Die ältesten Nachrichten über die Konfession der aus den Mischehen hervorgegangenen Kinder sind 1867 von Dr. E. Engel, dem damaligen Leiter des Preußischen Statistischen Bureaus, im 10. Heft der „Preußischen Statistik“ veröffentlicht worden; sie beziehen sich auf die Zählung vom 3. Dezember 1864. Da die Unterscheidung der Kinder nach dem Geschlecht, die dort ebenfalls angeführt ist, für die Leser von geringerem Interesse sein dürfte, geben wir hier nur die Unterscheidung in evangelisch-katholische (zwischen protestantischen Männern und katholischen Frauen) und katholisch-

evangelischen Mischehen (zwischen katholischen Männern und protestantischen Frauen) wieder, zugleich mit der Gesamtheit aller aus den Mischehen hervorgegangenen Kinder.

Tabelle V.

Regierungsbezirke.	Kinder aus evangel.-katholischen Mischehen:		Kinder aus katholisch.-evangelischen Mischehen:		Gesamtzahl der Kinder aus Mischehen:	
	evangel.	katholisch.	evangel.	katholisch.	evangel.	katholisch.
Königsberg . . .	2569	1519	4157	2288	6726	3807
Gumbinnen . . .	500	191	1715	435	2215	626
Danzig	3706	2611	2287	3013	5993	5624
Marienwerder . .	3133	1847	2644	2826	5777	4673
Stadtkreis Berlin .	1913	840	4179	3289	6092	4129
Potsdam	432	182	1502	956	1934	1138
Frankfurt	1120	467	2212	1425	3332	1892
Stettin	285	103	870	285	1155	388
Köslin	366	84	725	260	1091	344
Stralsund	35	22	175	112	210	134
Posen	2304	1503	1845	2534	4149	4037
Bromberg	1280	655	1160	1020	2440	1675
Breslau	14893	9626	7781	18193	22674	27819
Liegnitz	5838	3253	3776	7655	9614	10908
Oppeln	4555	3998	1410	4781	5965	8779
Magdeburg . . .	1681	1282	2078	2184	3759	3466
Merseburg . . .	506	237	1334	493	1840	730
Erfurt	1274	1014	776	1964	2050	2978
Münster	235	987	105	308	340	1295
Minden	766	1288	463	1559	1229	2847
Arnsberg	4649	4078	4207	7889	8856	11967
Koblenz	2159	1903	1069	2213	3228	4116
Düsseldorf . . .	7946	6935	6655	7977	14601	14912
Köln	1485	2246	918	1375	2403	3621
Trier	1797	1873	1135	1586	2932	3459
Aachen	359	825	135	224	494	1049
Sigmaringen . . .	32	100	10	82	42	182
Königreich . . .	65822	49676	55323	76929	121145	126605

Nach diesen Zahlen sollte man annehmen, daß im Jahre 1864 noch etwas mehr als die Hälfte der Kinder aus Mischehen der katholischen Kirche angehört haben. Allein es liegen gewichtige Gründe vor, die Richtigkeit dieses Resultates zu bezweifeln. Zunächst sind die Angaben nicht vollständig, da sie sich nur auf die Zivilbevölkerung beziehen. So-

dann war die damalige Erhebungsmethode sehr mangelhaft. Die Zahlen beruhen nicht, wie jetzt, auf den sorgfältig kontrollierten Selbstangaben der in gemischter Ehe lebenden Personen, sondern auf Urlisten, die von den Ortspolizeibehörden nach ganz verschiedenartigen Formularen zusammengestellt und dann von den Landratsämtern kreisweise bearbeitet waren. Da nun das Ergebnis dieser Zählung so sehr von dem der neueren Zählungen abweicht, welche, wie wir weiter unten sehen werden, viel größere Garantien für die Richtigkeit ihrer Angaben bieten, so muß man annehmen, daß hier erhebliche Lücken und Fehler vorliegen, welche das Resultat günstiger für die Katholiken erscheinen lassen, als es in Wirklichkeit ist. Immerhin muß man aber doch aus dieser Zusammenstellung schließen, daß die Folgen der Mischehen damals in Preußen noch nicht so nachteilig für die katholische Kirche waren wie in den beiden letzten Jahrzehnten.

Tabelle VI.

Jahr.	Eheschließungen überhaupt.	Rein-protestantische Eheschließungen.	Rein-katholische Eheschließungen.	Schließungen von Mischehen.	Von je 100 Eheschließungen waren gemischte:
1875	231 331	145 728	66 445	15 691	6,80
1876	221 712	138 989	64 394	15 074	6,80
1877	210 357	132 116	60 686	14 388	6,84
1878	207 716	129 840	60 894	13 938	6,71
1879	206 752	128 849	60 888	13 963	6,75
1880	208 456	130 296	60 592	14 429	6,92
1881	209 586	130 874	60 894	14 781	7,05
1882	217 239	133 573	65 057	15 496	7,13
1883	220 748	136 245	65 323	15 990	7,24
1884	225 939	139 277	66 716	16 757	7,42
1885	230 707	142 883	67 588	17 133	7,43
1886	231 588	142 207	69 211	16 990	7,34
1887	229 999	142 546	67 042	17 232	7,49
1888	233 421	143 826	68 115	18 147	7,77
1889	240 996	147 671	71 013	18 868	7,83
1890	244 657	149 879	72 054	19 237	7,86
1891	245 906	149 392	72 896	20 154	8,20
1892	245 447	149 171	74 962	19 779	8,06
1893	248 348	149 519	74 940	20 276	8,16
1894	250 960	150 940	75 732	20 791	8,28
1895	253 729	152 766	76 460	20 810	8,20
1896	264 822	160 082	78 742	22 290	8,42
1897	274 693	166 146	81 173	23 395	8,52

In der zweiten Hälfte der sechziger Jahre trat in dem Mischehenverhältnis keine wesentliche Veränderung ein. Dagegen zeigt sich vom Jahre 1875 an, infolge der standesamtlichen Erleichterungen, ein bedeutendes Anwachsen der Mischehen, welches, abgesehen von einigen kleinen Schwankungen, bis heute ununterbrochen fortdauert. Die Tabelle VI (s. S. 387) giebt eine Übersicht der jährlichen Mischeheschließungen seit 1875 im Vergleich mit der Gesamtzahl der Eheschließungen.

Die Gesamtzahl aller in Preußen bestehenden Mischehen zwischen Protestanten und Katholiken war bei der Zählung von 1885 bereits auf 231 047, bei der Zählung von 1895 auf 278 434 gestiegen. Die einzelnen Landesteile sind aber an dieser Summe in sehr verschiedenem Grade beteiligt. Wir geben deshalb eine Übersicht (s. Tab. VII, S. 389) über die in den einzelnen Regierungsbezirken bestehenden Mischehen in den Jahren 1885 und 1895. Als Maßstab für die relative Häufigkeit der Mischehen in den einzelnen Bezirken haben wir die Gesamtzahl der in denselben anwesenden verheirateten Männer hinzugefügt. Dieselbe entspricht zwar nicht genau der Zahl der bestehenden Ehen, da die Zahl der verheirateten Männer und Frauen in den einzelnen Bezirken nicht die gleiche ist, für die Bestimmung des Verhältnisses der Mischehen zur Gesamtzahl der Ehen macht das aber keinen erheblichen Unterschied.

Am größten ist die Zahl der Mischehen noch immer in der Provinz Schlesien, besonders im Regierungsbezirk Breslau, wo sie mehr als 40 000 zählen und ungefähr den siebenten Teil sämtlicher Ehen ausmachen. Im Verhältnis zur Anzahl der Katholiken sind die Mischehen aber noch häufiger in Berlin, in der Provinz Brandenburg und in Schleswig-Holstein. In Berlin lebten im Jahre 1895 von den dort anwesenden 154 970 Katholiken 29 566 in gemischter Ehe. 1896 wurden daselbst neben 801 rein katholischen Ehen 2678 Mischehen geschlossen, bei welchen der eine Teil der Brautleute katholisch war. In Brandenburg kamen im gleichen Jahre auf 453 rein katholische Ehen 1720 Mischehen zwischen Katholiken und Protestanten; in Schleswig-Holstein auf 111 rein katholische 465 gemischte. Die Mischehen sind in diesen Landesteilen zur Regel, rein katholische Ehen zu einer immer seltener werdenden Ausnahme geworden.

Fast in allen Regierungsbezirken zeigt sich eine sehr bedeutende Zunahme im letzten Jahrzehnt. Beinahe verdoppelt hat sich die Zahl der Mischehen in Schleswig-Holstein, mehr als verdoppelt im Regierungsbezirk Potsdam; auch in den Regierungsbezirken Frankfurt, Wiesbaden, Lüne-

Tabelle VII.

Regierungsbezirke.	1885			1895		
	Gesamtzahl der verheirateten Männer.	Vorhandene Mischehen zwisch. prot. Männern u. kath. Frauen.	Vorhandene Mischehen zwisch. kath. Männern u. prot. Frauen.	Gesamtzahl der verheirateten Männer.	Vorhandene Mischehen zwisch. prot. Männern u. kath. Frauen.	Vorhandene Mischehen zwisch. kath. Männern u. prot. Frauen.
1. Königsberg . .	200 066	2 134	3 022	203 022	1 900	2 441
2. Gumbinnen . .	137 737	346	1 027	140 109	342	668
3. Danzig . . .	96 329	4 009	3 691	104 674	3 964	3 466
4. Marienwerder .	138 727	2 397	2 549	146 033	2 093	2 130
5. Stadtkr. Berlin .	228 519	7 976	12 903	301 887	12 473	17 093
6. Potsdam . .	224 477	1 971	3 696	311 923	5 529	8 159
7. Frankfurt . .	197 628	1 423	2 971	212 090	1 821	3 480
8. Stettin . . .	125 681	458	975	140 210	627	1 181
9. Köslin . . .	92 706	240	504	94 919	236	447
10. Stralsund . .	35 965	69	205	38 180	99	232
11. Posen . . .	181 637	2 374	2 559	191 738	2 160	2 301
12. Bromberg . .	100 066	1 316	1 430	108 110	1 270	1 262
13. Breslau . . .	267 306	19 760	22 739	282 825	20 269	23 811
14. Liegnitz . . .	189 626	7 184	10 082	197 929	7 914	11 633
15. Oppeln . . .	249 986	4 967	4 250	289 828	5 220	4 378
16. Magdeburg . .	184 975	2 774	3 650	211 525	3 404	4 608
17. Merseburg . .	183 726	901	2 299	202 743	1 354	3 019
18. Erfurt . . .	69 813	1 300	1 726	76 394	1 374	1 928
19. Schleswig . .	201 086	570	1 500	226 971	1 202	2 499
20. Hannover . .	81 715	1 198	1 777	100 245	1 853	2 586
21. Hildesheim . .	79 267	1 517	1 933	86 956	1 812	2 214
22. Lüneburg . .	74 392	227	535	83 111	505	821
23. Stade . . .	56 134	208	463	61 502	308	661
24. Osnabrück . .	47 009	739	666	49 957	850	761
25. Aurich . . .	34 576	173	365	36 406	175	387
26. Münster . . .	75 104	772	474	89 476	1 110	759
27. Minden . . .	81 725	911	1 160	91 101	1 008	1 324
28. Arnsberg . .	191 682	7 099	8 359	247 357	8 533	9 856
29. Kassel . . .	134 959	2 211	2 698	140 612	2 005	2 557
30. Wiesbaden . .	124 345	6 935	7 391	151 388	10 079	10 240
31. Koblenz	97 523	2 026	2 031	102 326	2 183	2 039
32. Düsseldorf . .	274 712	11 621	11 617	349 482	15 035	15 020
33. Köln	115 691	4 023	2 350	142 031	5 557	3 530
34. Trier	105 409	2 213	1 983	118 076	2 732	2 306
35. Aachen . . .	81 463	750	420	87 929	911	474
36. Sigmaringen .	11 100	169	86	10 864	172	94
Königreich . .	4 772 862	104 961	126 086	5 429 929	128 069	150 365

burg, Hannover, Arnsberg und Düsseldorf ist die Zunahme außerordentlich groß. Abgenommen haben die Mischehen in den Provinzen Ostpreußen, Westpreußen und Posen und zwar in sämtlichen Regierungsbezirken; von den westlichen Regierungsbezirken zeigt nur Kassel eine kleine Abnahme.

In beiden Zählperioden kann man die Beobachtung machen, daß viel mehr katholische Männer Mischehen eingehen als protestantische, während beim weiblichen Geschlechte das umgekehrte der Fall ist. Am auffallendsten ist das in den ganz überwiegend protestantischen Regierungsbezirken Gumbinnen, Frankfurt, Merseburg, Schleswig, Lüneburg, Stade, Aurich und den drei pommerschen Regierungsbezirken, wo die Zahl der katholischen Männer, welche in gemischter Ehe leben, doppelt oder mehr als doppelt so groß ist, wie die Zahl katholischer Frauen. Auch in Berlin leben 17 093 katholische Männer, aber nur 12 473 katholische Frauen in gemischter Ehe. Eine überwiegende Zahl von Männern auf protestantischer Seite zeigt sich in den Regierungsbezirken Danzig, Oppeln, Osnabrück, Münster, Düsseldorf, Köln, Trier, Aachen und Sigmaringen (1895 auch in Koblenz), also mit Ausnahme von Danzig nur in vorwiegend katholischen Bezirken.

In ganz Preußen traten in der Zeit von 1886—1895 durchschnittlich jedes Jahr 156 964 protestantische und 82 391 katholische Männer in den Ehestand. Von den protestantischen Männern heirateten durchschnittlich 8929 (oder 5,7 %) katholische Frauen; von den katholischen Männern aber 10 300 (oder 12,5 %) protestantische Frauen. Mit andern Worten: durchschnittlich geht in Preußen jeder achte katholische Mann eine gemischte Ehe ein, während bei den Protestanten erst auf jeden siebzehnten verheirateten Mann eine Mischehe kommt. Das ist das Verhältnis für den Staat im ganzen; in den Städten steht aber die Sache noch schlimmer. Denn dort kamen auf je 100 rein katholische Eheschließungen 27,9 Schließungen von Mischehen, bei denen der Mann katholisch war. Von den 81 024 katholischen Frauen, die im gleichen Zeitraum jährlich in die Ehe traten, schlossen 8929 (oder 11 %) Mischehen mit protestantischen Männern; von den 158 435 protestantischen 10 300 (oder 6,5 %) Mischehen mit katholischen Männern. Für beide Geschlechter zusammengenommen stellt sich die Zahl der jährlichen Eheschließungen, an welchen protestantische Personen beteiligt waren, in diesem Zeitraum auf 315 399, und unter diesen waren durchschnittlich 19 229 Personen (oder 6,1 %), die mit Personen katholischer Konfession eine Ehe eingingen. Eheschließungen, bei denen ein Teil oder

beide katholisch waren, zählte man 163 415; Mischehen gingen 19 229 Katholiken ein, d. h. 11,8 % der von Katholiken geschlossenen Ehen waren durchschnittlich Mischehen. Die katholische Kirche hat also ganz gewiß noch mehr Grund, mit Besorgnis auf das stetige Anwachsen der Mischehen zu schauen, als die protestantische, da ja dieselben bereits mehr als den zehnten Teil der von den Katholiken geschlossenen Ehen ausmachen.

Vollends erscheint aber diese Besorgnis gerechtfertigt, wenn man die Erhebungen über die Konfession der aus den Mischehen hervorgegangenen Kinder ins Auge faßt. Wir besitzen darüber jetzt ein Material, das in Bezug auf Vollständigkeit und Zuverlässigkeit allen Anforderungen entspricht, die man an offizielle statistische Publikationen stellen kann. Die Zeitschrift des Kgl. Preuß. Statistischen Bureaus (27. Jahrgang S. 166) sagt über die bei Ermittlung des Materials angewandte Erhebungsmethode: „Bei der Volkszählung am 1. Dezember 1885 ist die statistische Aufnahme der konfessionellen Mischehen und der diesen entstammenden Kinder, ohne daß eine darauf gerichtete besondere Befragung der Bevölkerung stattgefunden hat, dadurch bewirkt worden, daß das Haushaltungsverzeichnis B um eine Spalte zur Angabe des Religionsbekenntnisses erweitert wurde. Die in diese Spalte erfolgten Eintragungen sind alsdann bei der ersten Prüfung des Inhaltes der Zählbriefe im Kgl. Statist. Bureau mit den bezüglichen Angaben der Zählkarten A verglichen bezw. nach diesen ergänzt oder berichtigt worden. Alle Fälle, in welchen hiernach noch Zweifel über das Religionsbekenntnis von verheirateten Personen oder von Kindern aus konfessionellen Mischehen bestehen blieben, wurden durch Rückfragen aufgeklärt, und nach dieser Richtung dürfen die Unterlagen, welche der weiter folgenden Untersuchung über das Religionsbekenntnis der Kinder aus Mischehen zu Grunde liegen, als richtig und verläßlich bezeichnet werden. Aber diese Art der statistischen Aufnahme erfaßt zwar sämtliche, unter den im preußischen Staate vorhandenen, stehenden Ehen befindliche Mischehen und diesen entstammenden, im Haushalte ihrer Eltern lebenden Kinder, da im Haushaltungsverzeichnisse B auch die aus der Haushaltung vorübergehend abwesenden Personen einzeln nach ihrem Religionsbekenntnisse nachgewiesen sind, läßt dagegen die außerhalb des elterlichen Haushaltes lebenden Kinder aus stehenden Mischehen und alle Nachkommen aus den durch Tod oder Ehescheidung gelösten Mischehen unbeachtet . . . Beschränkt man, wie nachstehend geschehen ist, die statistische Untersuchung des Einflusses, welchen das Religionsbekenntnis der in einer konfessionellen Mischehe

lebenden Eltern auf das Religionsbekenntnis ihrer Kinder äußert, auf Kinder, welche das 16. Lebensjahr noch nicht überschritten haben, so gewähren die in den Haushaltungsverzeichnissen B enthaltenen Angaben ziemlich vollständige Nachweise; denn von allen im Alter bis zu 16 Jahren stehenden Kindern leben höchstens 3 % bereits schulpflichtige Kinder außerhalb der elterlichen Haushaltung, und es liegt kein Grund zu der Annahme vor, daß sich die aus konfessionellen Mischehen stammenden, als Zöglinge von Erziehungs- und Bildungsanstalten, Lehrlinge u. s. w. auswärts lebenden Kinder dem Religionsbekenntnisse nach anders verteilen, als die in der Haushaltung der Eltern befindlichen, von der statistischen Aufnahme vollständig erfaßten Kinder aus derartigen Ehen."

So ist also endlich eine sichere Grundlage gewonnen für die Entscheidung der Frage, die im katholischen wie im protestantischen Lager so lange die Gemüter in banger Spannung gehalten hat: Wird die Mehrzahl der Kinder aus den Mischehen katholisch oder protestantisch? Die Antwort lautet: Eine stets wachsende Mehrzahl dieser Kinder wird protestantisch. Von der Gesamtzahl[1] der im Hause ihrer Eltern wohnhaften Kinder aus Mischehen waren:

	katholisch	protestantisch	Überschuß auf prot. Seite.
am 1. Dez. 1885:	194 542 (= 46 %)	231 712 (= 54 %)	37 170
am 1. Dez. 1890:	211 325 (= 45 %)	258 668 (= 55 %)	47 343
am 2. Dez. 1895:	264 648 (= 44 %)	332 947 (= 56 %)	68 299

Das also ist das Resultat: beinahe 70 000 Kinder mehr waren 1895 auf protestantischer Seite oder, nach der Differenz der beiden letzten Zählungen auf die einzelnen Jahre verteilt, auf katholischer Seite ein jährlicher Verlust von 4000 Kindern! Da braucht man sich allerdings nicht mehr zu wundern, wenn das Wachstum der katholischen Bevölkerung Preußens, wie wir oben sahen, bei weitem nicht der großen natürlichen Fruchtbarkeit der Katholiken entspricht. Hier haben wir die ausreichende Erklärung: durch das Eingehen von Mischehen machen die Katholiken das Mittel unwirksam, das ihnen die Vorsehung gegeben hat, um ihre Stellung gegenüber der andersgläubigen Mehrheit zu verbessern.

[1] Bei den Zählungen von 1885 und 1890 wurde die Konfession nur bei den unter 16 Jahren alten Kindern festgestellt, 1895 aber bei allen im Haushalt der Eltern anwesenden Kindern. Für die Bestimmung des Anteils, der jeder der beiden Konfessionen an der Gesamtzahl der Kinder zufällt, macht das keinen bedeutenden Unterschied.

Doch sehen wir uns die statistischen Ergebnisse über die Konfession der Kinder aus den Mischehen im einzelnen näher an. Wir geben zu diesem Zwecke eine Übersicht (s. Tab. VIII, S. 394 u. 395) über die Resultate der Zählungen von 1885 und 1895 in sämtlichen Regierungsbezirken; auch die Daten von 1890 im einzelnen anzuführen, war wegen des beschränkten Raumes nicht möglich.

Unter den 36 Regierungsbezirken waren 1885 nur 13, in welchen mehr als die Hälfte der Kinder aus den Mischehen katholisch erzogen wurden: Danzig, Oppeln, Erfurt, Hildesheim, Osnabrück, Münster, Minden, Arnsberg, Koblenz, Köln, Trier, Aachen und Sigmaringen. Dazu kam 1895 noch Marienwerder. Von den westfälischen und rheinischen Regierungsbezirken zeigt nur Düsseldorf eine Mehrheit von protestantischen Kindern (1895: 39 788 protestantische gegenüber 38 715 katholischen); im Regierungsbezirk Minden ist der Überschuß auf katholischer Seite, der 1885 noch 537 betrug, auf 171 zurückgegangen, so daß in diesem Bezirk die katholische Mehrheit sehr gefährdet erscheint. Auch im Regierungsbezirk Erfurt ist der Überschuß der Katholiken von 379 auf 187 herabgegangen. In ganz Ostelbien haben nur Marienwerder, Danzig und Oppeln einen Überschuß auf katholischer Seite, in sämtlichen andern Regierungsbezirken ist weit über die Hälfte der Kinder aus Mischehen protestantisch. In Berlin standen im Jahre 1895 den 11 664 katholischen Kindern aus gemischten Ehen 37 357 protestantische gegenüber; das bedeutet also für diese eine Stadt einen Verlust von 25 693 Kindern auf katholischer Seite. In ganz Brandenburg, einschließlich der Reichshauptstadt, belief sich der Verlust auf 42 965 Kinder. Also beinahe $^2/_3$ des Gesamtverlustes kommen auf Brandenburg und Berlin. Von dem übrigbleibenden Reste fällt der Löwenanteil auf die schlesischen Bezirke Breslau und Liegnitz (Verlust bei der letzten Zählung 13 322) und auf die sächsischen Bezirke Magdeburg und Merseburg (Verlust 12 357). Dem gegenüber scheinen die Verluste in den übrigen Bezirken weniger bedeutend, wenn auch verhältnismäßig in Schleswig-Holstein, wo $^3/_4$ aller Kinder aus gemischten Ehen protestantisch sind, ebensoviel oder noch mehr verloren gegangen ist. Berücksichtigt man die kirchliche Einteilung, so ist das Erziehungsergebnis der Kinder aus gemischten Ehen für die katholische Kirche vorteilhaft in den Diöcesen Köln, Trier, Münster und Kulm; auch in der Diöcese Osnabrück ist noch ein kleiner Überschuß auf katholischer Seite, wenn man von dem durch den Bischof von Osnabrück verwalteten Apostol. Vikariat der norddeutschen Missionen absieht.

Tabelle

Regierungsbezirke.	1885 Kinder aus Ehen protestantischer Väter und katholischer Mütter: protestant.	katholisch.	Kinder aus Ehen katholischer Väter und protestantischer Mütter: protestant.	katholisch.	Gesamtzahl der Kinder aus Mischehen: protestant.	katholisch.
1. Königsberg . .	1 776	1 733	3 073	1 871	4 849	3 604
2. Gumbinnen . .	312	217	1 209	310	1 521	527
3. Danzig . . .	2 969	3 990	3 460	3 231	6 429	7 221
4. Marienwerder .	2 231	2 360	2 687	2 239	4 918	4 599
5. Berlin (Stadtkr.)	8 787	2 112	13 527	4 573	22 314	6 685
6. Potsdam . .	2 525	805	4 785	1 592	7 310	2 397
7. Frankfurt . .	1 709	775	3 909	1 674	5 618	2 449
8. Stettin . . .	556	339	1 306	384	1 862	723
9. Köslin . . .	333	156	722	270	1 055	426
10. Stralsund . .	62	44	236	105	298	149
11. Posen . . .	2 557	1 715	2 820	1 958	5 377	3 673
12. Bromberg . .	1 433	1 045	1 710	1 150	3 143	2 195
13. Breslau . . .	21 328	13 088	18 125	22 046	39 453	35 134
14. Liegnitz . . .	7 136	3 946	7 742	7 918	14 878	11 864
15. Oppeln . . .	4 623	4 655	2 808	5 138	7 431	9 793
16. Magdeburg . .	3 314	1 663	4 505	2 228	7 819	3 891
17. Merseburg . .	1 192	413	3 078	1 126	4 270	1 539
18. Erfurt . . .	1 288	1 150	1 470	1 987	2 758	3 137
19. Schleswig . .	710	282	2 028	798	2 738	1 080
20. Hannover . .	1 360	754	1 910	1 510	3 270	2 264
21. Hildesheim . .	1 549	1 476	1 403	2 278	2 952	3 754
22. Lüneburg . .	324	100	624	349	948	449
23. Stade . . .	246	135	690	294	936	429
24. Osnabrück . .	597	843	587	811	1 184	1 654
25. Aurich . . .	218	141	353	363	571	504
26. Münster . . .	376	1 199	345	753	721	1 952
27. Minden . . .	838	944	980	1 408	1 818	2 352
28. Arnsberg . .	7 743	8 635	7 239	11 639	14 982	20 274
29. Kassel . . .	2 787	1 428	2 793	2 561	5 580	3 989
30. Wiesbaden . .	8 931	4 147	6 096	7 503	15 027	11 650
31. Koblenz . . .	1 974	2 026	1 723	2 479	3 697	4 505
32. Düsseldorf . .	12 587	13 005	13 334	12 623	25 921	25 628
33. Köln	2 471	4 898	2 199	2 217	4 670	7 115
34. Trier	2 342	2 654	2 086	2 476	4 428	5 130
35. Aachen . . .	416	997	390	437	806	1 434
36. Sigmaringen .	101	249	59	124	160	373
Königreich . .	109 701	84 119	122 011	110 423	231 712	194 542

VIII.

Regierungsbezirke.	1895					
	Kinder aus Ehen protestantischer Väter und katholischer Mütter:		Kinder aus Ehen katholischer Väter und protestantischer Mütter:		Gesamtzahl der Kinder aus Mischehen:	
	protestant.	katholisch.	protestant.	katholisch.	protestant.	katholisch.
1. Königsberg . .	1 904	2 173	2 878	2 302	4 782	4 475
2. Gumbinnen . .	402	263	916	349	1 318	612
3. Danzig . . .	3 806	4 942	3 769	3 709	7 575	8 651
4. Marienwerder .	2 339	2 709	2 575	2 461	4 914	5 170
5. Berlin (Stadtkr.)	15 922	4 599	21 435	7 065	37 357	11 664
6. Potsdam . .	7 580	2 390	11 459	3 599	19 039	5 989
7. Frankfurt . .	2 510	1 154	4 734	1 868	7 244	3 022
8. Stettin . . .	733	496	1 755	579	2 488	1 075
9. Köslin . . .	392	225	718	323	1 110	548
10. Stralsund . .	147	64	300	108	447	172
11. Posen . . .	2 698	2 022	3 043	1 810	5 741	3 832
12. Bromberg . .	1 561	1 398	1 724	1 182	3 285	2 580
13. Breslau . . .	25 164	15 516	22 478	25 492	47 642	41 008
14. Liegnitz . . .	9 046	5 017	11 645	9 586	20 691	14 603
15. Oppeln . . .	5 501	6 207	3 732	6 042	9 233	12 249
16. Magdeburg . .	5 380	2 477	7 212	2 974	12 592	5 451
17. Merseburg . .	2 177	735	5 360	1 586	7 537	2 321
18. Erfurt . . .	1 806	1 443	1 972	2 522	3 778	3 965
19. Schleswig . .	1 483	549	3 747	1 234	5 230	1 783
20. Hannover . .	2 320	1 360	3 079	2 089	5 399	3 449
21. Hildesheim . .	2 209	2 069	1 870	3 087	4 079	5 156
22. Lüneburg . .	655	359	1 056	532	1 711	891
23. Stade . . .	420	295	1 043	507	1 463	802
24. Osnabrück . .	926	1 127	851	1 040	1 777	2 167
25. Aurich . . .	239	178	528	430	767	608
26. Münster . . .	674	2 059	705	1 123	1 379	3 182
27. Minden . . .	1 314	1 191	1 407	1 701	2 721	2 892
28. Arnsberg . .	10 948	12 637	11 496	15 278	22 444	27 915
29. Kassel . . .	2 869	1 725	2 937	2 654	5 806	4 379
30. Wiesbaden . .	13 896	6 958	10 153	11 172	24 049	18 130
31. Koblenz . . .	2 598	2 639	2 135	2 900	4 733	5 539
32. Düsseldorf . .	18 250	21 048	21 528	17 667	39 778	38 715
33. Köln	3 493	8 208	3 856	3 505	7 349	11 713
34. Trier	3 369	4 046	2 947	3 434	6 316	7 480
35. Aachen . . .	544	1 489	489	518	1 033	2 007
36. Sigmaringen .	75	341	65	144	140	485
Königreich . .	155 350	122 058	177 597	142 590	332 947	264 648

Noch auf einen Umstand wollen wir bei der preußischen Mischehenstatistik aufmerksam machen, daß nämlich die großen Verluste in Berlin, Brandenburg, Sachsen und Schleswig-Holstein hauptsächlich auf solche Mischehen zurückzuführen sind, in welchen der Mann katholisch und die Frau protestantisch ist, während im entgegengesetzten Falle die Verluste auf katholischer Seite erheblich geringer sind. Für die Frage, wie die verderblichen Folgen der Mischehen in Zukunft verhütet werden können, ist das von großer Bedeutung.

Weit spärlicher als in Preußen ist das offizielle statistische Material über die Mischehen in den andern deutschen Bundesstaaten. In Bayern reichen zwar die statistischen Erhebungen auch weit bis in die erste Hälfte des Jahrhunderts hinauf, aber sie beschränken sich auf die Ermittelung der Zahl der Mischeheschließungen und auf die Feststellung, welcher der beiden Ehegatten katholisch und welcher protestantisch war.

In den Jahren 1835—1839 wurden im ganzen Königreich Bayern durchschnittlich nur 778 gemischte Ehen eingegangen (= 2,81 % sämtlicher Eheschließungen). Davon kamen allein 422 Mischehen auf die Rheinpfalz, während im rechtsrheinischen Bayern und vor allem in den altbayerischen Kreisen eine Mischehe damals noch eine große Seltenheit war. In der Zeit von 1840—1850 blieb das Verhältnis im wesentlichen dasselbe. Im nächsten Jahrzehnt stiegen die Mischehen aber schon auf 3,6 und 1860—1870 auf 4,4 % der Eheschließungen. Im Jahre 1871 zählte man schon 2227 Mischehen (= 5,5 % der Eheschließungen; 1877: 6,6 %; 1878—1888: 7,5 %). Für das letzte Jahrzehnt (1889—1898) giebt das Statistische Jahrbuch für das Königreich Bayern (Jahrgang 1899) eine Übersicht (s. Tab. IX, S. 397), welche die absolute und relative Mischehenfrequenz während dieses Zeitraumes veranschaulicht.

Für das Jahr 1898 ist an der gleichen Stelle auch eine Verteilung der Mischehen auf die einzelnen Kreise angegeben (s. Tab. X, S. 397).

Nach Ausweis dieser Tabellen waren die Mischehen im letzten Jahrzehnt auf 8,89 %, im Jahre 1898 sogar auf 9,65 % sämtlicher Eheschließungen gestiegen. Die absolute Zahl hatte im Jahre 1898 die enorme Höhe von 4676 Mischeheschließungen erreicht, d. h. mehr als das Sechsfache des Standes von 1835. Was die einzelnen Kreise angeht, so steht jetzt nicht mehr die Rheinpfalz, sondern Mittelfranken an der Spitze (16,84 %), dann folgt die Pfalz (16,71 %). In Niederbayern ist auch jetzt noch eine Mischehe eine seltene Ausnahme, während in Oberbayern jetzt

Tabelle IX.

Jahr.	Eheschließungen überhaupt.	Davon Mischehen.	Auf je 100 Eheschließungen.	Mischehen zwisch. kath. Männern u. prot. Frauen.	Auf je 100 Eheschließungen.	Mischehen zwisch. prot. Männern u. kath. Frauen.	Auf je 100 Eheschließungen.
1889	39 515	3272	8,28	1572	3,98	1650	4,18
1890	40 004	3527	8,82	1634	4,08	1832	4,58
1891	41 400	3568	8,62	1635	3,95	1851	4,47
1892	41 683	3375	8,10	1570	3,76	1734	4.16
1893	41 605	3546	8,53	1598	3,84	1862	4,48
1894	42 623	3809	8.94	1764	4,14	1952	4,58
1895	42 273	3800	8.78	1755	4,06	1946	4,50
1896	45 258	4168	9.21	1955	4,32	2095	4,63
1897	46 481	4511	9,71	2153	4.63	2240	4.82
1898	48 464	4676	9,65	2197	4,53	2375	4,90
Durchschnitt 1889/98	43 030	3825	8,89	1783	4,14	1954	4,55

Tabelle X.

	Eheschließungen überhaupt.	Davon Mischehen.	Auf je 100 Eheschließungen.	Mischehen zwisch. kath. Männern u. prot. Frauen.	Auf je 100 Eheschließungen.	Mischehen zwisch. prot. Männern u. kath. Frauen.	Auf je 100 Eheschließungen.
Oberbayern . . .	11 216	1045	9,32	356	3,18	652	5,81
hiervon München	5 260	854	16,24	299	5,69	522	9,92
Niederbayern . .	4 230	35	0 83	7	0,17	27	0,64
Pfalz	7 134	1192	16,71	607	8,51	553	7,75
Oberpfalz . . .	3 751	135	3,60	52	1,39	81	2,16
Oberfranken . .	4 858	359	7,39	207	4,26	152	3,13
Mittelfranken . .	7 403	1247	16,84	694	9,38	527	7,12
hiervon Nürnberg	2 121	591	27,86	307	14,47	272	12,82
Unterfranken . .	4 815	312	6,48	135	2,80	175	3,64
Schwaben . .	5 057	351	6,94	139	2 75	208	4.11

beinahe jede zehnte Ehe eine gemischte ist. Das starke Anwachsen der Mischehen in Oberbayern beschränkt sich aber vorwiegend auf München, da von den 1045 Mischehen daselbst 854 allein auf die Landeshauptstadt fielen; auch in Mittelfranken kommt fast die Hälfte der Mischehen (591 von 1247) auf Nürnberg. Überhaupt sind die Städte in Bayern ganz unverhältnismäßig stark an der Mischehefrequenz beteiligt. Nach der Zeitschrift des Königl. Bayerischen Statistischen Bureaus (Jahrgang 1898, S. 309) kamen 1897 auf die 41 unmittelbaren Städte des rechtsrheinischen Bayerns und die 11 größeren Städte der Pfalz 2896, auf das ganze

übrige Königreich 1615 Mischehen. In München übersteigen bei den Protestanten, ähnlich wie in Berlin bei den Katholiken, die Mischehen bei weitem die rein-protestantischen Ehen. Am 1. Dezember 1885 wurden in München 2863 rein-protestantische Ehen und 4930 Mischehen zwischen Protestanten und Katholiken gezählt; am 1. Dezember 1890: 3983 rein-protestantische Ehen und 6569 Mischehen [1].

Über die Konfession der aus den Mischehen hervorgegangenen Kinder sind in Bayern leider bisher keine offiziellen Erhebungen angestellt. Nach den gesetzlichen Bestimmungen sollen, falls nicht die Eltern durch Ehevertrag die Konfession ihrer Kinder bestimmt haben, die Söhne der Konfession des Vaters, die Töchter der Konfession der Mutter angehören. Nun werden gewiß in sehr vielen Fällen die Eltern dieser Bestimmung gemäß die Konfession der Kinder durch Ehevertrag festsetzen, soweit das aber nicht geschieht, muß das Resultat für die Katholiken ungünstig sein, da im letzten Jahrzehnt durchschnittlich bei 1783 Mischehen der Mann katholisch, bei 1954 protestantisch war. Es kann demnach kaum einem Zweifel unterliegen, daß auch in Bayern die katholische Kirche erhebliche Einbuße durch die Mischehen erleidet. Zumal wenn man den auffallenden Parallelismus ins Auge faßt, der zwischen dem Rückgang des katholischen Elementes in Bayern und dem gleichzeitigen starken Anwachsen der Mischehen besteht. Daß aber von je 200 Kindern aus gemischten Ehen 146,61 protestantisch erzogen werden, wie die oben mitgeteilte Aufstellung der protestantischen Kirchenbehörden (Tab. III) angiebt, muß in einem vorwiegend katholischen Staate von vornherein als unwahrscheinlich erscheinen.

Auch in Württemberg waren die Mischehen bis in die fünfziger Jahre des Jahrhunderts äußerst selten. Sie erreichten nicht einmal 3 % der Eheschließungen. Zu Anfang der siebziger Jahre waren die Mischehen auf 6 % der Eheschließungen gestiegen und auf diesem Stande haben sie sich seither mit sehr geringen Schwankungen bis in die neueste Zeit gehalten. (Von 1877 bis 1886 zählte man durchschnittlich knapp 6 %, 1887 bis 1896: 6,7 %.) Es wird daher genügen, wenn wir die Verteilung der Mischehen auf die einzelnen Kreise für einen Jahrgang (1895) hier wiedergeben [2].

---

[1] Mittheilungen des Statistischen Amtes der Stadt München, IX. Bd., 1. Heft, S. 66, und XIII. Bd., 1. Heft, S. 90.

[2] Diese Tabelle sowie die nächste über die Mischehen in Baden sind der „Kirchlichen Statistik" von Pieper S. 82 bezw. 86 entnommen.

Tabelle XI.

Kreis.	Eheschließungen überhaupt.	Rein-protest. Eheschließungen.	Rein-kathol. Eheschließungen.	Mischehen überhaupt.	Mischehen zwisch. prot. Männern u. kath. Frauen.	Mischehen zwisch. kath. Männern u. prot. Frauen.
Neckarkreis . . .	5 292	4 515	271	454	160	284
Schwarzwaldkreis .	3 663	2 694	741	220	89	128
Jagstkreis . . .	2 807	1 942	720	119	52	66
Donaukreis . . .	3 447	1 226	2 003	203	88	114
Kgr. Württemberg .	15 209	10 377	3 735	996	389	592

Auffallend an dieser Tabelle ist besonders die große Zahl katholischer Männer, welche mit protestantischen Frauen verheiratet sind, während der umgekehrte Fall viel seltener ist. Von den Kreisen ist der Neckarkreis weitaus am stärksten an der Mischehefrequenz beteiligt (8,6 %); im Jagstkreis betragen die Mischehen nur 4,2 % der Eheschließungen. — Über die Konfession der Kinder aus gemischten Ehen fehlen in Württemberg ebenfalls alle offiziellen Nachrichten. Nach der protestantisch-kirchlichen Statistik (Tabelle III) sollen 1895 von je 200 Kindern 120,32 und 1896: 124,96 protestantisch getauft sein. Zu ganz entgegengesetzten Resultaten kommt der Rechenschaftsbericht des Bonifatiusvereins in Württemberg für 1893. Danach[1] standen 365 Mischehen mit katholischer Kindererziehung nur 307 mit akatholischer Erziehung gegenüber; 68 waren bloße Zivilehen. Mit irgendwelcher Sicherheit läßt sich also das Ergebnis nicht feststellen.

Nur Baden und Hessen haben unter den deutschen Bundesstaaten bezüglich der Mischehen Erhebungen angestellt, die sich, was Vollständigkeit und Zuverlässigkeit angeht, einigermaßen mit den oben besprochenen preußischen Zählungen vergleichen lassen. Wegen des beschränkten Raumes können wir aber nur die Hauptresultate hier mitteilen.

In Baden sind die Mischehen noch häufiger als in Preußen. Schon 1867 betrugen die jährlichen Mischeheschließungen 8,74 % aller Eheschließungen, eine Ziffer, die in Preußen noch nicht einmal im Jahre 1895 erreicht wurde (8,2 %). Von 1881—1885 wurden in dem kleinen Lande durchschnittlich jedes Jahr 1295 gemischte Ehen geschlossen (= 12,59 %); von 1886—1895 durchschnittlich 1644 (= 13,66 %). Im Jahre 1895 zählte man im ganzen 13 046 Eheschließungen, worunter 1830 (= 14,03 %) Mischehen waren. Durchschnittlich ist also jetzt in Baden jede siebente bis

[1] Kleffner und Woker a. a. O., II. Theil, S. 232.

achte Ehe eine gemischte. Über die Konfession der Kinder wurden im Jahre 1885 und 1890 Erhebungen angestellt, deren Ergebnisse wir nebenstehend wiedergeben.

Berücksichtigt man nur die Mischehen zwischen Katholiken und Protestanten, so hatten 1885 unter den 17 996 Mischehen dieser Art 7329 (oder 40,6 %) katholische Kindererziehung, 9758 (oder 54,2 %) protestantische Kindererziehung, bei den übrigen war die Konfession der Kinder gemischt, d. h. je nach dem Geschlecht war ein Teil der Kinder katholisch, der andere protestantisch. 1890 war das Verhältnis nicht ganz so ungünstig für die Katholiken: von 19 960 Mischehen zwischen Protestanten und Katholiken hatten damals 8674 (oder 43,4 %) katholische, 10 275 (oder 51,5 %) protestantische, der Rest gemischte Kindererziehung. Da im letzteren Falle die Kinder sich wohl ungefähr gleichmäßig auf die beiden Konfessionen verteilen werden, so kann man annehmen, daß im ganzen ungefähr 46 % der Kinder der katholischen, 54 % der protestantischen Konfession angehören. Es war mithin das Ergebnis 1885 in Baden für die katholische Kirche etwas ungünstiger, 1890 aber etwas günstiger als in Preußen. Der Verlust auf katholischer Seite ist bei weitem am größten im Landeskommissariatsbezirk Mannheim (1890: 5296 Mischehen mit protestantischer, 2899 mit katholischer Kindererziehung); es ist gerade jener Bezirk, in welchem der Rückgang des katholischen Elementes am stärksten

Tabelle XII.

Landeskommissariatsbezirke.	a) Volkszählung vom 1. Dezember 1885. Gemischte Ehen mit anwesenden Kindern.	Mann evangelisch. Frau katholisch. Kinder			Mann katholisch. Frau evangelisch. Kinder			b) Volkszählung vom 1. Dezember 1890. Gemischte Ehen mit anwesenden Kindern.	Mann evangelisch. Frau katholisch. Kinder			Mann katholisch. Frau evangelisch. Kinder		
		evangel.	kathol.	gemischt.	evangel.	kathol.	gemischt.		evangel.	kathol.	gemischt.	evangel.	kathol.	gemischt.
Konstanz	1 419	247	490	19	332	291	21	1 500	275	562	22	292	301	28
Freiburg	3 642	866	800	49	726	1 111	54	4 186	918	996	59	839	1 271	51
Karlsruhe	5 104	1 412	846	111	1 302	1 305	52	5 591	1 318	1 160	91	1 337	1 485	80
Mannheim	8 100	2 363	1 003	303	2 510	1 483	300	9 026	2 615	1 188	329	2 681	1 711	351
Großherzogtum . .	18 265	4 888	3 139	482	4 870	4 190	427	20 303	5 126	3 906	501	5 149	4 768	510

war, wie wir in unserer ersten Abhandlung gesehen haben. Im Bezirk Karlsruhe ist gegenüber dem Stande von 1885 eine entschiedene Wendung zum Besseren eingetreten. Die beiden Konfessionen hatten hier 1890 einen fast vollständig gleichen Anteil an den Kindern aus gemischten Ehen (2655 Mischehen mit protestantischer, 2645 mit katholischer Kindererziehung). In den Bezirken Freiburg und Konstanz ergab sich bei beiden Zählungen ein Überschuß auf katholischer Seite, der aber nur bei Freiburg und auch da nur bei der letzten Zählung beträchtlich war und daher nicht entfernt die Verluste im Mannheimer Bezirk aufwiegen kann.

Nach diesen durchaus zuverlässigen Ergebnissen kann es nicht mehr zweifelhaft sein, wo der Hauptgrund der Verluste des Katholizismus in Baden zu suchen ist. Es sind offenbar wieder die Mischehen. Zwar haben auch die Wanderungen zum Nachteil des Katholizismus eingewirkt, wie wir oben gezeigt haben, aber doch bei weitem nicht so stark wie die Mischehen. Zu dem gleichen Resultat kommt der Rechenschaftsbericht des Bonifatiusvereins der Erzdiözese Freiburg von 1894. Der Berichterstatter, der hochwürdigste Weihbischof Dr. Knecht, ist ganz gewiß der zuverlässigste Gewährsmann in einer Frage, bei der es sich um die vitalsten Interessen der Diözese handelt. Er hebt in seinem Bericht alle Momente, welche auf die Konfessionsverschiebung Einfluß gehabt haben, klar und scharf hervor, wägt die Einwirkung der einzelnen Faktoren gegeneinander ab und kommt dann zu dem Schlusse[1]: „Die katholische Kirche erleidet da durch die gemischten Ehen mit protestantischer Kindererziehung alljährlich so große Verluste, daß dadurch allein schon der relative Rückgang des Katholizismus im Lande Baden erklärt wird."

Im Großherzogtum Hessen waren die Mischehen schon in den siebziger Jahren außerordentlich häufig, gleichwohl haben dieselben in den beiden letzten Jahrzehnten noch beträchtlich zugenommen, von 12,98 % bis auf 15 % sämtlicher Eheschließungen im Jahre 1895. Das geht also selbst noch über den badischen Prozentsatz hinaus. Über die Konfession der Kinder aus den gemischten Ehen wurden bei der Zählung von 1885 genaue Erhebungen veranstaltet (s. Tab. XIII, S. 402).

Aus dieser Tabelle ergiebt sich, daß im Jahre 1885 im Großherzogtum Hessen im ganzen 13 942 Mischehen zwischen Katholiken und Protestanten bestanden. Die Zahl der bei ihren Eltern lebenden Kinder aus

[1] Kleffner und Woker a. a. O., II. Theil, S. 243.

Tabelle XIII.

Provinzen.	Mischehen zwischen evangelischen Männern und katholischen Frauen.			Mischehen zwischen katholischen Männern und evangelischen Frauen.		
	Zahl der Mischehen.	Evangelische Kinder.	Katholische Kinder.	Zahl der Mischehen.	Katholische Kinder.	Evangel. Kinder.
Starkenburg . .	2580	4408	1626	2774	4285	2202
Oberhessen . . .	533	975	203	595	715	683
Rheinhessen . . .	3821	5714	2970	3639	5914	2629
Großherzogtum . .	6934	11097	4799	7008	10914	5514

diesen Mischehen belief sich auf 32324, von welchen 16611 (oder 51,4 %) protestantisch, 15713 (oder 48,6 %) katholisch erzogen wurden. Das stimmt diesmal auffallend mit den oben angeführten Angaben der protestantischen Kirchenbehörden (Tab. III) überein, wonach in Hessen von je 200 Kindern aus gemischten Ehen 102,15 (also 51,07 %) protestantisch getauft wurden. Aber zu ganz andern Resultaten kommt Pastor Pieper, dessen „Kirchlicher Statistik" wir diese Tabelle entnommen haben. Er schließt (S. 87) aus den angeführten Zahlen, daß „mehr als zwei Dritteile der Kinder (22011) evangelisch erzogen wurden, und knapp 1/3 (10313) katholisch"; im folgenden argumentiert er dann wiederholt mit diesem glänzenden Resultat. Ein jeder Leser sieht leicht, daß der genannte Verfasser hier offenbar wieder einen Irrtum begangen haben muß. Wir glaubten zunächst, daß er bei den Kindern aus Mischehen katholischer Männer und evangelischer Frauen die Bezeichnung „katholisch" irrtümlich an erste Stelle gesetzt habe und daß sich daher die unter dieser Rubrik stehenden Zahlen auf die evangelischen Kinder bezögen, allein ein Auszug aus den „Mitteilungen der hessischen Zentralstelle für Landesstatistik", welcher uns gütigst zur Verfügung gestellt wurde, zeigt, daß die Zahlen, so wie sie in der Tabelle stehen, das Ergebnis der Mischehen in den letzten Jahrzehnten richtig zum Ausdruck bringen. Da uns daran liegt, dem Leser volle Garantie für die Richtigkeit unserer Angaben zu bieten, bringen wir den betreffenden Auszug hier zum Abdruck (s. Tab. XIV, S. 403).

Das Gesamtergebnis ist im wesentlichen dasselbe wie das in der vorigen Tabelle ermittelte[1]: bei den Mischehen zwischen protestantischen

[1] Daß das Verhältnis in dieser Tabelle für die Protestanten etwas ungünstiger erscheint, rührt daher, daß unter der Gesamtzahl der standesamtlich angemeldeten Kinder aus gemischten Ehen viele sich befinden, die gar nicht oder doch nicht im gleichen Jahre und am Orte der standesamtlichen Eintragung getauft werden.

Tabelle XIV.

Jahr.	Kinder aus Mischehen protestant. Väter und katholischer Mütter. Gesamtzahl der Kinder.	Davon protestant. getauft.	Kinder aus Mischehen katholischer Väter und protestant. Mütter. Gesamtzahl der Kinder.	Davon protestant. getauft.
1883	1512	848	1639	466
1884	1607	888	1670	508
1885	1602	920	1553	475
1886	1646	969	1685	522
1887	1567	893	1621	477
1888	1686	990	1552	539
1889	1690	1029	1754	573
1890	1687	954	1632	514
1891	1669	1068	1799	604
1892	1706	1050	1744	564
1893	1812	1035	1884	592
1894	1837	1060	1881	567
1895	1885	1102	1939	620
1896	1975	1097	1968	635
1897	1973	1144	2129	674
zus. 1883/97	25854	15047	26450	8330

Männern und katholischen Frauen werden ungefähr zwei Dritteile der Kinder protestantisch, bei den Mischehen zwischen katholischen Männern und protestantischen Frauen aber nur ein Drittel.

Im Königreich Sachsen wurden schon in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts statistische Erhebungen über die Mischehen angestellt, die aber wegen der geringen Zahl derselben (1—200) von geringerem Interesse sein dürften. Mit der Zahl der Katholiken in Sachsen ist auch die der Mischehen gestiegen, bis auf 7,45 % sämtlicher Eheschließungen im Jahre 1895. Die absolute Zahl der im genannten Jahre geschlossenen Mischehen belief sich auf 2511, und zwar war bei 1049 Eheschließungen der Mann katholisch, bei 1461 protestantisch. Diese Unterscheidung ist bei den Mischehen in Sachsen um so wichtiger, als nach den dort geltenden gesetzlichen Vorschriften die aus gemischten Ehen stammenden Kinder in der Religion des Vaters zu erziehen sind, falls nicht die Ehegatten vor Gericht anderweitige Vereinbarungen über die Konfession ihrer Kinder getroffen haben. Wie sich thatsächlich die Kinder aus gemischten Ehen auf die beiden Konfessionen verteilen, darüber haben keine offiziellen Erhebungen stattgefunden, aber daß das Resultat

für die katholische Kirche äußerst ungünstig sein muß, ist außer allem Zweifel. Nach den Angaben der protestantischen Kirchenbehörden wurden von je 200 Kindern aus gemischten Ehen in Sachsen 182,45 protestantisch getauft.

Die kleineren deutschen Bundesstaaten [1] können wir bei unserer Untersuchung außer acht lassen, da, entsprechend der geringen Zahl katholischer Einwohner, auch die Mischehen nicht sehr zahlreich sind. Selbst in Oldenburg mit 81429 katholischen Einwohnern wurden durchschnittlich noch nicht 200 Mischehen geschlossen. Nur Hamburg scheint uns wegen der beträchtlichen Anzahl von Mischehen, die dort jedes Jahr eingegangen werden, eine besondere Besprechung zu erfordern. Wir sind freilich auch hier auf die Angaben der protestantischen Kirchenbehörden [2] angewiesen, aber da sich dieselben in Hamburg mit der dortigen katholischen Geistlichkeit ins Einvernehmen gesetzt haben, müssen natürlich die aus der Vergleichung der beiderseitigen Aufstellungen ermittelten Ergebnisse eine weit größere Glaubwürdigkeit beanspruchen, als sie einer einseitigen kirchlichen Statistik über interkonfessionelle Verhältnisse zukommt. Volle Garantie für die Richtigkeit können sie aber trotzdem nicht gewähren, wie auch der Herausgeber des Berichtes, Hauptpastor von Broecker, (S. 38) selbst bemerkt. Nach dieser Zusammenstellung wurden im Berichtsjahre (1898) in Hamburg 479 Mischehen zwischen Protestanten und Katholiken geschlossen, von welchen in der lutherischen Kirche 205, in der katholischen 72 getraut wurden, während bei 202 Paaren die kirchliche Trauung überhaupt unterblieb bezw. nicht nachweisbar war. In Prozenten ausgedrückt stellte sich das Verhältnis seit 1890 folgendermaßen:

Tabelle XV.

Von je 100 Mischehen zwischen Protestanten und Katholiken wurden

	1890/95	1896	1897	1898
Lutherisch getraut:	36,46	41,25	43,19	42,79
Katholisch getraut:	15,49	13,18	18,30	14,82
Nicht nachweisbar:	48,04	45,57	38,51	42,39

[1] Über das Reichsland steht uns leider kein zuverlässiges Material in Bezug auf die Mischehen zu Gebote. Nach der protestantisch-kirchlichen Statistik wurden dort im Jahre 1896 655 gemischte Ehen eingegangen, von denen noch nicht die Hälfte protestantisch getraut wurde; auch die Zahl der protestantischen Taufen blieb unter der Hälfte.

[2] Kirchlich-statistische Zusammenstellungen über Stadt- und Landgemeinden der evangelisch-lutherischen Kirche im Hamburgischen Staate. 34. Jahrgang (1898).

Von je 100 Kindern aus Mischehen zwischen Protestanten und Katholiken wurden

	1890/95	1896	1897	1898
Lutherisch getauft:	48,90	54,38	65,35	57,37
Katholisch getauft:	19,86	23,15	29,54	25,96
Nicht nachweisbar:	31,23	22,47	5,10	16,67

Der Herausgeber des Berichtes bemerkt dazu (S. 38): „Wie immer hat keine Kirche Ursache, sich über die Mischehen zu freuen, die römisch-katholische bei uns freilich noch weniger als wir. Sie leidet den größeren Schaden.“ Das ist denn auch das Endresultat unserer ganzen Untersuchung über den Einfluß der Mischehen auf die Verschiebung der Konfessionsverhältnisse: Die katholische Kirche erleidet durch die Mischehen in Deutschland Jahr für Jahr die größten Verluste. Die Höhe derselben läßt sich zur Zeit noch nicht genau beziffern, da bisher nur in Preußen, Baden und Hessen die Gesamtzahl der bestehenden Mischehen und nur in Preußen und Hessen die Anzahl katholischer und protestantischer Kinder aus diesen Ehen festgestellt wurde. Da wir aber wissen, daß jetzt in Bayern jährlich etwa $2^1/_2$ mal so viel gemischte Ehen geschlossen werden wie in Baden, in Sachsen ungefähr doppelt so viel wie in Hessen und in Württemberg etwa halb so viel wie in Baden, so können wir für den größten Teil Deutschlands die Zahl der bestehenden Mischehen mit einem gewissen Grade von Wahrscheinlichkeit berechnen. Es ergiebt sich aus dieser Kombination bereits eine Gesamtzahl von rund 400 000 bestehenden Mischehen. Für die übrigen Bundesstaaten und das Reichsland muß man mindestens 30 000 rechnen, so daß, einschließlich der in den letzten Jahren neu hinzugekommenen, jetzt mindestens 450 000 Mischehen in Deutschland bestehen. Die Anzahl der aus gemischten Ehen hervorgegangenen (noch unerwachsenen) Kinder ist nur in Preußen und Hessen festgestellt[1], zusammen ca. 630 000. Da nun die preußischen und hessischen Mischehen ungefähr $^2/_3$ sämtlicher Mischehen ausmachen, muß man für das übrigbleibende Drittel auch mehr als 200 000 Kinder und demnach für ganz Deutschland 8—900 000 noch unerwachsene Kinder aus gemischten Ehen rechnen. Von den 630 000 Kindern in Preußen und Hessen waren ungefähr 350 000 protestantisch und ungefähr 280 000 katholisch, mithin ein

[1] In Baden ist die Gesamtzahl der Mischehen mit protestantischer und katholischer Kindererziehung, nicht aber die Zahl der daraus hervorgegangenen Kinder festgestellt.

Überschuß von ca. 70 000 Kindern auf protestantischer Seite. In Baden ist das Verhältnis, wie wir gezeigt haben, so ziemlich das gleiche wie in Preußen; in Bayern ist es allem Anschein nach auch nicht viel besser, und wenn sich in Württemberg die Sache vielleicht für die Katholiken etwas günstiger stellt, als in den vorher genannten Staaten, so steht es dagegen in Sachsen, Hamburg und andern Bundesstaaten um vieles schlimmer. Man muß daher für das restierende Drittel den Verlust auf katholischer Seite wenigstens auf 30—40 000 Kinder veranschlagen. So erhalten wir eine Gesamtsumme von mehr als 100 000 Kindern, welche in jüngster Zeit in unserem Vaterlande der katholischen Kirche verloren gegangen sind. Dabei darf man nicht vergessen, daß diese Zahlen sich nur auf die unerwachsenen Kinder beziehen, die im Haushalt ihrer Eltern anwesend waren, bei weitem aber nicht alle aus gemischten Ehen hervorgegangenen Personen umfassen. Es repräsentiert also die von uns aufgestellte Ziffer nur einen Teil des Verlustes und auch diesen nur für einen ziemlich beschränkten Zeitraum. Der ganze Schaden, der durch die Mischehen der katholischen Kirche zugefügt wird, läßt sich überhaupt gar nicht berechnen. Aus jenen 100 000 Kindern wird eine ganze Generation, welche der katholischen Kirche feindlich oder doch fremd gegenübersteht, und selbst von den der Kirche verbliebenen Kindern fällt noch ein beträchtlicher Teil in späteren Jahren ab, ebenso wie man auch in sehr vielen Fällen den katholischen Eheteil, der in die protestantische Erziehung seiner Kinder eingewilligt hat, als für die Kirche verloren ansehen muß. Das sind Verluste, die statistisch nicht meßbar sind. Die angegebenen Zahlen genügen aber, uns eine deutliche Vorstellung von dem Einfluß der Mischehen auf die Konfessionsverschiebungen zu geben. Es kann danach nicht zweifelhaft sein, daß die durch Mischehen veranlaßten Verluste allein schon hinreichen, das große Defizit auf katholischer Seite zu erklären, und daß mithin die Mischehen als die vorzüglichste, ja fast als die alleinige Ursache für den Rückgang des katholischen Elementes in Deutschland zu bezeichnen sind, wenn auch in einzelnen Gebieten, wie Elsaß-Lothringen, Baden und Oldenburg die Wanderungen mit dazu beigetragen haben.

Damit ist der statistische Teil unserer Arbeit beendet. Praktische Schlußfolgerungen aus den statistischen Ergebnissen zu ziehen, ist nicht die Aufgabe des Statistikers; einige Bemerkungen aber, die sich gewissermaßen von selbst aufdrängen, möchten wir doch hinzufügen und der Erwägung der geneigten Leser empfehlen. Die Mischehen sind offenbar für die katho-

lische Kirche Deutschlands zu einer Gefahr geworden, welche die gesicherte Fortexistenz derselben inmitten der stets wachsenden protestantischen Mehrheit ernstlich in Frage stellt. Die eigentliche Heimat der Mischehen sind die großen Städte und Industriezentren, und unter diesen sind es vor allem die Diasporagemeinden des Ostens und Nordens, wo die empfindlichsten Verluste zu beklagen sind. Dort hat also auch die Fürsorge zuerst einzusetzen, wenn man weitere Verluste verhüten will. Aber ist denn überhaupt Aussicht, daß es besser wird bei der unaufhaltsam wachsenden Zahl von Mischehen, bei dem traurigen Priestermangel gerade in diesen Gegenden, wo eine Pastoration der einzelnen Gemeindeangehörigen fast zur Unmöglichkeit geworden ist? Wir glauben, daß der Kampf gegen die verderblichen Folgen der Mischehen keineswegs aussichtslos ist. Wir denken dabei nicht an eine Änderung der kirchlichen Bestimmungen über die gemischten Ehen oder an eine durchgreifende Änderung in der Handhabung derselben. Darüber kann uns kein Urteil zustehen. Aber wir glauben, daß der Seelsorgsgeistlichkeit ein Mittel zu Gebote steht, welches das Übel zwar nicht beseitigen kann, aber die Verluste doch bedeutend verringern würde. Es besteht darin, katholische Laien, denen das Seelenheil ihrer Mitmenschen und die Interessen ihrer Kirche am Herzen liegen, zur Mithilfe an dieser schwierigen und heikeln Aufgabe heranzuziehen. Wir können in dieser Beziehung von den Protestanten manches lernen. Wie kommt es, daß der Prozentsatz der protestantischen Trauungen und Taufen gerade in den großen Städten in letzter Zeit bedeutend gestiegen ist? Mitglieder der „Inneren Mission" oder andere eifrige Gemeindemitglieder begeben sich auf das Standesamt, sehen dort die Listen ein, erkundigen sich nach der Wohnung der dort angemeldeten Brautleute und suchen diese dann durch Ermahnungen, Versprechungen oder direkte Unterstützung zur Eheschließung vor dem protestantischen Prediger zu bewegen. Ist dann ein Kind angemeldet, so stellen sie sich wieder ein, versprechen, daß sie alles für die Taufe besorgen wollen, daß es nichts kosten soll, sorgen für Paten, Patengeschenke 2c. Natürlich können die Katholiken nicht alle Wege gehen, auf denen die Protestanten zu ihrem Ziele gelangen, aber das Prinzip, die Unterstützung der Seelsorger durch das Laienelement, können wir sehr wohl acceptieren. Wir besitzen zudem in den Vincenz- und Elisabethenvereinen eine ausgezeichnete Organisation, die sich ohne allzu große Schwierigkeiten für diese Zwecke dienstbar machen ließe. Wenn die Mitglieder dieser oder ähnlicher katholischer Vereine mit der notwendigen Diskretion und ohne

Aufdringlichkeit katholische Brautleute an ihre religiösen Pflichten in Bezug auf katholische Eheschließung und Kindererziehung erinnern, so läßt sich von keiner Seite etwas dagegen einwenden, und es würde das durchaus dem Geiste werkthätiger Menschenliebe entsprechen, von dem diese Vereine erfüllt sein sollen. Jedenfalls sind die Interessen, die für uns in der Mischehenfrage auf dem Spiele stehen, zu groß, als daß man ein Mittel, das alle Garantien für einen günstigen Erfolg zu bieten scheint, unversucht lassen dürfte.

H. A. Krose S. J.

Das Blatt der Victoria regia nach Form und Funktion.

Der Franzose d'Orbigny geriet in Erstaunen, als er 1827 „in der Ausdehnung einer Viertelstunde die Wasserfläche mit kreisrunden, $1^1/_2$—2 m breiten, ringsum senkrecht 5—6 cm hoch aufgestülpten Blättern bedeckt" sah. Rob. Schomburgk schrieb zehn Jahre später: „Ein riesiges Blatt von 5—6 Fuß Durchmesser in der Form eines Präsentiertellers mit einem oberhalb hellgrünen und unterhalb hellkarmesinroten Rande ruhte auf dem Wasser." Diese Worte geben den ersten Eindruck wieder, welchen das Blatt der Victoria regia auf die zwei uns schon bekannten [1] Forscher machte, als sie die Königin der Binnengewässer des tropischen Südamerikas zum erstenmal erschauten. Der Tübinger Universitätsgärtner wagte sogar, nachdem er bei einer der ersten europäischen Victoriakulturen unerwartet günstigen Erfolg erzielt hatte, den Ausspruch: „Das Blatt der Victoria regia ist unstreitig die höchste Zierde der Pflanze."

Sollte auch dieser Satz kaum von allen Victoriafreunden unterschrieben und eher der Blüte der Preis der Schönheit zuerkannt werden, so bleibt es doch als Thatsache bestehen, daß das Victoriablatt in morphologischer wie physiologischer Beziehung, also nach Form und Funktion, unter den zahlreichen an Gestalt wie an Bestimmung so wechselvollen Blattgebilden der Pflanzenwelt besondere Beachtung beanspruchen darf.

---

[1] Vgl. den Artikel: Zur hundertjährigen Geschichte der Victoria regia, in dieser Zeitschrift Bd. LIX, S. 319 ff.

Weshalb aber nach Form und Funktion? Auffällig erscheint doch zunächst nur das Morphologische, weshalb also das Physiologische mit heranziehen? Und ist die Leistung der Blätter bei allen grünen Pflanzen nicht die nämliche? — Wir antworten, der moderne Botaniker liebt es, Bau und Thätigkeit, Organ und Leistung im Zusammenhang zu studieren — und er thut recht daran. Wenn es richtig ist und immer wieder dem Forscher mit aller Klarheit vor Augen tritt, daß das Organ für eine bestimmte, unter genau gegebenen Verhältnissen zu vollziehende Funktion gebaut ist, und zwar überraschend zweckmäßig gebaut ist, so wird ein vom Gewöhnlichen abweichender Bau gleichsam Anzeige machen, daß auch die Lebensthätigkeit des betreffenden Organs modifiziert ist, zum wenigsten unter teilweise veränderten Verhältnissen stattfindet im Vergleich zu denen, welche wir die „gewöhnlichen" zu nennen pflegen.

Blatt und Blüte fallen vor allem auf an der Victoria regia. Die Blüte einer Pflanze bezweckt in erster Linie die Entstehung von Samen, d. h. von neuen, jungen Individuen der gleichen Art, und es dürfen mithin alle Teile zusammen, welche die Blüte bilden, als die reproductiven Organe der Pflanze bezeichnet werden. Die Victoriablüte soll uns später einmal beschäftigen. Andere Teile der Pflanze sorgen hingegen durch ihre Lebensthätigkeit in erster Linie für das Gedeihen und Auswachsen des Pflanzenindividuums, welchem sie angehören, sie sind vegetative Organe. Der Titel dieses Aufsatzes nun: „Das Blatt der Victoria regia nach Form und Funktion", fällt dem Sinne nach ungefähr zusammen mit der Fassung: „Die vegetativen Organe der Victoria regia", und es sollen also im folgenden diese vegetativen Organe der amerikanischen Teichrose, namentlich soweit sie in morphologischer und physiologischer Beziehung sich von den gleichen Organen der meisten andern Pflanzen unterscheiden, geschildert werden. Vielleicht wird man entgegnen, das grüne Blatt gehöre zwar zu den vegetativen Organen, aber es sei doch nur eines von ihnen, Wurzel und Stengel seien die übrigen. Ganz richtig, aber die Lebensverhältnisse der Victoria regia und anderer Schwimmpflanzen sind im Gegensatz zu den Landpflanzen so eigentümliche, daß hier Wurzel und Stengel, wie sie beide für das Auge verschwinden, auch in ihren vegetativen Leistungen stark zurücktreten, daß also mit Recht das Victoriablatt vor allem das vegetative Organ der Pflanze genannt werden darf.

Doch sei zuerst mit einigen Worten auf Stengel und Wurzel hingewiesen. — Der Botaniker bezeichnet den unterirdischen bezw. bei Victoria

regia halb im Schlamm halb im Wasser steckenden Stengel, falls er nicht die allgemein bekannten Formen der Zwiebel oder Knolle aufweist, als Rhizom oder Wurzelstock. Bridges machte zuerst über den Wurzelstock der Victoria regia nähere Mitteilungen; er fand zwei Rhizome, welche er aus einer Lagune herausgenommen hatte, über $^1/_2$ m lang, ungeteilt, sehr gestaucht und der Gestalt nach fast knollenartig. Die Konsistenz ist fleischig. Während das Rhizom an der Spitze weiter wächst, stirbt es von unten aus allmählich ab und wird schon dadurch in seiner Längenausdehnung sehr begrenzt. In der Heimat der Pflanze ist der Wurzelstock perennierend oder ausdauernd — und auch in Europa hat man die Pflanze mehrere Jahre lebend erhalten und zur Entwicklung gebracht, obgleich man es hier vorzieht, alljährlich neue Keimpflanzen zu ziehen.

Aus diesem Wurzelstock entspringen nun, dicht aneinander gedrängt, alle andern Teile der Pflanze: die Wurzeln, die Blatt- und die Blütenstiele. Die Wurzeln sprossen hier nicht etwa am unteren Ende des Rhizoms hervor, sie stehen auch nicht allseitig gleichmäßig um den Wurzelstock herum, es kommt vielmehr gleichzeitig mit jedem Blatt immer auch eine ganze Schar neuer Wurzeln hervor, und zwar erscheinen alle an der Basis des betreffenden Blattes. So sehen wir denn diese Organe nach Ort und Zeit ihrer Entstehung an das eigentliche vegetative Organ der Pflanze, das Blatt, geknüpft; ja, je mächtiger und kräftiger das entstehende Blatt wird, um so größer ist die Zahl der am Blattgrund entstehenden Wurzeln und um so kräftiger wird die einzelne Wurzel. Die Wurzeln erscheinen in mehreren Reihen nebeneinander, sind von weißlicher bis grauer Farbe und erreichen Strohhalm- bis Fingerdicke. Wie die knollige Masse des ausdauernden Rhizoms vor allem eine Art Vorratskammer darstellt, welche zur Zeit der Vegetationsruhe die Baustoffe für die später zu bildenden Organe aufgespeichert enthält, so sind die Wurzeln der Victoria regia in erster Linie, wenn nicht einzig, Haftorgane, welche in den Boden hineinwachsen und die Pflanze an ihrem Standorte festhalten.

Nicht zum Boden, sondern durch die Wasserflut hindurch zum Luftreich hinauf streben die Blätter. Aber in dem Gewässer könnten allerlei schlimme Tiere sein, denen ein saftiges, grünes Victoriablatt ein wahrer Leckerbissen wäre, namentlich die zarte Knospe, die gerade ihren Weg durch das Wasser sucht — und so wäre das Organ der Pflanze, noch ehe es für dieselbe gearbeitet, zerstört, die Kosten für die Anlage und die Arbeit beim Bau des Organs wären umsonst. Doch die Pflanze hat sich in

Verteidigungszustand gesetzt. Alle Teile, welche vom Wasser berührt werden, außer Wurzeln und Wurzelstock, also vor allem Blatt- und Blütenstiele und die Unterseite der Blätter, sind in eine Waffenrüstung eingehüllt wie der Igelrücken in sein Stachelkleid. Wie sehr unterscheiden doch diese überaus zahlreichen, rötlichen und roten Stacheln die genannten Teile der Victoria regia von unserer weißen Teichrose! Letztere hat an Blattstiel und Blatt nicht einmal ein Härchen, geschweige denn einen Stachel; sie ist ein Bild des Friedens, während ihre amerikanische Schwester aussieht wie ein Indianer auf dem Kriegspfade. Die Freunde der Descendenz mögen darüber streiten, ob bei der Europäerin oder bei der Amerikanerin jetzt der ursprünglichere Zustand vorhanden ist, ob diese „gerüstet", ohne von ihrer europäischen Schwester nachgeahmt zu werden, oder ob jene „abgerüstet", ohne bis jetzt die amerikanische Schwester von dem Segen der Abrüstung überzeugen zu können. Aber auch bei Victoria regia ist alles, was über dem Wasser sich entfaltet und in die Luft ragt, ohne Wehr und Waffe. Wir dürfen also wohl den Schluß ziehen: die Pflanze hat aus dem Reiche der Lüfte besondere Feinde nicht zu fürchten, vor Feinden vom festen Lande her ist sie sicher durch ihren Aufenthalt im Wasser; gegen Feinde aber, die in gleicher Weise wie sie selbst im Wasser leben, ist sie gewappnet mit tausend Spitzen und Spießen, die alle an Größe den stärksten Rosendornen — Rosenstacheln sagt der Botaniker — nichts nachgeben. An vielerlei Pflanzen erkennen wir ja Einrichtungen der verschiedensten Art, die als Waffen bezeichnet werden müssen; Größe und Art dieser Waffen der Pflanzen, ihre Stellung, Richtung und Verteilung richtet sich nach der Art des Angriffes, nach der Form und Größe des Feindes, nach der Gestalt seiner Angriffswerkzeuge.

Die „Stacheln" des Botanikers gehören zu den sogen. Trichomen oder Haargebilden der Pflanze, d. h. Anhängseln, welche aus dem Hautgewebe entspringen und sich also mit dem Hautgewebe von der Pflanze loslösen lassen, wie z. B. der „Dorn" eines Rosenzweiges mit der Haut desselben. Nach dieser Erklärung erscheint es eigentümlich, daß man bestimmte haarähnliche Gebilde, welche bei allen Nymphäaceen vorkommen und welche wir also bei Victoria regia wie bei unserer weißen Teichrose finden können, als „innere Haare" bezeichnet. Solche „innere Haare" kommen auch noch bei einigen Arten anderer Familien, die ebenfalls Wasserpflanzen sind, vor und unterscheiden sich eben dadurch von eigentlichen Haaren, daß sie nicht aus dem Hautgewebe entspringen, sondern aus dem

inneren Gewebe, das von Luftkanälen durchzogen wird. Hier erheben sie sich auf einem kurzen Stiel in den Luftraum hinein und strecken dann in demselben nach allen Richtungen ihre Äste aus. Wegen dieser Verästelung heißen sie auch innere Sternhaare. Der Leser kann sich leicht vom Vorhandensein dieser Gebilde überzeugen, wenn er ein Stück Blattstiel unserer Teichrose abschneidet und durch die weiten Luftkanäle desselben hindurch gegen das Licht blickt. Mit bloßem Auge nimmt er die zahlreichen inneren Sternhaare wahr. — Es ist aber auch sehr lehrreich, das eine oder andere derselben abzutrennen und unter dem Mikroskop zu betrachten. Es zeigt sich dann, daß das ganze mehrästige Gebilde aus einer einzigen Zelle entspringt und nur eine stark verästelte Zelle darstellt. Wir sehen zudem, wie die unregelmäßig nach verschiedenen Richtungen auseinanderspreizenden Äste in scharfe Spitzen auslaufen und wie die ziemlich dicken Zellwände dieser Äste ganz dicht mit Höckern besetzt sind. Letztere müssen wir bei stärkerer Vergrößerung noch näher prüfen. Da entpuppt sich jeder Höcker als ein kleiner, regelmäßiger Krystall, der in die Zellwand eingelagert ist und, wie ein mikrochemischer Nachweis leicht darthut, aus oxalsaurem Kalk besteht. — Diese inneren Haare dürften mechanisch wirksam sein und die Luftkanäle, in welche sie von allen Seiten hineinragen, gleichsam aussteifen. Blatt- und Blütenstiele sind einem radialen Druck ausgesetzt, der größer oder kleiner werden kann, je nachdem der Wasserspiegel steigt oder fällt. Übrigens sind diese Organe auch durch die Art und die Anordnung bestimmter innerer Gewebe sowie durch die eigentümliche Beschaffenheit und Verteilung der Gefäßbündel „mechanisch" gebaut.

Die beschriebenen Sternhaare liegen in den großen Luftkanälen, welche das Innere der Pflanze, vor allem des ganzen Blattes, durchziehen. Diese Lufträume in dem Victoriablatte sind für das Leben der Pflanze von großer Bedeutung. — Freilich sind alle Pflanzen so eingerichtet, daß zwischen den Geweben die Funktion der Durchlüftung in ausgiebiger Weise vor sich geht, aber bei den Landpflanzen sind die Luftwege durchweg so klein und fein, daß sie erst unter dem Mikroskop gut sichtbar werden. Hingegen ist das Durchlüftungssystem bei den Wasserpflanzen überaus stark entwickelt und für das bloße Auge deutlich sichtbar; die Wasserpflanzen haben einen bedeutenden Vorrat von Atmosphäre bei sich. Die Nymphäaceen stehen hier wieder mit in erster Linie, und wie die Victoria regia alle Verhältnisse der Familie gleichsam potenziert an sich trägt, so auch die Luftkanäle. Während die Lufträume im Blattstiel alle

in der Längsrichtung verlaufen, bilden sie in der Blattspreite ein reich verzweigtes, verwickeltes und durch zahlreiche Anastomosen zusammenhängendes Netz. Näheres über die Lage der großen Luftkanäle des Blattes und über die Verbindung dieser Lufträume mit der äußeren Atmosphäre erfahren wir gleich, wenn wir eine einzelne Blattfläche für sich betrachten. Hier sei nur noch darauf hingewiesen, daß das Victoriablatt eben durch diese mit verschiedenen gasförmigen Körpern gefüllten Hohlräume recht eigentlich zum Schwimmblatt wird, indem sein spezifisches Gewicht so bedeutend herabgesetzt wird, daß es selbst bei starker Belastung nicht untersinkt. — Es muß auffallen, daß die Wasserpflanzen als solche — ganz unabhängig von ihrer systematischen Stellung — solche Luftbehälter an und in sich tragen, daß also der Bau der Pflanze in diesem wie in manch anderem Punkte sich nicht nach der systematischen Zugehörigkeit der Pflanze, sondern nach den äußeren Lebensbedingungen richtet; ganz dasselbe findet sich bei vielen Wassertieren, es sei nur an die Schwimmblase der Fische, an die Schwimmglocken der Röhrenquallen erinnert. Umgekehrt finden wir, daß viele an wasserarmen Standorten wachsende Pflanzen ein sogen. Wassergewebe besitzen, in welchem das Wasser zur Zeit des Überflusses (in der Zeit der Niederschläge) gesammelt wird, um später langsam verausgabt zu werden.

Doch betrachten wir jetzt ein einzelnes Blatt etwas näher, in seinen verschiedenen Daseinsstufen und in den für das Auge sichtbaren Veränderungen, denen es unterliegt. Jedes Blatt entspringt als kleiner Höcker ganz oben am Scheitel des Wurzelstockes, aber völlig im Verborgenen wächst dieses Höckerchen zur Knospe aus. Jede ältere Blattanlage verhüllt die nächstjüngere vollständig — und die älteste liegt auch nicht offen da, sondern ist eingehüllt in eine tutenförmige Scheide. Eine rötliche, dünne, fast glasartig durchsichtige Haut umgiebt stets den Vegetationspunkt mit allen Organanlagen; morphologisch wird sie den Bildungen beigezählt, welche der Botaniker Nebenblätter nennt. Schließlich sprengt das junge Blatt vorwitzig und freiheitslustig diese schützende Hülle, welche, unter Wasser bleibend, bald abstirbt, während die befreite Blattknospe zum Wasserspiegel emporstrebt.

Aus einer solchen kohlkopfähnlichen Blattknospe entwickelt sich die kreisrunde, schwimmende Blattfläche sehr schnell. Nicht eine Woche ist vergangen, und der aus seinem Kerker entlassene zerknitterte Knäuel hat sich zu dem riesigen, schön ebenen, von oben lederartig aussehenden Blatt aus-

einandergelegt. Es ist das aber nicht bloß ein Entfalten der Knospe, vielmehr ist ein überaus schnelles Flächenwachstum damit verbunden. Caspary, bekannt als Nymphäaceenforscher, stellte für die Dauer von 24 Stunden ein Wachstum von 30,83 cm in der Längsrichtung und ein solches von 36,7 cm in der Querrichtung fest; die letztere Zahl ergiebt für die Stunde eine Zunahme von $1^1/_2$ cm, für die Minute $^1/_4$ mm. Da begreift es sich, daß die Zeitungen, wenn sie zum Besuche der Victoriahäuser einladen, auch von den „fast zusehends wachsenden" Blättern berichten.

Hochstetter hat in seinem Victoriawerke das Heraufsteigen der Blattknospe zur Oberfläche des Wassers und ihre Entfaltung in folgender Weise beschrieben: „Wie eine prächtige, hohle Muschel, 2—3 Fuß dick, voll Stacheln wie ein Igel, kommt sie der Wasseroberfläche entgegen und nach kaum einem Tage liegt die Muschel geöffnet da, aber noch ganz faltig und gesteppt, was äußerst reizend aussieht. Immer mehr dehnen sich jetzt die zahllosen Falten auseinander, und bald liegt das Blatt glatt und flach, und zwar immer um ein namhaftes größer als das vorausgegangene, auf dem Wasser" (S. 47). Die Blattknospe, welche über Wasser erschienen ist, liegt da „wie eine mit unzähligen Stacheln bewaffnete große Muschel oder wie ein geballter Igel. Nach und nach erweitert sie sich, die zusammengeballten, nach innen gekrümmten Ränder biegen sich mehr nach außen, die dicht aneinander liegenden Rippen dehnen sich aus und lassen die in starke Falten gelegte, gelbgrüne Oberfläche durchblicken, und nun schwimmt es wie ein aus rotem Draht geflochtenes und mit grünem Seidenzeug ausgefüttertes Blumenkörbchen mit einem Rande von 3 Zoll Höhe auf der glatten Wasserfläche. Immer noch weiter und weiter dehnt es sich auseinander, anfangs kupferig gefärbt, schillernd mit Ausnahme der grünen Ränder, bis es flacher und immer flacher und zugleich hellgrüner geworden ist, die Falten alle nach und nach verschwunden sind, und nun eine beinahe glatte Fläche, wie eine große Theetischplatte, mit einem sanften Rande ringsum aufgestülpt, daliegt" (S. 55).

Diese schöne, große Blattfläche, welche Freiherr von Schütz-Holzhausen in der Heimat der Pflanze bis 7 kg schwer fand, wird in der Mitte der Unterseite getragen von einem kräftigen Stiel, der 5 m Länge erreichen kann — eine Größe für einen Blattstiel, welche, wenn nicht einzig im Pflanzenreich, jedenfalls eine überaus große Seltenheit ist. Die Länge des Blattstieles wechselt natürlich in etwa, auch wird es seine beträchtliche Dehnbarkeit sowie anderseits die große Tragfähigkeit der Blattfläche mit

sich bringen, daß der Wasserspiegel ziemlich steigen kann, ohne daß die Blattfläche aus ihrer Schwimmlage herausgezogen wird.

Die Blattfläche ist ein typisches Beispiel für das, was der Botaniker ein dorsiventrales Blatt nennt; Ober- und Unterseite sind nämlich in ihrem ganzen Aussehen, in Bau und Farbe, ganz voneinander verschieden. Besichtigen wir zunächst die Unterseite, welche uns ja auch als Blattknospe zuerst entgegentritt, dann aber durch ihre Lage auf dem Wasser für das Auge verschwindet. Unwillkürlich bewundern wir diese kräftigen Blattrippen, wie denn schon d'Orbigny über ihre große Zahl und Verzweigungsart, Rob. Schomburgk über die bedeutende Höhe, um welche sie die eigentliche Blattfläche überragen, staunten. Diese beiden Punkte, die Art des Verlaufs und der Verzweigung sowie die bedeutende Dicke, sind denn auch seit d'Orbignys und Schomburgks Zeiten noch oft bewundert worden. Leunis giebt für die Dicke der vorspringenden Rippen $2^1/_2$ cm an; andere Angaben berichten, daß sie um 1 bis 4 Zoll über die Blattfläche vorspringen. — Angeordnet sind die Rippen in folgender Weise. Vom Zentrum des Blattes strahlen acht Hauptrippen aus, und von diesen acht entspringen wiederholt kleinere, die ebenfalls sämtlich in radialer Richtung verlaufen. Dieses System radialer Rippen wird unter rechten Winkeln von einem zweiten Rippensystem, also von einem tangentialen, gekreuzt. Die beiden Liniengruppen liefern demnach eine Zeichnung, welche, um Grobes mit Feinem nach dem Vorgange anderer zu vergleichen, an das Netz einer Radspinne erinnert. Durch die Kreuzung der Rippen und ihr starkes Vorspringen wird die Blattunterseite in eine große Zahl umfriedeter Flächenstückchen geteilt, weshalb Pöppig sie „zellenartig" nennt.

Nach der physiologischen Seite verdienen die geschilderten Blattrippen nicht bloß Beachtung, weil sie die Leitbündel enthalten und demnach die großen Fahrstraßen sind für den Transport der Stoffe in der Pflanze, durch ihre Anordnung nach Art eines festgefügten Lattenwerkes breiten sie die große Blattfläche gehörig aus, erhalten sie in Spannung und geben dem ganzen Blatt Haltbarkeit und Dauer. Übrigens läßt sich schon denken, daß diese dicken Stränge nicht ganz aus Gewebemasse bestehen, sonst würde das Gewicht des Blattes (etwa 7 kg) gewiß größer sein. Die Blattrippen enthalten nämlich die größten der oben schon erwähnten Lufträume und begünstigen dadurch die Schwimmlage wie die große Tragfähigkeit des Victoriablattes.

Dieser Tragfähigkeit soll wenigstens mit einigen Worten gedacht werden. Sie zu prüfen, war eine Lieblingsbeschäftigung mancher Victoriafreunde. Garteninspektor Bouché (Berlin) veröffentlichte z. B. diesbezügliche Versuche aus dem Jahre 1869. Ein Blatt von 5 Fuß 2 Zoll Durchmesser begann zu sinken, als es 101 Pfund 4 Lot Belastung trug; dieses Blatt war gegen den Rand hin stärker belastet worden als in der Mitte. Ein anderes Blatt von 5 Fuß Durchmesser, dessen Mitte stärker belastet wurde, trug 125 Pfund 25 Lot. Vor einigen Jahren bestimmte man in Wien die Tragfähigkeit eines Blattes zu 42 kg. Für ein kräftiges Blatt darf man eine Tragfähigkeit von rund 50 kg annehmen, so daß das Blatt etwa siebenmal sein eigenes Gewicht als Belastung aufnehmen kann. Schon d'Orbigny sagte, das Victoriablatt sei durch mit Luft gefüllte Rippen im stande, einen Menschen zu tragen, und ein Schulkind könnte ja wirklich ohne Angst diesen lebendigen Nachen betreten. In der Heimat der Pflanze scheinen die Wasservögel diese Tragfähigkeit gut zu kennen und das Blatt als eine willkommene Insel zu betrachten. Bridges beobachtete „einen schönen Wasservogel, der mit der größten Gemächlichkeit von einem Blatt auf das andere spazierte", und auch später wurde öfters berichtet, daß sich Enten und andere Wasservögel des tropischen Amerika auf den Blättern niederlassen und dieselben als elastische Sophas benutzen.

Dieses Vergnügen können sich übrigens nur solche Tiere gestatten, die fliegen oder wenigstens einen kleinen Luftsprung machen können, denn die obere Blattfläche ist von einem senkrecht aufgestülpten Blattrande wie von einer chinesischen Mauer bis zu einer Höhe von 1 und selbst $1^1/_2$ dm umschlossen. Freilich bildet sich dieser Rand in solch typischer Weise erst bei den späteren Blättern, nicht schon bei den ersten Jugendblättern. Außen ist er rot gefärbt, innen hellgrün. Eine derartige Einfassung bewirkt jedenfalls, daß die gewöhnlichen kleineren Wellenbewegungen das Wasser nicht über den Rand auf die Blattoberseite schleudern; es ist aber für die Transpiration der Pflanze von Vorteil, daß die Blattoberseite für gewöhnlich frei ist von Wasser. Übrigens ist noch in anderer Weise dafür gesorgt, daß die Oberseite wenigstens nicht ihrer ganzen Ausdehnung nach mit Wasser bedeckt wird, was ja bei Niederschlägen häufig genug geschehen könnte. Der bekannte Botaniker Kerner machte darauf aufmerksam, daß die Blattfläche oben nicht völlig eben ist, sondern in der Mitte, gegenüber der Anheftungsstelle des Blattstieles, eine wulstartige Erhöhung zeigt, die gegen den Rand hin allmählich abnimmt. Die Erhöhung bewirkt, daß

das Wasser, welches sich während eines Regens oder sonst auf dem Blatte angesammelt hat, gegen den Rand hin abfließt, wo es verbleibt, bis es unter der Glut der Tropensonne als Wasserdampf in die Atmosphäre zurückgeeilt ist.

Die Blattoberseite bietet einen großen Gegensatz zur betrachteten Unterseite — und dieser Kontrast wirkt. Die Rippen sind kaum sichtbar oder scheinen nur als nicht vorspringende Linien von der Unterseite her durch. Während die Unterseite tiefviolett bis rot gefärbt ist, hat die ganze Oberseite eine schön hellgrüne Farbe und kennzeichnet sich dadurch vor allem als Sitz des Assimilationsgewebes, d. h. als Heimstätte derjenigen Zellen, welche die Kohlensäure der Luft aufnehmen, spalten und den erhaltenen Kohlenstoff als organischen Baustein verwerten. Manche Sumpfpflanzen zeigen an ihren Blattseiten einen ganz ähnlichen Farbenkontrast wie das Victoriablatt. Kerner ist geneigt, in der bleibend rötlich bis rot gefärbten Unterseite des Victoriablattes eine Einrichtung zu sehen, durch welche Lichtstrahlen absorbiert und in Wärme umgewandelt werden; die vermehrte Wärme würde wieder fördernd auf die Transpiration einwirken. Auf der Oberseite des Blattes sieht man, solange es jung und noch nicht völlig ausgebreitet ist, rote, unregelmäßige Flecken, die nach der Entfaltung des Blattes verschwunden sind — eine Erscheinung, welche bei vielen vegetativen Pflanzenorganen während ihrer Entwicklung aus dem Jugendzustand zum ausgewachsenen auftritt.

Indem wir das Blatt von oben betrachten, finden wir auch einiges, was die Kreisform des Blattes nicht mit mathematischer Strenge wahrt. An einer Stelle des Blattrandes ist ein kleiner Ausschnitt vorhanden, an der gerade gegenüberliegenden Randstelle eine geringe Einbuchtung; diese Stellen entsprechen der Blattspitze und dem Blattgrunde, welche auch durch eine deutlich sichtbare Naht verbunden sind. Streng genommen ist also auch das Victoriablatt wie die meisten Blätter nur monosymmetrisch.

Das Aussehen der Blattoberseite, welche für das bloße Auge wenig differenziert erscheint, könnte zu der Ansicht verleiten, daß wirklich ein ganz gleichmäßiges Hautgewebe diese Blattfläche überziehe und nach außen abschließe. Diese Ansicht wäre voreilig. Wir haben ja die Lufträume in dem Blatte bereits kennen gelernt und müssen uns jetzt einmal fragen, ob denn die darin eingeschlossenen Luftmengen nicht mit der äußeren Atmosphäre in Verbindung stehen, sei es immer, sei es, daß wenigstens zeitweilig die Schleusen für einen Luftstrom geöffnet werden. Sind Ver-

bindungswege da — und das ist von vornherein im höchsten Grad wahrscheinlich —, so können sie zweckmäßigerweise nur auf der Oberseite des Blattes liegen. Und so verhält es sich in der That bei allen Gewächsen, welche zur Familie der Teichrosen gehören. Vermag auch unser Auge keine einzige Öffnung auf der Oberseite zu entdecken, so können wir uns doch schon durch einen höchst einfachen Versuch davon überzeugen, daß die Blattfläche Poren besitzt, und zwar lediglich die Oberseite des Blattes.

Wir wählen ein kleineres, frisches und unverletztes Blatt unserer weißen Teichrose aus und bringen die Blattfläche in eine Schüssel mit Wasser, so daß sie untertaucht, während der querdurchschnittene Blattstiel außer Wasser ist. Jetzt blase man kräftig in den Blattstiel und schaue dabei auf die unter Wasser befindliche Blattoberseite. An verschiedenen Stellen derselben steigen Luftblasen auf, welche bald ihren Weg durch das Wasser in die äußere Luft nehmen. Drehen wir hingegen das Blatt um, so daß wir beim Blasen auf die Blattunterseite schauen, dann warten wir umsonst auf Luftblasen. War das Blatt verletzt oder bringen wir mit dem Messer einen feinen Schnitt an oder reißen wir gar am Rand ein Stück ab, so genügt ein ganz schwaches Blasen zur Erzeugung eines kontinuierlichen Luftstromes vom Munde durch das Blatt in das Wasser, wo die Blasen unermüdlich aufsteigen.

Ein anderer Versuch zeigt, wie auch die Luft den umgekehrten Weg gehen kann, d. h. wie sie aus der Atmosphäre auf der Blattoberseite in die Pflanze eindringt, von der Pflanze ins Wasser und von da wieder in die Atmosphäre zurückkehrt. Wir nehmen eine kleine Flasche und füllen sie etwa zur Hälfte mit Wasser; ein doppelt durchbohrter Kautschukpfropfen dient als Verschluß; durch die eine Öffnung geht eine rechtwinklig gebogene Glasröhre in den Luftraum über dem Wasser, durch die andere der Stiel eines Nymphäablattes, das unverletzt ist, und zwar geht dieser Stiel unter den Wasserspiegel. Verdünnt man nun in dem Luftraum der Flasche die Luft durch schwaches Saugen an dem äußeren Stück der Glasröhre, so nimmt ein beständiger Luftstrom seinen Weg von dem Querschnitt des Blattstieles durch das Wasser in den Luftraum über demselben.

Also Luft und überhaupt gasartige Körper können aus dem Blatt in die Atmosphäre dringen und umgekehrt, und da sich Oberseite und Unterseite verschieden verhalten, zudem die Luft in gewaltigen Mengen fortwährend in die Blattfläche eintreten kann, wie die Versuche zeigten, so

wird es sich nicht um das Passieren einer öffnungslosen Membran handeln, sondern um Poren, welche einen raschen Gasaustausch zwischen dem Innern der Pflanze und der Atmosphäre gestatten. In der That werden diese Poren schon bei mäßiger mikroskopischer Vergrößerung sichtbar. Und welche Anzahl von Öffnungen! Bringen wir auch nur ein winziges Stückchen Oberhaut, etwa 1 mm^2, unter das Mikroskop, so finden wir schon so viel Poren darauf, daß wir sie ohne weiteres nicht zählen können. Der Botaniker nennt diese feinen Poren Spaltöffnungen, und weiß zu berichten, daß auf 1 mm^2 Blattoberseite der weißen Teichrose ungefähr 460 solcher Spaltöffnungen zu liegen kommen. Die Oberseite der Blätter von Schwimmpflanzen ist überhaupt sehr reich an diesen feinen Poren, so die schwimmenden Laichkrautarten (Potamogeton), der Froschbiß (Hydrocharis) u. a. Nehmen wir an, daß das Victoriablatt mit Spaltöffnungen ebenso dicht besetzt sei wie unsere einheimische Nymphaea alba, so ergäbe das für ein Blatt von 2 m Durchmesser (nach der bekannten Flächenformel des Kreises $r^2\pi$) die Zahl $1000^2 \times 3{,}14 \times 460$, d. h. über 1400 Millionen Spaltöffnungen. Gewiß hat jedes Blatt Millionen dieser feinsten Poren, welche Menschenhand auch durch die feinsten Nadelstiche an Feinheit nicht erreichen könnte.

Nach dem Gesagten könnte man die Oberseite des Victoriablattes als ein höchst kunstvolles, feinmaschiges Luftsieb ansehen. Wir kennen dasselbe aber noch lange nicht vollständig. Eine jede dieser Spaltöffnungen ist trotz dieses Namens nicht eine einfache Öffnung, nicht eine Lücke, die bei jedem Wind und Wetter sich gleich verhält, jede ist vielmehr ein kleines Fenster, das geöffnet und geschlossen werden kann, ja sich automatisch öffnet oder schließt genau zu der Zeit, da es für das Gedeihen der Pflanze am besten ist. Wahre Idealfenster für die Wohnungen einer in ferner Zukunft lebenden Menschheit! Die Verschlußvorrichtung wird vor allem von zwei eigentümlich gestalteten, lebenden Zellen gebildet, welche bei offenstehender Spalte gleichsam den Rahmen derselben bilden. Durch kleine Änderungen, welche an der Gestalt und Lage dieser zwei Zellen vorgenommen werden, schließt sich die Spalte entweder zum Teil oder vollständig, und danach hat man die zwei Zellen Schließzellen genannt; selbstverständlich hätte man sie gerade so gut und richtig Öffnungszellen nennen können. Fast alle grünen Blätter der Pflanzen besitzen Spaltöffnungen, und über die zweckmäßige Lage, die zweckmäßige Einrichtung, die zweckmäßige Funktionierung derselben sind eine Unzahl von Abhandlungen geschrieben und Abbildungen

gezeichnet worden, und der Scharfsinn der Botaniker hat auch jetzt noch nicht diese Einrichtung der Natur in ihrer ganzen Feinheit begriffen, wenn es ihm u. a. auch gelingt, durch das Mikroskop blickend, zu sehen, wie Spalten eines Blattstückes unter seiner Einwirkung, also nach seinem Belieben, sich öffnen oder schließen.

Doch bezüglich der Spaltöffnungen können wir hier nur noch auf einen Punkt hinweisen, der für das Victoriablatt von besonderer Bedeutung ist. Sehr viele Landpflanzen haben Spaltöffnungen auf beiden Seiten der Blattfläche, die größere Zahl befindet sich alsdann gewöhnlich auf der Blattunterseite; viele Landpflanzen haben überhaupt sämtliche Spaltöffnungen auf der Unterseite, während ihre Oberseite ohne jede Lücke ist. Ein Blatt des Lindenbaumes vor unserem Fenster oder ein Ficus- oder Begonienblatt der Topfpflanzen, die vielleicht des Lesers Zimmer schmücken, haben Spaltöffnungen nur auf der Unterseite, hier allerdings eine bedeutende Zahl. So zweckmäßig diese Lage der Spaltöffnungen für die Landpflanzen ist — die Zweckmäßigkeit hängt mit der Verteilung und der Aufgabe der verschiedenen Gewebearten im Innern des Blattes zusammen —, so unbrauchbar wäre eine Spaltöffnung auf der Unterseite eines Schwimmblattes. Und thatsächlich liegen bei Victoria regia und den andern Pflanzen mit Schwimmblättern die Spaltöffnungen sämtlich auf der Oberseite, während bei den Landpflanzen die Unterseite entweder allein Spaltöffnungen besitzt oder doch in der Zahl bevorzugt ist.

Wir haben jetzt eines der typischen Blätter von Victoria regia ziemlich eingehend betrachtet. Nicht alle Blätter der Pflanze sind völlig gleich. So sind die ersten Blätter der Keimpflanze noch nicht kreisrund, sondern zunächst kommt ein pfriemenförmiges, dann mehrere speerförmige; diese Blätter erreichen übrigens sämtlich nicht die Oberfläche des Wassers — und so ist auch Victoria regia ein Beispiel dafür, daß untergetauchte Blätter anders gebaut sind als Schwimmblätter. Das erste Blatt, welches sich bis zum Wasserspiegel erhebt, ist in der Regel oval, jedes folgende nähert sich sodann mehr der Kreisform, die nach einigen Zwischenstufen erreicht ist.

Der Zeit nach folgen sich die einzelnen Blätter sehr rasch in ihrer Entfaltung. Hochstetter studierte bei seiner ersten Victoriakultur das Erscheinen der einzelnen Schwimmblätter sehr genau. Seine Pflanze erhielt vom 11. Mai bis 9. August 24 Schwimmblätter; das 1. Blatt hatte 2 bezw. 1½ Zoll Durchmesser, das 5. Blatt war schon völlig kreisförmig,

das 6. Blatt hatte 9 Zoll, das 11. 2 Fuß 1 Zoll, das 16. 3 Fuß 8 Zoll, das 21. 5 Fuß 2 Zoll, das 24. 5 Fuß 9 Zoll Durchmesser. Es kamen also durchschnittlich monatlich acht Blätter oder alle drei bis vier Tage ein Blatt zur Entfaltung.

Die eben angegebenen verschiedenen Durchmessergrößen lassen es begreiflich erscheinen, wenn die in der Litteratur enthaltenen Zahlenangaben über die Blattgröße zum Teil beträchtlich voneinander abweichen. Rob. Schomburgk maß auf dem Berbice den Durchmesser eines großen Blattes zu 6 Fuß 5 Zoll; Pöppig gab für die Blätter der südamerikanischen Pflanze die „Breite eines Klafters" an; in Wien hatte man 1893 Blätter von 183 cm Durchmesser. Die älteren Blätter einer Pflanze erreichen in der Heimat der Pflanze leicht 2 m Durchmesser und darüber. In botanischen Lehrbüchern findet man jetzt gewöhnlich den Durchmesser zu 2 m angegeben. Bedenkt man, daß die Pflanze in ihrer Heimat mehrere Jahre ausdauert und daß ihr dort die natürlichen Wachstumsbedingungen gegeben sind, so kann die Annahme, daß ein Blatt noch beträchtlich größer werden könne, nicht ohne weiteres abgewiesen werden — aber die Erwähnung von Blättern mit 12 Fuß Durchmesser ist doch wohl etwas skeptisch aufzunehmen.

Fast im umgekehrten Verhältnis zum Umfang und Volumen der Blätter steht ihre Dauer. Rasch wachsen sie, aber rasch welken sie auch. „Wie gewonnen, so zerronnen." Die Blattränder erhalten meist die ersten Verletzungen, bald zerreißt die Blattfläche in Fetzen, die frische Farbe der Oberseite verschwindet, neue jugendliche Blätter verdrängen die Reste des faulenden und verwesenden Vorgängers. Bridges beobachtete, daß die Pflanzen in ihrer Heimat 20—30 Blatt- und Blütenstiele in allen Stufen des Wachsens und Vergehens an sich hatten, daß aber eine Pflanze an frischen, vollkommenen Blättern selten mehr als 4—5 Stück besaß. Die bereits mehrfach genannte Pflanze, welche 1893 in Schönbrunn bei Wien kultiviert wurde, steigerte allerdings zur Zeit der üppigsten Vegetation die Zahl ihrer Blätter bis auf 14.

Und damit nehmen wir Abschied vom Blatte der Victoria regia, von ihrem vegetativen Organ und ihrem vegetativen Leben, überzeugt, daß der Baustil des Ganzen wie die Ausführung im Detail in allem auf die unter bestimmten äußeren Verhältnissen zu erzielenden Leistungen hinweisen. Nicht Willkür herrscht in dem Reichtum der Pflanzenformen, nicht die Laune der Natur hat das eine Blatt so, das andere anders gemodelt.

Jedes Blatt ist ein lebendiger Bau, und dieser Bau wird aufgeführt von der ersten nur mikroskopisch sichtbaren Anlage bis zur letzten Zellteilung, man möchte sagen, unter steter Berücksichtigung des Zweckes. Die Millionen Protoplasmamolekeln, welche sich im Laufe dieses Aufbaues bilden und nach ihrer Arbeitsleistung, dem Gesetz des Stoffwechsels gehorchend, wieder abtreten, um andere Millionen als Nachfolger zu haben, die Millionen Zellkerne, welche sich in der kompliziertesten Weise teilen, wieder heranwachsen und wieder teilen, die Millionen Zellwände, welche da nach allen Richtungen des Raumes aufgerichtet und nach hundert Gesetzen der Mechanik gebaut und zusammengefügt sind, — alles trägt einheitlich bei zur Erreichung des einen Zieles, nämlich ein zweckmäßiges Blatt herzustellen für Victoria regia, die Königin der Flora der Binnengewässer.

Jos. Rompel S. J.

Der letzte Veteran der „Katholischen Abteilung“.

(Fortsetzung.)

III. Linhoff beim Oberpräsidium in Münster 1851—1859.

Oberpräsident Minister von Düesberg war in Linhoffs Augen das Ideal des preußischen Beamten. Nach dem eigenen Vater gab es keinen Menschen, für den er bis zu seinem Tode eine so begeisterte Verehrung und tiefe Dankbarkeit bewahrt hätte. Düesberg hinwieder bewies Linhoff ein weitgehendes Vertrauen. Solange Linhoff bei ihm in Münster war, mußte alles, was an das Oberpräsidium überhaupt gelangte, durch dessen Hände gehen, und Düesberg hielt etwas darauf. Auch in der Familie des Oberpräsidenten war Linhoff bald kein Fremder mehr. Die freundlichsten Beziehungen bildeten sich aus und überdauerten Düesbergs Tod.

Die Jahre, welche Linhoff an der Seite dieses hervorragenden katholischen Regierungsmannes wirken durfte, waren für ihn die glücklichsten seines Lebens; sie haben ihm die Stadt Münster zur zweiten Heimat gemacht.

Materiell bedeutete die Übersiedelung nach Münster keine Aufbesserung. Linhoff begann auch hier als Assessor mit 600 Thalern jährlicher Diäten; erst vier Jahre später, nach seiner Ernennung zum Regierungsrat (8. Dezember 1854), stiegen sie auf 700. Die Aufbesserung mußte teuer erkauft werden. Neben den Oberpräsidialgeschäften sollte noch das Kommunal-Departement bei der Regierung von Münster von ihm verwaltet werden. Die vermehrte Arbeit „gelang es nur durch Aufbietung aller Kräfte zu bewältigen". Als im Sommer 1856 Neuorganisationen durchzuführen waren und der Provinziallandtag bevorstand, drohte die Kraft zu versagen, der Arzt drang auf längere Unterbrechung, und Linhoff war genötigt, um Erleichterung seiner Arbeitslasten einzukommen. Langsam war sein Jahresgehalt bis auf 1000 Thaler gestiegen, als ihm am 15. Dezember 1858 endlich eine etatsmäßige Stelle als Rat bei der Regierung von Münster zugesprochen wurde. Jetzt erst war seine Stellung gesichert, und Linhoff selbst versichert einige Jahre später: „Damit gingen alle meine Wünsche in Erfüllung." Als Mitglied der Direktion der Provinzialhilfskasse bezog er seit 1851 nebenbei noch ein kleines Einkommen von 100—150 Thalern; seiner Militärpflicht war er mit Entlassung zum Landsturm am 1. November 1856 enthoben; es ward ihm dabei die Dienstauszeichnung für Landwehr zu teil.

In geselliger Hinsicht hatte Linhoff sich Münsters nur zu loben. Unter der Beamtenschaft wie unter der Geistlichkeit fand er viele gute Bekannte, und in allen Kreisen erwarb er sich bald neue Freunde. Vom Bischof wie vom Oberpräsidenten sah er sich mit Auszeichnung behandelt; an ihrer gastlichen Tafel traf er mit allen bedeutenden Persönlichkeiten zusammen, die damals Münster berührten; er begleitete wohl auch dann und wann Bischof oder Oberpräsident auf kurzen Ausflügen. Unter der Anregung des kunstsinnigen Bischofs Johann Georg war es, daß er während dieser Jahre auch dem Studium der Architektur sich zuwandte.

Von der ersten Zeit an war Linhoff dem „Zivilklub" beigetreten, und ein Besuch „im Montag" gehörte mit zu seinen regelmäßigen Erholungen. Anregenden Verkehr bot aber namentlich der Kreis der katholischen Professoren der Akademie. Zu dem Astronomen Professor Heis und dem Philosophen Dr. W. Esser befand sich Linhoff von Anfang an in näheren Beziehungen. Ein großer Gewinn war die Übersiedelung des Professors Dr. Clemens von Bonn nach Münster. Seit März 1857 vereinigte man sich bei diesem zu litterarischen Zusammenkünften. Dichtungen von Clemens Brentano, Goethes Faust, Don Quichotte, vor allem

aber die Autos von Calderon wurden gemeinsam gelesen und besprochen. Die Liebe für Calderon hat Linhoff auch später bewahrt.

Unter den namhaften Persönlichkeiten, welchen Linhoff während seiner Thätigkeit in Münster nahe kam, stehen obenan Windthorst und Achtermann. Letzteren, der im November 1858 zur Aufstellung seiner Kreuzabnahme nach Münster kam, begrüßte er im eigenen Hause. Windthorst traf er im Dezember 1856 beim Bischof; derselbe war gekommen, um in Sachen der Herstellung des Bistums Osnabrück Rats zu pflegen.

Vor der Begegnung mit Geistlichen hat Linhoff nie in seinem Leben Scheu gehegt; vielmehr schien er mit Vorliebe den Umgang mit Priestern zu suchen. Er hat es nicht bereut. Ein einziges Mal findet sich in einem Briefe eine Andeutung, daß sein Vertrauen in einem Einzelfalle schmerzlich getäuscht worden sei; dafür hat er aber im Verkehr mit vielen andern ausgezeichneten Priestern nicht nur geistlichen Trost und Erhebung, sondern auch frohe Stunden, mannigfaltige Anregung und die treueste Freundschaft und Anhänglichkeit gefunden. Wo immer Linhoff zu wirken hatte, lag ihm daran, mit den Priestern näher bekannt zu werden; selbst bei flüchtiger Durchreise suchte er gerne den Ortspfarrer auf oder machte er Besuch bei andern angesehenen Geistlichen, um sie persönlich kennen zu lernen. Von der Münsterschen hohen Geistlichkeit damaliger Zeit verkehrte er am meisten mit dem Domkapitular, früheren Schulrat Lahm. Näher bekannt waren ihm, abgesehen von den geistlichen Professoren, der Dompropst (frühere Feldpropst) Mencke und Domdechant Krabbe, Domkapitular Brinkmann und der Generalvikar Paulus Melchers. Bei einem Diner des Oberpräsidenten (wohl 23. Mai 1857) war es, daß Bischof Johann Georg vertraulich die Äußerung that, welche Linhoff selbst später, 30. April 1883, niedergeschrieben hat: „Heute, so sprach dieser gute Hirt bei Gelegenheit eines Mahles im Schlosse zu Münster zu mir, habe ich das schwerste Opfer meines Lebens gebracht." Und als Linhoff ihn fragend anblickte, fuhr der Bischof fort: „Der Heilige Vater hat mir die Auswahl eines Bischofs für das neu aufgerichtete Bistum Osnabrück anvertraut. Ich mußte natürlich den besten in Aussicht nehmen, welchen ich zu finden vermochte, und das ist mein vortrefflicher Generalvikar Melchers. Heute habe ich diesen für die Stelle mit schwerem Herzen in Vorschlag gebracht." Am 18. August 1857 konnte Linhoff dem neuernannten Osnabrücker Oberhirten seine Glückwünsche darbringen. Als am 20. April 1858 zu Osnabrück die Weihe stattfand, war auf den besondern Wunsch des neuen Bischofs

vom Festkomitee auch Linhoff geladen; er stand während der erhebenden Feier unmittelbar bei des Bischofs greiser Mutter.

Die Versetzung in eine Stadt mit ganz katholischer Atmosphäre, wie sie in Münster damals thatsächlich noch herrschte, konnte auf Linhoffs inneres Leben nicht ohne Rückwirkung bleiben. Er begnügte sich jetzt nicht mehr mit dem einmaligen Sakramentenempfang im Monat; bald kamen Monate, in welchen er drei- und viermal dem Tisch des Herrn sich näherte. Seine Freunde wußten, daß es bei ihm Lebensregel war, jeden Sonntag der Predigt anzuwohnen. Man sieht an seinen Bücheranschaffungen, wie er darauf ausging, in der Kenntnis der Religion sich zu festigen. Deharbes Lehrbuch der Religion, Balmes' Briefe an einen Zweifler, Rippel, Die Schönheit der katholischen Kirche, Ségur, Kurze Antworten auf die Einwürfe gegen die katholische Religion, Alban Stolz, Das Vaterunser und alles, was sonst aus der Feder dieses originellen Volksschriftstellers hervorging, bildeten während der ersten Jahre in Münster Linhoffs Lektüre. Katholische Tages- und Wochenblätter, katholische Volkskalender, auch Zeitschriften hatten an ihm einen fleißigen Abnehmer. Er hielt „Natur und Offenbarung" und den „Hausschatz für Jung und Alt" [1]. Das Verschenken von guten Büchern wurde jetzt in größerem Maße betrieben als früher. Schon 1850 in Berlin hatte er wohl ein halbes Dutzend „Jubiläumsbüchlein" verteilt. Ähnlich that er jetzt mit Ségurs „Kurzen Antworten", mit Veiths Denkbüchlein vom Leiden Christi, mit Thomas von Kempen und Alban Stolz. Eine bevorzugte Stelle nahm aber hierbei ein Andachtsbuch ein, das er 1851 bald nach dem Eintreffen in Münster zuerst kennen gelernt zu haben scheint. Von einem ungenannten Priester der Gesellschaft Jesu war es 1850 zu Münster in 2. Auflage herausgegeben und hieß: „Der wahre Katholik". Fast Jahr für Jahr kaufte sich Linhoff von diesem Gebetbuch einen Vorrat ein; er hat von demselben in Münster und Berlin wohl weit über hundert Exemplare verschenkt. Später als einflußreiches Mitglied des Vincenzvereins in Berlin hat er diese Vorliebe auch andern einzuflößen gewußt. Man erkennt seinen Einfluß, wenn es in dem gedruckten Berichte über diesen Verein aus dem Jahre 1888 heißt: „Von den Zinsen des (1883 zu Ehren des hl. Vincenz gegründeten) Jubiläumsfonds wurden viele Exemplare des trefflichen Gebetbuches ‚Der wahre

[1] Religiöser Hausschatz für katholische Familien und Leser aller Stände. Innsbruck 1854.

Katholik' beschafft und an die Konferenzen zur Verteilung an Neukommunikanten abgegeben."

Dem Vincenzverein in Münster war Linhoff 1851 schon im ersten Monate seiner Ankunft beigetreten. Dem Xaveriusverein für die äußeren Missionen, dem Bonifaciusverein für die Diaspora in Deutschland und dem Kölner Dombau blieb er treu; in den Monaten Januar und Juli gab es da immer viel zu zahlen. Seit März 1852 kam der Verein für die Negerkinder hinzu, seit 1855 der Borromäusverein, 1857 die Ludgerus-Bruderschaft.

Den wichtigen Schritt der Mandatsniederlegung und des Amtsantrittes in Münster hatte Linhoff bezeichnet durch reichere Almosen für das katholische Krankenhaus in Höxter und das Clemenshospital in Münster. In Berlin hatte er seine monatlichen Opfer mit Vorliebe dem Hedwigskrankenhause zugewendet; im letzten Monat hatte er seinen Beitrag verdreifacht. In Münster trat der „Gute Hirt" an dessen Stelle. Die Zuwendungen, die in Berlin mit Vorzug armen Malern zu teil geworden waren, flossen in Münster noch häufiger und reichlicher für arme Studenten. Für dürftige Missionen in der Diaspora, für Kirchen- und Krankenhausbauten hatte Linhoff schon in dieser Zeit stets offene Hand. Die Missionen, z. B. von Petershagen, Bernau, Marienwerder, Nauen, Versmold, die Kirchen von Koburg, Dessau, Schwerte, Schwibus, die Krankenhäuser von Danzig, Witten, Soest u. s. w. erfuhren seine Freigebigkeit nicht minder als die Gotteshäuser der Stadt Münster und der Dom zu Köln. Waren es nicht immer große Gaben, die der Regierungsassessor verabreichen konnte, so blieb es doch meistens nicht unter einem Thaler, und er gab unermüdlich nach allen Seiten hin, wo immer ein gutes Unternehmen der Ermutigung bedurfte.

Von andern gemeinnützigen Zwecken schloß er sich deshalb nicht ab. Bei Hagelschlag oder Überschwemmungen zeichnete er größere Summen, zum Knabenkonvikt und zum Gesellenverein gab er seine Beiträge; er zahlte Jahr aus, Jahr ein für den Landwirtschaftlichen Verein und den Musikverein. Auch die historische und die kunstgeschichtliche Forschung seiner Heimatprovinz suchte er durch Geldbeiträge und durch Anschaffung neu erscheinender Publikationen zu unterstützen. Er wies es selbst nicht von der Hand und glaubte es wohl der Rücksicht auf seine Stellung an der Seite des Oberpräsidenten zu schulden, daß er bei den wiederkehrenden Konzerten zum Besten des evangelischen Frauenvereins 1854 und 1855 regelmäßig seine Karte löste. Im Juni 1853 hatte er es sogar nicht zurückgewiesen, bei einer Verlosung zum Besten der evangelischen Schule in Münster

einige Lose zu nehmen. Es geschah wohl, um nicht zu verletzen. Auch in späterer Zeit in Berlin findet sich einmal in seinen Rechnungen ein Beitrag zu einem evangelischen Krankenhaus. Zu einem akatholischen gottesdienstlichen Lokal hat er jedoch nie beigesteuert.

Die Rücksicht auf seine amtliche Stellung, die sich in solchen Gaben für fremde Konfessionszwecke kundgiebt, legte dem Oberpräsidialrat auch hinsichtlich katholischer Kundgebungen eine gewisse Zurückhaltung auf. Vom 19. bis 23. September 1852 tagte zu Münster die Generalversammlung der katholischen Vereine Deutschlands. Linhoff nahm an diesem Vorgang innerlich das lebhafteste Interesse, zahlte seinen Beitrag, besuchte die öffentlichen Sitzungen, bestellte sich von dem amtlichen Bericht gleich drei Exemplare auf einmal, aber von jeder Beteiligung bei der Vorbereitung oder im Lauf der Verhandlungen hielt er sich streng zurück. Ungescheut beteiligte er sich hingegen bei den aus kirchlichen Anlässen stattfindenden großen Prozessionen. Als vom 14. bis 28. Januar 1855 von einigen Jesuitenpatres Volksmission abgehalten wurde, empfing er während dieser Zeit dreimal die heiligen Sakramente. Noch mehr tritt seine Anteilnahme hervor bei Gelegenheit der Konferenzen, welche im Mai 1857 P. Haßlacher S. J. für die gebildete Männerwelt in Münster abhielt. Auch hier trug Linhoff kein Bedenken, bei der gemeinsamen Schlußkommunion sich offen zu beteiligen.

Als Linhoff im April 1851 nach Münster kam, war er noch unvermählt, und seine Freunde zweifelten, ob er sich je zu der Gründung eines eigenen Hausstandes entschließen werde. Seltene Lauterkeit des Wandels und große Strenge der sittlichen Grundsätze hatten den jungen Beamten zwar nicht zurückgehalten, in der großen Welt sich viel zu bewegen. Er war in jüngeren Jahren ein unermüdlicher Tänzer gewesen. Den Ballbesuch betrieb er fast als Pflichtsache. Manche kleine Notizen der früheren Jahre verraten, daß er für Vorzüge, die im weiblichen Geschlechte ihm entgegentraten, des Blickes nicht entbehrte. Trotzdem besingt ihn das Scherzgedicht zum Abschied von Paderborn im August 1847 noch immer als „gerüstet wider Amors scharfen Pfeil".

Die Erklärung dafür giebt ein Spruchverslein, das er schon 1842 für sich selbst verfaßt und sich zur Warnung in seinen Kalender geschrieben hatte:

Jüngling, thu die Augen auf;
Freien ist kein Pferdekauf;
Kannst damit kein Handel treiben;
Du mußt ewig bei „Ihr" bleiben!

Bei seiner ernsten Frömmigkeit war Linhoff gewohnt, in den äußeren Wendungen, die ohne sein Zuthun bestimmend auf seinen Lebenslauf einwirkten, die Hand der göttlichen Vorsehung zu verehren. In allen Lagen des Lebens, bis in sein hohes Alter, war er von einem so innigen Gottvertrauen erfüllt, daß es die Näherstehenden manchmal staunen machte. Er hatte etwas an sich von einem Tobias. Auch in der so folgenschweren Frage über eine eheliche Verbindung rechnete er mit Zuversicht auf Gottes besondern Beistand. Er war überzeugt, daß, wenn nur er selbst es an Treue gegen Gott nicht fehlen lasse, der treue Vater im Himmel zur rechten Zeit ihm auch die rechte Gattin zuführen würde. Seine vertrauteren Freunde machten dieses „System des passiven Zuwartens" ihm wohl zum Vorwurf und schalten es eine „Vermessenheit", auf die „Zuvorkommenheit des lieben Gottes" so seine Rechnung zu setzen. Man prophezeite ihm, daß er „seinem System zum Opfer fallen werde".

Da begann seit Frühjahr 1852 in Linhoffs gewöhnlichen Notizen eine Zunahme der religiösen Übungen wie der frommen Almosen deutlich hervorzutreten. Er geht sehr häufig zu den heiligen Sakramenten, er wallfahrtet nach Telgte; er wählt das Leben des hl. Aloysius zu seiner Lektüre; er kauft sich die Anleitung für „die sechs Sonntage zu Ehren des hl. Aloysius"; im September beschafft er sich ein großes und kostspieliges Werk: Das Leben der Heiligen.

Um jene Zeit war es, daß Linhoff im befreundeten Hause des Professors W. Esser die junge Dame kennen lernte, die er nachher als Gattin heimführen sollte. Durch eigene Verhältnisse vom Elternhause ferngehalten, lebte sie hier bei Freunden, und der Professor übte etwas von väterlicher Obhut über sie aus. Mit ihm verständigte sich Linhoff zuvor, dann wartete er noch vier volle Wochen, ehe das entscheidende Wort gesprochen wurde. Die Erwählte war Aurelia, Freiin von Exterde, die Tochter eines Rittergutsbesitzers zu Haselünne in Hannover. Am 30. November 1852 gaben sie sich die Zusage, dann wandte man sich sofort an die Eltern in Haselünne um Einwilligung und Segen.

Die Antwort ließ lange, lange auf sich warten; es waren peinvolle Wochen. Endlich, am 30. Dezember, kam der Brief aus Haselünne; am 13. Januar 1853 erschien Freiherr v. Exterde persönlich in Münster, und am 14. Januar wurde die Verlobung feierlich begangen.

Eigentümliche Fügungen hatten die Schritte der Braut nach Münster geleitet und sie Linhoff zugeführt. Sie war noch recht jung gewesen, als

ihre Mutter starb. Der jüngere Bruder kam früh fort in die Stadt, um zu studieren; die fromme Schwester Maria, zugleich mit ihr bei den Ursulinen zu Köln fern vom Elternhaus erzogen, war ihr einziges Glück und der Gegenstand ihrer innigsten Zärtlichkeit. Zu Hause trafen die Schwestern bald eine neue Gattin des Vaters, eine brave und gescheite Frau und eine tüchtige Hausfrau vom alten Schlage, aber herb und streng. Über den gutmütigen, lebensfrohen Vater übte sie große Herrschaft; den Töchtern der ersten Ehe stand sie pflichttreu, aber kalt und ohne Verständnis gegenüber, während das Haus mit einem halben Dutzend wilder, kleiner Geschwister sich bevölkerte. Auch eine treffliche Gesinnung und der beste Wille von beiden Seiten reichten da nicht aus, wachsende Entfremdung der Herzen fernzuhalten.

Der schwerste Schlag kam, als im Laufe des Jahres 1851 die jüngere Schwester Maria nach vieler Mühe bei den Eltern damit durchdrang, dem schon lange klar erkannten Beruf zum Ordensleben folgen zu dürfen. Sie trat zu Aachen in das Kloster vom armen Kinde Jesu. Schon 1857 wurde sie als Schwester Assumpta Oberin eines Hauses und ist wohl an die 40 Jahre ununterbrochen Oberin geblieben.

„Ich habe", schreibt Linhoffs Braut am 16. Juli 1853, „nie jemand auf der Welt gehabt, dem ich so ganz vertrauen, dem ich mich so ohne Rückhalt hingeben konnte außer meiner Schwester. Unser Verhältnis war auch ein sehr inniges, und wie schwer es mir anfangs geworden, sie hinzugeben, mich gutwillig darein zu finden, daß sie sich dem Herrn zum Opfer brachte, das kann ich Dir nicht sagen. Ich glaube kaum, daß es Schwestern giebt, welche so füreinander lebten als wir beide. Die Ursache davon war wohl mit, daß wir so manches zusammen ertragen hatten, niemand als uns hatten, gegen den wir uns aussprechen konnten, und der Mißklang (mit den Eltern) auch in einem zu zarten Verhältnis war, einen dritten darein einzuweihen. Eins von Marias letzten Worten, als ich sie zur Eisenbahn brachte, war: ‚Ich will den lieben Gott bitten, Aurelia, daß er Dir jemand zuführt, dem Du ganz vertrauen, dem Du Dich ganz hingeben kannst.' Siehe, mein guter, bester Josef, ist nicht ihr Gebet erhört worden? Es ist mehr erhört worden, als ich auch nur zu ahnen wagte. Ich habe in Dir alles gefunden, einen Führer, dessen Leitung ich mich so ruhig überlassen kann."

Nach dem Scheiden der Schwester nahm zu Hause die Schwierigkeit der Lage zu. Es war eine Erlösung für Aurelia, daß ihr ein befreundetes Haus in Münster offen stand. Hier lernte Linhoff sie kennen. Von der ersten Begegnung an war eigentlich alles schon entschieden.

„Von dem ersten Tage an, wo ich Dich sah, hatte ich Dich gern, und je öfter ich Dich wieder sah, Deine Gesinnungen aussprechen hörte, je lieber wurdest Du mir. Doch ich schlug mir diese Gedanken aus dem Sinn und bat den lieben Gott recht

innig, mit mir zu sein, und ganz vertrauensvoll warf ich mich in seine Arme und bat ihn, alles so zu lenken, wie es sein Wille und zu meinem Heile wäre; ich übergab mich ihm ganz. Und ich hoffe zu Gott, daß Du Dich in Deiner Aurelia nicht getäuscht haben sollst, ich will Dir eine treue Gefährtin sein in allen Lagen des Lebens, und dann hoffe ich, daß wir so, innig vereint, zu unserem Ziele kommen, wenn Du ein wenig Geduld mit mir hast. . . .

„Man kann auch schon vieles leichter übersehen und ertragen, wenn im Hintergrunde eine Stütze ist, die in Gedanken mit mir ist und mir tragen hilft, und diese Stütze bist Du mir, mein guter Josef. Wenn ich es Dir vielleicht auch nicht immer bewiesen habe, so kann ich Dir dennoch versichern, daß ich vom ersten Tage unserer Bekanntschaft an das größte Vertrauen zu Dir gefühlt habe, und Du magst thun was Du willst, ich werde und würde Dir immer mit der größten Zuversicht gefolgt sein. Ich fühle mich so ruhig, so zufrieden, daß ich ganz heiter der Zukunft entgegensehe, und wenn der liebe Gott uns dann auch sollte Leiden schicken, die im Leben nie ganz ausbleiben, vereint werden sie um so leichter ertragen."

Alle, die Linhoff näher kannten, waren denn auch überzeugt, daß die getroffene Wahl eine glückliche sei. „Diese Verlobung ist im Himmel geschlossen," meinte Pastor Gelshorn in der ersten Freude über die Nachricht. „Sie stehen gerechtfertigt da," bekannte ein anderer Freund, Assessor Alfred Hüffer, anspielend auf Linhoffs „vermessenes" Gottvertrauen. Eine fromme Cousine aber, die bis ins Greisenalter die freundschaftliche Verbindung mit dem braven Vetter aufrecht hielt, schrieb ihm beglückwünschend am 21. Januar 1853:

„Fest bin ich überzeugt, daß Dich der liebe Gott väterlich geleitet und eine glückliche Wahl hat treffen lassen, Dich, der Du ihm so treu anhängst und mit so frommem Herzen dienst und verehrst."

Eine glücklichere und begnadigtere Verbindung als diese hat es wirklich auf Erden wohl selten gegeben. Noch im hohen Alter herrschte zwischen den Gatten eine Zartheit und Innigkeit des Verhältnisses, wie im ersten Glück des Brautstandes. Bei vorübergehender Trennung pflegten sie sich fast jeden zweiten Tag zu schreiben, und im Herbst 1870 kann Linhoff der Gattin versichern, daß ihre Briefe ihn jetzt um nichts weniger beglücken als einst vor 17 Jahren. Auf einer Reise durch Süddeutschland 1869 kam Linhoff eben tief ergriffen von der Betrachtung des Kaiserdomes zu Speier, als er auf der Post einen Brief der Gattin vorfand. „Auf dem Weg zum Wittelsbacher Hof", so schreibt er ihr folgenden Tages, „nahm ich Dein liebes, liebes Schreiben in Empfang, die Würze des Mahles. Meine Freude war, ich kann wohl sagen, irdisch vollkommen."

Was ihn selbst oft betroffen machte und was er wieder und wieder in seinen Briefen aussprach, war das volle Übereinstimmen ihrer Urteile

und ihrer ganzen Denkweise mit der seinigen. Wenn sie über obschwebende Angelegenheiten ihre Ansichten ausspricht, so ist dies stets wie ihm aus dem Herzen gesprochen. „Mit aller Teilnahme", schreibt er ihr einmal recht bezeichnend auf einen ihrer Berichte, „bin ich Dir auf allen Deinen Schritten gefolgt, und überall besitzest Du meine volle Zufriedenheit." Ähnliche Versicherungen kehren immer wieder. Auf der andern Seite ist jeder leise Wunsch von ihm ihr unverbrüchliches Gesetz; sie weiß jede Andeutung zu verstehen, jeden Wunsch zu erraten; sie trifft immer das Richtige. Voll von Verehrung und Hingebung blickt sie zu ihm auf, und er fühlt sich beglückt durch die volle Harmonie, die zwischen ihnen beiden herrscht.

Der Besitz einer solchen Gattin hat Linhoff ein Glück beschert, das über viele harte Prüfungen ihm hinweghelfen konnte; derselbe war auch nicht ohne Einfluß auf seine äußere Stellung im Leben. Die fromme, ernste, gemütstiefe Frau wußte zugleich zur Vollendung die Dame zu spielen; so schlicht und recht in allem, wußte sie trefflich vorzustellen. Wer im Hause Linhoff verkehrte, konnte sich dem Einflusse dieser liebenswürdigen, klugen Hausfrau nicht entziehen. Die Briefe zahlreicher hochstehender Männer an ihren Gatten, weltlich wie geistlich, bis hinauf zu den angesehensten Kirchenfürsten und den preußischen Staatsministern, geben für diese, wohl allgemeine, Erfahrung noch jetzt beredtes Zeugnis. Linhoffs Stellung und Bedeutung in der Welt, vorab während seines 32jährigen Aufenthaltes in Berlin, ist, bei all seiner persönlichen Tüchtigkeit und Trefflichkeit, wesentlich noch gehoben worden durch diese bedeutende und ausgezeichnete Gattin, die ihm treu zur Seite stand. Es war nicht Josef Linhoff allein, es war „das Haus Linhoff", das in Berlin einen geistigen Mittelpunkt für viele bildete und von dem eine moralische Macht ausging[1].

Dieses seltene eheliche Glück hatte dem treuen Diener ein gütiger Gott beschert; allein es war doch nicht ganz ohne sein eigen Verdienst. Vom Tage der Verlobung an hatte er begonnen, seine Braut sich zu erziehen. Am 1. Juni 1853 reiste Aurelia von Münster in das Elternhaus nach Haselünne zurück, um unter dem Beistand der Stiefmutter nach guter,

---

[1] In einer aus Anlaß ihres Todes im „Berliner Börsen-Courier" vom 1. September 1891 (Nr. 440. Morgenausgabe) ihr gewidmeten ehrenvollen Notiz wird dies zutreffend hervorgehoben. Felix Stieve sagt von ihr („Zur Charakteristik der katholischen Abteilung"), sie habe „in der Gemeinde die Kirchenpolizei geübt und ihre ultramontanen Anschauungen bei Kaffee und Wein mit Leidenschaftlichkeit vertreten".

alter Sitte ihre Aussteuer selbst zu bereiten. Auf den 30. August wurde die Hochzeit festgesetzt. Die Briefe, die sie während dieser drei Monate an ihren Bräutigam nach Münster richtete, voll Anmut und Zartheit, hat Linhoff gleich einem Heiligtum bewahrt. Noch 40 Jahre später, nachdem er die Gattin zu Grabe getragen, gewährte es ihm Freude, dieselben wieder und wieder zu lesen. Sie lassen erkennen, wie er damals gleich einem kundigen Seelenführer auf das Herz seiner Braut einzuwirken gewußt hat.

Das Zögern der Eltern in Haselünne, zu der Verlobung die Einwilligung zu geben, hatte mit mancherlei Einflüssen und neuen Mißverständnissen zusammengewirkt, bestehende Empfindlichkeiten und Gegensätze noch zu verschärfen. Allein Linhoff stellte sich von Anfang auf den Standpunkt der Schwiegereltern, vertrat deren Partei, erklärte und entschuldigte ihre Handlungsweise. Das erste, was er von seiner Braut verlangte, war kindliches Entgegenkommen gegen die Stiefmutter. Er gewöhnte sie, alles was von dieser Seite kam, immer zum besten auszulegen, und ihrerseits, soweit es nur geschehen konnte, allen Wünschen der Eltern entgegenzukommen. Die guten Wirkungen zeigten sich bald; schon am 5. Juni schrieb ihm Aurelia aus dem Elternhaus:

„Du bist es — so glaube ich sicher — dem ich die freundliche Gesinnung meiner Mutter gegen mich zu verdanken habe. Deine Briefe haben ihr immer viele Freude gemacht, und sie ist Dir so gut, so gut.... Du hast sie recht verstanden, und ich bin Dir innig dankbar dafür, daß Du trotz manchem Widerstande so konsequent durchgefahren bist. Wenn sie es Dir auch nicht erwidert hat in Briefen — so ist sie nun mal; aber in ihrem Herzen ist sie Dir sehr zugethan, das kann ich an allem erkennen. Du hattest wohl recht, mir zu sagen, daß ich ihr gegenüber demütig sein müßte und kindlich schreiben, es wäre immerhin meine Mutter. Wenn man aber einmal ein Vorurteil hat, und dieses noch bestärkt wird, dann sieht man alles von einer schlimmeren Seite an und ganz anders als es gemeint ist, und das haben auch wir oder vielmehr ich gethan. Sie (die Eltern) haben es aber ganz und gar nicht so gemeint; ich kann Dir versichern, daß sie die besten Gesinnungen gegen uns hegen und Mutter es mir durch ihr Handeln und Thun täglich zeigt. Sie kommt mir immer noch mit demselben Vertrauen entgegen, und ich meinerseits bin auch ganz offen und vertrauensvoll gegen sie, woran ich es früher habe auch gewiß oft fehlen lassen....

„Ja ... ich muß es Dir noch sagen, wie herzlich dankbar ich Dir oft gewesen bin, wenn Du sie verteidigtest oder in Schutz nahmest. Wenn ich auch schwieg, meinem Herzen that es so wohl, und Du wurdest mir dadurch doppelt lieb und wert.... Es ist gut, daß ich hier jetzt bin; ich bin gewiß, daß wir in Frieden scheiden werden und mit den Eltern in gutem Einverständnis bleiben.... Du weißt, daß ich N. sehr schätze und achte, aber, nicht wahr, die ersten Pflichten eines Kindes sind die gegen die Eltern, und ich werde mich stets der freundlichen Worte Deines Briefes erinnern: Der Heiland bäte mich darum und — Du."

Wohl waren mit diesem guten Anfang noch nicht alle Schwierigkeiten überwunden, aber die rechte Richtung war eingeschlagen. Alles verlief in Frieden und Harmonie, und auch nach der Vermählung erhielt sich ein ungetrübt freundliches Verhältnis zu Vater, Stiefmutter und allen Geschwistern. Der persönliche wie der briefliche Verkehr war ein reger, solange die Eltern noch am Leben waren, und nie ließ später eine Spur davon sich erkennen, daß jemals Schatten bestanden hatten.

Aurelia hatte zu Hause einen guten Religionsunterricht und bei den Ursulinen in Köln eine christliche Erziehung erhalten, und es fehlte ihr nicht an religiösem Sinn. Es war auch ein Onkel in der Familie, ein Bruder der verstorbenen Mutter, durch welchen das religiöse Moment vertreten war.

„Ich war heute abend", erzählt die Braut am 17. Juli 1853, „auch ein Stündchen bei Onkel Wilhelm, der mir mit seiner Frau viele herzliche Grüße an Dich aufgetragen hat. . . . Ich kann Dir nicht sagen, welch herrliche Menschen diese sind. Es ist eine recht alt katholische Familie, wo Christus und die heilige Kirche der Grundstein in allem sind. Wir haben recht viel von Dir gesprochen. . . . Ich glaube, er würde sehr glücklich sein, wenn er zuweilen mit Dir sich über religiöse Dinge unterhalten könnte. Er sagte mir, es gebe jetzt so wenig Menschen, mit denen man über solche Sachen sprechen könnte, und von Dir würde er recht verstanden. Das hätte er in der kurzen Unterhaltung mit Dir wohl gemerkt. . . . Ich glaube, daß auch Du bei näherer Bekanntschaft einen tiefreligiösen Menschen in ihm finden würdest."

An diesem Onkel hatte die jüngere Schwester im Kampf um ihren Ordensberuf eine gute Stütze gehabt, und auch Aurelia empfing von ihm „manch tröstliches, herzliches Wort". Allein im Elternhaus zu Haselünne war doch ein mehr weltlicher Sinn vorherrschend. Zerstreuungen und Vergnügungen war sie selbst früher nicht abgeneigt gewesen, und die Höhe religiöser Auffassung wie ihr Bräutigam hatte sie noch lange nicht erstiegen. In den Antworten auf die religiösen Fingerzeige, die der Bräutigam in seine Briefe einzuflechten weiß, giebt sie das ganz harmlos zu erkennen.

„Daß ich", schreibt sie am 8. Juni, „alles, was mir so lieb und teuer ist, was mir das Liebste auf der Welt ist, Gott so freiwillig zum Opfer bringe, das, mein guter Josef, fällt mir doch recht schwer, und da hoffe ich, hat der liebe Gott doch auch etwas Nachsicht mit mir und sieht etwas durch die Finger. Der liebe Gott nimmt ja immer noch seinen besondern Platz im Herzen ein; ihm haben wir ja zu verdanken, daß wir glücklich sind, und wollen ihm recht dankbar dafür sein."

„Siehe, mein bester Josef," schreibt sie ein anderes Mal, nachdem sie ihm auf seinen Wunsch ihre ganze Tagesordnung mit Einschluß der

täglichen heiligen Messe aufgezählt hat, „so bringe ich meine Zeit zu. Am Morgen opfere ich dem lieben Gott mein Tagewerk auf, und dann — das muß ich Dir nur eingestehen — denke ich während des Tages nicht viel an ihn.“

Manchmal ist es, als beschleiche sie eine Furcht, ihr Bräutigam möchte hinsichtlich der Frömmigkeit zu viel thun. „Die Entzückung Las Casas’“, antwortet sie auf eine von ihm gestellte Frage, „habe ich nicht gelesen, aber ich möchte Dich auch wohl bitten, mein guter Josef, nicht zu tief in solche Bücher zu dringen.“

Noch deutlicher scheint sie sich zu verraten, wenn sie in dem gleichen Briefe ihrem Bräutigam erzählt:

„Es kam auch ein Schreiben von Maria an, wo sie anzeigt, daß am Sonntag, den 27. ds. Mts. die Profeß stattfindet. Sie schreibt sehr glücklich und froh über die Gnade, welche ihr zu teil werden soll, doch Mutter meint, es wäre etwas überspannt; sie möchte derartiges Glück nicht gern so sehr, sehr gepriesen lesen, das schiene ihr etwas übertrieben. Sie wär zwar wohl gewiß davon, daß Maria so dächte und fühlte, doch glaubte sie, diese Gefühle müßten etwas mehr unterdrückt werden. Ich glaube auch, daß Mutter recht hat. Man kann gewiß in religiöser Beziehung etwas zu weit gehen. Doch, lieber Josef, dieses ist ja unter uns, und ich darf dieses Dir ja auch wohl sagen, was ich darüber denke.“

Immerhin ging sie mit großer Gelehrigkeit und vollem Verständnis auf jeden seiner guten Winke ein. Kaum 14 Tage nach der Heimkehr ins Elternhaus hat sie zu berichten:

„Ich bin meinem Vorsatz treu geblieben; ich habe heute morgen kommuniziert. Ich hätte mich vielleicht wieder abhalten lassen durch allerlei Gründe, welche mir ausreichend schienen. Doch da ich es Dir einmal gesagt, glaube ich gegen Dich zu fehlen, wenn ich ohne wirklichen Grund heute davon zurückblieb. Wenn man aber nach langer Zeit zum erstenmal wieder in seiner Pfarrkirche eine so heilige Handlung begeht, in der Kirche, wo einem so viel Gutes zu teil geworden, wo jeder Stein uns bekannt, jedes Heiligenbild eine Erinnerung der Jugend ist, da wird es einem doch ganz eigen zu Mute.... Ich habe erst am Morgen gebeichtet. Die erste Messe fängt an den Sonntagen immer erst um 7 Uhr an; um 5 Uhr ging ich, mit Dir wohl zu gleicher Zeit, aus dem Hause, zu einem und demselben heiligen Zwecke.“

Kurz darauf, während die Eltern abwesend, sorgt sie, daß auf Peter und Paul auch die beiden Mägde die heiligen Sakramente empfangen. Sie übernimmt für diese Zeit allein die Arbeiten derselben, die Bewachung der kleinen Kinder und die Obhut des Hauses. Am Abend liest sie den aus der Kirche zurückgekehrten Mägden aus Goffiné den Unterricht über das bevorstehende Fest vor.

In ihrer Handlungsweise sucht sie sich ganz nach ihrem Bräutigam zu richten. Sie spricht sich am 22. August selbst darüber aus:

„Ich bin gestern abend nicht mehr bei Onkel Wilhelm gewesen; es schien, als wenn Mutter es nicht gern hätte, und da ich mir einmal vorgenommen habe, in solchen Sachen ihr immer nachzugeben, bin ich ruhig wieder auf mein Zimmer gegangen. Früher würde mich eine solche abschlägige Antwort — oder vielmehr, ich kann nicht sagen, daß sie es mir abgeschlagen; sie gab mir nur zu verstehen, daß es ihr nicht lieb war, — für den ganzen Abend verstimmt haben; jetzt aber blieb ich so ruhig und heiter, wie ich auch vorher gewesen war. Ich glaube, daß ich den Grund hiervon in Dir suchen muß. Ich frage mich bei manchen Gelegenheiten, was Du jetzt wohl thun würdest, und da ich dieses oft gesehen und gehört habe, so muß ich mich doch auch in etwa bemühen, dem zu folgen, obschon ich nebenbei doch wohl krittlich darüber bin. Heute in acht Tagen sind wir beide, so Gott will, um diese Zeit hier in der Kirche und empfangen zum erstenmal gemeinschaftlich den Leib des Herrn."

„Daß ich vielleicht", bekennt sie ein anderes Mal, „einen Brief heute von Dir bekommen würde, war mir am Morgen schon mehrere Male in den Sinn gekommen, ich hatte aber den Gedanken nicht zur Gewißheit werden lassen nach Deinem Beispiele, daß man, was man wünscht, sich nicht zu sicher vorstellen muß, um nicht nachher sich unangenehm enttäuscht zu sehen."

Die Erinnerung an seine Weise zu denken half Aurelia auch über die Schwierigkeit hinweg, als ihre Eltern für die Feier der Vermählung ganz eigentümliche und wenig willkommene Anordnungen beschlossen hatten. Sie tröstet sich darüber:

„Mir war der Gedanke und ist es auch noch etwas unangenehm, daß die Eltern es so mit der Hochzeit machen wollen, namentlich so sehr Deines Vaters wegen. Doch, mein lieber Josef, da hast Du mir durch Deine Vorstellungen, durch Deine gute Auslegung auch wieder darüber hinweg geholfen, und ich bin Dir recht sehr dankbar dafür."

Namentlich aber hatte er sie gelehrt, daß der Mensch sich darin üben müsse, sich selbst zu überwinden, und sie war jetzt schon bestrebt, dies tapfer zur Ausführung zu bringen. Sie that es in recht schwierigen Verhältnissen und unter ernsten Kämpfen, sie verriet es aber auch im kleinen. Am 12. Juni erhält sie z. B. eine ersehnte Antwort des Bräutigams gerade beim Aufbruch zum Kirchgang.

„Soeben noch habe ich in den Brief gesehen," gesteht sie treuherzig, „habe mich aber doch überwunden und nicht gelesen, weil es Zeit war zur Messe."

Ein anderes Mal sucht sie ihn über eine erlittene Entbehrung zu trösten:

„Es hat mir noch nachträglich sehr leid gethan, daß Du am Donnerstag wieder ebenfalls vergeblich auf einen Brief gewartet hast und noch einen Tag länger hast fasten müssen. Doch, weißt Du, was unser Dechant sagt? ‚Fasten macht fromm.'

Als ich noch in seinen Unterricht ging, hat er mir dieses häufig gesagt. Als ich Deinen Brief erhielt, saß ich (zum Nähen) mitten im Leinen. Weißt Du, was ich gethan habe? Ich habe ihn in die Tasche gesteckt und noch eine Stunde gewartet, bevor ich ihn gelesen habe — bis ich allein war — ich habe mich abgetötet."

Dieses Wort machte Linhoff so große Freude, daß sie für ratsam hielt, noch einmal darauf zurückzukommen. Sie erzählt, wie sie wegen sich drängender Besuche einen Brief von ihm lange nicht habe lesen können, und knüpft daran den Schluß:

... „Siehe, so habe ich heute fasten müssen, ohne es eigentlich zu wollen. Dir muß ich aber nebenbei noch den guten Rat geben, Dir das ‚Fasten macht fromm' nicht zu tief einzuprägen. Hörst Du wohl, mein guter Junge?"

Das erste Geschenk, das Linhoff seiner Braut gegeben hatte, unmittelbar nach der Verlobung, war Veiths „Denkbüchlein vom Leiden Christi". Zur Hochzeit brachte er ihr als Gabe Diepenbrocks „Geistlichen Blumenstrauß" und — das Köthener Gebetbuch. Wohl hatte er ihr während des Brautstandes auch Schmucksachen gegeben, aber ein religiöses Buch war diesen wieder zur Seite gegangen. Die Gabe war gut angebracht.

„Weißt Du," schreibt ihm die Braut nach einem Herzenserguß über eine harte Prüfung, „weißt Du, wo ich oft Trost und Ruhe finde? — im ‚Cantate'[1], einem Geschenk von Dir, mein guter Freund." „Welchen Trost," fügt sie im nächsten Briefe bei, „welche Beruhigung finden wir Katholiken doch in der Religion! Wie hilft sie uns alles so viel leichter tragen und uns darüber hinwegzusetzen! Welche Ruhe fühlt man im Innern, wenn man so recht gebetet hat!"

Die Wertschätzung des Gebetes hatte sie von ihrem Bräutigam gut gelernt. Sie gründet darauf ihre Zuversicht für die Zukunft angesichts der herannahenden Vermählungsfeier:

„Wie mancher gute Freund wird an diesem Tage ein Gebet für uns nach oben senden und uns den Segen des Himmels mit erflehen helfen, wie ich aus Deinem lieben Schreiben ersehe! Und auch hier, mein bester Josef, haben wir manche Freunde, die innigen Anteil an uns nehmen und mir recht viele Teilnahme erwiesen haben."

In der ersten Morgenfrühe des 30. August 1853 fand in der Pfarrkirche zu Haselünne die Trauung statt. Die Brautleute empfingen die heilige Kommunion; die kleinen Brüder der Braut dienten am Altar. So war es Linhoffs besonderer Wunsch; er hatte jedem von ihnen dafür den

---

[1] Cantate! Katholisches Gesangbuch nebst einem vollständigen Gebet- und Andachtsbuch. Zweite, sehr vermehrte Auflage. Von Heinrich Bone. Paderborn 1851.

„Andächtigen Meßdiener" zum Geschenk gemacht. Außer den Trauungszeugen waren nur die zwei Oheime der Braut zugegen. Nach gemeinsamem Familienfrühstück traten die Neuvermählten die Reise an.

Ungetrübt glücklich verflossen seitdem die Jahre, welche das Ehepaar Linhoff in der Hauptstadt Westfalens verlebte, und sie versprachen es auch ferner zu bleiben. Da traf im März 1859 ein Schreiben von Berlin ein. Es lautete im Auftrag des Kultusministers und kam vom Geheimen Rat Aulike, dem Direktor der katholischen Abteilung im Kultusministerium. Es enthielt den Antrag, Linhoff solle ungesäumt als Hilfsarbeiter in die katholische Abteilung eintreten. Der Minister verlange dafür einen Mann, der „mit einer sorgfältigen und prompten Dienstführung zugleich eine vielseitige Erfahrung in den administrativen Geschäften und eine erprobte Loyalität der Gesinnung vereinige". Dieser Mann sei in Linhoff gefunden.

Seit mehr denn $1^1/_2$ Jahren, seit dem Tode des Geheimen Rats v. Ellerts, welcher eine der Ratsstellen in der Abteilung bekleidet hatte, war Aulike bemüht gewesen, die Berufung Hermann v. Mallinckrodts, damals Regierungsassessor zu Frankfurt a. O., in die katholische Abteilung durchzusetzen. Bei zwei Kultusministern hatte Aulike alles versucht; alles war gescheitert[1]. Man konnte Mallinckrodt das unerschrockene Auftreten im Parlament nicht vergeben. Linhoffs parlamentarisches Wirken lag bereits um 10 Jahre zurück. Es hatte nur kurz gewährt, und damals, da man in den Katholiken der Kammer die festesten Stützen des Thrones erkannte, hatte sein Eintreten für die Rechte der Kirche keinen Anstoß gegeben. In der That war er Mallinckrodts Freund und Gesinnungsgenosse.

Für die katholische Abteilung, welche zur Erledigung katholischer Kirchenangelegenheiten dem Kultusminister als beratende Behörde zur Seite gegeben war, mußte man, sollte ihr Zweck nicht vereitelt werden, praktische und ernste Katholiken wählen, welche für die Einrichtungen ihrer Kirche Verständnis und Wohlwollen mitbrachten. Aber gegen solche Männer gerade regten sich leicht Voreingenommenheit und Mißtrauen im Ministerium. Bei Linhoff war dies nicht der Fall. Aulike drängte daher in einem vertraulichen Schreiben mit allem Nachdruck auf ungesäumte Annahme; er erklärte sie als Gewissenspflicht. Er machte kein Hehl aus dem, was die neue Stelle als schwierig und unerquicklich erscheinen ließ; aber er führte dagegen höhere, religiöse Beweggründe ins Feld. „Übrigens bringen Sie

---

[1] Vgl. Pfülf, Hermann von Mallinckrodt S. 190 f. 201.

ja", fügte er ermunternd bei, „die volle Vorbereitung, und was wichtiger ist, das Vertrauen beider Seiten mit sich."

Der Antrag kam wie ein Blitz aus heiterem Himmel. Oberpräsident v. Düesberg war eben abwesend. Linhoff wandte sich zuerst an diesen; am 21. März hielt er dessen Antwort in Händen:

„So ungern ich auch, mein lieber Linhoff, Sie von mir und uns, dem Oberpräsidium, scheiden sehe, so kann ich doch nur den Rat erteilen, daß Sie die Berufung in das Ministerium der geistlichen Angelegenheiten annehmen. Sie erhalten hierdurch dauernd einen höheren, Ihrer Neigung entsprechenden Wirkungskreis und leisten dem Staate wie der katholischen Kirche einen nicht geringen Dienst. Die tüchtige Besetzung der katholischen Abteilung im Kultusministerium ist eine Sache von der größten Wichtigkeit, und geeignete Persönlichkeiten sind dafür nicht leicht zu finden."

Damit war alles entschieden. Noch am gleichen Tage sandte Linhoff seine Einwilligung nach Berlin, am 30. April erhielt er seine Berufung als Hilfsarbeiter im Ministerium mit jährlich 1800 Thaler; am 29. Mai erteilte ihm Düesberg die Entlassung aus dem Dienste; am 4. Juni 1859 traf Linhoff in Berlin ein, nahm am 10. Juni zum erstenmal an der Sitzung der katholischen Abteilung teil; am 2. Juli, auf Mariä Heimsuchung, hielt er seinen „ersten Vortrag bei Sr. Excellenz".

(Schluß folgt.)

Otto Pfülf S. J.

F. W. Weber [1].

Annette v. Droste-Hülshoff scherzt einmal in einem Brief an die Mutter darüber, daß die Kritik sie mit einer Aloe verglichen habe. — Mit einer Aloe vergleichen kann man in poetischer Beziehung aber auch zutreffend die nächsten und näheren Landsmannschaften der westfälischen Dichterin. Jahrhundertelang leben und weben sie unter den deutschen Stämmen, groß und tüchtig nach den verschiedensten Richtungen — aber Sänger haben sie keine; während es rings in

[1] Friedrich Wilhelm Weber. Sein Leben und seine Werke. Unter Benutzung seines handschriftlichen Nachlasses dargestellt von Dr. Julius Schwering. Mit einem Portrait in Stahlstich und acht Vollbildern. gr. 8°. (XII u. 424 S.) Paderborn, F. Schöningh, 1900.

allen Provinzen grünte und blühte, zwischen Rhein und Weser blieb es ohne Knospen und Blumen — starr und tot wie die Aloe der Wüste. Da auf einmal im zweiten Drittel des jetzt ausgehenden Jahrhunderts schießt wie über Nacht ein Blütenschaft nach dem andern aus dem steinartigen Gebilde, und Westfalen tritt mit Gewalt in den Vordergrund der Litteratur von ganz Deutschland.

„In Westfalen war eben nicht alles tot, was begraben war.“ Freiligrath, Grabbe und Immermann waren die ersten auf dem Plan. Annette v. Droste war längst die große westfälische Dichterin, ehe sie als solche berühmt wurde. Vier Jahre aber, bevor sie ihre „Schlacht im Loener Bruch“, „das packende, bunt bewegte Kriegspanorama im Rahmen westfälischer Heidelandschaft“, schrieb; zu einer Zeit, wo auch Freiligrath erst mit einigen zum Teil noch unreifen lyrischen Erzeugnissen in westfälischen Lokalblättern hervorgetreten war, da versuchte im Sommer 1834 ein sangbegabter Sohn des Teutoburger Waldes, damals ein 20jähriger Jüngling, die ruhmreiche geschichtliche Vergangenheit seiner bergigen Cheruskerheimat poetisch zu erfassen und die Kämpfe Hermanns mit den Römern, Wittekinds heldenmütiges Ringen mit dem Frankenkaiser und den Sieg des Kreuzes im Sachsenlande in einem größeren Romanzenkranze zu verherrlichen. Aber wie edel auch das Streben, wie hochfliegend der Wille, die jungen Schwingen waren noch zu schwach für solche epische Höhen. „Die Lieder von Teutoburg“ blieben ungedruckt. Seit ihrem Entstehen verging beinahe ein halbes Jahrhundert. Der junge Dichter war ein Mann geworden, dem das Leben andere Aufgaben stellte, als „süße Weisen“ zu singen; eine ernste, harte Lebensarbeit hatte an ihm ihre stählende Zucht geübt. Doch nun, nachdem sein künstlerischer Genius eine mächtige Vertiefung erfahren und eine herbe Originalität gewonnen hatte, brach das Feuer seines Innern in hellen und hohen Flammen hervor, und in einem Alter, da andere ermattet das Haupt sinken lassen, schuf er eine epische Dichtung, die ihm mit einem Schlage die Pforte des Ruhmes öffnete. „Dreizehnlinden“ hieß das Werk, das, in einigen Zügen noch dunkel an jene Jugenddichtungen vom Teutoburger Wald erinnernd, im Jahre 1878 seinen Siegeslauf begann und den Namen des Verfassers, Friedrich Wilhelm Weber, weit über die Grenzen des Vaterlandes trug und ihn den Namen derer gleichstellte, die ihm an Ruhm um 50 Jahre vorauf waren. So umfaßt denn die Entwicklung F. W. Webers und in gewissem Sinne auch diejenige seines Heimatsanges aus dem Nethegau gleichsam Wurzel und Blüte westfälischer Heimatdichtung, wie sie noch auf lange deren schönste Vertreter sein werden. Siebzehn Jahre jünger als der älteste seiner dichterischen Landsleute, hat Weber sie alle weit überlebt. Er wurde geboren im Ruhmesjahr 1813 und am Gnadentag des 25. Dezember in dem kleinen westfälischen Dorfe Alhausen, dem alten Aldinghaus (Kreis Höxter), in einem lieblichen Thalwinkel des Eggegebirges. Schon auf diesen ersten Schauplatz der Kindertage des Sängers paßt das Wort: Wenn du den Dichter willst versteh'n, mußt du in Dichters Lande geh'n. Was dem fernstehenden Leser der Weberschen Werke sich bisher unwillkürlich als Vermutung aufdrängte, das wird ihm beim Studium der vorliegenden Lebensdarstellung zur klaren Gewißheit. Webers poetische Gegenden, Dörfer, Wälder, Heiden und Berge liegen nicht im Land

„Irgendwo", sondern im Nethegau, im Paderbornschen, näher im Kreise Höxter, und sie heißen Alhausen, Driburg, Lippspringe, Corvey, Bökendorf (Bodingkthorpe), Abbenburg, Thienhausen und Nieheim, wo sich auch des Dichters langes arbeitsames Leben abspielte. Und wie Weber nur sang, was er mußte, was er innerlich erfahren hatte, so baut er seine Gebilde auf dem festen, ihm vertrauten Heimatboden auf. Wie vertraut klingt dem Freund der Weberschen Muse gleich der Name des Pfarrortes Pömbsen, wo das Kind getauft wurde und wohin es dann an den hohen Festtagen in Begleitung der Mutter ging, dem feierlichen Gottesdienst beizuwohnen, während an den übrigen Tagen in der Dorfkapelle die heilige Messe gelesen wurde! In Pömbsen lernte Weber den würdigen Pfarrer Gerhard Lödige kennen, dem er dann später das schöne, unvergängliche Denkmal gesetzt hat in dem Gedicht „Der Handschuh".

Erst wenn wir lesen, wie dem beredten Greise (1836), dem früheren Benediktiner in Marienmünster, plötzlich auf der Kanzel die Stimme versagte, er anfing zu schwanken, dann aber mit gen Himmel erhobenen Augen weithin vernehmbar ausrief: „Die Erde schwindet unter meinen Füßen und mir entgegen leuchtet eine himmlische Morgenröte. Amen", verstehen wir den tieferen Grund, warum der Dichter in jener Erzählung einen solchen Nachdruck auf das „Morgenrot" legt:

„Und müde der Welt, der Nacht und Not,
Gehn seine Gedanken ins Morgenrot."

. . . Der gute Alte, nun ist er tot,
Er ging hinein ins Morgenrot,
Ich kannt' ihn, als ich ein Knabe war. . . .

Und der dem Pfarrer die warmen weichen Handschuhe geschenkt hatte, das war der Propst Finet, ebenfalls ein früherer Ordensmann, der als bescheidener Vikar (Rektor) die Kapelle in Alhausen versah und die dortige kleine Schule leitete. Von ihm wurde auch der kleine Fritz in die Geheimnisse der Buchstabier-, Schreib- und Zählkunst eingeweiht und in den Grundlehren des Glaubens unterrichtet. Propst Finet war Hausfreund im Hause des Dichters und neckte den geweckten Knaben gern, was ihm aber von diesem redlich heimgezahlt wurde.

Webers Vater hatte als Freiwilliger im preußischen Heere den ersten Feldzug der Koalition gegen Frankreich mitgemacht und war nach Beendigung des Krieges Förster in gräflich Asseburgischen Diensten in Alhausen geworden, wo er sich mit Anna Maria Gehlen aus Riesel bei Brakel verehelichte. Vom Vater erbte der Sohn das tiefe Naturgefühl, die unerschöpfliche Freude an ihrem Weben und Walten, die scharfen Organe für die millionenfachen Offenbarungen ihrer Macht und Herrlichkeit. Wie sein Vater ist Weber zeitlebens im grünen Waldrevier heimisch geblieben, so daß er jeden Baum und Strauch, jedes Kraut und Gestein kannte, jede leiseste Vogelstimme unterschied und die verwischten Spuren des Wildes zu deuten wußte. Was dieses Naturgefühl und diese eingehende, aus dem Leben geschöpfte, mit dem Leben und seinen Stimmungen verwachsene Naturkenntnis in der Dichtung Webers für eine Rolle spielt, das muß auch die

oberflächlichste Durchsicht sowohl der beiden Epen als der lyrischen Stücke zeigen. Dem alten Förster saß auch der Schalk ein bißchen im Nacken, das sieht man ebenfalls noch am Sohne, sowie dieser auch manche Erzählung des Vaters über allerlei Volkssagen und Kriegsläufte poetisch verewigt hat.

„O du Jugendzeit, o du wonniger Lenz, walddduftiges liebliches Märchen!
Mir deucht, ich säß' auf des Vaters Knie und lauschte seinen Histörchen:
Vom ewigen Juden, vom Hakelbernd, vom Schaffen der Hünen und Wichte,
Vom Hans, der einst in der Hölle gedient: das war die schönste Geschichte."

Johann Weber war Protestant voll innigen Gottesglaubens und der katholischen Religion befreundet. Der Sohn erzählte oft mit Rührung, daß er, auf des Vaters Knieen sitzend, von ihm seine ersten Gebete, das Vaterunser, das Ave Maria und den Engel des Herrn gelernt habe. Alle Kinder, drei Söhne und eine Tochter, wurden katholisch getauft und erzogen; Constanz, der ältere Bruder des Dichters, widmete sich sogar dem Priesterstande.

Noch inniger als mit dem Vater war die geistige Verwandtschaft des Dichters mit der Mutter. „Von dem, was die eigentliche Größe des Dichters ausmacht, finden wir die meisten Spuren im Wesen der Mutter. Von ihr hat er den reinen Sinn für das Hohe und Schöne, die Weichheit und Tiefe der Empfindung, die fruchtbare, leicht erregte Phantasie und die Lust zum Fabulieren empfangen. Eine heitere Naivetät erscheint als der vorherrschende Zug ihres Wesens. Mit Blumen und Tieren pflegte sie zu sprechen, und bei einer Narzisse, dem Liebling ihrer kleinen Gartenflora, konnte sie oft bewundernd stehen bleiben und ausrufen: ‚O wie bist du schön!' Zu vielem Bücherlesen war das einfache Landkind nicht gebildet, um so mehr war ihr gesunder Geist zu klarem Nachdenken aufgeweckt. Weber erzählte, daß er sie manchmal in hellen Mondnächten aufrecht im Bett sitzen sah, ‚die Augen groß geöffnet'. Wenn der Knabe sie dann verwundert fragte: ‚Mutter, weshalb wachst du denn?' so antwortete sie, ruhig in ihrer sinnenden Haltung verharrend: ‚Ich denke'. Lebhaft blieb dem Dichter eine Szene in der Erinnerung, wie die Mutter einst während eines furchtbaren Gewitters die Kinder um sich versammelte und, in der Mitte der niedern Stube knieend, mit ausgebreiteten Armen das Johannesevangelium betete. Wie eine Prophetin sei sie ihm damals erschienen." Im Notfall stand sie wacker ihren Mann, wie jener Dieb erfuhr, dem sie eine Schrotladung nachschickte, als er, in seiner nächtlichen Arbeit von ihr gestört, das Weite suchte. Ihre Arbeit verrichtete sie meist singend, und Geschichten wußte sie so viel zu erzählen „als Blätter auf Büschen und Bäumen".

Unter solcher Eltern Hut und Pflege wuchs der Knabe rein und gesund in den reinen, gesunden, einfachen Verhältnissen des Landlebens auf. Wie schön weiß er uns sein Knabendasein zu schildern:

Als ich in sonnigen Jugendtagen
Rastlos durchstöberte Feld und Hagen,
Viel Arbeit hatt' ich immerfort
Gar mancher Art an manchem Ort,

Geschäfte, wichtige, höchstnotwendige
Und sehr verständige, eigenhändige.
Nach all den Nestern — auf leisen Zeh'n! —
Nach Büschen mußt' ich und Blumen seh'n;
Ob meine Mühlen noch rührig gingen,
Ob meine Dohnen noch richtig hingen,
Ob hier das Reh auf die Wintersaat
Und dort der Hirsch auf das Kleefeld trat.
Der Bach war stets mein liebster Geselle
Mit Rohr und Binsen, mit Krebs und Forelle,
Doch bracht' er mich zu mancher Zeit
In große Not und Verlegenheit."

Oft dehnte der kleine Forscher seine Streifereien stundenweit aus, so daß die Eltern nicht selten seinetwegen in Sorgen waren und den Heimkehrenden nicht immer freundlich empfingen. Besonders einmal hatte die lachende Frühlingssonne, der frische Wind und der lockende Amselruf ihn weiter und weiter in den Wald gezogen. Als er nun endlich heimwärts lenkte, schlug ihm doch das Herz etwas ängstlich. Angstbeklommen stahl er sich durch das Haus und demütig setzte er sich auf einen großen Holzklotz im Garten. Die Mutter ging schweigend vorüber, ohne den Knaben zu beachten. Und nun kam der Vater, der gefürchtete Vollstrecker des Strafgerichtes. Aber seltsam, die harte Hand, von der das Kind die verdiente Züchtigung erwartete, legt sich linde auf sein Haupt und streicht ihm liebkosend die verwirrten schwarzen Haare aus der Stirne. Und als ob nichts geschehen wäre, setzt sich der Vater zu dem zitternden Flüchtling, redet ihm freundlich zu und schnitzt ihm eine Weidenpfeife. Er habe damals vor Dankbarkeit fast geschluchzt, bemerkte Weber, wenn er dieses Vorfalls gedachte.

Das schöne sorglose Leben fand endlich mit dem Oktober 1826 seinen Abschluß. Fritz sollte studieren und deshalb zu seinem älteren Bruder Constanz nach Paderborn ans Gymnasium, um vorläufig unter dessen Leitung die Anfangsgründe der Wissenschaft für sich zu erlernen. Der Abschied von Haus ward ihm schwer genug. Der Vater brachte ihn zur Stadt und in das Quartier von Constanz im Hause eines Glasermeisters. Die Stadt machte auf das schüchterne Landkind zunächst einen beklemmenden Eindruck. Als der Vater gegen Abend von ihm schied und von Constanz noch eine Strecke begleitet wurde, ward es dem im engen Stüblein allein zurückgebliebenen Fritz unheimlich zu Mut. Er schlich sich hinunter, und an die niedere Hausthür sich lehnend, starrte er weinend in das fremdartige Treiben. Endlich bemerkte ihn die Hauswirtin; sie fühlte Mitleid mit dem Kleinen, ermunterte ihn mit freundlichen Worten und reichte ihm ein Butterbrot. „Es war das erste Brot der Fremde, das der Knabe ‚mit Thränen aß'."

Die beginnenden Studien unter des Bruders strenger Zucht schmeckten ebenfalls bitter. Diese starren Regeln und das krause fremde Wortgefüge wollten nicht so rasch ein, aber der junge Magister ließ nicht locker. Eine Zeitlang ging es mit Fleiß und Gehorsam des Schülers leidlich; eines Tages aber bäumte

sich der Jugendmut trotzig auf gegen den Zwang und seine Marterwerkzeuge. Fritz nahm einen langen eisernen Nagel und trieb ihn mit wuchtigen Schlägen mitten durch Buttmanns griechische Grammatik, ja so groß war seine Erbitterung, daß er die Spitze des Nagels wieder umbog und sie dann nochmals durch den verhaßten Leitfaden trieb. Die ersten Schwierigkeiten hoben sich indes bei dem geweckten Geist und Fleiß des Knaben ziemlich bald; auch die Stadtluft war dem Waldbuben mit der Zeit bekömmlicher geworden, und damit erwachte auch wieder der alte Humor und die Lust zu allerlei Streichen. Mit Oktober 1827 trat Weber in die Quinta des Gymnasiums. Die Schule trug einen streng kirchlichen Charakter; jeden Morgen mußten die Zöglinge gemeinsam den Gottesdienst besuchen, und die Studien wurden, wenn auch in anderer Art als heute, sehr ernst betrieben. Das klassische Altertum, für das ihn besonders der Direktor, Heinrich Gundolf, zu begeistern verstanden hatte, blieb Weber sein Leben lang ein Quell der Belehrung und des Genusses. Er las fast täglich etwas Griechisches oder Lateinisches, dabei aber war sein Grundsatz: „Studium, nicht Nachahmung der Klassiker," und so ist er echt deutsch volkstümlich geblieben. Neben den alten Sprachen betrieb er mit Vorliebe und Erfolg Geschichte, während Mathematik ihm immer ein Kreuz deuchte. In Paderborn hat Weber wohl auch, angeregt durch das Studium der deutschen Litteratur, seine ersten Verse gemacht. Verraten die wenigen uns aufbewahrten Proben seiner damaligen Dichtart auch wirkliches Talent, so dringen sie doch während der ganzen Zeit niemals „von der Nachahmung zur ursprünglichen Gestaltung" vor. Die Vorbilder bleiben ziemlich leicht erkennbar. Hölty, Tieck, Matthisson und besonders Schiller scheinen es dem Gemüt des jungen Sängers angethan zu haben. Daß von seiten der Lehrer sein Talent erkannt und gefördert wurde, beweist die Thatsache, daß der Primaner Weber auf Geheiß seines Lehrers Ahlemeyer vor versammelter Klasse seine allegorische Dichtung „Thuiskonas Klage" deklamierte, worin er den Geist des Vaterlandes, trauernd über die Verödung des deutschen Bardenhaines, der großen Sänger gedenken läßt, die ihm einst mit Harfe und Schwert dienten. Besonders begeistert werden Klopstock, Goethe und Schiller in echt Schillerschem Stile besungen. Einen Freund und Sangesgenossen fand Weber an einem Neffen der Dichterin Luise Hensel, Rudolf Rochs aus Stettin, der sich mehr dem Kraftstil Bürgers zuwendete und in einer „Auguste" die „Lenore" des Meisters zu übertrumpfen suchte. Weber war mit seinem gesunden Sinne für derlei nicht zu haben, und die Zensur des Gedichtes lautete: „Es war einmal ein Tier mit einem Elefantenleibe, Schwanenhals und Froschkopfe. Diese Maschine ruhte auf zwei Reiherfüßen, die mit Schwimmhäuten versehen waren. Und das Ungeheuer hieß Auguste. Risum teneatis amici!" Der Verfasser schrieb unter diese Zensur als visum repertum: „Gelesen und nach genauer Prüfung für richtig befunden." Neben der Poesie füllte zum größten Teil die Musik Webers Mußestunden. Als seine Mutter ihn einst besuchte, schenkte sie ihm zu seiner großen Freude eine Guitarre, „dieses damals notwendige Attribut studentischer Romantik". Bald verstand Weber es meisterhaft, sich selbst auf dem Instrument zu begleiten, wenn er mit seiner klangvollen Tenorstimme Volksweisen vortrug. Herbst 1833 bestand

er mit glänzendem Erfolg die Reifeprüfung, nur in der Mathematik mußte er gestehen, bloß alles das zu wissen, „was er in der Dorfschule gelernt habe". Noch im August kehrte er in die Heimat zurück. Seine Gesundheit war hart angegriffen. Ein Lungenübel hatte ihn befallen. Dazu kam die Entscheidung der Berufsfrage. Lust und Liebe zogen den Studenten zur Philologie, insbesondere zur Germanistik. Aber zu einem Staatsexamen in diesen Fächern gehörte damals noch die Mathematik, und einer Prüfung in dieser Materie glaubte sich Weber niemals gewachsen. So richtete sich denn sein Augenmerk immer mehr auf die Medizin, welche ihm die Aussicht auf eine reiche und segenbringende Thätigkeit eröffnete. Vorderhand kam die Entscheidung noch nicht zur Ausführung, da sowohl die schwache Gesundheit als die knappen Mittel ihm den sofortigen Besuch einer Universität nicht erlaubten. Mit um so größerem Eifer betrieb er während des Winters für sich gründliche poetische und kritische Studien, las Walther von der Vogelweide und Gottfried v. Straßburg, „Des Knaben Wunderhorn", Abhandlungen über nordische Altertümer u. s. w.

Als aber der Frühling 1834 über die Berge stieg, nahm Weber Abschied von der Heimat, um seine medizinischen Studien zu beginnen. Es war ihm sehr ernst zu Mut, und ehe er das Thal verließ, schnitzte er sich im Walde ein kleines Kreuz aus Haselzweigen, das ihn von da bis zum letzten Atemzug auf allen Wanderungen begleitete. Seine karg bemessenen Mittel erlaubten ihm nicht, die Post zu benutzen, und so zog er diesmal, wie später fast meistens, als fahrender Scholar, den Ziegenhainer in der Hand, das Ränzel auf dem Rücken, durch das Land. „Daß diese wochenlangen Märsche durch unbekannte Gegenden ihm mancherlei geistigen Gewinn brachten, liegt am Tage. Die Betrachtung der wechselnden Landschaften erhöhte und schärfte in ihm die Gabe der Naturbeobachtung, und aus den Gesprächen mit den Wanderern auf der Heerstraße, den Bauern auf dem Felde, aus seinen Plaudereien mit den Weibern am Brunnen, den Wirten in den Gasthäusern am Wege, aus den Erzählungen der Reisenden, die sich abends um das gemeinschaftliche Feuer am Herde scharten, lernte er Land und Leute viel besser kennen als der heutige Mensch, der mit der Eisenbahn durch die Welt fährt." Nach etwa 14tägiger Reise langte er in Greifswald an und wurde bald darauf akademischer Bürger und Hörer der Medizin, der aber nebenbei auch einige litterarische Kollegien belegte. Während der ersten Wochen lebte er sehr eingezogen, da ein neuer Blutsturz sich eingestellt hatte. In diesen Tagen lernte ihn ein anderer Mediziner, Wilhelm Danneil aus Salzwedel, kennen, und die beiden Studiengenossen schlossen ein inniges Freundschaftsbündnis. „Diese Ostern", berichtet Danneil seinem Vater, „sind eine Menge Westfalen hierher gekommen, darunter unstreitig der interessanteste, tiefgebildetste, Weber, echt poetisch gebildet, aber wegen körperlichen Übels zuweilen melancholisch und hypochondrisch. Er macht selten Gedichte und nur, wenn er von seinen Gefühlen ganz hingerissen wird, und auch dann nur kurze, aber gehaltvolle. Dabei hat er fast alle deutschen Klassiker gelesen und ist überhaupt in der Litteraturgeschichte sehr bewandert; er versteht vortrefflich Latein, Griechisch, Französisch u. s. w. und hat für sich viele griechische und römische

Schriftsteller, namentlich Dichter, gelesen und übersetzt, Dichter metrisch." In einem andern Brief heißt es: „Da sah ich einmal ein kleines Gedicht bei ihm liegen, und ich fragte, ob er noch mehrere hätte, und nach vielen Ausreden und Ausweichungen mußte er endlich gestehen, daß er noch mehrere habe. Am andern Morgen mußte er sie mitbringen. Er las sie mir selbst vor. Ich will weiter nichts über diese Carmina (Gedichte nennt er sie nie, auch nicht die besten, das ist ihm soviel, als nennte er sich Dichter, und das Wort ist ihm verhaßt, wenn es nicht von anerkannten Meistern gebraucht wird) sagen, denn sie gehören ja ins Reich der Phantasie. Ich habe sie mir sämtlich abgeschrieben und schrieb die neuen immer dazu, so daß es jetzt schon ca. 80 Oktavseiten sind. Alle sind im Augenblick dahin gegossen, wie irgend ein Gefühl in ihm so heiß ward, daß es diesen Ausweg suchte. Wahrlich ein schöner Ausweg! Deshalb ist alles reine Natur, nichts Gekünsteltes darin, und in diesen Carmina kann man am leichtesten und klarsten seinen Charakter schauen." Von allen diesen Carmina, denen der Freund ein Lob spendet, wie es über die reifen Schöpfungen des Mannes kaum besser hätte ausgesprochen werden können, hat Weber keines in seine Sammlung aufgenommen, und in die „Herbstblätter" sind ebenfalls nur wenige übergegangen. Über Webers litterarisches Wissen meldet derselbe Freund: „Jetzt thut er mir auch seine reiche Kunde der deutschen Dichter auf und seine große Bewandertheit in der deutschen Litteratur. Ich schämte mich, die Gedichte nicht zu kennen, die er fast auswendig rezitieren konnte, und bestrebte mich, ihm nachzueifern. Er kaufte sich den Shakespeare, übersetzt von Schlegel und Tieck, ich mir den Schiller und Matthisson. Nun lasen wir gemeinschaftlich, namentlich im Schiller, erklärten uns bei seinen Gedichten die dunklen Stellen, dachten uns Schillers Zustand, die Lage, woraus das Gedicht hergeflossen sei u. s. w. Es waren schöne Stunden und für Geist und Herz gewiß nicht unersprießlich. So beschäftigten wir uns zu Hause, so unterhielten wir uns in der freien Natur, vernachlässigten aber nie unsere Studien dabei. Waren wir von der Arbeit ermüdet, so griffen wir zur Guitarre, die er meisterhaft spielt, und er sang mit seiner reinen, kräftigen Stimme aus dem Schatz seiner Lieder, meistens ernsteren Gehaltes; einige sind von ihm selbst und von seinem Bruder, Kaplan in Driburg, einem ausgezeichneten Musikkenner, in Noten gebracht, die wegen ihres einfachen, ergreifenden Tones stets ansprechen." Dann erzählt der Freund, wie sie ihre Mahlzeiten zusammen einnahmen und wie ängstlich Weber immer gewesen, trotz seiner Geldverlegenheit vom Freunde etwas anzunehmen. „Nur in der höchsten Not hat er es einmal gestattet, daß ich ihm zwei Thaler geborgt habe, die er mir bei der ersten Gelegenheit wiedererstattet hat. Selbst, daß er bei mir zuweilen etwas genossen hatte, war ihm in manchen Stunden äußerst fatal. Auch tadelte er mich oft, wenn ich Gelegenheit dazu gab, und schonte mich durchaus nicht. Endlich ein so religiöses Gemüt, wie er es besitzt, ist jedes Betruges unfähig. Er wird vielleicht noch Theologie studieren, wohin freilich auch seine ganze Gemütslage mehr gerichtet ist."

Mit der erstarkenden Gesundheit nahm Weber auch an dem allgemeinen Studentenleben mehr und mehr Anteil. Er und sein Freund traten in die

Landsmannschaft „Pomerania“ ein und trugen bald mit Stolz das hellblauweiße Band. Weber wurde einer der beliebtesten Gesellen der Tafelrunde. Er trank wenig, offenbarte aber an den Kneipabenden einen überraschenden Humor, wie denn das frohe Studentenleben auch noch in der Dichtung des Mannes manche poetische Verklärung gefunden hat. Als im Herbst 1833 zahlreiche Mitglieder der Burschenschaften verhaftet wurden, fiel auch auf andere studentische Körperschaften der Verdacht, sich an der „Verschwörung“ beteiligt zu haben, und auch gegen Weber sowie einige andere Mitglieder der „Pomerania“ wurde Untersuchung eingeleitet. Das Ergebnis war, daß Weber vorläufig seinen Freitisch verlor und gänzlich auf die Güte seines Freundes angewiesen ward, der nun wochenlang tagtäglich mit ihm sein Mittagessen teilte. Als der Freund Ostern 1835 Greifswald verließ, konnte sich Weber bei seinen knappen Verhältnissen nur kümmerlich ernähren, und die unfreiwillige Fastenkur wurde seiner Gesundheit sehr nachteilig. Gegen Ende April befiel ihn wieder ein Blutsturz, und man befürchtete die Auszehrung. Glücklicherweise fiel endlich der Urteilsspruch, der Weber freisprach und damit auch wieder in den Genuß des Freitisches setzte, was beides zur Erlangung der Gesundheit nicht wenig beitrug.

Mit dem Studium der Medizin konnte sich Weber auch jetzt noch nicht ohne Zwang abfinden; immer noch zog es ihn zum Studium der Sprachen und Litteratur. Erst im Sommersemester 1836 scheint eine innere Aussöhnung mit dem Fachstudium stattgefunden und damit auch ein bemerkenswerter Fortschritt in demselben begonnen zu haben. Besonders war es Professor Berndt, dem Weber nicht bloß für seine Wissenschaft, sondern auch für seinen Charakter viel zu verdanken hatte. „Er hat mir seine gediegenen Grundsätze eingeprägt, und ihm verdanke ich den rechten Ernst des Berufes.“ Berndts Bildnis hing auch später immer in Webers Arbeitszimmer. „Dort sieht mir der Alte,“ meinte der greise Arzt lächelnd, „auf die Finger; jedes Rezept, das ich verschreibe, muß ich zweimal nachlesen, ehe ich es aus der Hand gebe. Ich versprach es ihm, und sein Bild mahnt mich täglich an mein ihm gegebenes Wort.“

Mitglied der Pomerania war auch der Schwede Olaf Rydeberg aus Rydaholm. Ihm war Weber nahegetreten und hatte von ihm das Schwedische erlernt und war dadurch in die Dichtungen Tegnérs eingeführt worden. Als Rydeberg im Sommer 1836 Greifswald verließ, lud er den Freund ein, ihn in seine skandinavische Heimat zu begleiten. Zwei Monate blieb Weber auf dem elterlichen Gut des Studiengenossen in Rydaholm und hatte so Zeit und Muße, schwedisches Land und schwedisches Volk zu beobachten. Wie Schweden seine zweite poetische Heimat wurde, zeigt sein ganzes späteres Schrifttum; Westfalen gehört sein ‚Dreizehnlinden‘, dem Norden sein ‚Goliath‘.

Als er nun im Herbst seine Studien in Greifswald wieder aufnehmen wollte, wurden ihm dort Schwierigkeiten gemacht, weil er sich über die letzten Monate nicht ausweisen konnte. So wandte er sich denn nach Breslau, wohin der Freund Danneil ihn schon so oft eingeladen, das dieser selbst aber jetzt mit Berlin vertauscht hatte. Dafür hatte er Weber die Adresse eines Breslauer Studenten mitgeteilt, den er sofort aufsuchen sollte. Dieser Student war Gustav

Freytag. Als Weber gegen Abend müde und bestaubt in Breslau ankam und den Freund Danneils auch gleich begrüßen wollte, fand er den Gesuchten nicht in seiner Wohnung, und da die Wirtin ihm wegen seines von dem langen Marsch etwas verwilderten Aussehens den Eintritt in die Stube des Abwesenden nicht gestatten wollte, legte der Ankömmling sich quer vor die Thüre des Zimmers und schlief ein. Mitten in der Nacht wurde er durch Schlüsselklirren geweckt, eine kräftige Hand faßte ihn bei den Schultern und eine Stimme rief: „Kerl, du bist entweder der Teufel oder der schwarze Weber." „Der letztere," entgegnete dieser lachend und fand bei dem Kameraden eine fröhliche Aufnahme.

Außer den medizinischen Vorlesungen besuchte Weber in Breslau auch die Vorlesungen Hoffmanns v. Fallersleben, fühlte sich aber von ihnen gar nicht befriedigt, von des Lehrers Persönlichkeit sogar geradezu abgestoßen. Diese ursprüngliche Antipathie vertiefte sich infolge der politischen Thätigkeit Hoffmanns und überdauerte die Jahre. Auch ein Wiedersehen der beiden gealterten Dichter in Corvey konnte eine Annäherung nicht bewirken. — Im übrigen hatte Weber nach den Worten G. Freytags, „als er zu uns kam, das lustige Studentenleben hinter sich und kam, um zu lernen; er war reifer und männlicher als ich, und der Ruf seiner dichterischen Begabung war bei seinen Greifswalder Freunden bereits groß. Mir erschien er als das Ideal eines Dichters weit mehr als mein Professor (Hoffmann v. Fallersleben), und ich sah mit großer Hochachtung auf ihn". Dasselbe gesteht Freytag in einem Brief an Weber von 1885: „Laß dir sagen, lieber Fritz, daß ich seit 1836, wo ich in Breslau dir bekannt wurde, stets Anhänglichkeit und treue Erinnerung dir bewahrt habe. Du erschienst mir damals als eine ideale Gestalt, an Talent und Charakter gereifter, als ich war, in meinem jungen Leben der erste gute Kamerad, dessen Überlegenheit ich mit dankbarer Bewunderung anerkannte. Das Schicksal wollte, daß wir nicht auf gleichen Bahnen und nicht im Dienste derselben Partei uns auslebten. In meinem Herzen aber bin ich dir immer gut geblieben, und dein Bild, so wie du dich damals mir gegenüber gabst, bewahre ich noch heute, als einen wertvollen Besitz aus jungen Jahren."

Auch bei den übrigen Studenten war Weber sehr beliebt und hieß schlichtweg „der schwarze Friedel", wie die Greifswalder Damenschaft ihn „den schönen Weber" genannt hatte. Wahrscheinlich unter Freytags Einfluß wurde Weber in Breslau auch ein eifriger Theaterbesucher. Vorübergehend tauchte in seinem Geiste sogar der Plan zu einem Schauspiel „Heinrich VI." auf, über dessen Fabel sich aber nur ein Vermerk von wenigen Zeilen erhalten hat. Auch später hat der Dichter sich niemals im Drama versucht. Es lag ihm eben nicht.

In den Weihnachtsferien erkrankte Weber. Einsam, hungrig, von allen Geldmitteln entblößt, vertrauerte er den Christabend auf seiner Stube. Als er mutlos in seinen Sachen herumkramte, fand er eine Düte mit Reis und den Ossian. Der Doppelfund bot ihm geistige und leibliche Erquickung. Während er den Reis bereitete und verzehrte, versenkte er sich zum erstenmal in die Nebelwelt des gälischen Sängers. Aus den Stimmungen dieser Stunden heraus quoll das traurige „Christnacht":

„Und alles ist so freudenvoll
In dieser schönen Nacht:
Christkindelein, Christkindelein,
Was hast du mir gebracht!“ [1]

Noch manche andere größere und kleinere Dichtung stammt aus der Breslauer Zeit, von denen aber nur das allerwenigste gedruckt ist. Besonders ein größeres erzählendes Gedicht „Vom jungen Ritter“ scheint schon echt Webersches Gepräge zu tragen. Mittelalterliche Vorbilder dürften nicht ohne Einfluß dabei geblieben sein. Ein anderes größeres Gedicht „Orpheus“ erinnert an Schillers „Hero und Leander“.

Anfangs März 1837 schied Weber aus Breslau, um nach Greifswald zurückzukehren, wo sich bedeutend billiger leben ließ. „Es hatte sich in ihm, wie er glaubte, eine Wandlung vollzogen. Er war zu der Überzeugung gelangt, daß er, ohne ein Unrecht zu begehen, seine Thätigkeit fortan nicht mehr in der bisherigen Weise teilen dürfe, vielmehr seine ganze Kraft dem erwählten Fachstudium widmen müsse.“ Das war leichter gewollt als ausgeführt. Seine Aufzeichnungen beweisen, mit welchem Fleiß und mit welchem Verständnis er damals sich dem Studium der Entwicklung der deutschen Litteratur widmete, und ein zweimaliger achttägiger Aufenthalt im Karzer wegen Teilnahme an Duellen zeigt, daß er auch dem studentischen Leben nicht entsagte. Aus jener lustigen Haftzeit stammen zwei sehr ernste Gedichte: „Der Wanderer“ und „Die Wallfahrer“.

Was er über das vorlaute „Junge Deutschland“ dachte, sagt er in einer Notiz aus 1839: „Es geht unserer Poesie wie einem Weinfasse. Wenn der reichliche Strom des edlen Feuergeistes verronnen ist, folgen sparsame und saure Hefen nach. Wo sind die großen Ideen, die gigantischen Figuren, die Schiller, Goethe, Klopstock, Lessing und all die andern an unserer Seele vorüberführten? Wie sind wir klein geworden und schwach! Unsere Poesie sieht aus wie ein Nürnberger Kinderspielzeug. Ein Lied, das keines ist, ein kleines gnomisches, epigrammatisches Ungetüm, eine Ausgeburt des Heinrich Heine, zwölf Linien groß, auf drei Reimpaaren fortkriechend, mit einem Stachel am hinteren Ende, das, wie die Heuschrecken im Alten Testamente, alle Blätter und Blüten unseres Bardenhains abfrißt, ersetzt uns alle Schiller, Goethe, Herder &c. Man möchte sagen, die deutschen Waldsänger sind eingefangen und in Käfige gesperrt und über der Avilette aufgehängt, um ihren Damen etwas Süßes, Schalkhaftes, Pikantes vorzuzwitschern.“ Weber hätte kein Poet sein müssen, hätte er die wirkliche Kunst des „Buches der Lieder“ und so mancher andern Schöpfung Heines nicht freudig anerkennen wollen; was ihn von dem Dichter zurückstieß, war dessen religiöser und politischer Cynismus. Ein Spottgedicht Webers auf Heine als den Verkünder eines neuen ästhetischen, politischen und sozialen Evangeliums schließt mit den Worten:

„Ich bin ein Mann voll Hohn und Haß
Aus Düsseldorf am Rheine,
Parforce-Poet und sonst noch was
Und heiße Heinrich Heine.“

[1] Herbstblätter.

Fast mehr noch als Heine verfolgt Weber dessen Nachahmer, die sich damals besonders in Berlin breit machten. Ihnen widmete er einen Kranz von Liedern, „Liederlust und Liebesleben in Berlin", die in ganz vorzüglicher Weise den Ton Heines treffen und die Nachahmer mit ihren eigenen Ruten geißeln. Besonders Gustav Freytag war von diesen Spottversen entzückt und wollte nicht ruhen, bis sie gedruckt seien.

Im Jahre 1838 befiel Weber ein letztes Mal das alte Brustübel, und zwar so heftig, daß er von den ihn behandelnden Professoren aufgegeben wurde. Er selbst dachte nicht anders. Langsam und mit vielen Schwankungen besserte sich indes der Zustand wieder. Die ersten Kräfte verwandte der Rekonvaleszent auf die Abfassung der Doktordissertation (De struma), die er im Herbst einreichte, worauf er dann am 4. Oktober das Rigorosum bestand und am 20. Dezember zum Doktor der Medizin promoviert wurde. Um diese Zeit lernte Weber auch Bismarck kennen, der damals zum Studium der Landwirtschaft die Akademie von Eldena besuchte und zugleich beim pommerschen Jägerbataillon in Greifswald seiner Dienstpflicht genügte. Weber empfing aus der eingehenden Unterhaltung eine sehr hohe Meinung von dem späteren Reichskanzler: „Es fiel mir auf, daß er schon damals ganz andere Interessen hatte als wir Knaben."

Im Februar 1839 ging der junge Doktor zur Vollendung seiner Studien nach Berlin, war aber durch Familienverhältnisse gezwungen, bald wieder in die Heimat zurückzukehren. Erst im Winter reiste er zum zweitenmal in die Hauptstadt, um dort die letzte Vorbereitung zur Staatsprüfung zu treffen, die er im Mai 1840 mit der höchsten Auszeichnung bestand.

„Jetzt ist alles vorbei," heißt es in seinem Tagebuch, „die Fidelität hat ein traurig Ende, und man ist angewiesen, dem kläglichen Philisterium armselige und magere Vergnügen und Zweckfreuden abzugewinnen, daß sich ein Stein erbarmen mag. O Meerschaumpfeifenkopf, nüchternes Emblem der Steifleinenheit! Owê war sint verswunden alliu miniu jâr!" Noch in manche Gedichte späterer Zeit spielt die goldene Fidelitas in idealster und rührendster Weise hinein. Auch die Freunde aus jener Zeit hat er nie vergessen, wenn auch die meisten niemals mehr seinen Lebensweg kreuzten. Als ihn der Zufall nach mehr als 40 Jahren mit demjenigen zusammenführte, der zugleich mit ihm promoviert hatte, „plauderten sie von alten Zeiten und den Menschen aus alter Zeit. Ich fragte nach diesem, dem und jenem. Tot! Und der Vierte und Fünfte? Tot, tot, alle tot! Es war wie ein Grabgeläute. Wir tranken Kulmbacher, rauchten Zigarren — und mir deucht, wir beiden alten Esel hatten nasse Augen".

Kaum war der Dichter in der Heimat angekommen, um das vielgefürchtete Philisterium zu beginnen, als ein Brief seines Freundes Dr. Quistorp aus Greifswald ihn mitten in die echteste Romantik zurückwarf. Quistorp wollte eine Reise nach Italien und Frankreich machen und bat Weber, ihn auf dieser Reise zu begleiten. Die Kosten der Fahrt wollte er, der Briefschreiber, allein tragen. Das war frohe Kunde für den Dichter, der bisher nur den Norden durchstreift hatte, dem selbst der Rhein noch fremd war, und der nun auf einmal Aussicht hatte, die Mittelpunkte der Kultur und Kunst zu schauen.

Am 2. September 1840 machte sich der junge Arzt, leicht bepackt wie ein fahrender Sänger, auf und kam über Kassel nach Halle, wo er zum erstenmal eine Eisenbahn bestieg, mit der er nach Dresden fuhr. Von dort brachte ihn die Post über Peterswaldau und Prag am 8. September nach Wien. Als er voll Freude in die Wohnung des Freundes stürmte, erfuhr er dort, daß dieser bereits seit drei Wochen abgereist sei und ihn zum 20. September in Mailand erwarte. „Ich fühlte die Stelle nicht mehr, wo ich stand," schreibt Weber; „es war kein Traum, es war Wirklichkeit, daß ich in Wien war, allein, ohne Mittel in der wüsten Stadt. ... Mein Vermögen bestand in 10 fl. und morgen in noch weniger und bis zum 20. September sollte ich in Mailand sein. Es blieb mir also keine Wahl, und ich beschloß hier zu bleiben." Weber benachrichtigte nun den Freund von seiner hilflosen Lage und mietete sich dann für den Preis von monatlich 4 fl. ein ärmliches, dunkles Zimmer. Er hatte Muße genug, die Herrlichkeiten der Kaiserstadt zu genießen. Zum Glück nahm sich ein jüdischer Kaufmann, Ferdinand Mathias, den er auf der Reise kennen gelernt hatte, seiner an und half mit seinem Freunde Jacobi über manche traurige Stunde weg, besuchte mit ihm Theater und Konzerte und lehrte ihn das Wiener Volksleben kennen. Nach kurzer Zeit ging aber das Geld zur Neige, der Hunger stellte sich ein und Hilfe war fern. Die Gedanken, die er in sein Tagebuch eintrug, sind recht düsterer Art. Am 22. September heißt es: „Wie mild und klar die Sonne scheint! Welch schönes Reisewetter! Narren kommen immer entweder zu früh oder zu spät, und ich bin zu spät gekommen. Stets klarer fühle ich, was ich versäumt habe. Rom sollte ich sehen und Paris, die alte und neue Welt." — 27. September. „Walther von der Vogelweide erzählt: Ze Ôsterrîche lernte ich singen unde sagen. Mir ist Singen und Sagen in Österreich vergangen, und überhaupt ist mein Mund mit den andern Organen in einen ziemlich unwillkommenen Ruhestand versetzt, der mir zu den seltsamsten Schwärmereien den ganzen Tag, oft sogar des Nachts übrige Muße giebt. — Die Sache fängt an, verwickelt zu werden. Es ist heute der dritte Tag, daß ich den Mittagstisch aufgegeben habe. Wann kommt Hilfe!" — 28. September. „Sollte das wahr werden, womit trübe Ahnungen mir drohen! Sollte ich hier noch ins Elend geraten! Wie leicht, wenn mein Brief nach Alhausen zu spät, vielleicht gar nicht angekommen wäre! Ich fange an, matter zu werden an Leib und Seele." Eine kleine Hoffnung auf Gelderwerb führte den Dichter zum Herausgeber der „Allgemeinen Theaterzeitung", dem er eine Reihe Gedichte zum Abdruck anbot. Dr. Bäuerle war freundlich und gab gute Aussicht, erbat sich aber Zeit zur Prüfung. Als Weber nach Hause kam, erwartete ihn eine freudige Überraschung. „Endlich ein Brief von Quistorp! Welche plötzliche Umgestaltung. Lahm und schmächtig kam ich eben aus der Rauhensteinstraße ... nicht eben mit den besten Aussichten zurück und hatte, mein Mittagsmahl in der Tasche tragend, allerlei trübe Gedanken im Kopf: da fand ich den Brief! Wenn ich nur erst in Venedig bei ihm wäre!" Bald danach traf auch eine Nachricht von Dr. Bäuerle ein, der Weber für seine Gedichte Honorar bot und ihn um eine Feuilletonnovelle bat. ... Eine dritte Freude brachte dem Ärmsten derselbe Tag dadurch, daß der

jüdische Bekannte Jacobi ihm 4 fl. 30 kr. für die Manessische Sammlung vorschoß, womit einer seiner besten Wünsche erfüllt wurde.

Am 4. Oktober endlich verließ Weber die Kaiserstadt und wandte sich über Laibach nach Triest. Am 7., morgens 8 Uhr, „hielt der Wagen; ich sah zum Schlage hinaus und mit den 10000 Griechen rief ich: θάλαττα, θάλαττα!“ Am 10. Oktober bestieg er die päpstliche Post, um über Loreto, Spoleto, Terni nach Rom zu fahren. Am Morgen des 13. Oktober tauchte dann die ewige Stadt vor dem sehnsüchtig suchenden Auge auf. Die Piazza del popolo mit den Napoleonischen Anlagen und dem Flaminischen Obelisk waren die ersten Gegenstände, die aus dem dämmernden Morgenduft zu unterscheiden waren. Am selben Tag traf Weber endlich auch auf den Freund Quistorp, der natürlich schon länger in Rom weilte und bereits an die Abreise dachte. In der That waren dem Dichter nur drei Tage Aufenthalt in all der Herrlichkeit vergönnt, die er zwar nach Kräften auszunützen suchte, die aber doch nur gerade hinreichten, seine Seele durch die Größe und Fülle des Geschauten zu überwältigen. „Dies und vieles andere habe ich gesehen“, so schließt er den Tagebuchbericht über den römischen Aufenthalt, „leider aber nur zu flüchtig und ebenso flüchtig den Papst.“

Am 16. Oktober ging die Reise zu viert weiter nach Neapel. Hier verlebte Weber mit den Freunden selige Tage. „Ich habe nie etwas Schöneres gesehen! Welch ein Himmel, welch ein Land und — welche Menschen!“ Wie er das Letztere versteht, sagt er uns selbst, wenn er Neapel „einen Himmel auf Erden, aber von Teufeln bewohnt“, nennt.

Am 29. Oktober gings mit dem Dampfer nach Civitá Vecchia und von dort unter heftigem Sturm nach Marseille. Der ganze Aufenthalt in Italien hatte nicht einmal einen Monat gedauert, und auch später hat Weber das klassische Land nicht mehr wiedergesehen.

Von Marseille brachte ihn die Post auf der Landstraße über Aix, Sisteron und Grenoble nach Lyon. Es war nicht gerade der schönste Teil der Provence, den der Dichter, dazu noch bei ungünstiger Jahreszeit, durcheilte. Sie hat denn auch seine Liebe nicht gewonnen: „Was soll ich von der Provence sagen? Es ist das traurigste, unfruchtbarste Land, das ich gesehen habe. Enge, steinige Thäler, öde und unbebaut, und nackte Felsenberge — meist aus aufgetürmter Nagelfluh, an der hie und dort eine Buchsbaumstaude, ein Rosmarinstrauch im kalten Winde bebt. Ich weiß nicht, woher die schönen Vorstellungen, die sich jeder von dem lieblichen Südfrankreich macht, in Umlauf gekommen sind. . . . Ich bin froh, aus dem Lande heraus zu sein!“ Damals hat es Weber gewiß nicht geträumt, daß er 43 Jahre später zum Ehrenmitglied der gerade zur Zeit seines unfreundlichen Abschieds aufblühenden neuprovençalischen Poetenschule ernannt und den Anwohnern der Durance als westfälisches Ebenbild des einheimischen Mistral vorgeführt werden sollte.

Am 18. November langten die Reisenden in Paris an. Hier gab es für den Dichter ebensoviel zu schauen als für den Arzt. Auf der Vendômesäule gingen ihm „Dinge durch den Kopf, von denen man in Deutschland keine Ahnung hat. — Und doch, ihr Franzosen, seid ihr glücklicher als wir, weil ihr freier

seid?“ — Die Überführung der Gebeine Napoleons nach dem Pantheon, deren Zeuge Weber war, scheint keinen tieferen Eindruck gemacht zu haben. Ein Hauptaugenmerk wandte Weber den Pariser Spitälern zu, hörte die Vorträge der berühmten Pathologen Andral und Gendrin und wohnte den Operationen des Chirurgen Velpeau und des Orthopäden Guérin bei. Mit französischen Litteraten trat er in Paris ebensowenig in Berührung als mit den dortigen deutschen. Auch der Abschied von Paris klingt nicht sehr höflich: „Wie froh und glücklich werde ich sein, wenn ich erst wieder deutschen Boden unter den Füßen habe! Es gefällt mir nicht zwischen diesen geckenhaften Menschen.“

Über Brüssel, Antwerpen, Löwen, Köln gings dann in der zweiten Hälfte des Dezembers der Heimat zu. Köln mit seinem Dom scheint es ihm angethan zu haben. „Großartig wird stets in meiner Erinnerung die Ruine des Kölner Domes bleiben, rein gotisch gebaut und restauriert mit Sinn und Verstand, wie es nur Preußen können. Wenn das Werk vollendet ist, wie man hofft, wenigstens wünscht, so werden die Italiener zu uns wallfahrten, und Rom wird vergessen sein.“

Zwei Tage vor Weihnachten begrüßte Fr. W. Weber die Seinigen in Alhausen — und nun erst sollte das Philisterium beginnen, das zum Glück für die deutsche Litteratur sich zwar weniger romantisch, aber poetisch fruchtbarer gestaltete als die Lehr- und Wanderjahre des Bruder Studio.

Wer mit der uns von Schwering so geistreich vermittelten Kenntnis der Jugendschicksale des Dichters dessen Werke liest, wird ihnen unwillkürlich ein neues Interesse und tieferes Verständnis abgewinnen. Er wird finden, daß es keine poetischen Phrasen und Floskeln sind, wenn gleich die „Gedichte“ anheben:

„Mir griff des Lebens harte Faust
Schon in die krausen Kinderlocken;
Den Knaben hat es derb zerzaust,
Hat ihn umsungen und umsaust,
Und wahrlich nicht mit Blütenflocken!

Und ‚schaffen!‘ rief’s; ‚die Stunde flieht!‘
Und trieb mich aus der Mutter Kammer:
‚Nur der hat recht, der recht sich müht;
Du selbst bist deines Glückes Schmied.‘
Ich weint’ und faßte Zang’ und Hammer.

Weit fuhr ich, wie die Sehnsucht fährt;
Von Riesen lernt’ ich und von Zwergen;
Und braun und stark zurückgekehrt,
Bestellt’ ich frisch den eignen Herd
In meiner Heimat grünen Bergen.“

Innerlich fertig war ja der 27jährige auch jetzt nicht. Aber das Leben hatte ihn frühzeitig in die Schule genommen und zum selbständigen, kampf- und leidensstarken Mann gemacht, der mit der Zeit und Gnade Gottes sich auch aus den inneren Wirren herausarbeiten sollte, die besonders in jenen Tagen politischer und religiöser Gärung keinem irgendwie bedeutenden Manne erspart werden sollten.

In seinem Rückblick „Nur Traum?“ widmet Weber den Jugend- und Wanderjahren drei Strophen:

„War's nur ein Traum? — Zuerst ein Frühlingstag;
Im Buchenwald geheimnisvolles Dämmern:
Ein Försterhaus, des Spechts eintönig Hämmern,
Des Habichts Ruf, des Finken süßer Schlag;
Und zu des Hähers Lärm der Taube Locken.
Fernab des Mühlbachs Fall und Kirchenglocken.

Dann Tisch und Bank im weißgetünchten Saal;
Ein Knabenschwarm, meist rosige Gesichter,
Gebückt auf Buch und Schrift; ihr Freund und Richter
Ein milder Mann, lehrhaft mit Wort und Zahl;
Homer und Plato in der Wände Nischen,
Der Schalk Horaz und Tullius dazwischen.

Dann eine Jünglingsschar! Ein farbig Band
Auf offner Brust; Wettstreit und reges Ringen
Mit frommer Wissenschaft, mit blanken Klingen;
Bei reicher Armut Thorheit und Verstand;
Gesang und Wein in edler Sitte Schranken;
Die Stirne hoch und Adler die Gedanken —.“ [1]

---

[1] Herbstblätter 4.

(Schluß folgt.)

W. Kreiten S. J.

Rezensionen.

Institutiones juris naturalis seu philosophiae moralis universae secundum principia S. Thomae Aquinatis ad usum scholarem adornavit ***Theodorus Meyer*** S. J. Pars II. Jus naturae speciale. gr. 8⁰. (XXVI et 852 p.) Friburgi Brisgoviae, Herder, 1900. Preis geb. *M.* 11.

Mit dem vorliegenden zweiten Band der Institutiones iuris naturalis gelangt die Philosophia Lacensis zum glücklichen Abschluß. Dieselbe besteht jetzt aus elf stattlichen Bänden. Acht Bände haben den leider zu früh verstorbenen P. Tilmann Pesch zum Verfasser (Institutiones logicales drei Bände, Institutiones philosophiae naturalis zwei Bände und Institutiones psychologicae drei Bände), einer den P. Hontheim (Institutiones Theodicaeae) und zwei den P. Meyer. Die Philosophia Lacensis ist wirklich ein monumentales Werk, das der katholischen Wissenschaft zur Zierde gereicht und einen bleibenden Wert besitzt.

Doch wir wollen uns jetzt nur mit dem eben erschienenen zweiten Band der Ethik des P. Meyer beschäftigen. Als wir vor 15 Jahren den ersten Band der Institutiones iuris naturalis zur Anzeige brachten[1], sprachen wir die Hoffnung aus, der zweite Band werde in nächster Zukunft folgen. Leider sollte sich unsere Hoffnung nicht erfüllen. Zunehmende Kränklichkeit verhinderte den schon greisen Verfasser, der zudem die höchsten Anforderungen an seine eigene Leistung stellt, das Werk der Öffentlichkeit zu übergeben. Um so aufrichtiger freuen wir uns jetzt über die glückliche Vollendung desselben.

P. Meyer ist der Nestor der deutschen katholischen Ethiker, und die katholische Moralphilosophie in Deutschland hat ihm viel zu danken. Als er vor bereits 33 Jahren mit seiner Schrift „Die Grundsätze der Sittlichkeit und des Rechts" an die Öffentlichkeit trat, war eine katholische Moralphilosophie in Deutschland fast eine unbekannte Sache; jedenfalls lag die Ethik ganz danieder. Selbst die treu kirchlich gesinnten Gelehrten, wie der hochverdiente Professor Ferdinand Walter, leugneten das Naturrecht und damit die Rechtsphilosophie im eigentlichen Sinne und erschütterten dadurch, ohne es zu ahnen, die Grundlagen der ganzen Moralphilosophie, ja selbst des kanonischen Rechts und der Moraltheologie.

[1] Vgl. diese Zeitschrift Bd. XXX, S. 97.

P. Meyers oben genannte Schrift und seine Aufsätze in den „Stimmen aus Maria-Laach", zu deren Gründern und ersten Mitarbeitern er gehörte, haben in dieser Beziehung bahnbrechend gewirkt und wieder an die fast vergessene Tradition der katholischen Vergangenheit angeknüpft. Fast alle katholischen Gelehrten in Deutschland, die seither auf moralphilosophischem Gebiete thätig gewesen, sind bei ihm direkt oder indirekt in die Schule gegangen. Auch der Schreiber dieser Zeilen rechnet es sich zur Ehre, ein Schüler des P. Meyer zu sein, und wird seinem hochverehrten Lehrer immer ein dankbares Andenken bewahren.

Mancher Leser dürfte vielleicht besorgen, ein Werk, das schon vor 15 Jahren als bald erscheinend angekündigt wurde, sei nicht mehr ganz auf der Höhe der Zeit. Doch eine genaue Durchsicht desselben hat uns überzeugt, daß diese Besorgnis völlig unbegründet ist. Das hohe Alter hat den Verfasser nicht gehindert, alle Tagesfragen bis zur Gegenwart herab aufmerksam zu verfolgen und auch die neuesten litterarischen Erscheinungen sorgfältig zu berücksichtigen.

Es ist uns selbstverständlich unmöglich, alle die wichtigen und praktischen Fragen, die in diesem zweiten Bande behandelt werden, zur Sprache zu bringen. Wir müssen uns mit einer kurzen Inhaltsübersicht begnügen. Der Band trägt den Titel Ius naturae speciale. Während der erste Band die allgemeinen Begriffe und Grundsätze der sittlichen und rechtlichen Ordnung klarlegt und begründet, wendet dieser zweite Band die allgemeinen Grundsätze auf die verschiedenen Verhältnisse an, in denen sich der Mensch thatsächlich befindet, um daraus die Pflichten und Rechte desselben im einzelnen zu bestimmen. Er zerfällt in drei große Abschnitte: das Ius individuale absolutum, das Ius sociale privatum und das Ius sociale publicum.

Im ersten Abschnitt: Ius individuale, wird der Mensch als Einzelperson in seinen Beziehungen zu Gott, zu sich selbst und zu seinen Mitmenschen betrachtet. Hier kommen unter anderem zur Sprache: der Begriff, das Dasein und die Notwendigkeit der Religion und der Gottesverehrung, ferner die negativen und positiven Pflichten des Menschen gegen sich selbst (z. B. Verbot des Selbstmordes), endlich die Pflichten und Rechte der Menschen untereinander: Pflichten der Nächstenliebe, der Wahrhaftigkeit, Recht der Notwehr, Recht auf Ehre, Gewissensfreiheit u. s. w. Auch die Duellfrage wird eingehend und gründlich besprochen.

Der zweite Abschnitt: Ius sociale privatum, handelt von der Familie und dem Eigentumsrecht. Den natürlichen Ursprung der Familie hatte der Verfasser schon im ersten Band (n. 405 sqq.) bewiesen; hier im zweiten behandelt er zunächst die Ehe: Zweck und Notwendigkeit mit der damit zusammenhangenden Cölibatsfrage und die gegenseitigen Pflichten und Rechte der Ehegatten, dann die gegenseitigen Pflichten und Rechte zwischen Eltern und Kindern und endlich das Dienstbotenverhältnis, einschließlich der Frage nach der Berechtigung der Sklaverei. Es folgt dann die Eigentumsfrage, die gründlich und allseitig beleuchtet wird. Zuerst setzt sich der Verfasser mit den modernen Kommunisten und Sozialisten, insbesondere mit K. Marx, eingehend auseinander, um dann positiv und allseitig die Grundlagen, den Zweck und Umfang des Privateigen-

tums darzulegen. Auch die verschiedenen Erwerbstitel, insbesondere das Erbrecht, kommen zur Behandlung. Hieran schließt sich dann eine eingehende Abhandlung über Wesen, Erfordernisse und Arten der Verträge.

Ungleich umfangreicher als die beiden ersten Abschnitte ist der dritte: das Ius sociale publicum. In zwei Büchern kommt hier zuerst das ius civile publicum internum, d. h. das Staatsrecht, und dann das ius civile publicum externum, d. h. das Völkerrecht, zur Sprache. Dem Staatsrecht sind nicht weniger als 496 Seiten, also mehr als die Hälfte des ganzen Bandes, gewidmet. Hier gelangen eine Fülle der wichtigsten und interessantesten Fragen zur Behandlung. In jedem Kapitel werden nach Darlegung der Grundbegriffe zuerst die gegnerischen Ansichten vorgeführt und widerlegt, und dann folgt der positive Aufbau der richtigen Lehre. Wir heben nur einige der wichtigsten hier erörterten Fragen heraus. Zuerst wird die Entstehung des Staates vom geschichtlichen und philosophischen Standpunkt erörtert und die Unhaltbarkeit der modernen Vertragstheorien nachgewiesen. Es folgt die Frage nach dem Zweck des Staates. Gegenüber der falschen Rechtsschutz- und Kulturstaatstheorie faßt P. Meyer seine Ansicht in die These: Finis societati civili naturaliter propositus est: tum ordinem socialem, quem naturae rationalis dignitas et organica societatis structura postulant, efficaciter fulcire, tum — intra limites eiusdem ordinis — omnimodae civilis prosperitatis socialiter prosequendae condiciones externas, publice necessarias, harmonice providere. Sachlich sind wir mit dieser Definition ganz einverstanden, vielleicht ließe sich aber eine kürzere und durchsichtigere Formel für dieselbe finden.

Die materiellen Bestandteile des Staates (Volk und Territorium) werden ziemlich kurz, doch ausreichend besprochen; um so ausführlicher behandelt der Verfasser die Staatsgewalt, ihr Wesen, ihren Ursprung, ihren Umfang u. s. w. Hier kommt auch die interessante Kontroverse zur Erörterung, wer der ursprüngliche Träger der Staatsgewalt sei. Bekanntlich haben viele Scholastiker, besonders seit Suarez, die Behauptung aufgestellt, immer und überall sei das Volk in seiner Gesamtheit der ursprüngliche Träger der Staatsgewalt, und nur durch Übertragung von seiten des Volkes könne ein Fürst die Souveränität besitzen. Der Verfasser zeigt eingehend, daß die Ansicht der Scholastiker wesentlich von derjenigen Rousseaus und seiner Anhänger verschieden ist. Trotzdem bezeichnet er dieselbe in ihrer Allgemeinheit, d. h. insofern sie behauptet, immer und überall könne ein Fürst nur durch Übertragung von seiten des Volkes die Staatsgewalt besitzen, für unhaltbar, und wie uns scheint, ganz mit Recht. Jedenfalls finden wir es sehr befremdlich, daß manche Anhänger der älteren Theorie, wie z. B. Quilliet, ihre Ansicht als doctrina catholica bezeichnen, gleich als ob die gegnerische Ansicht nicht katholisch wäre. Das sind rhetorische Kunstgriffe, die in der Philosophie nicht verfangen.

In der Abhandlung über Umfang und Kompetenz der Staatsgewalt wird auch das Verhältnis der Staatsgewalt zur Religion und Sittlichkeit, zum Unterrichts- und Schulwesen und zur materiellen Wohlfahrt untersucht. An der Hand der Encyklika Rerum novarum giebt der Verfasser einen kurzen Überblick über

die heutige soziale Frage, die Ursachen derselben und die Mittel zu ihrer Lösung vom christlichen Standpunkt.

Ein kleines Bedenken ist uns in dem Abschnitt über den Zweck der staatlichen Strafgewalt aufgestiegen. Da wird nämlich auch für die staatliche Kriminaljustiz außer dem Zweck der Erhaltung des Gesamtwohls noch ein zweiter Zweck aufgestellt, der darin bestehen soll, durch Vergeltung die verletzte Gerechtigkeit wiederherzustellen. Gewiß soll die Staatsgewalt die verletzte Gerechtigkeit herstellen, aber sie ist dazu nur soweit berechtigt, als es zum Gesamtwohl notwendig oder soweit dieser zweite Zweck schon im ersten enthalten ist. Denn es scheint uns ein ganz zweifelloser Grundsatz zu sein: die Staatsgewalt hat nur soweit das Recht bezw. die Pflicht, zu strafen, als es zum Wohle des Staates erforderlich ist.

Ein Glanzpunkt aus dem zweiten Bande des Meyerschen Werkes ist die zwar lange, aber interessante und umsichtige Besprechung der Staatsverfassungen; insbesondere bietet die Darlegung und Beurteilung des modernen Konstitutionalismus und der Abgeordnetenwahlen sehr viel Aktuelles und Lehrreiches.

Den Schluß des Werkes bildet das Völkerrecht oder die Abhandlung über die Pflichten und Rechte der souveränen Staaten untereinander sowohl zur Zeit des Friedens als zur Zeit des Krieges. Sehr gut beweist P. Meyer das Dasein eines allgemeinen natürlichen Völkerrechts und zeigt zugleich überzeugend, daß es ohne Naturrecht überhaupt kein Völkerrecht geben kann, weder ein positives noch ein natürliches.

Doch es würde uns zu weit führen, all die interessanten und wichtigen Fragen anzuführen, die in diesem Abschnitt und im zweiten Bande überhaupt zur Behandlung kommen. Wir können den des Lateinischen kundigen Leser nur auffordern: nimm und lies. Ein mustergültiges Personen- und Sachverzeichnis erleichtert wesentlich den Gebrauch des Werkes. Die Sprache ist klar und durchsichtig und von klassischer Ruhe und Vornehmheit. Die scholastische Form wird überall eingehalten, doch in freier und ungezwungener Weise, so daß sie, weit entfernt, zu ermüden oder zu stören, beim Studium die Orientierung, die Unterscheidung zwischen Behauptung und Beweis, zwischen Wesentlichem und Unwesentlichem, zwischen Grundprinzipien und Folgerungen in hohem Grade erleichtert. Das Urteil des Verfassers ist in allen den wichtigen und schwierigen Fragen, die er behandelt, äußerst umsichtig und maßvoll. Die Gründe dafür und dagegen werden allseitig und gründlich abgewogen, um so zu einem sicheren Entscheide zu gelangen. Die Gegner werden immer in nobler Weise behandelt.

So können wir dem schönen, reichhaltigen und gründlichen Werk nur die größte Verbreitung wünschen. Dasselbe ist die reife Frucht langjähriger Lehrthätigkeit und angestrengter Geistesarbeit, die sich über mehr als ein halbes Jahrhundert erstreckt. Möge es dem verehrten Verfasser vergönnt sein, recht bald eine zweite Auflage seines vortrefflichen Werkes zu erleben!

Viktor Cathrein S. J.

Das Civileherecht des Bürgerlichen Gesetzbuches, dargestellt im Lichte des canonischen Eherechts von Dr. **Jos. Hollweck**, Professor des Kirchenrechts und der Kirchengeschichte am bischöfl. Lyceum in Eichstätt. Mit kirchlicher Druckerlaubniß. 8⁰. (VIII u. 264 S.) Mainz, Kirchheim, 1900. Preis *M.* 4.50.

Daß die Entchristlichung des staatlichen und öffentlichen Lebens so weit gediehen ist, wie die Ausbreitung der sogen. Zivilehe in den bisher christlichen Ländern Europas es darlegt, ist eine bedauerliche Thatsache, aber eine Thatsache, mit der auch der Katholik sich abfinden muß.

Vorliegende Schrift giebt eine in kirchenrechtlicher und staatsrechtlicher Beziehung wohldurchdachte Erklärung der Eheparagraphen des Bürgerlichen Gesetzbuches für das Deutsche Reich, d. h. derjenigen Paragraphen, welche sich auf das Verlöbnis, die Ehehindernisse, die Eheschließung und -scheidung und die Wirkungen der Ehe beziehen. Auch die Katholiken müssen sowohl die Tragweite der betreffenden Paragraphen als auch ihr Verhältnis zum kanonischen Rechte kennen. Selbst wenn sie in denselben einen Übergriff der staatlichen Gewalt in kirchliches Gebiet sehen, so sind sie doch aus praktischen Gründen gehalten, denjenigen Vorschriften, welche sie ohne Gewissensverletzung befolgen dürfen, sich zu fügen und mit denjenigen, welche ihren religiösen Pflichten widerstreiten, den Konflikt nach Möglichkeit zu vermeiden. Sowohl den Laien als den Seelsorggeistlichen ist eine genaue Kenntnis der betreffenden Gesetze von nöten. In dieser Hinsicht bietet die Schrift durchgehends eine zuverlässige und genaue Erörterung. Wir empfehlen dieselbe um so mehr, weil der katholische Leser darin auch Belehrung findet über die religiöse Weihe und hohe Würde, welche der christlichen Ehe nach dem kirchlichen Dogma zukommt.

Doch können wir den Ausführungen über die Eheschließung (S. 141 ff.) nicht in allem beistimmen. Weil zur bürgerlichen Eheschließung nach § 1317 die aktive Assistenz des Standesbeamten, d. h. die Bereitwilligkeit, die beiderseitige Eheerklärung der Brautleute entgegenzunehmen, erforderlich ist und nicht, wie nach kanonischem Recht, die passive Assistenz des Pfarrers und der Zeugen genügt: so scheint der Verfasser daraus zu folgern, daß wie bei der protestantischen Trauung so auch bei der Ziviltrauung nach dem Bürgerlichen Gesetzbuch die Konsenserklärung nur eine notwendige Voraussetzung sei und der Schwerpunkt des Zustandekommens des Ehekontrakts, die bewirkende Ursache desselben, in der Handlung des Standesbeamten liege. Wir glauben, diese Folgerung wäre übertrieben. Der § 1317 faßt klar genug die Willenserklärung der Verlobten als bewirkende Ursache auf, die aktive Assistenz des Standesbeamten freilich als notwendige Bedingung. Diese aktive Assistenz oder dieses Bekunden der Bereitwilligkeit braucht keineswegs der Willenserklärung der Verlobten zu folgen, es kann ihr sehr wohl und soll eigentlich ihr vorausgehen. Daher ist auch der Ausdruck des Herrn Verfassers S. 151 mindestens ungenau, wenn er zur wesentlichen Form der bürgerlichen Eheschließung zählt, „daß der Standesbeamte wenigstens durch die Erklärung, daß die Verlobten kraft dieses Gesetzes (B. G.-B.) nunmehr rechtmäßig verbundene Eheleute seien, zu erkennen gebe, daß er bereit war, ihren Konsens entgegenzunehmen“; diese Erklärung

wird nach §§ 1318 und 1324 ausdrücklich zu den nichtwesentlichen Vorschriften über die Form der Eheschließung gerechnet.

Es scheint fast, als ob der Herr Verfasser bemüht gewesen sei, so viel Widerstreit des Bürgerlichen Gesetzbuchs mit dem kanonischen Rechte aufzuweisen, als es nach der schroffsten Auffassung nur möglich ist. Rezensent gesteht, daß er diesen Standpunkt nicht teilt, sondern daß er der katholischen Sache zu dienen glaubt, wenn der Widerstreit, der immerhin groß genug bleibt, um der praktischen Folgen willen bei Auslegung der Gesetzesparagraphen in so enge Grenzen eingeengt werde, als es durch eine annehmbare Erklärung noch eben möglich ist. Jener Standpunkt des Verfassers kommt ganz besonders in dem einleitenden Abschnitt I: „Die Civilehe im allgemeinen", zum Ausdruck. Sowohl die Handlungsweise des Zentrums bei der Beratung und Beschlußfassung über das Bürgerliche Gesetzbuch als auch die Bemerkungen, welche der Rezensent dieser Schrift bei verschiedenen Gelegenheiten über die Bedeutung der Zivilehe des Bürgerlichen Gesetzbuchs gemacht hat, werden einer starken Kritik unterzogen.

Daß der Herr Verfasser die Einführung der Zivilehe für die christlichen Ehen grundsätzlich verurteilt, darin wird ihm jeder Katholik beistimmen und beistimmen müssen; auch die fakultative Zivilehe wird mit Recht davon nicht ausgenommen. Trotz dieser grundsätzlichen Verurteilung auch der fakultativen Zivilehe (S. 43) wird sie vom Verfasser dennoch für praktisch annehmbar erklärt als das minus malum, und es scheint sogar als eine moralische Schuld gedeutet zu werden, daß die Vorlage zu Gunsten der fakultativen Zivilehe zum Scheitern gebracht wurde (S. 46).

Ob das Zentrum im Reichstag ein malum wählen durfte und ob es unter den zur praktischen Wahl gestellten Übeln das kleinere Übel gewählt hat, darüber eine Erörterung anzustellen, ist hier nicht der Platz. Daß es aber ehrlich geglaubt hat, ein geringeres Übel wirklich zu wählen, dafür darf wohl das Selbstzeugnis des Zentrums als vollgültiger Beweis gelten.

Auch will es dem Rezensenten nicht einleuchten, daß die Zugeständnisse, welche durch das Bemühen der Zentrumsabgeordneten ins Bürgerliche Gesetzbuch Aufnahme gefunden haben, so wertlos sind, wie der Herr Verfasser glauben möchte. So ist z. B. die Straflosigkeit des Priesters, der in Todesgefahr des Betreffenden vor der Zivileheschließung die Ehe zum kirchlichen und vor Gott und dem Gewissen gültigen Abschlusse bringt, keineswegs so wertlos. Noch viel weniger wertlos ist es in den Augen des Rezensenten, daß den katholischen Richtern und Beamten ein Ausweg geboten ist, nach welchem sie im Notfalle bei Anwendung derjenigen Paragraphen mitwirken können, welche sie sonst in unlösbaren Konflikt mit ihren heiligsten Gewissenspflichten gebracht hätten und sie nur vor die Wahl stellten, entweder ihre religiösen Pflichten gröblich zu verletzen oder ihrem Amte zu entsagen. — Dieser Ausweg beruht freilich auf der Auffassung, daß der Katholik berechtigt sei, die Zivilehe des Bürgerlichen Gesetzbuchs unter solchen Umständen nur als den Inbegriff der staatlichen Rechte und des staatlichen Schutzes der Ehe aufzufassen. Wenn dem Herrn Verfasser die darin liegende Unterscheidung der Ehe vor Gott und dem Gewissen und der Ehe als dem Inbegriff der staatlichen Rechte und des staatlichen Schutzes, wie er sich mehrmals ausdrückt, nur eine „hohle Phrase" ist, dann ist das den römischen Behörden keineswegs eine hohle Phrase gewesen; die heilige Pönitentiarie ließ gerade auf Grund dieser Unterscheidung ein Scheidungsurteil seitens des weltlichen Beamten zu (23. Sept. 1887: siehe *Gasparri*, De

matrimonio n. 1246). Dem Verfasser fehlt da jeder Grund und Boden, solches jemals zulassen zu können. Wenn er diese so tief ins Gewissen der Richter einschneidende Frage praktisch damit zu lösen sucht (S. 85, Anm. 1), daß, um größere Übel zu vermeiden, die katholischen Richter behufs der Mitwirkung bei zivilen Ehescheidungen nicht zu beunruhigen seien: so würde damit ja das reine Nützlichkeitsprinzip ausgesprochen, wenn man nicht unterstellte, eine derartige Mitwirkung enthielte nicht etwas in sich Unerlaubtes. Allein die Ehe schlechthin, d. h. das vor Gott geschlossene Eheband, scheiden zu wollen, ist für den Katholiken etwas absolut Unerlaubtes; damit also eine Scheidung in Notfällen dennoch erlaubt werde, muß die Möglichkeit vorliegen, nicht die Ehe schlechthin als Gegenstand der Scheidung zu verstehen, sondern nur die Zivilehe als den Inbegriff der staatlichen Rechte und des staatlichen Schutzes.

Daß diese Auffassung an innerem Widerspruche leide, dafür hat der Herr Verfasser in all seinen Ausführungen den Beweis nicht erbracht. Dieser Beweis wird nicht dadurch erbracht, daß die Staatsrechtsgelehrten, welche kein anderes Recht für den Menschen kennen, als was der Staat ihm gegeben hat, den Begriff der Ehe schlechthin in den staatlichen Rechten der Eheleute aufgehen lassen. Im Gegenteil läßt sich gerade aus dieser Verkümmerung der Rechtsidee die Berechtigung herleiten, zwischen staatlichem Rechte und dem Rechte vor Gott zu unterscheiden.

Doch die weitere Ausführung des hier berührten Gedankens würde Stoff zu einer ganzen Abhandlung bieten. Unsere Rezension ist schon lang genug geworden. Trotz der Hervorhebung der Verschiedenheit des Standpunktes des Herrn Verfassers und des Rezensenten in dem beregten Punkte soll im übrigen die hohe Empfehlbarkeit des besprochenen Buches wiederholt werden.

Aug. Lehmkuhl S. J.

Die Religion der Römer. Von **Emil Aust.** (Darstellungen aus dem Gebiete der nichtchristlichen Religionsgeschichte. XIII. Bd.) gr. 8⁰. (VIII u. 268 S.) Münster i. W., Aschendorff, 1899. Preis *M.* 4.50.

Man kann sich wohl dem Lobe anschließen, welches von namhaften Gelehrten dem mythologischen Teil dieses Werkes gezollt wurde. Es ist aber sehr bedauerlich, daß sich der Herr Verfasser auf das Gebiet der vergleichenden Religionswissenschaft viel zu weit hinauswagte und dabei einige der schönsten und idealsten Glaubenssätze und Institutionen der christlichen Religion durch Zusammenstellung mit römischen Gottheiten und Gebräuchen in ein ganz falsches Licht rückte. Es werden nicht bloß aus ganz allgemeinen, zufälligen Ähnlichkeiten die weittragendsten Schlüsse auf Entlehnung und Abhängigkeit gezogen, sondern es werden auch von ganz irrtümlichen und mißverstandenen Voraussetzungen aus christliche Einrichtungen mit heidnischen verglichen. Ohne jeglichen Beweis wird z. B. behauptet, „der Kultus der weiblichen Gottheiten" habe sich „verengt" zur Verehrung der Maria, die von jenen den Göttertypus und viele ihrer ehrenden Beinamen empfängt (Königin, Herrin, Mutter, himmlische Jungfrau u. s. w. S. 114 ff.). „Da die alten Götter", heißt es an einer andern Stelle, „sich aus der Erinnerung des Volkes nicht tilgen ließen, so wurde ihre

Existenz selbst von der Kirche nicht in Abrede gestellt, ihr Wirken aber galt fortan als schädlich und unheilvoll für die Menschheit, ihr Dienst als Götzendienst; aus dem Himmel verwiesen, fuhren sie als böse Geister hinab zur Hölle, von wo indessen gar mancher wiederum entwich, um sich unter verändertem Namen in die verlassenen Sitze heimlich wieder einzuschleichen." „Im christlichen Schutzengel ... verbarg sich der altrömische Genius" (S. 113). Den Bemühungen der Kirche soll es zwar gelungen sein, die Anrufungen im Gebet auf die Märtyrer und Heiligen zu beschränken, diesen sei aber doch auf diese Weise „die Göttlichkeit" erhalten geblieben (S. 114). Solche Sätze verstoßen nicht bloß gegen die katholische Dogmatik, sondern auch gegen eine tiefere wissenschaftliche Auffassung und die gesichertsten Resultate der christlichen Archäologie. Aust hat es zwar niedergeschrieben, daß gewisse allgemeine Einrichtungen, wie z. B. Prozessionen, ihren Ursprung „in dem der ganzen Menschheit gemeinsamen religiösen Bedürfnisse" haben, wußte aber bei seiner Darstellung diesen Kanon nicht genug zu berücksichtigen. So läßt er das Fest Mariä Reinigung aus den Luperkalien entstehen, wobei er den vielleicht von Papst Gelasius eingeführten Lichtumzug — die Sache ist historisch sehr zweifelhaft — mit dem Feste identifiziert; zudem bedenkt er nicht, daß auch im Orient, wenigstens später, eine Lichterprozession mit dem Feste Hypapante, das schon in der Peregrinatio Silviae erwähnt wird, verbunden erscheint, ohne daß ein Einfluß von Rom her irgendwie wahrscheinlich gemacht werden könnte. Die andere Prozession am 2. Februar — ob es dem Herrn Verfasser klar war, daß Mariä Lichtmeß und Mariä Reinigung das gleiche Fest sind, wage ich nicht zu entscheiden — stellt Aust neben das alte Amburbium, obwohl die christliche Prozession sicher nicht vor dem Ende des 6. Jahrhunderts in Gebrauch kam. Daß man die Prozession am Tage der litania maior in irgend eine Beziehung zu den Robigalia bringt, mag noch angehen. Wie aber dieser Umzug am 25. April durch „reifende Saatfelder" schreiten konnte, ist allerdings schwer zu begreifen.

Ganz unrichtig ist jedenfalls die Bemerkung, die Ambarvalia hätten sich in das bewegliche Frühlingsfest der kleinen Litanei verwandelt. Diese kleine Litanei ging nämlich bekanntlich von Gallien aus und fand erst im 8. Jahrhundert in Rom Eingang; auch kann von einem „beweglichen Frühlingsfest" gar keine Rede sein.

So wäre denn zu wünschen gewesen, daß alle Seiten, welche über die christliche Religion handeln, einem Kenner des Gegenstandes unterbreitet oder ganz gestrichen worden wären. Ohne sie hätte das Buch bleibenden Wert, den es leider jetzt nicht beanspruchen kann.

Stanislaus v. Dunin-Borkowski S. J.

1. **Die Amarna-Zeit**; Ägypten und Vorderasien um 1400 v. Chr. nach dem Thontafelfunde von El-Amarna. Von **Karl Niebuhr**. (Der alte Orient. Gemeinverständliche Darstellungen, herausgegeben von der Vorderasiatischen Gesellschaft. Heft 2.) 8°. (32 S.) Leipzig, Hinrichs, 1899. Preis 60 *Pf.*

2. **Einflüsse orientalischer Politik auf Griechenland im 6. und 5. Jahrhundert.** Von **Karl Niebuhr.** (Mittheilungen der Vorderasiatischen Gesellschaft, 1899. 3.) 8°. (52 S.) Berlin, Peiser, 1899. Preis *M.* 2.50.

1. Zu den bedeutendsten archäologischen Funden der letzten Decennien zählen die nach dem Fellachendorf El-Amarna (in Mittelägypten) genannten Thontafeln, in denen eine der ältesten diplomatisch-politischen Urkundensammlungen, nämlich die umfangreiche Korrespondenz zwischen ägyptischen Pharaonen und vorderasiatischen Königen und Statthaltern uns erhalten geblieben ist. Den Inhalt dieses merkwürdigen Fundes, um den sich bereits eine große fachwissenschaftliche Litteratur gebildet hat, führt uns Niebuhr in einer anziehend geschriebenen Abhandlung vor Augen. Nach einem einleitenden Abschnitt über Auffindung und Art der Thontafeln, der auf die überraschende Thatsache hinweist, „daß um 1400 v. Chr. das semitische Babylonisch als Diplomatensprache des Orients gedient hat", werden der Reihe nach II. Hof und Verwaltung der Ägypter, III. die Briefe asiatischer Könige, IV. Briefe der unterworfenen Asiaten, V. die allgemeine Lage zur Amarna-Zeit behandelt. Wie die Briefe uns wichtige Aufschlüsse über die politischen Wechselbeziehungen zwischen den beiden Pharaonen der XVIII. Dynastie und den kleinasiatischen Völkern und Herrschern geben, so lassen sie ganz neue Schlaglichter auf Kultus und Kultur dieser reich entwickelten Staatswesen fallen. Schon der Umstand, daß die Korrespondenz einem Staatsarchive einverleibt war, das die Urkunden des diplomatischen Verkehrs unter königlicher Aufsicht künftigen Geschlechtern aufbewahrte, ist eine kulturgeschichtlich höchst interessante Thatsache. Als die „Sonnenstadt", auf deren Trümmern heute das Dorf El-Amarna liegt, zerstört wurde, waren es denn auch Archivbeamte, welche diese Staatsurkunden verbargen und so einer Zerstörung entzogen, der alles übrige zum Opfer gefallen ist. Unter den Völkern, auf welche die diplomatischen Aktenstücke Bezug nehmen, beanspruchen ein besonderes Interesse die Habiri, über die in den Berichten der Statthalter im Amoriterlande und in Kanaan vielfach Klagen und Befürchtungen laut werden. Unter den Habiri sind keine andern als die Hebräer zu verstehen. Sie schwärmen in der Libanongegend herum, besitzen anscheinend schon Sichem und das Gebirge Ephraim als freies Stammeseigentum (S. 24). Der Statthalter des festen Platzes, der später Jerusalem heißt, schreibt nach Ägypten: „Sollen die Habiri sich der königlichen Städte bemächtigen?" Aber die Schlaffheit der ägyptischen Regierung überläßt die Statthalter ihrem eigenen Schicksal. Immer weiter breitet sich die Macht der Habiri aus. — So bietet Niebuhrs Darstellung ein übersichtliches Bild der wichtigsten Ergebnisse, die aus der wissenschaftlichen Bearbeitung der Thontafeln bis jetzt geflossen sind. Die Abhandlung empfiehlt sich durch die frische und lichtvolle Sprache. Sie ist geeignet, das Interesse für die archäologischen Arbeiten, welche Deutschland im Bereiche des vorderasiatischen Orients unternimmt, in immer weitere Kreise zu tragen.

2. In der zweiten Abhandlung hat sich Karl Niebuhr die dankenswerte Aufgabe gestellt, die politischen Beziehungen und Einflüsse zu prüfen, welche

den kleinasiatischen Orient in dem den Perserkriegen unmittelbar vorausgehenden Zeitraum mit Griechenland verbinden. Dieser Zeitraum bedarf einer um so sorgfältigeren Untersuchung, je unbestrittener einesteils das Ansehen Herodots in der Darstellung der Ereignisse dieser Epoche bislang zu gelten schien und je widerstreitender anderenteils die Thatsachen sind, die sich aus orientalischen Quellen gegen Herodots Bericht ergeben. Im Mittelpunkte steht das lydische Königreich und die Geschichte der Beziehungen, welche die lydischen Könige und vor allem Krösus zum Heiligtum von Delphi unterhalten haben sollen. Herodot berichtet von großartigen Weihegeschenken, welche Krösus dem phokischen Orakel gewidmet hatte. An diese Berichte knüpft Niebuhr an, um die Angaben des „Vaters der Geschichte" einer fast kriminalistischen Untersuchung zu unterwerfen, aus der Herodot nicht gerade als Zeuge der historischen Wahrheit hervorgeht. Der Historiker der ruhmreichsten politischen Epoche Griechenlands wird in seinen Angaben über die Geschichte und den Einfluß Lydiens einem scharfen Kreuzverhör unterworfen, so daß Niebuhr sich veranlaßt sieht, „dem eventuellen Vorwurfe rein kriminalistischer Folgerungen" durch die Bemerkung vorzubeugen, „Geschichtswissenschaft und Polizeiwissenschaft" seien doch keineswegs so „heterogene Dinge", wofür sie „ungeachtet aller Fortschritte der kritischen Methode noch angesehen werden". Nun sind wir — um dies gleich von vornherein auszusprechen — der Ansicht, daß Niebuhr in der kriminalistischen Tendenz, die er seiner Untersuchung über oder besser gegen Herodot gegeben hat, entschieden über die Grenzen der geschichtlich gegebenen Thatsachen hinausgegangen ist. Wenn sich Herodot wirklich so grober Fälschungen in der Darstellung der den Perserkriegen vorausgehenden Ereignisse und namentlich der Beziehungen Lydiens und Delphis schuldig gemacht hatte, wie konnte er eine solche Darstellung einem Publikum vorlegen, das den Ereignissen nicht bloß sehr nahe stand, sondern bezüglich Delphis es jederzeit in der Hand hatte, die Angaben nachzuprüfen? Herodot ist für Niebuhr „die große Glocke der delphischen Priesterschaft". Die vorliegende Form der Erzählung erinnert ihn „an die ins Exotische schweifende Phantasie eines Bettelmönches, dessen Erzählung vom wunderbar geheilten indischen Fürsten, vom unerwartet siegreichen Negerkönig oder vom lange Zeit kinderlos gewesenen Chinesen unweigerlich mit den Worten endet: ‚Da nahm er das kostbarste Stück seines Besitzes und weihte es dem Heiligen.'" Darum darf denn auch Niebuhr von „Herodots faulen Pfaden" reden. Das sind unseres Erachtens Übertreibungen, die uns der Wahrheit ebensowenig näher bringen wie der unbedingte Glaube an alles, was der „Vater der Geschichte" uns erzählt.

Die Schärfe des Tadels, das fast wegwerfende Urteil scheint um so weniger vorläufig berechtigt, als die Kritik, welche Niebuhr übt, weniger auf Thatsachen als auf Kombinationen und Vermutungen ruht, die ihre Stütze zum Teil in sehr viel späteren Angaben eines Dionysos von Halikarnaß u. s. w. haben. Ein „Blick in die parallele Bethätigung der Alttestamentler" giebt den Gründen keinen günstigeren Aspekt. Mit dem „Indicienbeweis" hat es seine eigene Bewandtnis. Und was auf dem Gebiete der alttestamentlichen Kritik an „Indicien" gewonnen wurde, hat sich doch bereits vielfach so brüchig erwiesen, daß der besonnene Forscher

ernste Bedenken tragen sollte, darauf zurückzugreifen, „um vorwärts zu kommen". Trotz dieses entschiedenen Vorbehaltes stehen wir nicht an, die Niebuhrsche Arbeit als verdienstlich zu bezeichnen, insofern sie die Kritik auf jene Punkte hinweist, welche der ernsten Prüfung bedürfen, um Geschichte und Fabel in dieser für die gesamte Entwicklung des klassischen Altertums so bedeutsamen Epoche zu scheiden. In einzelnen Fragen zeichnet sich die Untersuchung durch großen Scharfsinn, das Ganze aber durch eine fesselnde Darstellung aus, so daß sie auch jenem, der sich mit der gegen Herodot gerichteten kriminalistischen Grundtendenz der Schrift bis jetzt nicht befreunden kann, eine ebenso anziehende als lehrreiche Lektüre bietet. Zur Orientierung in einer Frage, welcher die nächsten Jahrzehnte kleinasiatischer Forschung aller Wahrscheinlichkeit nach neue und wichtige Gesichtspunkte erschließen werden, wird die Schrift dem Historiker und Philologen eine beachtenswerte Führerin sein. **Jos. Dahlmann** S. J.

Hochlandsklänge von Dr. **August Lieber.** 12°. (208 S.) Lindau im Bodensee, Lutz, 1900. Preis brosch. *M.* 3; geb. *M.* 4.

Es bedarf nicht mancher Stichprobe, um den Leser zu überzeugen, daß er es in dem vorliegenden Büchlein mit den ernsten, abgeklärten Äußerungen einer poetisch reichbegabten, eigenartigen Persönlichkeit zu thun hat. Hier wird nicht versucht, hundertmal schön Gesagtes noch ein weiteres Mal unbeholfen wiederzusagen, bloß weil man das Bedürfnis fühlt, überhaupt etwas zu sagen. Hier tritt uns ein Mann entgegen, der nicht ist wie alle andern und darum auch nicht redet, was und wie alle andern. Man beginnt sehr bald — wenigstens uns erging es so —, über das Lied hinweg sich den Sänger selbst zu besehen und ihm und seinem tragischen Schicksal teilnehmend nachzufragen. Es ist in diesem Manne eine seltsame Mischung von spröder, fast starrer Selbständigkeit und edlem Stolz, und dabei doch einer tiefgründigen Weichheit und fast frauenhaften Milde. Und man fühlt sehr bald, keines dieser Gefühle ist gemacht, sie gehören unzertrennlich zur Physiognomie dieses Mannes. Man fragt sich, wie kam es, daß das Kind des waldreichen Taunus jetzt an den Ufern des Inn als Mann den Jugendträumen im goldenen Grunde nachtrauert und die stolzen Hochlandsklänge anstimmt; welche Geschicke waren es, die den Stahl dieses Charakters gehärtet, die den Mann so eifersüchtig auf seine Selbständigkeit und Freiheit machten? So ist es denn nicht in allerletzter Linie das biographische Interesse, das freilich mehr geweckt als befriedigt wird, was den Liedern des Sängers einen ganz eigentümlichen Reiz verleiht. Das alles aber würde nicht genügen, dem Büchlein eigentlich litterarischen Wert zu geben, wenn der Mann nicht auch zugleich ein wirklicher Dichter wäre, d. h. wenn er das, was er zu sagen hat, nicht auch in einer anschaulichen, gemütstiefen und klassisch vollendeten Sprache sagte. Was nun das letztere anlangt, so drängt sich dem Leser sofort die Erkenntnis auf, daß er es bei Lieber mit einem wirklichen Sprachkenner und -künstler zu thun hat. Hinter der Sprache dieser Hochlandshymnen und anderer mehr persönlicher Lieder macht sich ein gründliches Studium der mittelalterlichen und modernen Muttersprache bemerklich, das nun der Rede des Dichters ihr eigentümliches Gepräge gegeben

hat. Ohne im allergeringsten Nachahmer zu sein, geht Lieber bei den Romantikern und ihren Gegnern in die Schule, lernt aber vor allem von den alten Klassikern die Geheimnisse der Mäßigung, der Klarheit, des Wohllauts und des Rhythmus, ohne die keine Meisterschaft möglich ist. Wer Dichter und Dichtung rasch kennen lernen will, beginne nicht mit den prachtvollen, hymnenartigen Dichtungen auf das Hochland, sondern mit jenen Stücken, die von Herz zu Herzen reden, die Persönliches enthalten und ihm den Mann selbst näher bringen, z. B. mit dem schönen „Ein Winterabendtraum", der uns schildert, wie der Arzt müde von seinen Krankengängen nach Hause kehrt und sich am Feuer niederläßt.

. . . „Im Ofen flackert's — die Lampe glüht —
‚Nun magst du rasten! Du bist wohl müd'?!'
Und horch, aus den Klängen der Zither hebt
Sich leis' und ums schlummernde Auge schwebt,
Mit der Heimat Liedern und Heimwehklagen,
Ein Traumbild aus längst entschwundenen Tagen. — —

Wo tannendüster und buchenumlaubt
Der Taunus hebet das breite Haupt,
Wo hüben die Lahn und drüben der Rhein
Aus lachenden Thälern voll Sonnenschein,
Aus blühenden Ufern zu seinen Füßen
Den Waldesalten, den ernsten, grüßen,

Da zieht herauf durch den stillen Tann
Mit dampfenden Rossen ein Viergespann,
An Burgen vorüber, von Epheu umsäumt,
Wo Sage im morschen Gemäuer träumt,
Und Wolken um Zinnen und Wälder fliegen,
Und Wipfel, schwanke, im Blau sich wiegen. — —

Auf hohem Kutschbock der Postillon,
Er bläst sein Hörnchen in trübem Ton,
Daß klagend durch herbstkühlen Morgen zieht
An die Heimat drunten ein Abschiedslied,
Ein Lied, das mit wildem Schmerz durchschauert
Des Kleinen Herze, der bei ihm kauert. — —

Wer ist das blonde, blauäugige Kind? —
Das ist — nur ein Blättchen im Wirbelwind —
Ein deutscher Knab', der die Heimat mißt,
Dem die Qual des Heimwehs am Herzen frißt,
Ein Blättchen, ja, wie in Herbstestagen
Schon tausend und tausend der Sturm vertragen! —

Am Waldesrande lauscht ein Reh.
Und dem Knaben, wie wird ihm so bang, so weh!
Das Schluchzen, lange zurückgepreßt,
Sich nimmer im Busen bannen läßt,
Daß über die Wangen, die schwermutbleichen,
Zur zuckenden Lippe die Thränen schleichen.

Und zum Alten seufzt er: „Es muß geschehn!
Sag's keinem, daß du mich weinen gesehn,
Nein! sag es keinem! und doch und doch,
O grüß mir die Heimat nur einmal noch,
Die Thäler und Wälder, die stillen Gassen,
Wo ich mein Alles verloren, verlassen!“ — —

Da stürmen die Rosse in rasselndem Trab,
Der Wagen dröhnet, — es geht bergab!
Die Thäler rauchen, der Bergwald dampft —
Und ein Weh mir die Seele zusammenkrampft —
„O haltet ihn, haltet den blassen Knaben,
Den sie fort von der Heimat gewiesen haben.“ —

Und laut aufschreiend bin ich erwacht . . .
Doch draußen webet die Winternacht,
Die Zither klingt bei der Lampe Licht
Und Kuß und liebendes Flüstern spricht:
„Du ächztest so tief?! — Heut' hast du versäumt
Dein Musenstündchen! — was hast du geträumt?“ (S. 162 ff.)

Es ist eine hohe Freude, zu sehen, wie der „heimwehkranke Taunusknabe“ sich als Mann heimisch gefunden hat in den Wundern der Tiroler Bergwelt; wie hier beim Tosen der Gießbäche, bei dem Wogen des Sonnenstroms, der von Gipfel zu Gipfel wallt, bei dem Gesang der Stürme um die Gletscherhöhen auch in das Lied des Sängers eine stolze Kühnheit und lichte Größe kommt, die es nicht bloß seinem Inhalt, sondern seiner innersten Natur nach zu wahren „Hochlandsklängen“ machen. Solche Bergpoesie ist nicht jedermanns Sache, aber sie wird freudigen Wiederhall finden und hohen Genuß bereiten überall da, wo ein Herz für die wunderbare Alpenwelt selbst schlägt. Fern aller Fexerei preisen diese Lieder zwar auch Manneskraft und Kühnheit, aber nicht wegen der blöden Waghalserei und protzenhaften Zuvorthuerei, sondern wegen des reinen Genusses und der seelischen Erhebung, die der Preis der körperlichen Anstrengung ist. Lieber ist ein aristokratischer Naturdichter, dem es die reine Luft der Höhen angethan hat, in die er auch seine Leser hinaufheben will. Dazu bedarf es von dessen Seiten freilich auch einiger Anstrengung, d. h. des Freimachens von allem Haschen nach Pikantem oder gewohntem leichten Genuß. Auch der Leser muß aufwärts streben und hinauftauchen in das frische Licht- und Luftbad der Gedankenhöhe. Dann aber wird er diese Dichtungen bald auch lieber gewinnen als so manchen leicht eingehenden Modesingsang der landläufigen Goldschnittlitteratur. Und so empfehlen wir denn aufs beste diese Hochlandsklänge, die jedenfalls zu dem Gesündesten, Eigentümlichsten und Schönsten gehören, womit uns die Dichtkunst der letzten Jahre beschenkt hat.

W. Kreiten S. J.

Empfehlenswerte Schriften.

(Kurze Mitteilungen der Redaktion.)

Hesychii Hierosolymitani Interpretatio Isaiae Prophetae nunc primum in lucem edita, prolegomenis, commentario critico, indice adaucta a Michaele Faulhaber, Docente in R. Universitate Wirceburgensi. Cum approbatione Rev. Archiep. Friburg. Accedit tabula phototypica. gr. 8°. (XXXI u. 222 S. und eine Tafel in Lichtdruck.) Freiburg, Herder, 1900. Preis *M.* 6.

Diese Interpretation zum Propheten Isaias hat der Würzburger Privatdozent, der schon durch ein Doppelheft der Biblischen Studien (IV. Bd., 2. und 3. Heft: Die Propheten-Catenen nach römischen Handschriften) als fleißiger und sachkundiger Forscher bekannt ist, zu Rom in einer schönen Minuskelhandschrift des 11. Jahrhunderts entdeckt. Die Handschrift enthält die kleinen und großen Propheten. Der biblische Text ist in zwei Kolumnen verteilt. Am Rande sind Interpretationen beigefügt, welche offenbar von derselben Hand stammen wie der Text (gegen Holmes-Parsons). Die Zahl der Glossen zu Isaias beträgt 2860. Bei den Glossen zu Jeremias und Ezechiel sind die Namen der Verfasser genannt, aber nicht bei den Glossen zu den kleinen Propheten und zu Isaias. Es besteht jedoch eine augenfällige Ähnlichkeit zwischen den Glossen zu den kleinen Propheten und zu Isaias; im Stil und in der Erklärungsweise sind sie einander ähnlich wie ein Ei dem andern. In den umfangreichen Prolegomena führt nun der Herausgeber mit Umsicht und Schärfe den Nachweis, daß Hesychius von Jerusalem der Verfasser der Glossen zu den kleinen Propheten und mit dem Verfasser der Glossen zu Isaias identisch ist. Die Abfassungszeit des Kommentars fällt in das 5. oder 6. Jahrhundert, wahrscheinlich in das 5. Kritische Bedeutung haben die Glossen zu Isaias, weil sie vielfach nur eine Paraphrase des biblischen Textes sind und somit die damals in der griechischen Kirche herrschende Textgestalt bezeugen. Der vortreffliche Index nominum et rerum gereicht dem Herausgeber zur Empfehlung.

Handbuch der Pastoralmedizin mit besonderer Berücksichtigung der Hygiene. Von Dr. August Stöhr. Vierte Auflage, bearbeitet und herausgegeben von Dr. Ludwig Kannamüller. (Theologische Bibliothek. Zweite Serie.) gr. 8°. (X u. 538 S.) Freiburg, Herder, 1900. Preis *M.* 6; geb. *M.* 8.

So gut und nützlich Stöhrs Pastoralmedizin war, so muß man doch unumwunden gestehen, daß sie durch diese sorgfältige Bearbeitung sehr an Wert gewonnen hat. In jedem Abschnitt bemerkt man die verbessernde Hand des Herausgebers. Der Theolog und Moralist wird jetzt viele Fragen mit großer Sachkenntnis behandelt finden, welche er nur ungern bei Stöhr vermißte. Bei dieser Gelegenheit sei auch an die Vorzüge des alten Buches erinnert: die interessante, geistreiche Darstellung, die tiefe, ideale Auffassung des priesterlichen Berufes, der Predigt, der Krankenpflege, das Verständnis für die großen und kleinen Leiden des Priesters. Allerdings sind die Anforderungen des praktischen Lebens nicht so rücksichtsvoll und zartfühlend wie die Herren Verfasser, und so werden sehr viele Geistliche manchen

wohlgemeinten, an sich trefflichen Rat nicht auszuführen im stande sein; alle werden aber die Stimme eines erfahrenen, echt katholischen Freundes aus dem Buche heraushören.

Opuscules philosophiques du T. R. P. Albert Lepidi des Frères Prêcheurs, Maître des sacrés palais apostoliques. Traduits de l'italien par E. Vignon, Docteur en Théologie. Première série. 12°. (VIII et 284 p.) Paris, Lethielleux, 1899. Preis *Fr.* 3.50.

Wenn wir von der ersten Abhandlung absehen, welche zum so und so vielten Male die Frage vom Verhältnis der menschlichen Freiheit zur göttlichen Thätigkeit behandelt, ohne neue Gesichtspunkte zu bieten, so müssen wir die Übersetzung dieser philosophischen opuscula des P. Lepidi als eine recht dankbare Aufgabe bezeichnen. Die Darstellung der Hauptpunkte der Kritik Kants und ihre Widerlegung ist von ausgezeichneter Klarheit und Schärfe. Die Abhandlung über die Aufnahme von Thätigkeiten von seiten des Menschen (la passion et la mise en acte de la passivité) ist reich an geistreichen, fruchtbaren Gedanken. Allerdings wäre hier ein näheres Eingehen auf die physiologische Seite der Frage unumgänglich nötig gewesen. So bewegt sich die hochfliegende Spekulation auf einer sehr unansehnlichen experimentellen Grundlage. Die letzte Abhandlung über Gott und die Naturgesetze behandelt den Gegenstand etwas summarisch. Die Sprache ist nicht bloß verständlich, sondern gewählt und schön.

La conscience du libre arbitre. Par Léon Noël, agrégé de Philosophie de l'École saint Thomas d'Aquin, à l'Université catholique de Louvain. 12°. (VIII et 288 p.) Louvain, Inst. Sup. de Philosophie; Paris, Lethielleux, 1899. Preis *Fr.* 3.50.

Der Kampf um die Willensfreiheit hat in der philosophischen Welt drei wichtige Ereignisse gezeitigt: Die Deterministen sind vielfach auf die vorgebrachten Einwendungen eingegangen und haben ihre Ansichten oder wenigstens ihre Argumente modifiziert; manche Gegner der christlichen Philosopie wurden von der unhaltbaren Stellung der Deterministen vollends überzeugt und kehrten zum Indeterminismus zurück, den sie allerdings mit sehr anfechtbaren Gründen stützten; endlich haben einige Verteidiger der Willensfreiheit und Anhänger der christlichen Philosophie durch die von den Deterministen zusammengetragenen Schwierigkeiten eingeschüchtert, den Beweis aus dem Selbstbewußtsein fallen lassen. So erwächst denn für die christliche Philosophie eine dreifache Aufgabe: sie muß die neue Argumentationsweise der Deterministen, ihre Konzessionen und ihre Lösungen würdigen, und ihre eigenen Beweise, wenn nötig, so einrichten, daß sie die jetzt von den Gegnern eingenommene Stellung gleich und glücklich umgeht; sie muß zweitens die unhaltbaren Argumente der neuen Adepten des Indeterminismus kritisieren und abweisen, um die Sache der Wahrheit nicht zu kompromittieren; sie muß endlich den Beweis aus dem Selbstbewußtsein tiefer und fester begründen. Léon Noël, ein genauer Kenner der französischen Litteratur über diese Frage, hat diese drei Aufgaben erfaßt und schön durchgeführt; darum scheint uns sein Buch recht wichtig und empfehlenswert, wenn vielleicht auch hie und da manche sophistische Klausel der Deterministen zu mild und manche ältere Argumentationsweise der Verteidiger der Willensfreiheit zu streng beurteilt wird.

Die authentische Ausgabe der 40 Evangelien-Homilien Gregors des Großen. Ein erster Beitrag zur Geschichte ihrer Überlieferung. Von Dr. theol. Georg Pfeilschifter. (Veröffentlichungen aus dem Kirchen=historischen Seminar München. Nr. 4.) kl. 8°. (XII u. 122 S.) München, Lentner, 1900. Preis *M.* 3.

Die kritische Ausgabe der Evangelien=Homilien Gregors des Großen, welche in dem Wiener Corpus scriptorum ecclesiasticorum latinorum erscheinen wird, ist, so hoffen wir zuversichtlich, in die rechten Hände gelegt. Eine Frucht der nötigen Vorstudien, die sich einstweilen schon ablösen ließ und als „Habilitations=schrift" dem gelehrten Publikum geboten wird, bildet die oben angezeigte Schrift. Sie ist ihrer Natur nach dazu bestimmt, erst einige wichtigere Fragen der Über=lieferung zu erledigen, die sich auf die Zeit, den Ort und die besondern Umstände beziehen, welche sowohl für die Abfassung wie für den Vortrag der Homilien in Betracht kommen. Schon die hier gegebenen Aufschlüsse, welche durch den um=sichtigen und eindringenden Blick des gelehrten Forschers aus den vereinzelten An=deutungen zumeist Gregors selbst gewonnen wurden, sind in mehrfacher Beziehung interessant. Sie rücken uns die Gestalt des großen Papstes in eine gewisse unmittel=bar=menschliche Nähe. Das Ziel, das dem Verfasser für seine Edition vor Augen schwebte, ist die möglichste Annäherung an das „Normalexemplar" der Homilien. Der heilige Papst machte nämlich, gleichwie manch anderer Schriftsteller und Prediger, die Erfahrung, daß seine Vorträge ohne sein Wissen nnd voreilig veröffentlicht wurden (quidam fratres, sacri verbi studio ferventes, antequam ad propositum modum ea quae dixeram subtili emendatione perducerem, transtulerunt. Wid=mungsbrief an Secundinus bei Pfeilschifter S. 2). Er ließ deshalb selbst mit aller Sorgfalt eine authentische Ausgabe besorgen und ein Exemplar derselben als Norm in der päpstlichen Bibliothek auflegen, damit die Fehler in der bereits umlaufen=den ersten Ausgabe danach korrigiert würden. Möge es Herrn Pfeilschifter beim Durchforschen des handschriftlichen Materials gelingen, auf Grund der von ihm selbst gefundenen Kriterien ein so kostbares „Normalexemplar" zu entdecken bezw. ein solches nach Möglichkeit wieder herzustellen.

Des ehrw. P. Martin von Cochem **großes Leben und Leiden unseres Herrn und Heilandes Jesu Christi und seiner glorwürdigen Mutter Maria.** Nebst dessen größerem **„Krankenbuch"** als Anhang und einem Verzeichniß von sonn= und festtäglichen Lesungen. Neue illustrirte Original=Ausgabe, besorgt durch August Maier, weil. Repetitor zu St. Peter. Vierte Auflage. 4°. (732 S.) Mit Farbentitelbild, vielen Bildern nach berühmten Meistern und einer großen Karte in Farbendruck: „Das Hei=lige Land aus der Vogelschau". Freiburg, Herder, 1898. Preis *M.* 8.

Diese Ausgabe zeichnet sich aus nicht nur durch großen Druck, gutes Papier, zahlreiche, freilich nicht gleichmäßig hergestellte Bilder, sondern auch durch einen Text, welcher dem Inhalte nach und im sprachlichen Gewande thunlichst sich an die 1689 gedruckte Originalausgabe des frommen Kapuzinerpaters hält. Sie ist also ein echter Cochem, der in dieser Form ein Liebling des frommen katholischen Volkes bleiben wird. Der im Anhang gebotene Auszug aus des Verfassers größerem Krankenbuch ist, wie er selbst sagt, dem Gesunden sowohl als dem Kranken sehr nützlich und notwendig. Würde nicht eine kurze Angabe der Lebensgeschichte desselben

und eine Anweisung von Lesungen für alle Sonntage des Kirchenjahres, also eine Erweiterung des auf S. 732 Gebotenen, den Gebrauch des Buches erleichtern?

Bossuet, **Élévations à Dieu sur tous les mystères de la religion chrétienne.** Nouvelle édition entièrement révisée. Introduction par le R. P. Libercier de l'Ordre de Saint-Dominique. 12°. (XII et 616 p.) Paris, Lethielleux, 1900. Preis *Fr.* 3.

Die „Gemütserhebungen" über die Geheimnisse des Glaubens sind von Bossuet in der Neige seines Lebens als erbauliche Lesung für einige seiner persönlichen Leitung unterstehende auserwählte Seelen geschrieben und erst 20 Jahre nach seinem Tode gedruckt worden. Eingeteilt nach 25 „Wochen" — das Werk ist nicht zur Vollendung gediehen — behandeln sie die Geheimnisse der Gottheit, der Schöpfung, des Sündenfalls und der Erlösung bis einschließlich des öffentlichen Auftretens des Weltheilandes. Von jeher galt dieses Werk des berühmten Bischofs als eine der gehaltvollsten Erbauungsschriften und zugleich als eine Perle französischer Prosa. Durch eine handliche und billige Ausgabe wollte der Herausgeber das klassische Werk wieder mehr zum Gemeingut der Gläubigen machen. Er hat daher Gebetbuch-Format dafür gewählt und einen Anhang von Gebeten für den täglichen Bedarf beigegeben. Von den „Betrachtungen" über die Geheimnisse, welche im Sinne Bossuets zu den „Gemütserhebungen" eine Art von Fortsetzung bilden, soll eine ähnliche Ausgabe nachfolgen. In der Einleitung wäre S. IX eine Wendung besser unterdrückt worden, die nicht christlich ist und in ein Erbauungsbuch am allerwenigsten paßte.

Weltgeschichte von Prof. Dr. Joh. Bapt. v. Weiß, k. k. Hofrath, Mitglied des österr. Herrenhauses &c. Erster Band: Geschichte des Orients. Fünfte, verbesserte und vermehrte Auflage. Zweiter Band: Hellas und Rom. Sechste, verbesserte und vermehrte Auflage, bearbeitet von Dr. Ferd. Vockenhuber. Dritter Band. Das Christenthum. — Die Völkerwanderung. Sechste, verbesserte und vermehrte Auflage, bearbeitet von Dr. Ferd. Vockenhuber. [Lieferung 1—29.] 8°. (LXXXVIII u. 732, XXIV u. 1020, VIII u. 908 S.) Graz-Leipzig, „Styria", 1899—1900. Preis à Lieferung 85 *Pf.*; à Band *M.* 7.

Ein ganz außerordentlicher Erfolg ist es, daß ein Werk von solchem Umfang — 22 Bände von je 1000 Seiten — binnen weniger Jahre wiederholt in neuer Auflage erscheinen mußte. Es verdankt denselben weder besonders günstigen Umständen von außen noch sonderlich geschickter äußerer Veranlagung, sondern wohl ausschließlich seinen inneren Vorzügen. Es hat damit auch den trostreichen Beweis erbracht, daß ein wissenschaftlicher Autor, der sich entschlossen auf den christlichen Standpunkt stellt und sich offen als entschiedener Katholik bekennt, deshalb in Deutschland noch nicht immer auf die Hoffnung eines Erfolges zu verzichten braucht. Wenn auch auf solch immensem Gebiete nur für wenige Abschnitte eine selbständige Forschung möglich war, so bekundet der Verfasser doch überall eine imponierende Beherrschung der Litteratur und ein großes Geschick in der Verwertung des vorhandenen Besten. Sein Werk ist nicht nur ein Lehrbuch der Geschichte im umfassendsten Stil, sondern wahrhaft eine hohe Schule allgemeiner Bildung. Was nur dem Gebildeten von heutzutage wissenswert erscheinen, alles was den Geist anregen, das Herz erwärmen kann, findet hier seine Stelle, und dies mit solch frischer Begeisterung, solch idealem Schwung, daß der Leser unwiderstehlich davon ergriffen

wird. Mit Recht ist das Werk als Anleitung zu selbständiger geistiger Weiterbildung vielfach mit Vorzug der studierenden Jugend in die Hand gegeben worden. Es ist in der That geeignet, den Gesichtskreis weit aufzuthun, reiches Wissen zu vermitteln und die edlen Seiten im Menschenherzen in Schwingung zu versetzen. Aber auch für das reiffste Alter noch behält es seinen Wert und könnte manche schale Unterhaltungslektüre mit Fug und Nutz ersetzen. Hoch erfreulich ist es, daß nach dem Hinscheiden des greisen Meisters (gest. 8. März 1899) ein vertrauter Schüler und bisheriger Mitarbeiter es mutig auf sich genommen hat, im Geiste des Lehrers seines großen Werkes auch ferner zu pflegen. Schon im ersten Bande macht sich die Mithilfe bemerklich, und die Zusätze und Verbesserungen, die sich im Durchschnitt für die einzelnen Bände bis auf 50 Seiten belaufen, lassen erkennen, daß es ihm damit Ernst ist, eine gute Arbeit zu liefern.

Charakterbilder aus dem Leben der Kirche. Mit mehreren Illustrationen. Von L. v. Hammerstein S. J. Zweiter Band. 8°. (X u. 458 S.) Trier, Paulinus-Druckerei, 1900. Preis brosch. *M.* 4.50; geb. *M.* 6.

Mit Freuden ist es zu begrüßen, daß P. v. Hammerstein sich hat bestimmen lassen, dem früheren Bande der „Charakterbilder" (vgl. diese Zeitschrift Bd. LIV, S. 334) einen zweiten Band an die Seite zu geben. Aus achtzehn Jahrhunderten, von St. Cyprian bis auf Windthorst, wird von 31 christlichen Heldenleben kurz der Inhalt geboten und auf das hingewiesen, was sie zum Vorbild oder zur Lehre am besten geeignet macht. Außer Innocenz III. und der kleinen Excellenz finden sich unter den Dargestellten 4 Kardinäle, 6 Bischöfe, 2 regierende Fürsten, 4 Ordensoberhäupter, 6 einfache Ordensmänner, 3 Weltgeistliche und 4 heilige Frauen. Ungemein geschickt weiß P. v. Hammerstein überall aus bewährten Lebensbeschreibungen das Schönste und Anregendste herauszugreifen; der praktische Wert der beiden Bände ist daher ein außerordentlicher. Mit leichter und angenehmer Zerstreuung verschaffen sie Belehrung und noch mehr Herzerhebung, und dabei können sie die Wegweiser bilden zu eingehenderer katholischer Lektüre. Denn sie verraten den vorhandenen Reichtum und wecken das Verlangen. Da bereits der erste Band vielfach als Tischlesung in Genossenschaften oder während der Dauer geistlicher Exercitien Verwendung gefunden hat, so suchte der Verfasser dieser Art der Verwendung entgegenzukommen, indem er aus beiden Bänden in drei Listen diejenigen Abschnitte bezeichnet, die sich für bestimmte Menschenklassen besonders eignen.

Die Wunder der Kirche, der Katakomben und Märtyrer. Ein Trostbuch zur Belehrung und Erbauung des christlichen Volkes, dargeboten von M. di San Callisto. Eingeführt von A. de Waal, Rektor von Campo Santo in Rom. Mit über 200 Textillustrationen nebst zahlreichen Vollbildern. kl. Fol. (XVI u. 442 S.) Stuttgart und Wien, Roth, 1900. 14 Lieferungen. Preis à 70 *Pf.*; brosch. *M.* 9.80; geb. *M.* 12.

Das vermehrte Zuströmen deutscher Pilger zur ewigen Stadt und die begeisterten Erzählungen der glücklich Heimgekehrten können kaum verfehlen, in Deutschland ein erhöhtes Interesse an den Gebetsstätten des christlichen Roms rege zu machen. Unter diesen berühmten Heiligtümern stehen jene obenan, welche durch die Erinnerungen an die Anfänge des Christentums geheiligt sind: St. Peter, das Pantheon und die Katakomben. Zweck des Verfassers war es nun, dem deutschen Volke, auch soweit es nicht gelehrten Forschungen sich hingeben kann, Kenntnis

und Verständnis jener ehrwürdigen Stätten durch ein Prachtwerk mit Bildern und Erzählungen zu vermitteln. Die Ausstattung ist reich; die Abbildungen, soweit sie auf die Katakomben und andere Monumente des christlichen Altertums sich beziehen, sind belehrend. Einem weiteren Leserkreis zuliebe wurden auch bildliche Darstellungen aufgenommen, die der neueren oder neuesten Zeit angehören und natürlich recht verschiedenwertig sind. Der Text, sowohl dem Inhalte wie dem Tone nach viel wechselnd, gliedert sich äußerlich in drei Hauptteile. Der erste erzählt in großen Zügen die Geschichte der Apostel, die Zerstörung Jerusalems und die zehn Christenverfolgungen; der zweite reiht mehrere Aufsätze über Katakombenforschung und Katakombenfunde aneinander; der dritte giebt reichliche Auszüge aus Ruinarts Märtyrer-Akten. Der Verfasser sucht dem Werke eine besondere Weihe dadurch zu geben, daß er oft umfangreiche Stellen, sei es aus Flavius Josephus, sei es aus den ältesten Schriftstellern der Kirche in wörtlicher Übersetzung seiner Darstellung einverleibt. Ob er sich dabei, wie auch sonst in den sprachlichen Wendungen und in manchen seiner gelehrten Bemerkungen, der Anforderungen eines „Volksbuches" stets deutlich bewußt geblieben sei, darüber soll nicht gerechtet werden. Jedenfalls bietet das Buch nicht nur einen Schmuck für das Zimmer, sondern enthält auch vieles, was wirklich erbauen und belehren kann.

Der heilige Norbert, Herr von Gennep, Stifter des Prämonstratenserordens und Erzbischof von Magdeburg. Ein Lebensbild, gezeichnet von F. Alphons Zák, reg. Prämonstratenser-Chorherrn von Geras und Pfarrverweser zu Pernegg. Das Reinerträgniß ist dem kath. Waisenhilfsverein in Wien gewidmet. 8°. (VIII u. 280 S.) Wien, Norbertus-Druckerei, 1900. Preis *M.* 3; in Leinwandband *M.* 4.

Auch wenn nicht prachtvolle Überreste alter Abteien an den einstigen Glanz des Prämonstratenser-Ordens in Deutschland erinnerten, die liebenswürdigen Heiligengestalten eines Hermann Joseph, eines Gottfried von Kappenberg würden hinreichen, jenem Orden, dem Deutschland so Großes verdankt, auf immer Liebe und Verehrung zu sichern. Sein Stifter war ein echter deutscher Mann, ein ganzer Heiliger, nicht nur Ordenspatriarch, sondern auch das Vorbild eines geistlichen Reichsfürsten und als Staatsmann verflochten mit wichtigen Wendepunkten in den Schicksalen unseres Volkes. Er war der Freund des hl. Bernhard, der Gegner Abälards, Gegenstand der Kritik aber auch der Bewunderung für den großen Rupert von Deutz. Sein Leben ist so großartig und reich und in so vielfacher Beziehung zu den geschichtlichen Mittelpunkten deutschen Lebens, daß es Staunen erweckt, dasselbe von den Katholiken Deutschlands so wenig beachtet zu sehen. Seit den wackern Arbeiten Tenkhoffs waren es fast nur Protestanten, die in Deutschland mit diesem denkwürdigen Leben sich beschäftigt haben. Verfasser vorliegender Schrift will nun das Andenken des großen Heiligen dem katholischen Volke zurückrufen. Er schreibt mit der innigsten Verehrung für den Stifter seines Ordens und mit behutsamer Schonung des von der Vorzeit fromm Überlieferten. Wiewohl das Werk auf fleißiger Litteraturkenntnis beruht und sehr ausgiebigen historischen Stoff zusammendrängt, ist doch aller wissenschaftliche Apparat absichtlich fern gehalten. Hingegen ist das Buch durch eine Reihe hübscher Abbildungen geziert und durch einen wertvollen Überblick über die Ausbreitung und den gegenwärtigen Stand des Ordens, wie eine Rundschau in der Norbertus-Litteratur bereichert. Der deutsche Katholik kann das inhaltreiche, fromme Buch nur willkommen heißen.

Bossuet à Meaux. Par H. Druon, Docteur ès Lettres. 12°. (264 p.) Paris, Lethielleux, 1900. Preis *Fr.* 3.

In der Geschichte der Erziehung der bourbonischen Prinzen hat der Verfasser die schönsten Kapitel dazu verwendet, in Bossuet das vollendete Ideal des Erziehers zu zeichnen. Die Bewunderung für diese große Leuchte der französischen Kirche hat ihn dazu geführt, den berühmten Kirchenfürsten nun auch in seinem Wirken als Bischof zu schildern. Das Bild dieser Wirksamkeit erscheint als ein höchst erbauliches und lehrreiches. Freilich hat der Verfasser seiner Darstellung sehr knappe Schranken gezogen. All die verwickelten Fragen der Kirche von Frankreich wie der Diözese Meaux, welche Bossuets Eingreifen bedingten, werden nur eben an der Oberfläche gestreift. Auch konnte es nicht ohne Einfluß bleiben, daß der Verfasser als Laie sich hier vielfach den heikelsten Fragen der Pastoral, der Theologie und der Ascese gegenübergestellt sah. Abgesehen von Kap. 2—5, welche bestimmte Seiten von Bossuets bischöflicher Wirksamkeit im allgemeinen charakterisieren, begnügt er sich denn auch damit, Thatsachen, Beschäftigungen, persönliche Verwicklungen u. dgl. nach der Folge der Zeit einfach aneinander zu reihen. Der Wert der Schrift beruht in der historischen Sorgfalt, mit welcher das Thatsächliche aus dem Leben des Bischofs auf kurzem Raume zusammengetragen ist. Ein Urteil über eine irgend weiter reichende Frage wird man auf die kleine Schrift nicht gründen dürfen. Dafür ist sie zu unvollständig, zu wenig tiefgehend und vielleicht auch zu einseitig bewundernd.

Bernhard Adelmann von Adelmannsfelden, Humanist und Luthers Freund (1457—1523). Ein Lebensbild aus der Zeit der beginnenden Kirchenspaltung in Deutschland. Von Franz Xaver Thurnhofer. (Erläuterungen und Ergänzungen zu Janssens Geschichte des deutschen Volkes. Herausgegeben von Ludwig Pastor. II. Band, 1. Heft.) 8°. (VIII u. 154 S.) Freiburg, Herder, 1900. Preis *M.* 2.20.

Der Eichstätter und Augsburger Domherr Bernhard Adelmann, einer ansehnlichen, nicht uninteressanten Familie entsprossen, für viele Jahre der Vertrauensmann der Eichstätter Bischöfe und mit manchen bedeutenden Humanisten in brieflichem Verkehr, hat in den an Luthers erstes Auftreten sich anknüpfenden Wirren eine so verhängnisvolle Rolle gespielt, daß es schon deshalb der Mühe wert war, eine eingehende Studie ihm zu widmen. Sein Lebensgang wie seine Persönlichkeit bieten nebenbei manches, was Teilnahme erweckt. Im ganzen ist der Eindruck, den der Mann hinterläßt, ein wehmütiger, und die Versuche des Verfassers, bei seinem Helden die guten Seiten möglichst hervortreten zu machen, können die schweren Schatten nicht hinweg wischen. Es wird immer gut sein, der volltönenden Schönrednerei der damaligen Humanisten große Nüchternheit der Interpretation, und den übermütigen Verächtern des kirchlich Überlieferten einiges Mißtrauen entgegenzustellen. Der Wert der vorliegenden Studie liegt im beigebrachten Material, mag dasselbe auch mit der Zeit noch mancher Ergänzung fähig sein. Mit redlicher Arbeit hat der Verfasser das Seine gethan, das Erreichbare zu sammeln und das Vorhandene kritisch zu sichten. Wenn bei dem vielen Wertvollen, was zu verzeichnen war, die äußeren Vorteile der Darstellung weniger im Auge behalten worden sind, so läßt sich hoffen, daß der fleißige Verfasser, von dem wohl noch manche gediegene Leistung zu erwarten steht, aus dem hier Versäumten Nutzen ziehen werde für die Zukunft. Für die gegenwärtige Studie fällt es nicht schwer ins Gewicht. Die Aufgabe ist gut gewählt und brav gelöst.

Der preußische Kulturkampf von 1873 bis 1880, mit besonderer Berücksichtigung der Diöcese Paderborn dem jüngeren Klerus und dem schlichten Volke in erzählender Form auf Grund quellenmäßiger Studien und von Selbsterlebnissen dargeboten von Julius Falter, Pfarrer in Freienohl. 8⁰. (XLVIII u. 328 S.) Paderborn, Bonifacius=Druckerei, 1900. Preis *M.* 2.40.

Die Schrift darf nicht als Litteraturerzeugnis oder als Geschichtswerk beurteilt werden. Sie ist die Zeugnisablage eines Mannes, der die ganze Zeit des Kulturkampfes als pflichttreuer Seelsorger mit durchkämpft, viele der beteiligten Personen gekannt, manche der geschilderten Verhältnisse vor den eigenen Augen gehabt hat. Mit Recht hebt er hervor, wie notwendig eine solche Zeugnisablage sei. Nicht nur sind die ernsten Erfahrungen des Kulturkampfes bereits allzusehr vergessen; auch der Werdeprozeß und der geschichtliche Hergang desselben wird vielfach in Lehrbüchern wie in Lehrvorträgen, selbst vor katholischen Schülern, geflissentlich entstellt. Der Verfasser hat also durch sein Zeugnis eine gute That vollbracht. Auch konnte er manche Saite berühren und auf manches Moment hinweisen, was einem späteren Geschichtschreiber des Kulturkampfes wohl für immer verborgen geblieben wäre. Aus der ganzen Darstellung spricht ein warmer kirchlicher Sinn, große Pietät gegen alle Bischöfe der Diözese und auch viele Mäßigung gegenüber der Staatsgewalt. Der allerhöchsten Persönlichkeiten ist nur in loyalster Weise gedacht und selbst dem Fürsten Bismarck wird nach Möglichkeit Anerkennung zugewendet. In Bezug auf Gegenwart und Zukunft unserer kirchlichen Verhältnisse ist ein optimistischer Zug kaum zu verkennen. Die Darstellung trifft einen volkstümlichen Ton oft recht glücklich, wenn auch die Gefahren, welche mit der Anwendung dieses Tones leicht verbunden sind, vielleicht nicht immer vermieden wurden. Zuweilen ist auch Unverbürgtes oder Ungenaues mit unterlaufen. Unter manchen störenden Abschweifungen vom Gegenstand ist wohl am meisten zu bedauern die S. 136 eingeflochtene, höchst ungeeignete Anpreisung des tadelnswerten Romans Quo vadis.

Miscellen.

Der Orden von Val-des-Choux (Kauliten) in Deutschland. Über kaum einen andern Orden, der in früherer Zeit geblüht, sind die Nachrichten so spärlich auf uns gekommen wie über den der Brüder von Vallis Caulium. Gegen Ende des 12. Jahrhunderts, nach Alberich von Troisfontaines um 1197, ist das Mutterkloster entstanden. Gründer war Guido (Viard), vormals Mitglied der nahen Kartause von Louvigny an der Ource, dem heutigen Lugny. Die Herzoge von Burgund wie etwas später auch die Könige von Schottland erwiesen sich als Gönner und Wohlthäter. Die Bischöfe von Langres, innerhalb deren Diözese das neue Kloster lag, wie die hohe Geistlichkeit erzeigten sich

günstig. Unter sonstigen Freunden verdient namentlich der wackere Seneschall de Joinville, der Berater und Gefährte des heiligen Königs Ludwig, genannt zu werden. Innocenz III. gab 1204 dem neuen Orden feierlich die Gutheißung und bestätigte ihn 1210 in all seinen Besitzungen; Honorius III. sah sich 1224 bereits veranlaßt, von der sehr strengen Regel Milderungen zu gewähren; Innocenz IV. verlieh 1249 eine weitgehende Exemtion.

Die Regel des neuen Ordens beruhte dem Wesen nach auf der des hl. Benedikt. Dieser war als der Patriarch des Ordens geehrt und heißt in den Satzungen des Generalkapitels von 1266 sanctus Pater noster Benedictus. Ein Benediktinermönch konnte ohne weiteres Noviziat bei den Kauliten aufgenommen werden. Eine Bestimmung, die schon nach den ersten Jahrzehnten des Bestehens getroffen wurde, besagte, daß hinfort die Profession ausdrücklich auf die Regel des hl. Benedikt gethan werden solle. Doch waren außerdem noch verschiedene Gebräuche, Strengheiten wie Übungen der Frömmigkeit hinzugefügt, großenteils von der Lebensweise der Kartäuser oder der Cistercienser herübergenommen. Die Kleidung war die der Kartäuser; die Lebensweise war aus den Gepflogenheiten aller drei genannten Orden kombiniert. Fleischgenuß war völlig ausgeschlossen, das Fasten häufig und streng, das klösterliche Stillschweigen eigentümlich verschärft. Nur an hohen Festtagen durfte zu einer bestimmten Zeit des Tages zur Erholung gesprochen werden, aber nur laut, in Gegenwart der ganzen Genossenschaft oder doch vor mehreren. Nie sollten zwei Brüder allein oder mehrere unter sich leise reden. Die Vorsteher sollten in der Lebensweise um nichts besser gehalten werden als die gewöhnlichen Brüder. Der Tag wurde in Übungen des geistlichen Lebens und in Handarbeit hingebracht. Zu letzterer zählte das Bücherabschreiben; später wurde auch der Landbau gestattet. Kein Haus des Ordens sollte über 20 Mitglieder zählen. Vorzügliche Sorgfalt wurde auf das feierliche Chorgebet verwendet. Ein Beschluß des Generalkapitels 1268 genehmigte, bei demselben an höheren Festen, an welchen zwei Kerzen angezündet werden, die zum Tage passenden Prosen oder Sequenzen zu singen. Dies geschah auch an allen Samstagen, an welchen zu Ehren der Mutter Gottes stets feierliches Hochamt gehalten wurde. Überhaupt wurde die Verehrung der Gottesmutter im Orden der Kauliten in besonderer Weise gepflegt. Ein Statut über die Einführung des Festes der Unbefleckten Empfängnis am 8. Dezember, wohl aus dem 14. Jahrhundert, ist das letzte Stück, das von der Ordensgesetzgebung erhalten ist. Nach der gewöhnlichen Angabe hat es dieser Orden im ganzen bis auf 30 Niederlassungen gebracht. Unter den Stürmen der französischen Revolution ist er für immer untergegangen.

In Martènes Thesaurus novus anecdotorum IV. und bei Holstenius, Codex regularum monasticarum III, war ein Teil der Satzungen des Ordens bereits mitgeteilt; in der Gallia christiana IV (742) war eine Liste der General-Prioren zusammengestellt. Von neueren deutschen Geschichtschreibern hat Friedrich Hurter in seinem „Innocenz III.“ (IV, 163) mit anerkennenswerter Gründlichkeit dieses merkwürdigen Ordens gedacht. Er nennt ihn „eine Fraktion des Kartäuser-Ordens“. Zwanzig Jahre nach ihm hat in Frankreich J. A. Prosper

Mignard (Histoire des principales fondations religieuses du Bailliage de la Montagne en Bourgogne, Dijon 1864) der Entwicklung der Genossenschaft von Vallis Caulium eine eingehendere Sorgfalt zugewendet. Auch ein Schotte, S. R. Macphail (History of the Religious House of Pluscardyn), ist 1881 auf die Geschichte des Mutterklosters Vallis Caulium zurückgekommen. Alle bisherige Forschung zusammenfassend, veröffentlichte 1900 der Engländer W. de Gray Birch nach zwei Handschriften die Ordens-Statuten in ihrer Gesamtheit, nebst den bedeutungsvolleren Zusätzen zu dem im Orden gebräuchlichen Usuardschen Martyrologium, und stellte auch die auf den Orden bezüglichen Urkunden, soweit sie ihm bekannt geworden waren, teils in Regestenform teils dem Wortlaute nach zusammen. Diese Zusammenstellung ließe sich leicht noch ergänzen, und jetzt erst wäre es möglich, eine Geschichte dieses Ordens nach seiner äußeren wie inneren Entwicklung zu schreiben.

Allein auch Birch im Jahre 1900 ist es nicht gelungen, mehr als 20 der einstigen Ordensniederlassungen nachzuweisen und von mehr als 19 derselben die Namen aufzufinden. Der katholische Marquis of Bute steht eben im Begriffe, in der einstigen Kaulitenniederlassung Pluscardine (Co. Elgin, Morayshire, Schottland) die einstigen Klosterräume pietätsvoll wiederherzustellen. Drei ehemalige Häuser des Ordens in Schottland sind bekannt. Nun besagt das Statut eines in den siebenziger Jahren des 13. Jahrhunderts abgehaltenen Generalkapitels: die Prioren sämtlicher Häuser hätten sich jährlich zu gemeinsamer Beratung in Val-des-Choux einzufinden; ausgenommen seien jedoch die Häuser in Schottland und in Deutschland (exceptis illis de Scotia et de Alemannia). Es hat also Kaulitenklöster auch in Deutschland gegeben. Birch erklärt sich außer stande, ein solches nachzuweisen, und keines der gewöhnlichen Nachschlagewerke gewährt darüber Aufschluß. Und doch findet sich bereits eine Andeutung in Martène und Durands Amplissima Collectio (VI, 213). Dort wird in einer Brevis historia ordinis Cartusiensis auf die einstige Blüte und den späteren Niedergang von Vallis Caulium hingewiesen: „Einst waren sie eifrig, lebten wie die Kartäuser und hielten sich sehr gut. Wie sie aber jetzt sich halten, das mag man ersehen an ihrem Kloster von Horn, nahe bei Rurelmont, das dort zu Ehren der hl. Elisabeth gebaut ist und wo jetzt (statt ihrer) reformierte Augustiner-Chorherren leben."

In der That berichtet Knippenbergh (Hist. eccl. duc. Geldriae 1719, p. 77), wie Graf Dietrich von Horn 1211 auf der Wallfahrt nach Compostela erkrankt, in einem Kloster der Kauliten liebevolle Pflege gefunden und zum Dank dafür innerhalb seiner Grafschaft denselben ein Haus errichtet habe. Es war St. Elisabeths-Thal bei dem Dorfe Nunheim unweit Roermond. Die ersten Kauliten waren 1212 angekommen, aber erst 1240 war die Stiftung vollendet und zu Ehren der 5 Jahre zuvor kanonisierten hl. Elisabeth von Ungarn benannt worden. 200 Jahre später erscheint in dem von seinem Mutterkloster durch weite Entfernung getrennten Ordenshaus der Geist im Niedergang und der Nachwuchs aufs äußerste dürftig, während in der unmittelbaren Nachbarschaft die Windesheimer Kongregation der Augustiner-Chorherren mächtig emporblüht und die

Herzen an sich reißt. Einige von den Kauliten wünschen Vereinigung mit den Windesheimern. Graf Friedrich von Mörs als Regent des Landes bringt die Angelegenheit vor das Baseler Konzil. In Übereinstimmung mit Papst Eugen IV. verfügt das Konzil die Übertragung des Klosters, die 1435 vollzogen wird. Von den noch vorhandenen Kauliten treten zwei zu den Augustinern über, die beiden andern verblieben im Hause, ihrer Regel treu, friedlich neben den Fremden lebend, bis der Tod sie erlöste. Über St. Elisabeths=Thal brachen seitdem wechselnde Schicksale herein; 1798 hörte es auf zu bestehen; 1801 wurde die Kirche niedergerissen. Noch deuten spärliche Mauerreste und ein Türmchen neben dem freundlichen Hauptgebäude auf die klösterliche Vergangenheit. Während jedoch in Frankreich und in Schottland deutliche Spuren an die Mönche von Vallis Caulium erinnern, scheinen in St. Elisabeth die Spuren sich vollends verwischt zu haben. Nur die emsig betriebene Lokalforschung in der holländischen Provinz Limburg und die Geschichtschreiber der Windesheimer Kongregation sind manchmal noch veranlaßt, der stillen Mönche zu gedenken, die 200 Jahre lang auf der einsamen Heide bei Roermond ihrer klösterlichen Beschaulichkeit gepflegt und dem unfruchtbaren Boden die karge Nahrung abgerungen haben (vgl. Publications de la Société Historique et Archéologique dans le duché de Limbourg XVII [1880], 1; *Habets*, Geschiedenis van het tegenwoordig Bisdom Roermond III [1892], 657; *Acquoy*, Het Klooster te Windesheim en zijn invloed III [1880], 99). Ob es außer St. Elisabeths=Thal noch andere Kaulitenklöster in „Alemannien" gegeben hat? Die Art der Auflösung von St. Elisabeth läßt es, wenigstens für Niederdeutschland, bezweifeln. An seiner Vereinsamung ist dieses Haus zu Grunde gegangen, und die letzten treuen Söhne haben in keinem Hause ihres Ordens eine Zuflucht finden können. Nur ein Monasticum Germanicum, wenn je dieser fromme Wunsch vieler seine Verwirklichung findet, könnte eine sichere Antwort bringen.

Auge und Industrie. Die Schädigungen, welche das menschliche Sehorgan durch Beschäftigung mit bestimmten Industriezweigen erleidet, bildet den Gegenstand eines Vortrages, den der Aachener Augenarzt Dr. Thier auf der 56. Generalversammlung des Naturhistorischen Vereins der Rheinlande (22. bis 24. Mai 1899) hielt (Verhandl. des Naturhist. Vereins 56. Jahrg. 1899, 1. Hälfte, S. 15—31).

Daß die eigentliche Aachener Industrie, die im wesentlichen durch Tuch- und Nadelfabrikation repräsentiert wird, spezielle Augenerkrankungen im Gefolge hat, konnte Dr. Thier bei seiner 14jährigen Thätigkeit in Aachen nicht feststellen. Früher, als die Ventilationsvorrichtungen in den Nadelfabriken noch mangelhaft waren, beobachtete man häufig chronische Reizzustände des äußeren Auges, welche ebenso wie die katarrhalischen Erkrankungen der oberen Luftwege auf der schädlichen Wirkung des beim Schleifen entstehenden Eisenstaubes beruhten; seit Einführung der in allen Nadelfabriken obligatorischen Exhaustoren sind diese Krankheitserscheinungen jedoch verschwunden. Die hohen Anforderungen, welche sowohl die Nadel= wie die Tuchindustrie an die Akkommodation des Auges stellen, lassen

sich natürlich nicht beseitigen; daher tritt vielfach Kurzsichtigkeit auf, besonders bei den Stopferinnen. Immerhin bedeuten diese Akkommodationsstörungen keine Gefahr für das Sehorgan; in fast allen Fällen genügte das Tragen einer Konvexbrille, um die unangenehmen Folgen aufzuheben. Dr. Thier konnte sogar auf statistischem Wege feststellen, daß die angestrengte Akkommodation des Auges bei dem Arbeiterpersonale der Aachener Industrie im allgemeinen weder die Häufigkeit noch den Grad der Kurzsichtigkeit erheblich steigert. Unter 4000 Augenleidenden, welche von Dr. Thier in einem Jahrgange behandelt wurden, befanden sich 277, also 7 Prozent, Kurzsichtige. Von diesen 277 waren nur 82 den Arbeiterkreisen angehörig, während die übrigen 195 der besser situierten Bevölkerung angehörten. Unter letzteren war somit die Kurzsichtigkeit $2\frac{1}{2}$ mal häufiger als unter dem Arbeiterstande. Auf Grund dieser Ergebnisse konnte Dr. Thier die von der königl. Regierung an ihn gestellte Anfrage, ob die Aachener Industrie einen erheblichen Einfluß auf die Zunahme der Kurzsichtigkeit habe, verneinend beantworten.

In der Umgebung Aachens und an andern Stellen, wo der Bergbau eine Hauptrolle spielt, findet sich ein Krankheitsbild höchst eigentümlicher Art, das allein eine Folge der Bergmannsthätigkeit ist: das Augenzittern (Nystagmus) der Bergleute. Dasselbe hat seinen Grund darin, daß der Bergmann, besonders der Hauer, gezwungen ist, seinen Blick fast fortwährend in angestrengter Weise nach oben oder nach oben seitwärts zu richten. Hierdurch werden an jenen Muskel, der als Heber des Augapfels dient und die Aufwärtsbewegung desselben vermittelt, ungemein hohe Anforderungen gestellt; es tritt eine schmerzhafte Ermüdung des Muskels ein, das Auge vermag die beabsichtigte Richtung kaum noch einzuhalten, die gesehenen Objekte geraten in zitternde oder rotierende Bewegung, Kopfweh und Schwindel stellen sich ein. Bevor der Hauer an die Flöze kommt, hat er meist lange, enge Gänge zu durchwandern, in denen er nur in stark gebückter Haltung des Oberkörpers gehen kann; dabei muß er, um die Unebenheiten des Gewölbes zu vermeiden, den Kopf in den Nacken zurückbiegen und die Augen ununterbrochen scharf nach oben richten. Ist er endlich am Orte seiner Thätigkeit angelangt, so muß er mit einer keilförmigen Hacke in die zu lösenden Kohlenschichten Spalten einhauen. Damit er in dem engen Arbeitsraume seine Kräfte möglichst ausnützen und das Handwerkszeug geschickt gebrauchen könne, befindet er sich in knieender oder liegender Stellung, den Kopf in den Nacken gedrückt und die Augen nach oben seitwärts gerichtet, um die angehauene Stelle zu fixieren. Daß hierbei an die Muskeln, welche als Elevatoren des Auges dienen, unnatürlich hohe Anforderungen gestellt werden, ist selbstverständlich.

Meist genügen schon ein paar Jahre dieser Berufsthätigkeit, um beim Hauer die ersten Anzeichen des Nystagmus zu bewirken. Das anfänglich nur vorübergehende Augenzittern wird später andauernd und verbindet sich mit einer Übermüdung der Muskel- und Nervengruppen des Auges, wodurch heftiges Kopfweh und Schwindel entstehen. Das Leiden ist zwar glücklicherweise in fast allen Fällen heilbar, aber nur unter der Bedingung, daß die bisherige Berufsthätigkeit aufgegeben und mit einer oberirdischen Arbeit bei guter Beleuchtung vertauscht wird.

Zu den durch die Industrie verursachten Augenleiden gehört auch eine als Bleischwachsichtigkeit (Amblyopia saturnina) bezeichnete Krankheit, welche in den zur Bearbeitung des Bleies dienenden Fabriken, besonders in den Bleiweiß- und Mennigefabriken, beobachtet wird. Sie beruht auf einer chronischen Vergiftung durch Blei, welches eine große Neigung hat, mit dem Eiweiß der Körpergewebe sich zu verbinden; es wird dann als Bleialbuminat in die Blutmasse aufgenommen und in den Organen abgelagert. Manche Konstitutionen sind fast unempfindlich für die Wirkung des Bleigiftes, während sie bei andern sich rasch zeigt. An den Augen äußert sich die Bleivergiftung in mehrfacher Form. Manchmal tritt ohne nachweisbare Veränderung des Augenhintergrundes völlige Erblindung auf beiden Augen ein, die aber fast stets wieder völlig verschwindet, wenn der Patient sich der schädlichen Atmosphäre der Bleivergiftung entzieht. In andern Fällen bewirkt das Bleigift eine eigentliche Sehnervenentzündung, welche leider oft zur Atrophie des Sehnerven und zur unheilbaren, völligen Erblindung führt. Meist tritt die Bleischwachsichtigkeit jedoch nicht in so gefährlicher Form auf, sondern in einer allmählich zunehmenden Schwäche des Sehvermögens, bei welcher häufig eine zentrale Verdunklung des Gesichtsfeldes — ein sogen. Skotom — sich zeigt. Dieselbe zentrale Verdunklung kommt auch bei der durch Alkohol- oder Nikotinvergiftung bewirkten Schwachsichtigkeit vor; sie beruht auf der Erkrankung eines ganz bestimmten Nervenbündels in dem hinter dem Auge gelegenen Teile des Sehnerven. Zur Heilung der Bleischwachsichtigkeit, welche in den meisten Fällen noch möglich ist, muß vor allem die bisherige Berufsthätigkeit aufgegeben und dadurch die Quelle der Vergiftung beseitigt werden.

Eine andere Art von Berufsaugenkrankheit ist die Bildung des grauen Stars bei Glasmachern. Sie findet sich nicht bloß bei älteren, sondern nicht selten auch schon bei jüngeren Arbeitern, die in der Glasindustrie thätig sind. Die schädliche Einwirkung der Glasmacherei auf die Augen ist eine längst bekannte Thatsache. Drei Faktoren vereinigen sich in der Glashütte, um das Auge zu schädigen: das außerordentlich blendende Licht, die übergroße Hitze und der große Wasserverlust infolge der Transpiration. Die Arbeiter einer Glashütte bilden vielfach eine große Familie, indem die Kinder der Glasbläser untereinander heiraten, so daß dieselben Schädlichkeiten auf mehrere Generationen einwirken und dadurch um so tiefer eindringen können. Kaum der Schule entwachsen, tritt der Sohn bei seinem Vater in die Lehre, um als sogen. Zuträger, Gamin oder Motzer — letztere Bezeichnung rührt von der eisernen, zum Glasblasen verwendeten Pfeife (Motze) her — ihm behilflich zu sein. In dieser Stellung hat er die Pfeife mit ihrem kolbigen Ende so lange in die flüssige Glasmasse zu tauchen und zu drehen, bis eine genügend große Kugel sich angesetzt hat. Bei dieser Arbeit befindet er sich, wie mehrfache Messungen ergeben haben, unter einer Temperatur von 45 ° C. Allerdings nimmt der Gamin in manchen Glasfabriken ein mit einem blauen Glase versehenes Schutzbrettchen an einem Stiele in den Mund, um sich zu schützen, aber der Licht- und Hitzeeffekt bleibt trotzdem ein sehr hoher. Ist der Gamin später zum eigentlichen Glasbläser befördert, so hat er vorzugsweise seine linke Seite der Glut auszusetzen und dabei unter einer noch höheren

Temperatur von 50—55° C. zu arbeiten. Man kann die Glasbläser oft schon aus großer Entfernung als solche an ihrer Gesichtsfarbe erkennen, indem die linke Wange und die linke Stirnseite braun sind. Da das linke Auge den schädlichen Einflüssen jener Berufsthätigkeit in weit höherem Maße ausgesetzt ist als das rechte, kommt es besonders häufig zu linksseitiger Starbildung.

Auch die statistischen Untersuchungen von Kerschbaumer und Meyhöfer bestätigen die verhängnisvolle Einwirkung der Glasmacherei auf das Auge. Während unter Leuten anderer Berufsklassen nur etwa $^1/_{100}$ bis $^1/_{10}$ Prozent Starblinde sich finden, zeigte sich die Starbildung bei Glasmachern unter 40 Jahren an 4,5 Prozent, bei solchen über 40 Jahren sogar an 26,5 Prozent.

Schließlich besprach Dr. Thier in seinem Vortrage noch die bei verschiedenen Berufszweigen vorkommenden Verletzungen des Auges, welche er in Kontusionen und in perforierende Verletzungen einteilt; wenn bei letzteren überdies ein Fremdkörper in das Innere des Auges eingedrungen ist, wird die Heilung besonders erschwert. Da die gewaltsamen Augenverletzungen jedoch nicht gleich den obenerwähnten Erkrankungen des Auges in charakteristischer Form an bestimmte Berufszweige geknüpft sind, gehen wir hier nicht näher auf dieselben ein. Es sei nur noch auf ein sinnreiches Instrument, das sogen. Sideroskop, aufmerksam gemacht, durch welches sich die Lage eines in das Auge eingedrungenen Eisensplitters genau feststellen läßt. Das Sideroskop besteht im wesentlichen aus einer an einem feinen Kokonfaden horizontal aufgehängten Magnetnadel, deren Ausschlag bei Annäherung an das Auge den Sitz des Fremdkörpers anzeigt. Kokonfaden wie Magnetnadel sind durch dünne Glasröhren vor äußerer Einwirkung geschützt. Mit der Mitte der Magnetnadel ist ein kleiner Spiegel fest verbunden, so daß er alle Bewegungen der Magnetnadel mitmacht. In einer Entfernung von einigen Metern ist eine sogen. Poggendorffsche Spiegelablesung aufgestellt, so daß mit Hilfe des Fernrohres alle Schwankungen der Magnetnadel genau abgelesen werden können. Hat man durch das Sideroskop die Anwesenheit des Eisensplitters im Auge und den Sitz desselben festgestellt, so wird er mittels des Elektromagneten aus dem Auge entfernt.

Der Schöpfer des modernen China.

„Es kann befremden, daß wir soviel von China sprechen; das Land ist so ferne, das Volk uns so fremd, und so manches, was man von ihm hört, so abstoßend; was uns also darum kümmern?"

Erst wenige Jahrzehnte sind verstrichen, daß ein angesehener Forscher es noch nötig fand, mit dieser Frage eine der Münchener Akademie vorgelegte Abhandlung über China einzuführen [1]. Heute würde eine solche Frage wohl kaum mehr als angemessen empfunden werden. Tönt doch aus China das Kampfgetöse so laut vernehmbar an unser Ohr, daß es auch den Gleichgültigen zum lebhaften Interesse für jenes uralte Kulturland aufwecken kann, das mit einem Schlage einen so kräftigen Gärungsstoff in unser politisches Leben hineinwirft.

Wohl hat sich die Entwicklung der chinesischen Frage zur tonangebenden Tagesfrage schon geraume Zeit während des letzten Jahrhunderts langsam und leise vorbereitet. Die Wurzeln greifen sogar tief in das abgeschlossene Säkulum bis in dessen Anfänge zurück. Aber nicht ohne Bedeutung scheint es, daß gerade an der Schwelle des neuen Jahrhunderts das chinesische Problem lichterloh aufflammt, gleichsam als Wahrzeichen, das in das Dunkel des beginnenden Säkulums hineinleuchtet. Liegt etwa in diesem Zusammentreffen der Hinweis auf eine Mission, welche die Signatur des neuen Jahrhunderts bilden soll und die vielleicht jener Aufgabe vergleichbar wäre, welche der alten Welt vier Jahrhunderte früher im fernsten Westen zugefallen war? Wenn die Sonne des 16. Jahrhunderts in ihrem Aufstieg eine neu entdeckte Welt im Westen erhellte, so lenkt der Aufgang des 20. Jahrhunderts den Strom abendländischer Kultur gegen Osten, nicht zwar, um den jungfräulichen Boden einer

[1] Plath, Sitzungsberichte der Königl. bayr. Akademie der Wissenschaften Philosophisch-philologische Klasse (Sitzung vom 8. Nov. 1873) S. 753.

eben erschlossenen Welt zu befruchten, wohl aber, um einer alten Kulturwelt neues Leben zuzuführen. Und wie ein Ahnen durchzieht es die abendländische Welt, daß ihr in der engeren Berührung mit dem Riesenreiche des fernsten Ostens eine Aufgabe erwächst, welche ihre geistigen und materiellen Kräfte noch einmal bis in die Tiefen hinab aufrüttelt und zum intensivsten Wettbewerb anspannt.

Ob nun das beginnende neue Jahrhundert für den Osten so hoffnungverheißend im Aufsteigen begriffen ist, wie es das 16. Jahrhundert für den Westen war, das mögen wir getrost der Zukunft überlassen. Wenn gleichwohl die Frage an dieser Stelle aufgeworfen wird, so geschieht es, um auf einen Faktor hinzuweisen, der mit der geistigen Neubelebung des alten Kulturvolkes eng verbunden sein wird, sollen die Bemühungen des Abendlandes zu einer wahrhaft inneren Wiedergeburt des chinesischen Volkstums führen.

Wir sprechen von den Chinesen als einem Kulturvolke, und zwar einem alten Kulturvolke. Mit vollem Recht! Denn wie immer wir über die Urzeit des chinesischen Volkes denken mögen, von der uns die ältesten Quellen berichten, so kann es doch keinem Zweifel begegnen, daß bereits an der Schwelle des 10. Jahrhunderts vor Christus die Staats- und Gesellschaftsordnung Chinas uns in Denkmälern bezeugt wird, von denen aus wir in ungebrochener Kette die Überlieferung und Entwicklung bis zu dem heutigen China verfolgen können. Der sprichwörtliche Stolz des Chinesen auf das Alter seiner Kultur hat in diesem Sinne einigermaßen Berechtigung. Während die mächtigen Reiche des Westens, welche in vorchristlicher Zeit emporblühten, längst zerfallen sind, scheint China in seinem Staats- und Gesellschaftsleben von geradezu unverwüstlicher Dauer zu sein. Man könnte sich in der That wundern, daß China vor lauter Erschütterungen nicht längst zu Grunde gegangen ist. Worin liegt das Geheimnis dieser Unverwüstlichkeit?

Die Antwort läßt sich in zwei Worten geben. Der Zentralismus des Staatswesens und der Zentralismus des Geisteslebens bilden die Doppelmacht, welche in so starrer Bindung das Riesenreich zusammengehalten hat. Durch einen reichverschlungenen Prozeß der Entwicklung sind Staatsleben und Geistesleben miteinander verknüpft. Wer diesen Zusammenhang beachtet, dem enthüllt sich hier der Hauptgrund der unverwüstlichen Dauer, in welcher China als staatlicher und sozialer Organismus vor uns steht. Aus jener Bildung und Erziehung, die in dem

litterarischen Leben der Vergangenheit wurzelt, wuchs eine Macht empor, welche Basis jener nationalen Einheit und Geschlossenheit wurde, die sich im Zentralismus des Staatslebens verkörperte.

Es dürfte daher gerade in diesem Augenblicke von ganz besonderem Interesse sein, den Faktoren nachzugehen, auf denen der stolze Organismus des chinesischen Volkstums in seiner staatlichen und sozialen Gliederung ruht.

Wie entwickelte sich der Zentralismus des heutigen Staatswesens? Wie kam es, daß dieser Zentralismus seine Basis in der litterarischen Vergangenheit gewann?

Beide Fragen sind um so eher geeignet, unsere vorzügliche Aufmerksamkeit zu wecken, als sie uns auf jenen Faktor hinweisen, der mit der wirtschaftlichen Eroberung Chinas Hand in Hand gehen muß, wenn dieses Volk, das sich durch mehrere Jahrtausende in der zähen Eigenart seines nationalen und geistigen Lebens bewahrt, dem Abendlande kulturell näher gebracht werden soll. Ruht in dem unlösbaren, durch unzählige Generationen gefesteten Zusammenhang des politischen und litterarischen Lebens das Geheimnis der Unverwüstlichkeit Chinas, so liegt in ihm vielleicht auch die Zauberkraft seiner Verjüngung.

Unsere nächste Aufmerksamkeit wendet sich dem Ursprung des Zentralismus der heutigen Staatsform zu.

Dem Fernstehenden könnte es scheinen, als stehe der Koloß des chinesischen Reiches nur noch auf thönernen Füßen und als bedürfe es lediglich eines wuchtigen Schlages vereinter Kraft, um den Riesen zu Fall zu bringen und zu zerstückeln. Man vergißt nur, daß das zentralistische Staatswesen, das die ausgedehnten Länder umklammert, sich bis jetzt so stark erwiesen hat, daß es alle einheimischen Dynastien überdauerte. Die Dynastie wechselte, aber das Reich erhielt sich in seinem Zentralismus, und das Volk bewahrt sich in der ausgeprägten Eigenart seines Wesens. Im Laufe der letzten zwei Jahrtausende sind gewaltige Stürme über das chinesische Reich hereingebraust, ohne den staatlichen und sozialen Organismus zu entwurzeln. Alle natürlichen Vorbedingungen schienen in den sich abgrenzenden Stromgebieten und Höhenzügen längst gegeben, daß die politische Einheit des Reiches sich in eine Mehrzahl von Einzelstaaten zerspaltete. Immer wieder fanden die durch Staatsumwälzungen auseinandergerissenen Massen den Zusammenschluß auf dem ehernen Boden des Zentralismus.

Heute handelt es sich um den Fortbestand der im 17. Jahrhundert zur Herrschaft gelangten Mandschu-Dynastie. In den düstern Tagen um die Mitte des 17. Jahrhunderts hingegen erschien gerade diese Dynastie als Retterin. Damals weckte alles den Eindruck, als ob China sich in ein Chaos auflöse. Empörung folgt auf Empörung. Die alte politische Macht der Ming-Dynastie zerrinnt. Da zieht von Norden her mit den Mandschu eine neue dynastische Macht ins Land und erfüllt mit frischem Leben den Organismus des Reiches. Gehen wir weiter zurück, so stoßen wir auf die Mongolenherrschaft. Zur Zeit der Mongolen war China in tiefe Dienstbarkeit gesunken; es lastete unter einem schweren Joch. Aber gerade Dienstbarkeit und Schmach schuf die Kraft, um die Fesseln wieder zu brechen. Das nationale Bewußtsein erwachte; erst stille, dann immer lauter und gewaltiger begann die innere Erhebung gegen die Fremdherrschaft, bis sie um die Mitte des 14. Jahrhunderts in den Ming wiederum eine einheimische Dynastie auf den Thron hob. Am Wendepunkt des 10. Jahrhunderts schien sich das chinesische Reich zu verbluten in dem Kampfe der rivalisierenden Dynastengeschlechter. Die Dynastien versinken, aber nur damit das Reich der Sung und Liao sich um so glanzvoller erhebt. Wenden wir uns dem 9. Jahrhundert zu, so tritt uns das Bild eines Interregnums entgegen, einer kaiserlosen Zeit, in der es mit der Einheit des Reiches aus und vorbei schien. Da schafft ein intelligenter und thatkräftiger Feldherr, den über Nacht die Militärpartei zum Kaiser ausruft, Recht und Ordnung im Reiche. So folgen sich Dynastien um Dynastien. Wir verfolgen die Reihe bis zum Ende des 3. Jahrhunderts v. Chr. Das Jahr 221 v. Chr. bedeutet den Markstein, der die Entwicklung des chinesischen Staates in zwei große Epochen scheidet. Die bis zu diesem Zeitpunkt reichende Epoche gilt als die Periode des Vasallentums und der Feudalstaaten. Vom Jahre 221 hingegen beginnt die Epoche jenes zentralistischen Staatswesens, das nicht mehr auf der Oberhoheit über Vasallen beruht, sondern alle politische Macht in dem einen Zentrum kaiserlicher Gewalt vereinigt. Es giebt nicht mehr Vasallenstaaten, die beherrscht, sondern nur noch Provinzen, die verwaltet werden.

Der Ruhm, die Burgen der Vasallenherrschaft zertrümmert und auf den Ruinen die Macht eines geeinten Staatswesens errichtet zu haben, gebührt dem Kaiser Che-Hoang-ti aus der Dynastie Thsin (221—209 v. Chr.). Die innere Neuorganisation des Staates unter dem Einfluß des litterari-

schen Lebens der Vergangenheit hingegen ist wesentlich das Werk der Han-Dynastie und ihres größten Herrschers, des Kaisers Wu-ti. Vor Che-Hoang-ti hatte jeder Vasallenstaat eine fast unabhängige, soziale Entwicklung. Che-Hoang-ti schuf aus der Unmasse von kleinen und sekundären, um den Mittelpunkt einer souzeränen Oberherrschaft sich bewegenden Staaten ein einziges Reich und gab damit dem heutigen China seinen eigentlichen Ursprung.

Wir sind nun in der glücklichen Lage, gerade aus der Periode des Überganges vom Feudalstaat zum zentralistischen Staat ein Geschichtswerk zu besitzen, das uns über beide Epochen die reichsten und zuverlässigsten Aufschlüsse giebt. Es sind die „Geschichtlichen Denkwürdigkeiten" von Se-Ma-Tsien.

Se-Ma-Tsien gilt mit Recht als der Vater der chinesischen Historiographie. So bedeutsam die Annalen und geschichtlichen Darstellungen sind, welche seinen Denkwürdigkeiten durch Jahrhunderte vorausgehen, so blieb es doch seinem Genius vorbehalten, in einem einheitlichen, auf Dokumenten ruhenden Gesamttableau das wechselvolle Bild jener Vergangenheit vorzuführen, die ihren Abschluß in dem Staatsstreich des Che-Hoang-ti fand und zu einer neuen Zeit überleitete. Mit der Vergangenheit wird das Bild der Gegenwart in der Darstellung der Neuorganisation des Reiches und der Werke des Friedens und Krieges verbunden, die der Zeit von 220—100 v. Chr. ein so mannigfaltiges Gepräge geben.

Se-Ma-Tsien lebte von 145—86 v. Chr. So ist er ein Schilderer zeitgenössischer Ereignisse, wenn er die glänzende Regierung des hochbegabten Wu-ti darstellt, und steht in der Beschreibung der mit dem Jahre 220 v. Chr. eingetretenen Umwälzung den Begebnissen so nahe, daß er auch hier als zeitgenössischer Historiograph angesehen werden darf, und dies um so mehr, als Se-Ma-Tsien in seinen Denkwürdigkeiten nur ein bereits von seinem Vater Se-Ma-Tan begonnenes Unternehmen fortsetzte. Dadurch werden uns diese historischen Denkwürdigkeiten von unvergleichlichem Werte für die Kenntnis der wichtigsten Phase im Leben der chinesischen Nation. Denn die Darstellung stützt sich wesentlich auf die Annalen und Akten der alten Staats- und Stadtarchive, deren Existenz uns mit voller Sicherheit für die Zeit nach 780 v. Chr. feststeht. Aber es ist keineswegs erst das Jahr 780 v. Chr., von dem aus sich eine feste Zeitfolge der Ereignisse ableiten läßt. Wir dürfen mit Chavannes[1] zum

[1] *Édouard Chavannes,* Les Mémoires historiques de Se-Ma-Tsien, traduits et annotés I (Paris 1895), CLV.

wenigsten bis zum Jahre 841 v. Chr. zurückgehen. Von diesem Zeitpunkt an rollen sich vor unsern Augen die Ereignisse in einer langen Kette ab, wo kein Glied, kein Ring vermißt wird, so daß wir einer bis in die jüngste Zeit sich fortpflanzenden Kontinuität der Begebenheiten gegenüberstehen. Die wahre Größe der chinesischen Geschichte erscheint, wie Chavannes bemerkt, keineswegs in dem sagenhaften Alter, das man ihr so häufig hat beilegen wollen. Sie beruht vielmehr auf der Klarheit und Genauigkeit, die ihr an keiner Stelle fehlt, wenn wir ihren Lauf bis zur Mitte des 9. Jahrhunderts v. Chr. zurückverfolgen. Von wie vielen Völkern läßt sich in dieser Weise sagen, daß sie ihre Geschichte geschrieben, nicht eine legendenhafte, sondern eine auf der Wirklichkeit der Thatsachen ruhende Geschichte, nicht die Geschichte eines vereinzelten Ereignisses, sondern eine ungebrochene Folge von weit sich zurückerstreckenden Begebenheiten? In einem Alter, wo andere Nationen sich nur einzelner hervorstechender Ereignisse zu erinnern vermögen, in welche die moderne Forschung mit Hilfe von Inschriften einigermaßen Ordnung zu bringen sucht, bietet uns China detaillierte Annalen, in die jedes Jahr, ja nahezu jeder Monat mit bewundernswerter Genauigkeit eingetragen ist [1].

Diese Annalen bilden die Grundlage für die historischen Denkwürdigkeiten von Se-Ma-Tsien. Der „Vater der chinesischen Geschichte" hat sich ihrer im reichsten Umfang bedient, um ein Werk zu schaffen, das den nachfolgenden Geschlechtern in dem politischen und litterarischen Leben einer großen Vergangenheit die Ideale vorführen sollte, welche der neuen Zeit die Bahnen wiesen. Die Schöpfung Se-Ma-Tsiens eröffnet einen weiten kulturgeschichtlichen Horizont in der Darstellung der religiösen und politischen Bewegungen und in der Schilderung der Koryphäen des wissenschaftlichen und künstlerischen Schaffens. Der Historiker hat einen Teil seines Werkes zu einer großen Galerie historischer Porträts gestaltet, indem er die Biographien der bedeutendsten Männer hier vereinigte. Wir finden bei ihm jenen Reichtum der unendlich mannigfaltigen Einzelheiten und jene Genauigkeit in der Beobachtung der Thatsachen, welche eine Haupteigenschaft seiner größten Nachfolger in der Historiographie bleiben und welche die Annalen des Reiches der Mitte als ein Ganzes genommen zu einem der wunderbarsten historischen Denkmäler der Welt machen. Se-Ma-Tsien ist ein Kompilator, welcher die alten Dokumente wiedergiebt, ohne sie zu ver-

[1] *Chavannes* l. c. p. CLVI.

arbeiten; aber er ist ein sehr genauer und feinsinniger Kompilator, dessen mühsamen Nachforschungen keine Thatsache von einiger Bedeutung entgeht. Nur selten wendet er sich an Werke zweiter Hand. Die Staatskanzleien und Archive, zu denen ihm seine amtliche Stellung als Astrologe ungehinderten Zutritt eröffnete, gaben ihm die Akten und Dokumente aller bedeutsamen Begebenheiten in die Hand. Se-Ma-Tan, der Vater, hatte die systematische Erforschung der Archive begonnen. Se-Ma-Tsien, der Sohn, setzte die Erforschung fort und gab dadurch seiner Geschichte eine Zuverlässigkeit der Information, die im Bereiche anderer orientalischer Völker ihresgleichen sucht. Ihnen gebührt das Verdienst, zuerst die Idee einer allgemeinen Geschichte gefaßt und verwirklicht zu haben. Bis auf sie besaß man nur Lokalchroniken, Annalen einzelner Staaten, aber keine Gesamtdarstellung der Beziehungen, welche die auf dem Boden eines Kulturlebens stehenden Völkerschaften politisch verknüpften. Wenn die „Historischen Denkwürdigkeiten" nicht existierten, so wäre unsere Kenntnis des chinesischen Altertums immer eine lückenhafte und unsichere geblieben. Jetzt aber steht dieses Altertum in einem Bilde vor uns, das uns auf der einen Seite eine glänzende politische Entwicklung in der Geschichte der Feudalstaaten zeigt, auf der andern Seite jene reiche Entfaltung des Geisteslebens enthüllt, in dessen Erzeugnissen die ganze nachfolgende Zeit die Ideale ihres religiösen und sittlichen Schaffens gefunden hat. „Se-Ma-Tsiens Name ist untrennbar von dem des chinesischen Volkes geworden. Solange das Andenken dieser mehr denn dreitausend Jahre alten Nation lebendig bleibt, wird auch der Ruhm des Vaters der chinesischen Geschichte fortleben." [1]

Wie vollzog sich nun der Übergang vom alten Staatswesen zur zentralistischen Form? Die Geschichte dieses Umschwunges führt uns eine bedeutsame Erscheinung in der Geschichte des Staats- und Völkerlebens vor Augen, wenn wir die Entwicklung mit derjenigen des fast gleichalterigen indischen Staatswesens vergleichen. Das indische und das chinesische Volkstum haben sich in der Eigenart ihrer religiösen und sozialen Entwicklung durch drei Jahrtausende erhalten. Aber in der Art, wie beide Kulturvölker ihr unterscheidendes Gepräge bewahrt haben, zeigt sich eine hervorstechende Verschiedenheit. Indien ist mit seinem zersplitterten Stammes- und Staatswesen immer nur vorübergehend unter dem Zentralismus einer

---

[1] *Chavannes* l. c. p. CCXXV.

absoluten Staatsgewalt zu einem Riesenreiche vereinigt gewesen. Die indo-arischen Staaten verfolgen eine zentrifugale Tendenz. Und diese zentrifugale Bewegung, welche der Unsumme von kleinen Stammes- und Staatseinheiten innewohnt, zerbröckelte bald wieder den zentralistischen Absolutismus, wo immer er sich zeigte, um der selbständigen Entwicklung freie Bahn zu schaffen. Die Vereinigung z. B., wie sie in dem großen Reiche des Königs Açoka (263—222 v. Chr.) erreicht wurde, ist eine vorübergehende Erscheinung geblieben. Schnell zersplitterte sich der eben geschaffene Zentralismus. Hier liegt der so lehrreiche Gegensatz in der Entwicklung des indischen und chinesischen Staatswesens.

In China sehen wir die zentralisierende Tendenz in steigendem Wachstum begriffen. Der Einheitsstaat, der vom Zeitgenossen Açokas mit eherner Faust geschaffen wurde, hat sich durch zwei Jahrtausende erhalten und stetig vergrößert, während Indien im gleichen Zeitraum der Schauplatz der allerverschiedensten politischen Gestaltungen geworden ist. Vom höchsten Interesse ist es daher zu beobachten, wie sich China in einem langsamen, vielverschlungenen und doch einem Ziele zustrebenden Prozeß die einheitliche Organisation in der zentralisierenden absoluten Fürstengewalt gegeben hat. Für die mannigfachen Faktoren, welche den Gang des Staatslebens bestimmen, bietet die Vorgeschichte des Centralismus ein überaus reiches und anziehendes Beobachtungsfeld. So fern und fremd uns das politische Leben des älteren China, so bedeutungslos für die Weltgeschichte die staatliche Entwicklung des so abgeschlossenen Landes scheinen mag, so öffnet doch gerade der Entwicklungsprozeß in der Fülle der Begebenheiten und in den charakteristischen Gestalten der Staatsmänner und Feldherren, die er uns vor Augen führt, eine blendend reiche kulturgeschichtliche Rundschau.

Die Entwicklung der in China erobernd vordringenden Stämme, der Übergang vom Stamm zum Staat nahm bis zu einem gewissen Punkt denselben Verlauf wie bei den arischen Stämmen, welche von Westen einbrechend Indien bevölkerten.

Die Parallele mag zur Erläuterung der dunkeln Epoche dienen, welche die Einwanderung und erste Ansiedelung der heutigen Chinesen umfaßt. Von den Ufern des oberen Induslaufes waren arische Stämme nach Süden, das Industhal entlang und dann weiter gegen Osten in das Flußgebiet von Yamuna und Ganges vorgedrungen. Eine große Zahl von Stämmen wird erwähnt, die allmählich das Land zwischen Indus und Ganges besetzen und sich zu politischen Gemeinwesen, zu Staaten ent-

wickeln. In ähnlicher Weise leiten auf chinesischem Boden die verschiedenen Staatengebilde, welche seit dem 12. Jahrhundert v. Chr. als Lu, Thsi, Wei, Tcheou, Thsin, Thsu, Han bekannt werden, ihren Ursprung von den verschiedenen Stämmen ab, die in immer dichteren Schwärmen dem ersten Einwandererstrom nachdrängend nach und nach das Stromgebiet des Hoang-ho besetzten und sich mit der uransässigen Bevölkerung vermischten [1]. Die Wiege des chinesischen Staates ist die mittlere Hälfte des Beckens vom Hoang-ho. Hier siedelten sich die ersten Stämme an; von dort suchten sie in immer weiterem Bogen das von einer Urbevölkerung bebaute Land sich anzueignen. Von den nachdrängenden Stämmen unterstützt, verstanden sie es, sich gleich den arischen Indern zu festen politischen Gemeinschaften unter dem Regime eines Hou oder Herzogs zu vereinen. Die Fürsten der alten Volksstämme waren größtenteils im Kriege zu Grunde gegangen. Die Urbevölkerung blieb zurück. Unter ihnen siedelte sich ein neuer Adel an, und der Hof des Gutsherrn wurde der Ausgangspunkt einer neuen Herrschaft wie einer neuen nationalen Kultur. Der Sieger erscheint als Kolonisator. Zu Beginn der historischen Zeit stoßen wir wie an den Ufern des Ganges und des Yamuna, so an den Ufern des Hoang-ho und des Jang-tse auf eine große Gruppe von staatlichen Gebilden [2]. In ihrer inneren Entwicklung sind diese Staaten durchaus selbständig. An der Spitze der einzelnen Staaten steht ein mit königlicher Macht ausgestatteter Fürst, der über eine unabhängige Gerichtsbarkeit und Militärgewalt verfügte.

Wie aber bereits unter den erobernden Stämmen einzelne sich als führende Mächte hervorgethan hatten, so gewannen auch unter den erstehenden Königreichen einzelne Staaten eine Art Vormacht und Hegemonie über eine größere oder geringere Zahl der Nachbarstaaten.

Auf dieser Stufe der politischen Entwicklung treffen wir das chinesische Volk, wo die ersten Strahlen geschichtlicher Überlieferung das Dunkel erhellen, das über seinem Ursprung lagert. Wir sehen eine Gruppe von selbständigen Staaten, die zu einem engeren Bunde unter der Vorherrschaft des Staates Tcheou vereinigt sind, ohne daß sie ihre selbständige Entwicklung preisgeben. Auf dem Boden des Staates Tcheou wurzelt der erste und allseitige Aufschwung des geistigen Lebens, wie er in der Ausbildung

---

[1] *James Legge,* The Chinese Classics III (London 1865), part I, p. 189 ff. — *Ernst Faber,* Prehistoric China, Journal of the China branch of the Royal Asiatic Society XXIV, 13 ff.

[2] *Chavannes* l. c. p. xxv.

des Rituals und der Pflege des religiösen Wissens, in der Entwicklung des Schrifttums und der Poesie, in der Organisation der sozialen Beziehungen und in dem Betriebe der mannigfachen Kunstfertigkeiten seit dem 12. Jahrhundert zur Erscheinung kommt. Mit dem Aufschwung des geistigen Lebens verband sich ein Übergewicht der politischen Macht, das sich immer kräftiger in der Hegemonie über die andern Staaten und Stämme, in welche das chinesische Volk zerfiel, geltend machte. Die geistige Vormacht gab die politische Vormacht. Die Tcheou werden Kern- und Mittelpunkt des chinesischen Volkes; sie sind die führende Macht im Kreise der allmählich emporgewachsenen Staaten. Ihr Land gilt gleich dem Lande der Kuru als heiliges Land, weil es der eigentliche Mutterboden des chinesischen Kultus- und Kulturlebens, die Pflanzstätte seines Rechts und seiner Sitte ist [1].

Bis um die Mitte des 9. Jahrhunderts bleiben die Tcheou Träger der politischen Vormacht; dann aber beginnt ihre Macht zu sinken. Andere

---

[1] Die chinesischen Schriftsteller geben sogar der ältesten Epoche jene Reichsverfassung, welche das gesamte Volk in zahlreiche, von Vasallenfürsten beherrschte Staaten und Städtchen verteilte, die unter einer königlichen Zentralgewalt standen. Eine mächtige, wenn auch nicht absolutistische Zentralgewalt soll von jeher bestanden und die vielen Herzoge, Grafen, Barone, unter welche das Land aufgeteilt war, in lehensherrlicher Abhängigkeit gehalten haben. Die Sage führt die Geschlechter, die sich nach und nach in der Vorherrschaft ablösten, bis ins vierte Jahrtausend zurück. Es soll dann von 2205—1766 eine Hsia-Dynastie, von 1766—1122 eine Shang- oder Yin-Dynastie geherrscht haben. Wie viel Geschichtliches an diesen Namen, wie viel Wahres an den mit diesen Namen verbundenen Ereignissen ist, wird wohl für immer im Dunkeln bleiben. Daß bereits um das Jahr 2000 v. Chr. der Volksstamm, aus dem die heutige chinesische Nation hervorging, sich an den Ufern des Hoang-ho niedergelassen hat, kann wohl nicht bezweifelt werden. Daß es indessen damals schon eine Staatsform mit Reichshaupt und Reichsfürsten, mit Ministerien des Kultus und des Krieges, wie etwa im 6. Jahrhundert v. Chr. zur Zeit des Confucius, gegeben habe, ist doch gar zu abenteuerlich, um damit die „Geschichte" Chinas zu beginnen. So gehören denn auch die Namen Yao und Choen ganz in das Gebiet der Fabel. Hsia und Yin mögen historisch sein, da einige kurze Inschriften auf Metallvasen ihrer erwähnen. Auch in fünf Liedern des kanonischen „Buches der Lieder" kehren die Namen wieder. Aber das, was als ihre konkret geschichtliche Gestalt erscheint, verflüchtigt zu einem Phantom; es besitzt keine Realität mehr, sobald wir es wissenschaftlich zu fassen suchen. Die wirklichen Thatsachen erscheinen erst mit dem Geschlechte der Tcheou (1122—249 v. Chr.). Gegen Ende des 12. Jahrhunderts fühlen wir den bislang so schwankenden Boden sich unter unsern Füßen einigermaßen festigen. Mit der Dynastie der Tcheou beginnt sich das Dunkel zu klären. Aber erst vom Jahre 841 v. Chr. können wir eine durchaus gesicherte Chronologie ableiten.

Staaten streben dann empor und lösen die Tcheou in der Rolle der führenden Macht ab. Was ihnen aber nicht genommen wird, das ist die geistige Suprematie, welche durch alle Kämpfe sich in dem Bewußtsein der Staaten festhält, daß Tcheou der heilige Boden war, aus dem das Kultus- und Geistesleben in seinen mannigfaltigen Erscheinungen hervorgegangen ist. Und so bleibt das Land der Tcheou der ideale Mittelpunkt, um den sich zunächst die innere Entwicklung von Staat und Gesellschaft bewegt, während sich die Achse der wirklichen politischen Macht längst verschoben hat. Das Palladium dieser idealen Vormacht bilden die neun heiligen Bronzegefäße, welche als heiliges Erbe der Vorzeit im Lande der Tcheou aufbewahrt wurden.

Wechselnd tritt nun in der Geschichte ein Stamm nach dem andern, wechselnd tritt Süd und Nord in den Vordergrund. Die zentralisierende Tendenz, das Streben nach Einheit zieht sich durch die ganze Geschichte. Es regte sich in den durch gemeinsame Sprache und Sitte, Religion und Recht verbundenen Staaten ein immer mächtigeres Streben der nationalen Vereinigung auf dem Boden eines einzigen Staatswesens. Vom 9. Jahrhundert an können wir dieses Streben in den verschiedenartigsten Erscheinungen, durch die es sich stets deutlicher kundgiebt, verfolgen. Das Ringen nach einer engeren nationalen Vereinigung wird aber unausgesetzt durchkreuzt durch die Eifersüchtelei der Staaten unter sich. Es werden Bündnisse und Sonderbündnisse, Bündnisse der Südstaaten gegen die Nordstaaten und umgekehrt geschlossen. Fürstentage werden abgehalten, ohne daß es je zu einer vollständigen Vereinigung kommt, bis der geniale Fürst des Staates Thsin mit dem Schwerte den Knäuel der Sonderbündnisse zerhaut und den Staaten die Einheit aufzwingt.

Als die Staaten der Lu, Thsi, Thsu, Wei längst zur Macht emporgewachsen waren, kamen erst die Thsin. Seit dem 8. Jahrhundert v. Chr. aber sehen wir sie langsam in den Vordergrund treten. Die Thsin hatten sich durch die Vertreibung der fremden Völkerschaften, welche die Nordgrenze bedrohten, große Verdienste unter dem König Ping-Wang aus der Dynastie der Tcheou erworben. Sie wurden durch reiche Länderstrecken belohnt. Aber die Macht der Tcheou war damals bereits zu einem Schatten herabgesunken, und es lag nichts weniger im Interesse der energisch vorstrebenden Thsin, als die Hegemonie der Tcheou zu festigen. Aussicht auf Erfolg und Machtzuwachs war vielmehr einzig im Anschluß an die Politik der Einzelstaaten gegeben, die unter sich Krieg führten, Frieden und Bünd-

nisse schlossen, ohne sich um die alte Vormacht am Gelben Strome zu kümmern. Und die Thsin verstanden es meisterhaft, in den verschiedenartigsten, oft ganz entgegengesetzten politischen Konstellationen die Seite zu erfassen, auf welcher ihrer Hauspolitik der meiste Vorteil winkte. Es ist hier nicht der Ort, die Geschichte dieses hochbegabten und hochstrebenden Hauses in den einzelnen Epochen und Wandlungen vorzuführen. Sie verflicht sich enge mit der Hausgeschichte der übrigen Dynastengeschlechter.

Vier Staaten erhoben sich zuletzt in machtvollen Hauptgruppen aus dem Gewirre der vielen kleinen Herrschaften, in die sich Grafen und Barone als die fast souveränen Latifundienbesitzer teilten, die Staaten Lu, Thsi, Thsu, Thsin. Diese vier Staaten bildeten die fundamentale Gliederung des alten politischen Organismus Chinas. Vereint stellten sie ein gewisses „Gleichgewicht der Kräfte" dar. Aber dieses Gleichgewicht der Kräfte verlor sich nur zu häufig. Der Schwerpunkt politischer Macht neigte sich bald gegen Süden, bald gegen Norden, je nachdem die Sonderbestrebungen des einen oder andern Staates machtgebietender hervortraten und weite Gruppen der grundherrlichen Adelsgeschlechter, der Grafen und Barone mit sich fortrissen. Wo das Schwert keine Entscheidung herbeiführte, da suchte man auf Fürstenkonferenzen und Adelstagen wiederum zum friedlichen Ausgleich der Interessen zu gelangen.

Gerade die Fürsten- und Adelstage sind eine der bemerkenswertesten Erscheinungen jener Epoche. Häufig geschieht ihrer Erwähnung. Im Jahre 681 berief Herzog Huan von Thsi einen allgemeinen Fürstentag ein[1]. Huan ist der erste der unter der Bezeichnung Wu-Pa zusammengefaßten „fünf Führer des Adels", welche nacheinander die Hegemonie über die vielen kleinen Staaten besaßen. Auf dem Fürstentage erschien fast der ganze Adel der Sonderstaaten, ohne verhindern zu können, daß bald wiederum neue Kämpfe ausbrachen, in denen es dem noch kleinen, aber kühnen Markgrafentum von Thsin gelang, bedeutende Gebiete zu erobern. Die erste Rolle im Norden spielte damals noch der Staat Thsi. In seinen Bemühungen, die Hegemonie gegen Süden auszudehnen, unterlag er dem Staate Thsu. Beide Staaten schlossen einen Vertrag, welcher dem Staate Thsi im Norden, dem Staate Thsu im Süden die Hegemonie einräumte.

---

[1] Siegmund von Fries, Abriß der Geschichte Chinas seit seiner Entstehung (Wien 1884) S. 41.

So kam jener unheilvolle Dualismus von Nord und Süd auf, der den Keim zu immer neuen Feindseligkeiten in sich trug, die zum Durchbruch kamen, sobald die kleineren Staaten Partei für den Süden gegen den Norden oder für den Norden gegen den Süden ergriffen. An Stelle des Staates Thsi sehen wir nun im Norden allmählich den Staat Thsin als Vormacht treten. Der Einfluß von Thsin wuchs gleichen Schrittes mit dem Zurückgehen des Südens. Es wurde stufenweise Vormacht im Norden, und mit unwiderstehlicher Gewalt trieb dann die politische Strömung es zur Niederwerfung des Südens. Thsin errang das Übergewicht durch die große und kluge Politik seiner Fürsten. Aber diese Politik würde so ungeahnte Ziele nicht erreicht haben, wenn ihr nicht das aufsteigende Übergewicht der zäheren nördlichen Stammesart über die zurückweichenden Staaten des Südens entgegengekommen wäre. Dieser Faktor wirkte vorbereitend durch eine lange Epoche, während Thsin um die Suprematie kämpfte.

Mehr und mehr neigte sich der Vorteil dem Emporkömmling zu, der aus keinem der alten Stammesherzogtümer, die das alte China repräsentieren, hervorgewachsen war. In immer neuen Fürstentagen und Adelstagen suchte man sich über die Machtsphäre von Nord und Süd zu verständigen, ohne daß der Erfolg ein dauernder geblieben wäre. Es wurde nach und nach klar, daß der Dualismus nur mit dem Schwerte zerhauen werden konnte. Thsin oder Thsu, das war das Schlagwort der letzten großen Phase des Kampfes, welcher im Zeitalter des Confucius (geb. 551, gest. 478) beginnt und einen dreihundertjährigen Krieg umfaßt.

Wie gespannt die politischen Verhältnisse waren, und wie unheilvoll die unausgesetzten Kriegsrüstungen auf das soziale und wirtschaftliche Leben der Völker wirkten, beleuchtet keine Thatsache treffender als der Versuch, in einer Friedensliga der Fürsten eine Basis des ewigen Friedens zu schaffen[1]. Der Kampf zwischen Thsu und Thsin hatte seinen Höhepunkt erreicht; allenthalben wurden die Schläge des Krieges empfunden. Da tauchte in dem schlauen Minister des kleinen Staates Sung der Plan auf, durch eine Friedensliga, zu der sich die Fürsten der streitenden Staaten vereinigten, dem Kampfe ein Ende zu bereiten. Hiang-Seu — das ist der Name des genialen Ministers, der den Krieg aus der Welt schaffen wollte — war unzweifelhaft ein Mann von großem diplomatischen Geschick,

[1] *Legge* l. c. V, 121.

aber von noch größerem Talente für politische Intrigue. Es war gewiß sein voller und aufrichtiger Ernst, mittels der Friedensliga den Übeln des Krieges vorzubeugen.

Wie die Idee in ihm angeregt wurde, wissen wir nicht. Aber wir sehen, daß er mit einem fertigen Plan auftrat, als er die Idee in die Öffentlichkeit schleuderte. Als persönlicher Freund der ersten Minister von Thsin und Thsu legte er den Staatsmännern dieser beiden bedeutendsten Staaten zuerst den Plan vor, um sich ihrer Zustimmung zu versichern. In Thsin sagte man: „Krieg vernichtet das Volk; er verzehrt die Einkünfte des Landes und ist das größte Unglück für die kleinen Staaten. Es ist möglich, daß sich Seus Plan als undurchführbar erweist; aber wir dürfen ihm unsere prinzipielle Zustimmung nicht versagen; sonst überholt uns der Staat Thsu, indem er sich zu unserem Nachteil als Freund des Friedens vor den kleinen Staaten ausspielt." Ähnlich waren die Betrachtungen in Thsu und Thsi.

Die chinesischen „Großmächte" bereiteten also dem Vorschlag der Friedenskonferenz eine günstige diplomatische Aufnahme. Nachdem sich der Minister der Zustimmung der Großmächte versichert hatte, erließ er die formelle Einladung zur Konferenz, und im Sommer des Jahres 535 fanden sich in der Hauptstadt von Sung nicht weniger als 14 Staaten, repräsentiert durch ihre außerordentlichen Gesandten, ein.

Gleich zu Anfang des Friedenskongresses begann das Spiel der Eifersucht sich hemmend bemerkbar zu machen, als es sich um die Geschäftsordnung handelte. Die Staaten Thsu und Thsin lehnten es ab, sich durch einen Eid auf die eventuell zu fassenden Beschlüsse zu binden. So beschränkte sich das thatsächliche Ergebnis auf ein Übereinkommen zwischen Thsi und Lu und den Staaten, die zu ihnen hielten. Thsu und Thsin hingegen behielten von vornherein freie Hand, wenngleich sie es nicht ablehnten, an den Verhandlungen und an der Formulierung der Beschlüsse teilzunehmen. Thsu zeigte sich sehr unversöhnlich, kein günstiges Anzeichen für die Zukunft. Trotzdem kam es zu jenem Übereinkommen, allerdings unter manchen Vorbehalten, welche von den „Großmächten" gemacht wurden. Man empfand die Notwendigkeit, daß der Kongreß, der unter so lebhafter Teilnahme eingeleitet war, nun auch mit einem Friedensprogramm schlösse, das wenigstens einen äußerlichen Erfolg den Fernstehenden ankündigte. Es sollte keinen Krieg zwischen Thsu und Thsin, zwischen Nord und Süd mehr geben. Um die Eifersucht, welche in dem Dualismus der südlichen und

nördlichen Vormacht stak, zurückzudrängen, sollten die Staaten, welche die Hegemonie von Thsu anerkannten, also die südchinesischen Staaten, ihre Verehrung für Thsin durch Gesandtschaften ausdrücken, welche am Hofe der nordchinesischen Vormacht weilten. Ein Gleiches sollte seitens des nordchinesischen Bundes unter der Führung von Thsin gegenüber der südchinesischen Vormacht stattfinden. So glaubte man beide Präsidialmächte zufrieden stellen zu können.

Die Kongreßmitglieder schieden „schwerlich", wie Legge treffend sagt, „mit viel Hoffnung für den Frieden". Es erwiesen sich denn auch die Beschlüsse bald als ein eitles diplomatisches Kunststück. Nur der Einberufer des Kongresses, der Minister Seu, glaubte an den Erfolg und erbat sich als Belohnung eine reiche Landschenkung, die ihm auch vom Herzog von Sung zugesagt wurde. Als es aber zur Ausführung der Stiftungsurkunde kommen sollte, wurde ihm vom Minister der herzoglichen Domänen erwidert: „Nur mittels der Waffen halten die Großmächte Thsu und Thsin die kleinen Staaten in Frieden. Wer wird auf die Kriegsbereitschaft verzichten wollen? Waffenrüstungen sind immer notwendig gewesen und werden immer notwendig sein, solange es Staaten zu verteidigen, Feinde abzuwehren giebt. Euer Plan ist eine Täuschung, ein Phantom, mit dem Ihr die Staaten auf gefährliche Bahnen führt. Anstatt Belohnung habt Ihr Strafe verdient." Mit diesen Worten zerriß der Minister die Schenkungsurkunde und warf sie seinem überraschten Kollegen zu Füßen. Seu erhob keinen erneuten Anspruch auf Auszeichnung. Denn die Friedenskonferenz stellte sich nur zu bald als ein Fiasko idealer Friedensschwärmerei heraus. „Trotzdem", so bemerkt Legge, „bleibt die Konferenz ein Beweis dafür, wie tief und weit sich das Elend der Kriege im Empfinden der Völker geltend machte, wenn man einen so zweifelhaften Weg einschlagen wollte, um wenigstens vorübergehend vom Kriege verschont zu bleiben. Es war ein Traum, aber ein glänzender Traum."[1]

Bald beginnt der Kampf von neuem, zunächst mit wechselndem Geschick. Thsu reorganisierte seine Militärmacht und gewann Siege über Thsin. Aber Thsin blieb in der Anspannung aller militärischen und finanziellen Hilfskräfte des Landes nicht zurück. Es rüstete sich zum letzten und entscheidenden Kampfe. Zu diesem Zwecke wurde namentlich der Hebung der wirtschaftlichen Kräfte die höchste Aufmerksamkeit gewidmet. Der Staat

---

[1] *Legge* l. c. V, 123.

bedurfte zu seinen Ausrüstungen des Geldes, und dieses floß ihm reichlich aus der Erschließung neuer wirtschaftlicher Quellen zu, auf welche die systematischere Ausbeute der Landesprodukte hingeführt. Die wachsende Macht von Thsin erregte neue Eifersucht bei Thsu und Furcht bei den kleineren Staaten, die sich immer deutlicher in ihrer Selbständigkeit bedroht sahen.

In diese letzte Periode, welche schlechthin „Periode der streitenden Staaten" genannt wird, fällt das Auftreten jener sophistischen Wanderredner, die die bedrängte Lage der kleinen Staaten ausnutzend überall umherzogen und die Notwendigkeit einer Vereinigung der kleineren Staaten von Nord und Süd als Gegengewicht gegen die sich so erfolgreich vergrößernde Vormacht des Nordens darlegten. Die Bedrängnis der Kleinstaaten öffnete den Ratschlägen dieser Politiker schnell die Thore an den Höfen der kleinen Fürsten. Da sie es verstanden, ihre Pläne zum Widerstand mit sophistischer Meisterschaft in das hoffnungsverheißendste Licht zu stellen, so wurden sie bald die Günstlinge der ratlosen Fürsten; und letztere hielten mit Ehrenstellen und Schenkungen nicht zurück. Das war es aber gerade gewesen, worauf es vor allem diesen „litterarischen Vagabunden" ankam, wie sie in Denkmälern des 2. Jahrhunderts v. Chr. heißen[1]. Politische Grundsätze, die auf das Wohl der Staaten Bedacht nahmen, besaß kein einziger dieser rede- und schriftgewandten Litteraten.

„Die politischen Unruhen", schreibt Chavannes, „boten einer bestimmten Klasse von fähigen, aber nicht gerade skrupulösen Menschen die Gelegenheit, ihr Talent für Intriguen zu entfalten." Den Sophisten des alten Griechenland vergleichbar und aus denselben sozialen Ursachen wie diese hervorgehend, waren sie bereit, das „Für" und „Wider" in jeder Frage zu vertreten, und zogen von Reich zu Reich, um den Fürsten ihre Ratschläge dem Interesse des Augenblickes entsprechend zu erteilen. Ihre Reden und machiavellistischen Pläne sind uns in einem merkwürdigen Buche erhalten geblieben, das seit 36 v. Chr. den Titel führt: „Räte der streitenden Reiche"[2]. Das Werk selbst ist aber älter; denn bereits Se-Ma-Tsien hat von diesem chinesischen „Machiavelli" reichlich Gebrauch gemacht in seinen historischen Denkwürdigkeiten. Künftiger Forschung wird es vorbehalten bleiben, allen jenen interessanten sozialen und politischen Erscheinungen nachzugehen, die so seltsame Schlaglichter auf die kulturelle Entwicklung dieser Epoche werfen.

---

[1] *Chavannes* l. c. p. CLII. [2] Ibid. p. CLI.

Was an diplomatischen und politischen Künsten in jener Zeit geleistet wurde, ist geradezu erstaunlich. Der Typus eines solchen formgewandten, in allen Sätteln gerechten Staatsmannes, der mit skrupelloser Energie auf das eine Ziel lossteuert und jedes ihm dienliche Mittel benutzt, ist Tscheng-I, der erste Minister von Thsin während der langen Zeit von 331 bis 301 v. Chr. Die Wege, die er einschlug, um der nordischen Vormacht Thsin zur Hegemonie über alle Staaten zu verhelfen, erscheinen manchmal geradezu romanhaft. Es gelang ihm nach und nach, die meisten Staaten zu Thsin hinüberzuziehen und die südchinesische Vormacht zu isolieren. Trotzdem war Thsu dank seiner reichen, dem Boden des Landes entfließenden Hilfsquellen noch stark genug, eine Zeitlang dem mächtigeren Rivalen des Nordens Trotz zu bieten. Als im Jahre 225 Thsin ein Heer von 200 000 Mann gegen Thsu sandte, blieb die südliche Vormacht Siegerin in dem blutigen Kampfe. Aber der Fürst von Thsin war nicht der Herrscher, der sich durch solche Verluste von seinen hochfliegenden, auf die Zentralisierung der Staaten gerichteten Plänen abschrecken ließ. Schon im nächsten Jahre sandte er ein dreimal so großes Heer gegen Thsu. Bei Ping-Yü fand die Entscheidungsschlacht statt, die das Schicksal der südchinesischen Hegemonie für immer besiegelte. Das alte China brach zusammen. Auf den Trümmern entstand der Zentralismus des heutigen China.

Die Kaiserdynastie der Tcheou war die langlebigste, die China gehabt hat; ihre Zeit reicht von 1122—221 v. Chr. Ihre thatsächliche Herrschaft indessen war nur von kurzer Dauer. Ihre großen Begründer hatten, wie von der Gabelentz[1] ausführt, das alte Feudalwesen wohl zeitweilig niedergehalten. Aber auf die großen Ahnen folgte eine lange Reihe kleiner Nachkommen, die es nicht verstanden, dem Lande den Frieden zu erhalten. Die Einzelstaaten trieben Politik auf eigene Hand, oft blutige Fehdepolitik mit Raub und Verwüstung der Nachbarländer. Waltete ihrer einer seines Amtes mit weisem Wohlwollen, hob er die inneren Zustände seines Landes durch Frieden, Gerechtigkeit, verständige Volks- und Finanzwirtschaft, so war er erst recht schlimm daran; denn nun erregte das aufblühende Land die Eifersucht und den Haß der Nachbarn. „So drängte man sich gegenseitig auf dem verhängnisvollen Pfade weiter; Wohlstand und öffentliche

[1] Über den chinesischen Philosophen Mek Tik, Sitzungsberichte der Königl. Sächs. Akademie der Wissenschaften 1888, S. 62 ff.

Sittlichkeit sanken in gleichem Maße, und es gehörte die ganze Kraft im Arbeiten und Dulden und der ganze bürgerliche Ordnungssinn des chinesischen Volkes dazu, daß nicht alles außer Rand und Band ging. Das unerhörte Elend aber war da, und gerade die Besten der Nation empfanden es am tiefsten."[1] In der Zuchtlosigkeit des Partikularismus der großen Einzelstaaten erkannte man die Quelle aller Übel. Nur eine thatkräftige, mächtige und weise Zentralgewalt konnte das zerrüttete Reich zur Einheit, zur wirtschaftlichen und sittlichen Blüte zurückführen. Es waren nicht immer die Schlechtesten, die an Staat und Reich verzweifelten. Der alte Oberreichsarchivar Li-Pei-Yang, bekannter unter dem Namen Lao-tse, hatte sich, abgestoßen von dem verrotteten Staatswesen seiner Tage, zurückgezogen und suchte Befriedigung in tiefsinniger Mystik. Viele der glänzendsten Geister folgten seinen Wegen.

Diesen Zustand des Kampfes, der das Land nie zur Ruhe kommen ließ, müssen wir im Auge behalten, wenn wir die politische und soziale Bedeutung der neuen zentralistischen Staatsform Chinas verstehen wollen. Einzelstaaten waren es gewesen, welche die alte Reichseinheit unter den Tcheou gelockert und durch die Hausinteressen ihrer Herrscher die lange Periode des Krieges heraufbeschworen hatten. Die Rückkehr zur Einheit, die Herstellung des zentralisierten Einheitsstaates wurde daher von den Völkern als ein Bollwerk des Friedens begrüßt. So beginnt denn mit dem Jahre 221 die neue Ära, die Ära des zentralistischen Kaisertums.

Als Alleinherrscher nahm der Fürst von Thsin den erhabenen Titel Che-Hoang-ti, „Kaiser", an. Und unter diesem Namen pflanzt die Geschichte das Andenken des hochbegabten und thatkräftigen Schöpfers des chinesischen Kaiserreiches fort.

Che-Hoang-ti, der Schöpfer der neuen Staatsform, ist eine imposante Figur. Der erste Kaiser besitzt etwas von dem Genie und der Titanenkraft eines Napoleon[2]. Es war ein furchtbarer und doch auch bewundernswerter Herrscher. Ihm gelang es mit Hilfe seines in allen Formen diplomatischer Kunst bewanderten ersten Ministers, das Ziel zu erreichen, nach dem die Hauspolitik der Thsin jahrhundertelang mit eiserner

---

[1] A. a. O. S. 63.

[2] *Wells Williams*, The Middle Kingdom II (IV. ed. 1883), 160: This Monarch, who has been called the Napoleon of China, was one of those extraordinary men who turn the course of events and give an impress to subsequent ages.

Konsequenz gerungen hatte. Der Umschwung vollzog sich so gründlich und allseitig, er griff so tief in das Leben der Nation ein, der Erfolg wirkte so durchschlagend, daß er alle früheren Versuche weit überflügelte. Es war ein Erfolg, der, unabhängig vom Bestand der Dynastie, dauernden Erfolg durch zwei Jahrtausende gehabt hat. Herrschend und allumfassend hat sich die Zentralgewalt in ihrer Machtstellung auf der Basis nationaler Einheit und Geschlossenheit bis auf den heutigen Tag behauptet.

Wenn wir die Thatkraft dieses Mannes bewundern, dem es gelang, das Volk aus den Jahrhunderte alten Kämpfen seiner großen und kleinen Souveräne zur nationalen Einheit emporzuführen, so kann uns die Umsicht, welche er in der Neuorganisation des schon damals gewaltigen Reiches entfaltete, mit noch höherer Achtung für den genialen und weitblickenden Herrscher erfüllen. Seine erste Sorge galt der Neueinteilung der zu einem Kaiserreich vereinigten Staaten. Das Reich wurde in 36 Departements eingeteilt; an der Spitze eines jeden Departements stand ein Civilpräfekt als Statthalter und ein General als Militärkommandant. Die Ernennung der Statthalter und Kommandanten ging vom kaiserlichen Hofe aus. Jedes Departement zerfiel in eine Anzahl Unterpräfekturen oder Kreisbezirke; die Kreisbezirke umfaßten hinwiederum engere Verwaltungsbezirke, deren Vorsteher wir etwa unsern Landräten vergleichen könnten. Ein jeder dieser Bezirke besaß neben seinem Chef noch drei Behörden, eine Unterrichtsbehörde, welcher die Inspektion der schon damals zahlreichen kleinen Schulen oblag, eine Justizbehörde, welche die kleineren Zivil- und Strafprozesse entschied, und eine Polizeibehörde. Alle Fäden der Verwaltung liefen im Zentrum der kaiserlichen Regierung zusammen.

Die kaiserliche Zentralregierung erfreute sich schon unter dem ersten Kaiserhause, den Thsin, einer überaus reichen Organisation [1]. Zum Teil wurden die Hofämter und Staatsämter der alten Verwaltung entlehnt; zum nicht geringen Teile aber waren die höheren Verwaltungsposten Neuschöpfungen, wie sie von dem Zentralismus der kaiserlichen Gewalt für ein so ausgebreitetes Verwaltungsgebiet gefordert wurden. Es gab Reichsministerien für innere Verwaltung, für Justiz, für Kultus, für Krieg, für Finanzen. Jedes Verwaltungsressort umfaßte eine größere Zahl von Ministerialbeamten, Räten erster, zweiter und dritter Ordnung. Auf die

[1] *Chavannes* l. c. II, Appendice I, L'organisation administrative des Thsin et des Han p. 513 ss.

hierarchische Abstufung und genaue Unterscheidung der Rangstufen innerhalb des Verwaltungssystems wurde schon vor dem Kaiserreich großes Gewicht gelegt. Die Chefs der einzelnen Provinzen sollten nur als Beamte in größter Abhängigkeit von der Zentralregierung ihres Amtes walten. Bezeichnend ist ein von Se-Ma-Tsien bewahrter Ausspruch Che-Hoang-tis: „Wenn das Reich soviel gelitten hat und an den Rand des Abgrundes gebracht worden ist durch die vielen Kämpfe und Streitigkeiten, die das Land nicht zur Ruhe kommen ließen, so hat das seine letzte Ursache in den vielen Herren und Fürsten gehabt, welche sich in die Herrschaft der Staaten teilten. Nun aber ist das Reich dank der Unterstützung durch das Heiligtum meiner Vorfahren wiederum gefestigt. Wollte ich jetzt von neuem Königreiche begründen, so hieße das von neuem den Krieg ins Land tragen und dem Reiche den mühevoll gewonnenen Frieden rauben!"[1] Für immer sollten innerhalb des chinesischen Reiches Fürstentümer, Herzogtümer, Königreiche als Bestandteile der Staatsverfassung abgeschafft sein. Und so ist es bis auf den heutigen Tag geblieben.

Der engeren Verbindung der einzelnen Provinzen und der Zentralisierung des Reiches dienten die großartigen Unternehmungen zur Verbesserung des Straßenbaues. In dieser Beziehung gleicht Che-Hoang-ti seinem großen indischen Zeitgenossen Açoka, der in seinen Inschriften sich in besonderer Weise der Anlage breiter und schattiger Straßen rühmt. Im Straßenbau und im Bau von Kanälen war schon unter dem alten Regime Großes geleistet worden. Der Kaiser nahm diese Kulturwerke in größerem Umfange wiederum auf. Überall zeigte er eine rege Sorgfalt für die innere und äußere Festigung des Reiches und für die Wohlfahrt der unteren Volksklassen, namentlich der ländlichen Bevölkerung. Im Ackerbau sah er die Grundlage des nationalen Wohlstandes. Bis in die entlegensten Winkel des Reiches dehnte sich die fürsorgende Wachsamkeit des Herrschers aus. Dabei war er von einer gigantischen Arbeitskraft. Obschon er sich mit vielen und vorzüglichen Männern umgab, die ihm in der Regierung und Organisation des Reiches zur Seite stehen sollten, so behielt er doch selbst die Zügel des Regimentes straff in der Hand. Alle wichtigeren Angelegenheiten blieben seiner Entscheidung vorbehalten.

Um das Bestreben des Kaisers, alles selbst zu thun, in einem charakteristischen Zuge zu beleuchten, erzählt Se-Ma-Tsien[2], Che-Hoang-ti habe

---

[1] *Chavannes* l. c. II, 132. [2] Ibid. II, 81.

sich zum Grundsatz gemacht, als tägliches Arbeitspensum Staatspapiere im Gewichte eines Che, d. h. von 120 Pfund, zu erledigen. Bevor er einen so ungeheuren Stoß erledigt hatte, pflegte er sich nicht zur Ruhe zu begeben. Mag das auch nur eine der vielen Anekdoten sein, die sich an den Namen dieses außerordentlichen Mannes knüpfen, so spiegelt sich doch darin die Vorstellung wieder, die sich von der alle Verwaltungsgebiete umspannenden rastlosen Energie des Kaisers im Volke festgesetzt hatte.

Rücksichtslos war Che-Hoang-ti in der Durchführung seiner zentralisierenden Politik. Jeden Widerstand warf er mit wuchtiger Faust nieder. Daß dadurch viel Unzufriedenheit entstand, lag auf der Hand. Gab es doch noch zu viele Freunde des alten Regimes der Kleinstaaten, welche die verblichene Herrlichkeit der alten Fürstentümer zurücksehnten. Im stillen wurde an der Restauration der alten Reichsordnung gearbeitet. Eines Tages fand man auf einem Steine die Worte eingegraben: „Beim Tode des Che-Hoang-ti wird das Reich sich zerteilen.“ Das erschien wie eine Prophezeiung, welche von geheimnisvoller Hand an öffentlicher Stelle eingemeißelt war als Wahr- und Warnzeichen für die Zukunft. Solche Gerüchte belebten die Hoffnung der Unzufriedenen. Che-Hoang-ti aber wurde mit um so größerem Mißtrauen erfüllt und suchte die Schuldigen unter den Männern des Wissens, unter den Litteraten, welche die historischen Erinnerungen und Schätze des Altertums pflegten.

In diesem Mißtrauen wurde er von seinem ersten Minister bestärkt, der in einer Denkschrift dem Kaiser darlegte, daß die Gelehrten sich viel zu viel mit dem Studium der alten Werke beschäftigten und kein Verständnis für das neue Regime der Gegenwart hätten. Darum verglichen sie die neue Regierung mit jener der alten Tage; sie übten Kritik an den Maßregeln des Kaisers; das sei staatsgefährlich. Um die Rückkehr zu der alten Staatsordnung, die so lebendig in den litterarischen Denkmälern vor den Augen des Volkes stand, abzuschneiden, wurde vorgeschlagen, alle auf das Altertum bezüglichen Werke und Dokumente zu vernichten. Die litterarische Kontinuität des alten China sollte für immer zerrissen, die Herrlichkeit des in so reichen Denkmälern gefeierten Altertums für immer begraben und vergessen werden. Ein solcher Vorschlag entsprach der rücksichtslosen Energie Che-Hoang-tis, der es liebte, ganze Arbeit zu machen. Die Denkschrift fand die Billigung des Kaisers in dem kurzen Worte: „So sei

es", das der letztere darunter setzte[1]. Das Dekret wurde ausgeführt. Alle Bücher mit Ausnahme jener, die sich auf Heilkunde, Weissagekunst, Landwirtschaft bezogen, wurden verbrannt. Der Dawiderhandelnde wurde zu vierjähriger Zwangsarbeit verurteilt; wer aber mit einem andern über alte Dichtungen oder Geschichte sprach, wurde hingerichtet. Im Jahre 213 wurden bei der Hauptstadt 460 Gelehrte und Studenten lebendig begraben.

Dieser Erlaß bleibt eine traurige Verirrung des thatkräftigen Regenten. Die Grausamkeiten, zu denen ihn der Erlaß trieb, haben sein Andenken für immer geschändet. Und so kommt es, daß der Begründer des Reiches, das sich in der Einheit, die ihm gegeben wurde, durch zwei Jahrtausende erhalten hat, in der Erinnerung des Volkes nur ruhmlos fortlebt unter dem Schimpfnamen „Verbrecher von 10 000 Generationen"[2]. Der Schöpfer der Einheit hat bei seinen Landsleuten den Dank nicht gefunden, den seine rastlosen Bemühungen, dem Volke endlich den Frieden zu geben, trotz der brutalen Energie, verdient haben, die sich manchmal sehr unpolitisch und nutzlos geltend machte.

Über die barbarische Maßregel braucht der Kulturhistoriker kein Wort zu verlieren. Für immer sind uns eine Anzahl der kostbarsten litterarischen Schätze Chinas geraubt. Wohl haben die nächsten Jahrzehnte, die dem Tode des Herrschgewaltigen folgten, bedeutsame Bestandteile der alten Litteratur zu retten vermocht, die der allgemeinen Vernichtung entgangen waren. Aber noch mehr bleibt unersetzbar verloren.

So schwer nun auch die Maßregel das litterarische Leben Chinas betroffen hat, so wäre es doch falsch, die Büchervernichtung aus einem Haß gegen die Litteratur abzuleiten. Der große Herrscher war ein Freund der Wissenschaft und der Litteratur[3]. Der Entschluß ging einzig aus politischen Erwägungen hervor, aus dem Gedanken, welche seine ganze Politik beherrschte: Aufrichtung und Sicherstellung der Zentralgewalt eines geeinten China. Und wahrscheinlich würde es zu einer in das litterarische Leben so tief einschneidenden Maßregel gar nicht gekommen sein, hätten nicht die Litteraten, welche lange sich der höchsten Gunst erfreuten, das Vertrauen des Monarchen mißbraucht, zuletzt Unzufriedenheit in die Menge getragen und bald hier bald dort Versuche zur Rückkehr zum alten System unter-

---

[1] *Chavannes* l. c. II, 71.

[2] Fries, Geschichte Chinas S. 70. Vgl. Journal of the Peking Oriental Society I, 133.

[3] Journal of the Peking Or. Soc. IV, 7.

nommen. Se-Ma-Tsien[1] erbringt einen Bericht, in welchem Che-Hoang-ti klagt, wie er sich um die Gelehrten bemüht habe. Er habe von allen Seiten Litteraten und Gelehrte an seinen Hof berufen in der Absicht, durch sie einen ewigen Frieden im Reiche zu begründen. Aber nachdem einzelne von ihnen, gegen die er besonders freigebig war, ihn um Millionen von Geldern gebracht, seien sie auf und davon gelaufen. Die Zerstörung war daher einzig gegen das Wiederaufleben der vernichteten Dynasten-geschlechter gerichtet, zu denen noch immer viel Volk hielt. Und dieses mit so rastloser Konsequenz verfolgte Ziel des einen China ist von ihm erreicht worden. Die chinesische Kaisermacht wurde dauernd begründet auf der Basis einer zentralistischen Gewalt.

Um so tragischer erscheint das Geschick, das über dem ersten chinesischen Kaiserhause waltete. Auf die glänzende, an Erfolgen so reiche Epoche des ersten Kaisers folgte das unglückliche Regiment seines jüngeren Sohnes. Auf allen Seiten erheben sich Revolutionsgenerale, welche die unzufriedenen Massen zum Kampf gegen die Herrschaft der Thsin organisieren. Zum Teil verweigern auch die eigenen Truppen den Gehorsam. Die früheren Fürsten-geschlechter, welche um Land und Herrschaft gekommen waren, hofften wieder in den alten Besitz zurückkehren zu können, nachdem die Macht des Kaiserhauses durch die vielen Revolutionen erschüttert war, welche innerhalb der Jahre 209—202 v. Chr. das Land zerrissen und aufgewühlt hatten. Ihre Erwartung erwies sich als eitel. Das Kaiserhaus der Thsin zwar brach zusammen, aber das Kaiserreich, das die Thsin geschaffen, blieb bestehen. Hiang-Yu, ein Nachkomme der alten Fürsten von Tcheou, hatte den Sohn des Kaisers Che-Hoang-ti entthront. Als er aber selbst die kaiserliche Zentralgewalt für sich in Anspruch nahm, fand er einen mächtigen Rivalen in dem Geschlechte der Han.

Der Kampf zwischen dem Fürsten von Tcheou und dem Fürsten von Han, welcher mit dem Triumph des letzteren endete, ist uns von einem Parteigänger der Han in „Denkwürdigkeiten“ beschrieben worden, welche sich auf die kurze Periode von 206—202 v. Chr. beschränken. Die „Denkwürdigkeiten“ zeichnen sich durch die lebhafte Farbe des Stiles und die Klarheit der Darstellung aus. Auf der einen Seite sehen wir die Persönlichkeit des Hiang-Yu, großmütig und ritterlich, ein tüchtiger Soldat, aber ein schlechter Diplomat; auf der andern Seite Han-Wang, verschmitzt

---

[1] *Chavannes* l. c. II, 84.

und zäh, in mehr als 70 Treffen geschlagen und doch immer wieder siegreich durch seine politische Kunst, so daß zuletzt sein Gegner, durch die eigenen Mißgriffe ins Verderben getrieben, auf dem Schlachtfelde den Tod findet, nachdem er sich als echter Soldat mit Löwenmut verteidigt.

Noch höheres Interesse aber erweckt aus dieser Zeit eine andere, mehr philosophische als historische Schrift, die es sich zur Aufgabe stellt, den Gründen nachzuforschen, denen die Thsin ihre Erhebung verdanken, und die Fehlgriffe darzulegen, welche das eben erst erstandene Kaiserhaus von der Höhe seiner politischen Macht so schnell herabstürzten. Chavannes[1] hat nicht ganz unrecht, wenn er die bedeutsame Schrift in ihren interessanten Grundgedanken mit der Aufgabe vergleicht, die auch dem Verfasser der „Betrachtungen über die Ursachen der Größe der Römer und deren Niedergang" vorschwebte. So wenig sich natürlich im übrigen der chinesische Schriftsteller dem großen Franzosen an die Seite stellen läßt, so bleibt es doch ein sprechender Beweis für den politischen und litterarischen Aufschwung Chinas im 2. Jahrhundert v. Chr., wenn ein Staatsmann und Schriftsteller es unternimmt, die großen politischen Ereignisse nicht lediglich historisch als gegebene Thatsache zu behandeln, sondern philosophisch den tiefen sozialen und sittlichen Faktoren nachzugehen, welche den Lauf der Ereignisse bestimmten. Die Lebhaftigkeit des Ausdruckes weist darauf hin, daß die Schrift unter dem erschütternden Eindruck entstanden ist, den der jähe Untergang des so glänzend emporgekommenen Herrscherhauses weithin hervorgebracht hatte. Wie scharfsinnig entwickelt der Staatsmann den Einfluß, welchen die glückliche geographische Lage von Thsin in ihrem natürlichen Schutz durch die Gebirgszüge und den breiten Strom des Hoang-ho auf die politische Entwicklung des Landes hatte. Wie psychologisch fein werden die Darlegungen, wenn er auseinandersetzt, warum die Völker, der vielen Bürgerkriege überdrüssig, den furchtbaren Che-Hoang-ti als Bezwinger der Revolution begrüßen, obschon er ihnen ein schweres Joch auflegt; eine stramme Regierung erschien ihnen nach so vielen Leiden als ein sicheres Unterpfand des Friedens. Wie treffend ist ferner das Bild, wenn der Verfasser die Energie schildert, mit der die Hauspolitik der Thsin die Herrschaft über alle Staaten erstrebt, um „das ganze Gebiet innerhalb der vier Meere, d. h. die Welt in einen Sack einzuschnüren", oder wenn er den Gewaltmenschen Che-Hoang-ti schildert, wie er sein wuchtiges

[1] L. c. I, CLX.

Schwert zückt, um den Bürgerkriegen und der Revolution Ruhe zu gebieten. Es bedarf nur eines Rufes, und gewaltige Heermassen stehen zu seiner Verfügung, voll Begeisterung für den ruhmgekrönten Feldherrn, der in seiner gigantischen Größe und durch den beispiellosen Erfolg einen unwiderstehlichen Zauber ausübte.

Der Glanzseite stellen die Betrachtungen aber auch die noch tieferen Schattenseiten gegenüber. Die Energie schlägt in Brutalität, die zielbewußte Konsequenz in Grausamkeit um. Auf der Höhe seiner Macht umgiebt sich Che-Hoang-ti mit Schmeichlern. Und anstatt ein offenes Ohr für den Freimut besonnener Staatsmänner zu haben, die ihn auf die Übergriffe und die wachsende Unzufriedenheit innerhalb der Volkskreise hinweisen, hört er nur auf die Hymnen, die seiner Herrschaft gesungen werden. Der Zentralismus der absoluten Gewalt wird zur Tyrannei, welche die Völker und Fürsten abschütteln, sobald Che-Hoang-ti die Augen schließt.

Das ist der wesentliche Inhalt der kulturgeschichtlich so überaus interessanten Schrift. Indem sie die Ursachen des Unterganges jenes mächtigen Geschlechtes beleuchtete, zeigte sie dem neuen Kaiserhause den Weg, auf dem es das Werk der Einheit vollenden konnte.

Im Jahr 202 v. Chr. übernahm Fürst Han-Wang nach Besiegung aller Rivalen die Kaiserwürde als Kaiser Kao-tsu und begründete die Dynastie Han.

Die Dynastie Han (202 v. Chr. bis 221 n. Chr.) gehört zu den hervorragendsten Herrschergeschlechtern, welche China gesehen. Die Han nahmen das Erbe auf, das die Thsin-Dynastie hinterließ, und dadurch, daß sie die großartige Umwälzung, welche mit Che-Hoang-ti eingeleitet worden, zum Abschluß brachten, gaben sie dem Reiche die volle Einheit. Dank der mächtigen Zentralisation, die sie zustande brachten, empfingen auch die Einrichtungen und Sitten ein immer einheitlicheres Gepräge. Unvergänglich hat ihr Schaffen durch zwei Jahrtausende in dem *inneren* Ausbau fortgelebt, den sie dem von den Thsin geschaffenen Zentralismus gegeben. Und wenn jede lebensfähige Staatsverfassung aus dem Gesamtbewußtsein und der Eigenart des Volkes herauswächst, dann zeugt es von der hohen politischen Einsicht der Han, daß sie es verstanden, die mit dem Schwerte begründete Einheit und Geschlossenheit der chinesischen Nation innerlich so auszubauen, daß Staat und Nation zu *einem* Organismus verwuchsen, im welchem sich China durch zwei Jahrtausende politisch

und sozial als ein Volk empfunden hat, verbunden durch die Gemeinsamkeit der Sprache, der Sitte, des historischen Bodens, auf dem es erwuchs, in dem es wurzelt.

Der innere Ausbau der geeinten Nation geht von der Wiederbelebung der litterarischen Vergangenheit aus. Und es ist eine seltsame Erscheinung, daß gerade die litterarische Vergangenheit, welche von dem Schöpfer des Reiches als die Feindin der neuen Reichseinheit betrachtet wurde und der Vergessenheit überliefert werden sollte, unter dem Einfluß des nächsten Kaiserhauses zum mächtigsten Faktor der Reichseinheit geworden ist. In welcher Art dies geschah, ist eine Frage vom höchsten historisch-politischen Interesse. Hängt sie doch enge mit dem Problem der intellektuellen Eroberung Chinas durch abendländische Kultur zusammen. Nur dann wird abendländisches und christliches Geistesleben dauernden Einfluß auf die sozialen und sittlichen Ideen der chinesischen Kulturwelt gewinnen, wenn sich das in der Vergangenheit Chinas mit allen Fasern wurzelnde Geistesleben den Idealen der abendländischen Welt erschließt.

Je tiefer die abendländische Kultur in das innere und geistige Leben der Nation eindringt, um so weiter wird sie ihre Macht auch nach außen ausstrahlen. Starr gebunden schlummert in dem geistigen Leben der Nation noch eine gewaltige Kraft für die Zukunft. Sie bedarf der Frühlingssonne der christlichen Ideenwelt, um sich zu entwickeln und keimkräftig jene alte Kulturwelt zu verjüngen.

In welcher Art nun diese litterarische Vergangenheit der bewegende Mittelpunkt des nationalen Lebens wurde, soll Gegenstand einer folgenden Abhandlung bilden.

Joseph Dahlmann S. J.

Zum ehrengerichtlichen Duellzwang in Österreich.

„Du sollst nicht töten" ist ein Gebot, das Gott für alle Menschen und für alle Zeiten gegeben hat. „Du sollst weder andern das Leben nehmen noch dir selbst; du darfst weder durch Tötung, noch durch Verwundung dasselbe schädigen." Das Verbot umfaßt nicht den Fall eines von der Staatsmacht geführten gerechten Krieges, welchen die entzweiten Staaten an und für sich auch durch einen Einzelkampf könnten ausfechten lassen; es umfaßt nicht den Fall einer von der öffentlichen Gewalt verhängten Bestrafung gewisser schwerer Verbrechen und auch nicht für den einzelnen den Fall der Notwehr. Im angegebenen Umfange ist dies Gebot so alt wie die Existenz des menschlichen Geschlechtes. Denn Gott hat es dem Menschen bei der Schöpfung ins Herz geschrieben und sein Gesetz schon dadurch hinlänglich promulgiert, daß wir es auch mit der bloßen Vernunft mit voller Gewißheit erkennen können. „Du sollst nicht töten" ist daher schon ein Postulat der Vernunft, eine Forderung des Naturrechtes.

Das bereits im Naturgesetz enthaltene Verbot der Tötung wurde dann auch positiv von Gott ausgesprochen, so Noe gegenüber nach der Sündflut, und später in feierlichster Weise auf Sinai in dem fünften Gebote des Dekalogs. Der Urheber des christlichen Gesetzes aber, Jesus Christus, hat von neuem jenes Verbot mit besonderem Nachdruck sanktioniert. Das Duell steht also im Widerspruche mit dem Gebote Gottes. Die katholische Kirche hat es daher auch wiederholt verurteilt und mit strengen kirchlichen Strafen belegt. Es wäre aber eine ungenaue Ausdrucksweise, zu sagen, „dem Katholiken" sei das Duell verboten; denn da es dem Naturgesetz entgegen ist, so kann es überhaupt keinem Menschen erlaubt sein. Nur ist es für den Katholiken leichter als für den Nichtkatholiken, in dieser Sache mit Klarheit und Sicherheit zu wissen, woran er ist, und wenn er gleichwohl fehlt, dann ist seine Verantwortlichkeit um so schwerer. Thatsächlich wird das Duell sowohl von einzelnen Nichtkatholiken als verbotene Tötung oder Verwundung angesehen, wie auch von solchen bürgerlichen Gesetzgebungen, welche sich der katholischen Kirche gegenüber gleichgültig oder sogar, wie z. B. die schwedische[1], mehr ablehnend verhalten.

[1] Gustav Adolf hat das Duell mit dem Tode bedroht und in mehreren Fällen die Strafe wirklich vollstrecken lassen. — In England soll das letzte

Graf S., ein Protestant, der seinerzeit im preußischen Heere gedient hatte und später eine höhere Beamtenstelle bekleidete, verurteilte das in den fünfziger Jahren stattgehabte Rochow-Hinkeldeysche Duell mit aller Entschiedenheit und erzählte dann eine Begebenheit aus seinem eigenen Leben. Er war einmal in Gesellschaft von zwei andern Offizieren. Da gerieten diese in Zwist und der eine gab dem andern eine Ohrfeige. In demselben Augenblick sprang Graf S. auf, stellte sich vor die Zimmerthüre

---

Duell vor einem halben Jahrhundert stattgefunden haben. Das Rencontre wird wie der Totschlag, das Duell wie der Mord bestraft. — Bekannt sind die sehr harten Strafbestimmungen, welche die ersten Könige von Preußen gegen das Duell erließen. — Ludwig XIV. von Frankreich setzte 1671 die Todesstrafe und Ehrlosigkeit auf das Duell und gab sein Ehrenwort, nie Duellanten begnadigen zu wollen. — Kurfürst Max Emanuel von Bayern verordnete unter dem 28. Februar 1719, daß schon die bloße Provokation zum Duell Entsetzung von allen Ämtern und Würden, eine Gefängnisstrafe von drei Jahren und den lebenslänglichen Verlust der freien Vermögensverwaltung nach sich ziehe. Ist das Duell wirklich erfolgt, soll der Adelige und Offizier mit dem Schwerte, der Bürgerliche mit dem Strange hingerichtet und ihre Güter konfisziert werden. Die im Zweikampf Gefallenen sollen durch den Henker an einem unehrlichen Orte eingescharrt oder am Galgen aufgehängt werden (vgl. Der katholische Seelsorger, November 1900, S. 514 ff.). — Für Österreich-Deutschland erließ Kaiser Ferdinand II. am 9. Juni 1637 das kaiserliche Edikt: „Duelle und Hinauß Forderung in unter und ober Österreich sind bei Leib- Leben- und Guts Straff jedermänniglich niemand ausgenommen bei Tag und Nacht verbotten.“ Dieses Edikt wurde von Kaiser Leopold am 23. September 1682 neuerdings verschärft: „Wes Würden und Standes Ambts oder Wesens, abgedankter Kriegs Officieren und Befehls-Habern ist das Duell auf das Schwerste verbotten und unabläßlich durch das Schwerdt vom Leben zum Todt zu bestrafen und Güter confiscabel. Dies soll auch den Patrini, Secundanten-Hülff, Vorschub und Rathgebern geltend“ (Kaiserl. Reskript vom 24. Oktober 1687). Kaiserin Maria Theresia erließ am 12. Juni 1752 das kaiserliche Handschreiben, daß „Provocans, Patrini und Secunden“, Forderer, Ratgeber und Sekundanten, mit dem Tode bestraft und deren Leichen am Richtplatze beerdigt werden sollten, gleich wie die im Duelle Gebliebenen; für den Fall, daß dieselben in geweihter Erde ruhen, ausgegraben und am Richtplatze begraben werden müßten. Kaiser Joseph II. sagt in einem Erlaß vom Jahre 1771: „Ich will und leide keinen Zweikampf in meinem Heere und verachte die Grundsätze derjenigen, die ihn verteidigen, die ihn zu rechtfertigen suchen und sich mit kaltem Blute durchbohren. Ich halte einen solchen Menschen für nichts Besseres als einen römischen Gladiator. Eine solche barbarische Gewohnheit, die dem Jahrhundert der Tamerlane und Bajazete angemessen ist und die oft so traurige Wirkungen auf einzelne Familien gehabt hat, will ich unterdrückt und bestraft wissen, und sollte es mir die Hälfte meiner Offiziere rauben. Noch giebt es Menschen, die mit dem Charakter von Heldenmut denjenigen eines guten Unterthanen vereinbaren, und das kann nur der sein, der die Staatsgesetze verehrt“ (vgl. „Reichspost“, 12. Oktober 1900).

und erklärte: „Ich lasse keinen hinaus, bis ich von beiden das Ehrenwort habe, daß das Vorgefallene unter uns bleibt.“ Es geschah, und Graf S. brachte die Versöhnung der beiden Kameraden zu stande. Er hat Gott die Ehre gegeben; niemand hat in Abrede gestellt, daß er ein Ehrenmann sei, und jetzt, wo er schon lange in der Erde ruht, wird sein Leichenstein ihn gewiß nicht deswegen drücken, daß er einst Frieden vermittelt hat.

Aber nicht alle handeln in gleicher Weise, sondern es wird thatsächlich viel duelliert. Die Ursache liegt in den menschlichen Leidenschaften, in der menschlichen Schwäche und in den Vorurteilen der betreffenden Kreise. Die Kampfeslust ist eine Leidenschaft, die nicht jeder ohne große Selbstüberwindung zu zügeln vermag, zumal wenn er die Kraft seiner Glieder fühlt und geschickt im Führen der Waffen ist. Eine Beleidigung zu verzeihen, die man wirklich erfahren hat, oder meint erfahren zu haben, kostet einen Sieg über sich selbst, über den auflodernden Zorn oder lang genährte Abneigung. Dazu kommt die Menschenfurcht. Die Herausforderung: „Hast du Mut?“ hat schon manchen um die Besinnung gebracht. Wenn dann noch die Umgebung mit dem Vorwurfe der Feigheit droht; wenn das Où est la femme? in unschöner Weise seine Beantwortung findet; ja wenn die berufenen Hüter der Ordnung ihre Aufgabe in ihr Gegenteil verkehren: dann bedarf es klaren Pflichtbewußtseins und heroischen Starkmutes, um eine Forderung abzuweisen, und solche Charakterstärke ist nicht jedermanns Sache. Aber die thatsächliche Übertretung des Gebotes, mag sie noch so häufig vorkommen, hebt das Gebot nicht auf, und jede Übertretung des Gebotes bleibt verwerflich. Nur besteht zwischen Übertretung und Übertretung ein großer Unterschied. Die einzelne That kann wegen der Umstände ein milderes Urteil beanspruchen. Aber anders liegt die Sache für diejenigen, welche den Frevel gegen Gottes Gesetz zum Gebote machen und ihre Macht mißbrauchen, um mit schwerem Unrecht die Weigerung des gewissenhaften Mannes zu ahnden. Deswegen mag ein einzelnes Duell unter Umständen immerhin noch irgend welche Nachsicht finden; der ehrengerichtliche Duellzwang aber ist unter allen Umständen ein öffentlicher, prinzipieller Frevel gegen Gott und die Gesellschaft, der schonungslose Verurteilung verdient.

Jedermann hat ein Recht auf seine Ehre, d. h. auf die ihm gebührende Achtung und auf seinen guten Namen, solange er sich nicht selbst durch eigene Schuld dieses Rechtes verlustig gemacht hat. Ein anderer darf

ihn desselben nicht berauben. Wenn dasselbe durch Verleumdung, Beschimpfung oder sonstwie verletzt ist, so gebührt dem Geschädigten eine entsprechende Genugthuung seitens des Schuldigen. Daher enthalten die Gesetzgebungen der verschiedenen Länder Bestimmungen, welche die Ehre der Bewohner schützen sollen. Dies schließt nicht aus, daß einzelne Korporationen noch eigene Ehrengerichte haben, die, wenn sie gut organisiert sind und nach richtigen Prinzipien geleitet werden, vorteilhaft wirken können [1]. Sie müssen sich aber innerhalb des allgemeinen Rechtsgebietes halten, um den ihnen unterstehenden Standesgenossen wirklich zum Nutzen, dem Gemeinwohle aber nicht zum Schaden zu gereichen. Als oberste Norm müssen sie, wie jede Gesetzgebung und jedes Gericht, das göttliche Gesetz anerkennen. Gott ist der letzte Grund und die oberste Norm wie jedes Rechtes so auch jeder Pflicht. Ein Gesetz oder ein gerichtliches Urteil, das sich in keiner Weise auf die göttliche Autorität zurückführen läßt, hängt in der Luft und ist ohne verbindende Kraft für das Gewissen. Widerspricht aber ein solches Gesetz oder Urteil dem göttlichen Gebote, dann enthält es ungerechten Zwang und ist einfachhin vom Übel.

Gegenwärtig finden sich bei den Offizierskorps verschiedener Armeen Ehrengerichte, um die Ehre des einzelnen Offiziers und des ganzen Standes schützen zu helfen. Sie mögen einerseits Nutzen stiften. Anderseits aber haben in Österreich gewisse ehrengerichtliche Entscheidungen in neuester Zeit

[1] Über das in Österreich bestehende ehrenrätliche Verfahren sagt Freiherr v. Bischoffshausen-Neuenrode in seiner vortrefflichen Schrift „Der Fall Tacoli-Ledóchowski" (Wien 1900) S. 18 f.: „Im allgemeinen wird man an dieser Einrichtung aussetzen müssen, daß dieselbe ohne genügende Normen, nach ziemlich vagen, undefinierbaren und selbst haltlosen Ehrbegriffen in erster und letzter Instanz auch mit einer Stimme Majorität inappellabel über das Wohl und Wehe eines Menschen entscheidet, daß sie eine Untersuchung auch in Abwesenheit des Beschuldigten durchführt und zugleich für dieses Stadium sowohl eine schriftliche Verantwortung (§ 20 a der Vorschrift), als einen Verteidiger (§ 20 e) ausdrücklich ausschließt, daß dieselben vier Mitglieder des Ausschusses, welche die Untersuchung geführt haben, in den Ehrenrat selbst eintreten (§ 10 h), somit Ankläger, Untersuchungsrichter und Richter in einer Person sind und dabei von den übrigen fünf neu hinzutretenden Stimmen nur noch einer einzigen bedürfen, um mit ihrem Urteile, das sie als Antrag zu formulieren haben, durchzudringen (§§ 23. 27. 29), daß das Urteil an einem bestimmten Tage gefällt werden muß, auch wenn für eine Verteidigung gar nicht gesorgt werden könnte (§ 25), und daß der Ehrenrat überhaupt ‚an keine Beweisregel gebunden ist' (§ 27)." Es begreift sich, daß bei diesem Sachverhalt selbst die „Armeezeitung" (6. u. 20. September) dies Verfahren als „sehr unvollkommen und im höchsten Grade reformbedürftig" zu bezeichnen sich gezwungen sieht. Jedenfalls sollte ein Ehrenrat nie auf Duelle erkennen dürfen.

unliebsames Aufsehen erregt und berechtigte Entrüstung in weiten Kreisen hervorgerufen. Marquis Tacoli wurde von einem Ehrengerichte verurteilt, seinen Beleidiger zu fordern. Als er sich mit Berufung auf seinen katholischen Standpunkt weigerte, dies zu thun, wurde er einfach von seiner Offizierscharge enthoben und als einfacher Soldat in die Reserve des 5. Dragonerregiments eingereiht. — Noch horrender ist der zweite Fall. Joseph Graf Ledóchowski, Hauptmann beim Generalstab, ein in jeder Beziehung ausgezeichneter Offizier, war nicht einmal in der Lage fordern zu müssen oder gefordert zu werden, und doch wurde auch er ein Opfer des sinnlosesten Duellwahnes. Sein „Verbrechen" bestand anerkanntermaßen einzig und allein darin, daß er in einem Briefe an den Marquis Tacoli erklärte, als Sohn der römisch-katholischen Kirche, welche das Duell unter der schwersten Kirchenstrafe verbiete, und als Offizier der k. u. k. Armee, welcher die geltenden Militärgesetze zu beobachten habe, müsse er das Duell unter allen Umständen verurteilen. Auf dieses „Verbrechen" hin wurde er zu der entehrendsten Strafe, die einen Offizier treffen kann, verurteilt — zur Degradation. Wegen dreier Wochen, die er noch bei der Linie zu dienen hatte, stellte man ihn als Gemeinen zu den Ulanen, weil er das Prinzip vertreten hatte, auch ein Offizier müsse den Gesetzen Gottes, der Vernunft, der Kirche und des Staates gehorchen! Eine derartig infame Strafe wird sonst nicht einmal bei Ehebruchsaffairen (!) verhängt. Beide Urteile haben den ganzen Instanzengang passiert und sind formell rechtskräftig geworden. Als Nachspiel wurde den beiden Herren noch die Kämmererwürde aberkannt. — Bald darauf mußten die österreichischen Tagesblätter von einem neuen Duellunfug berichten. Ein Einjährig-Freiwilliger in Salzburg — also nicht ein Offizier, für den allein der sogen. Ehrenkodex maßgebend ist — wurde von dem Ehrengerichte widerrechtlich zu einer Duellforderung verurteilt. Als er sich mit Berufung auf seine religiöse Überzeugung dessen weigerte, wurde ihm bedeutet, er könne nicht avancieren und müsse als Gemeiner dienen; zur Ablegung des Offiziersexamens wurde er aber doch angehalten! Ob die österreichische Wehrkraft dadurch bedeutend an Tüchtigkeit und innerem Werte gewinnt, daß jungen Männern, die gewissenhaft die Gebote der göttlichen und menschlichen Majestät auch unter den empfindlichsten Opfern zu beobachten entschlossen sind, die Offizierskarriere verriegelt wird, dürfte wohl zweifelhaft sein! Das Urteil, welches im Jahre 1829 Feldmarschall Erzherzog Karl fällte, verdient

doch noch gehört zu werden: „Die Duelle mehren sich in den Armeen in dem Maße, als die Manneszucht abnimmt, und sind am häufigsten bei den schlechtest disziplinierten Truppen" (Germania Nr. 198, II, 30. August 1900, u. a.).

Ein Ehrengericht, welches in dieser Weise vorgeht, erreicht nicht den Zweck, um dessentwillen es existenzberechtigt ist, es begeht vielmehr das schwerste Unrecht.

Es soll die Ehre des ganzen Standes und jedes einzelnen Mitgliedes schützen. Dies wird zunächst dadurch geschehen, daß Ehrenkränkungen nach Thunlichkeit vorgebeugt wird, und sodann wird es dafür sorgen, daß etwa vorkommende Ehrenkränkungen ihre entsprechende Sühne finden. Die Sühne verlangt eine entsprechende Genugthuung für den Beeinträchtigten auf Kosten des Schuldigen. Wenn z. B. Verleumdung vorliegt, so muß vor allem Widerruf geleistet werden, und wenn Beschimpfung vorgekommen, eine ihr entsprechende Ehrenerweisung. Solche Genugthuung zu fordern hat der Beeinträchtigte ein Recht, aber an sich nicht die Pflicht; denn er kann auch auf die ihm persönlich gebührende Genugthuung verzichten. Ein Duell ist aber schon deswegen niemals eine entsprechende Sühne, weil es gegen das Sittengesetz verstößt, ein unsittliches Mittel aber nicht durch irgend welchen Zweck geheiligt wird. Zudem wird der Zweck der Sühne nicht dadurch erreicht, daß die Interessierten sich schlagen oder schießen; denn der Schuldige kann dabei sehr gut herauskommen, der Beeinträchtigte aber sehr übel. Wer auf eine angethane Beschimpfung noch einen Säbelhieb als Trumpf setzt, oder eine Kugel auf die von ihm ausgegangene Verleumdung, macht sein Unrecht nicht gut. Er fügt dem ersten Unrecht ein zweites, noch gröberes hinzu. Eine Vergewaltigung des Rechtes durch eine andere, noch größere gut machen wollen, ist denn doch der hellste Widersinn. Noch weniger wird künftigen Ehrenverletzungen dadurch vorgebeugt, daß jede Ungezogenheit durch Säbel oder Pistole hoffähig gemacht werden kann. Es wird ja gerade deswegen „angerempelt", weil man herausfordern will, und weiß man, daß ein pflichttreuer Mann aus Gehorsam gegen Gottes Gebot nicht duelliert, so verletzt man ihm gegenüber den sonst üblichen Anstand, weil das Ehrengericht mit Kassierung im Hintergrunde steht. Würde das Duell ein Präventivmittel gegen beleidigende Vorkommnisse sein, so würde es diese heilsame Wirkung auch in Parlamenten ausüben können. Allein die Erfahrung spricht nicht dafür, daß da, wo die Volksvertreter mit Waffen in Reserve argumentieren dürfen, die Würde

des Parlamentes besser gewahrt werde, als wo dergleichen prinzipiell ausgeschlossen ist.

Anstatt nun ihrer Aufgabe gemäß die Ehre wirklich zu schützen, nehmen Ehrengerichte zu einem phantastischen Nebel ihre Zuflucht, der anstößige Vorkommnisse überdecken soll. Der Beleidiger stellt sich großmütig „zur Disposition", übersieht aber dabei, daß kein Mensch berechtigt ist, über sein Leben frei zu verfügen. Der Beeinträchtigte, in gleicher, irrtümlicher Auffassung, nimmt edelmütig an. Der Kampf findet statt, und alles Vorausgegangene ist wieder gut. Wodurch? Doch wohl nicht infolge eines Blutvergießens, das gegen göttliche und menschliche Ordnung verstößt. Also wohl wegen des persönlichen Mutes der Kämpfer, der alles verklären soll. Er verklärt aber nicht alles. Der Säbel an sich kann nichts beweisen; er ist gerade so scharf in der Hand des Schurken, wie in jener des Ehrenmannes; aber ebensowenig beweist der Mut das Recht oder Unrecht der Kämpfenden. Es mag immerhin irgend welcher Mut erforderlich sein, um einen Zweikampf auszufechten; aber nicht jeder Mut verdient unsere Anerkennung, sondern es kommt darauf an, ob der Mut in guter oder übler Weise geübt wird. Einem Garibaldi und seinen Blusenmännern kann man nicht jeglichen Mut absprechen, ebensowenig den Kommunarden in Paris, nicht einmal einem Bressi. Aber sie haben von einer an sich guten Eigenschaft einen Gebrauch gemacht, der gegen Recht und Ordnung frevelte. Deswegen zollen wir ihren Wagnissen keine Achtung und sprechen ihnen den Vorzug ab, irgend etwas anderes gut machen zu können. In gleicher Weise kann auch der Mut des Duellanten, weil er in tadelnswerter Weise angewendet erscheint, gar nichts gut machen. Die verletzte Ehre, die Sühne verlangte, geht in Wirklichkeit leer aus, und das Ehrengericht, das den Zweikampf angeordnet, hat seine Aufgabe nicht gelöst, statt dessen aber sich die Kompetenz angemaßt, auf Blut und Leben zu entscheiden, eine Kompetenz, die es nicht hat und die ihm niemand geben kann. Denn Notwehr liegt nicht vor, wo es sich um einen vorher verabredeten Kampf handelt, zu dem man sich freiwillig begiebt. Ebensowenig kommt das ius gladii des Staates in Anwendung; zunächst, weil dieser das Ehrengericht gar nicht beauftragen will, jenes Recht auszuüben, sondern durch seine Gesetzgebung einem derartigen Anspruch sogar ausdrücklich entgegentritt. Ferner aber könnte der Staat gar nicht den betreffenden Auftrag geben, wenn er es auch wollte. Denn der Staat oder der oberste Träger seiner Souveränität hat ja keineswegs ein ab-

solutes Recht über seine Unterthanen, und er kann nicht jeden derselben beauftragen, jedweden andern zu töten oder sonst zu verletzen. Keine einzige Autorität, weder staatliche noch kirchliche, weder menschliche noch göttliche, kann etwas befehlen, was in sich widersinnig und unmoralisch ist. Das Ehrengericht mißbraucht nur seine einzig und allein auf den Vorurteilen bestimmter Kreise beruhende Macht, um einen Frevel gegen Pflicht und Gewissen zu erzwingen und zwar mit einem unbegründeten Anspruch auf richterliche Autorität.

Zudem gehört es dem Heere an, welches doch in besonderer Weise berufen ist, dem Rechte und der öffentlichen Ordnung zur Stütze zu dienen, und das wegen dieser seiner Bestimmung allgemeine Achtung und Auszeichnung genießt. Anstatt nun die öffentliche Ordnung zu stützen und zu verteidigen, zwingt das Ehrengericht durch den Duellzwang den edelsten und vornehmsten Teil des Heeres, die Offiziere, zu einem Frevel, der gleichmäßig gegen das bürgerliche wie gegen das Militärgesetz [1], gegen das positive wie gegen das natürliche Recht, gegen die menschliche wie gegen die göttliche Ordnung ist. Dabei darf nie übersehen werden, daß es sich nicht etwa um ein einmaliges Vergehen, einen einmaligen Frevel handelt, sondern um eine bleibende Institution, durch welche das Duell und damit der Frevel gegen die Ordnung grundsätzlich gutgeheißen und unter Umständen thatsächlich befohlen wird. Die Gesetzgebung ist vortrefflich. Wie steht es aber mit der Ausführung der Gesetze? Werden jemals die dort angedrohten Strafen vollstreckt? Wer wird in Wirklichkeit bestraft? Sind es die Duellanten und ihre Helfershelfer, wie das Gesetz

[1] Das Militär-Strafgesetz für das k. u. k. Heer verbietet das Duell unter den Offizieren mit aller nur wünschenswerten Bestimmtheit (§ 437—447), nennt es wiederholt ein „Verbrechen" (§§ 437. 438. 442. 444. 602) und setzt sowohl für die Duellanten selbst wie auch für die etwaigen Förderer des Zweikampfes die schwersten Strafen fest. Schon die bloße Herausforderung, ohne daß „es zur Stellung gekommen ist", soll mit einem Arrest von einem bis zu drei Monaten bestraft werden, das Verbrechen selbst im Falle der Verwundung mit Kerker von einem bis zu fünf Jahren und im Falle der Tötung eines der Kombattanten mit schwerem Kerker bis zu 20 Jahren (§ 438—440). Ähnliche Strafen erwarten nach § 442 alle diejenigen, welche den Zweikampf irgendwie mitveranlaßt oder dabei irgendwie mitgeholfen haben. Diejenigen aber, welche durch ihre Stellung gehalten sind, die Duelle hintanzuhalten oder die Duellanten nach der Vorschrift des Gesetzes zu bestrafen, und dieser Verpflichtung nachzukommen unterlassen, werden selbst strafbar (§ 447). Den Wortlaut der betreffenden Paragraphen s. „Vaterland" vom 28. August, Morgenausgabe.

es verlangt, oder diejenigen, die es beobachten und auch ihrem festen Entschlusse, nach dem Gesetze unter allen Umständen handeln zu wollen, Ausdruck geben? Wer wurde denn im Falle Tacoli-Ledóchowski thatsächlich gemaßregelt? Wer wurde seines stets mit Ehren getragenen goldenen Portepees beraubt, degradiert, in seiner gesellschaftlichen Stellung ruiniert? Waren es die Frevler am Gesetze oder dessen Beobachter? — Was ist demnach der Duellzwang? Antwort: Was das Gesetz verbietet, gebietet der Ehrenrat; wen das Gesetz zum Verbrecher stempelt, der ist in den Augen des Gerichtshofes für Ehrenhändel ein Ehrenmann, und wer sich vor der Majestät des Gesetzes beugt und den Mut hat, seine Überzeugung vor aller Welt zu bekennen, der wird infam in den Augen der Wächter des Gesetzes, des militärischen Ehrenrates. Nichts wirkt in einer Korporation demoralisierender als eine derartige Rechtsverdrehung und Rechtsverhöhnung, derzufolge das Gesetz nicht bloß übertreten und der Frevler gegen das Gesetz nicht bloß nicht bestraft wird, sondern der Beobachter des Gesetzes entehrt und auf die empfindlichste Weise gemaßregelt wird — im Namen der Autorität! — Es giebt wohl niemand, der das Unhaltbare und Widersinnige der Situation nicht fühlte! Deswegen wurden in duellfreundlichen Kreisen Stimmen laut, man solle möglichst bald das Militärstrafgesetz abändern und dafür die Forderungen, welche zum Schutze der Offizierstandesehre benötigt seien, d. h. das Duell, zum Gesetz erheben, „kodifizieren". Allein auch durch „Kodifikation" wird Schwarz nicht Weiß und Unrecht nicht Recht. Die Duellanten werden ihre Liebhaberei durch „Kodifikation" ebensowenig zu heiligen und zu adeln vermögen, wie die Anarchisten und Strauchritter die ihrige. Während aber das Ehrengericht seine rechtliche Kompetenz überschreitet und seine eigene Existenzberechtigung durch Verdrehung seines Daseinszweckes in das gerade Gegenteil untergräbt, geht es außerdem noch nach einer unrichtigen Rechtsnorm zuwege.

Jedes Urteil, das irgendwie den Wert eines gerichtlichen Erkenntnisses haben soll, setzt eine berechtigte, feste und klar ausgesprochene Norm voraus, auf welche es sich gründet. Sie muß also vor allem auf die höchste Norm, auf das göttliche Recht zurückzuführen sein, welches, wenn Ehrensachen behandelt werden, auch für diese ausschlaggebend sein muß. Schließt man es aber aus und will man unabhängig von ihm, nach eines oder mehrerer Menschen subjektivem Ehrgefühl Ehrengesetze aufstellen, so kommt man zu subjektiven Meinungen, die ebenso verschiedenartig sein werden,

als sie willkürlich und unberechtigt sind, und daher keineswegs geeignet erscheinen, ein Urteil genügend zu begründen.

Gott hat in das Herz des Menschen das Ehrgefühl gelegt, den Sinn für das Ausgezeichnete, Edle, Ruhmwürdige. Es soll eine bedeutsame Rolle im Getriebe unserer Bestrebungen spielen. Aber es ist an sich für seine einzelnen Äußerungen noch sehr unbestimmt und kann in sehr verschiedenartiger Weise bethätigt werden, weil unser freier Wille ihm wirklich Ehrenhaftes als Ziel vorstecken kann, oder auch täuschenden Schein bis zum Kleinlichen und Verkehrten. Einen Alexander begleitet es auf dem Siegeszuge bis nach dem fernen Osten; es raunt ihm aber auch zu, von den griechischen Fürsten die Kniebeugung zu verlangen. Es ermutigt den kühnen Forscher, die Wunder der Eisregionen für die Wissenschaft zu erschließen; stachelt aber auch den eingebildeten Halbwisser zu eitler Rechthaberei. Der Beifall der Menge erscheint vielen als ein Strahlenglanz um das eigene Haupt, während christliche Seelen in heldenmütigen Tugenden vor den Augen Gottes allein ihren Ruhm suchen. Das Ehrgefühl muß also wohl geordnet sein, damit es seiner Aufgabe gemäß unserem Willen diene, mit größerer Kraft, mit Ausdauer und Hingebung auf unsere oberste Aufgabe hinzustreben, die keine andere sein kann, als den Willen Gottes zu thun. Wir haben uns ja nicht aus irgend einer darwinistischen Zelle entwickelt, um uns einmal in irgend welches phantastische All aufzulösen, sondern wir sind von Gott geschaffene Menschen mit Vernunft und freiem Willen. Wir werden Rechenschaft ablegen, ob wir unsern freien Willen nach dem Willen unseres Schöpfers gebraucht haben, gethan, was dieser uns auferlegt, und unterlassen, was er untersagt hat. Nach der Art dieses Gebrauches wird sich unser Los in der Ewigkeit gestalten. Diese Wahrheiten kann man nicht leugnen, ohne folgerichtig zum Atheismus zu kommen. Nun mag es allerdings mancher Leute Eitelkeit schmeicheln, mit jenem Barbier in Voltaires Tagen sich zu rühmen: „Ich bin zwar nur ein armer Barbier, aber ich glaube so wenig, wie ein Marquis." Sie mögen meinen, derartige Philosophie sei äußerst fortgeschritten und ein Privilegium der höchsten Aufklärung. Aber Wahrheit bleibt Wahrheit, und Recht bleibt Recht, und die Völker behalten das unveräußerliche Recht auf Gesetze, Sitten und Gebräuche, die nicht voltaireanischer Barbierweisheit entnommen, sondern in der ewigen Weisheit und Heiligkeit Gottes begründet sind. Besonders hat die Blüte des Volkes, der wahrhafte Mann, das Recht, daß für ihn als ehrenhaft gelte, was vor der ewigen Wahrheit und

Gerechtigkeit ehrenhaft ist; daß nicht der Frevel gegen Gottes Gebot als Bedingung von Ehrenhaftigkeit hingestellt und wirklich ehrenhafte Gewissenhaftigkeit mit dem Stempel der Schmach gebrandmarkt werde. Soll aber einem willkürlich aufgestellten Begriff von Ehre dergestalt absolute Gültigkeit zugesprochen werden, daß seine Forderungen vor dem göttlichen Gebote den Vorzug haben, und daß die Menschen ihm Blut und Leben zum Opfer bringen, dann macht man diese „Ehre" zu einem Götzen, der gerade so wenig Wertschätzung verdient, wie ein aus Holz oder Stein gearbeitetes heidnisches Götterbild, oder auch andere phantastische Idole. Solcher Idole giebt es ja verschiedene außer dem der „Ehre". Ein alter Eskadronskommandant sprach einmal über einen verliebten Untergebenen das harte Wort aus: „Um die Dame zu besuchen, würde der N. von dem Vorposten wegreiten." Wer vor dem Feinde die Vorposten verläßt, verstößt gegen das zweite Gebot Gottes, weil er den Fahneneid verletzt. Aber wenn nun einmal der Postenkommandant seine „Göttliche anbetet", warum soll dann nicht das Gebot Gottes dem Götzen der „Liebe" gerade so gut weichen müssen, wie dem der „Ehre"? Philipp von Macedonien wurde einmal gemeldet, einer gewissen Stadt, die erobert werden sollte, sei wegen des schwierigen Zuganges nicht beizukommen. Da fragte Philipp: „Ist der Zugang zu steil für einen mit Geld beladenen Esel?" Dieses Wort verriet freilich wenig Achtung vor der Charaktertüchtigkeit der feindlichen Verteidiger. Aber warum sollte nicht jemand ein goldenes Kalb zu seinem Idol erheben? Was dem einen billig ist, ist dem andern recht. In neuester Zeit ist auch der alte Wuotan wieder aus der Walhalla herabgeholt worden und hat auf unserer Erde bereits andere Nationalitätsgötter vorgefunden, von denen jeder seine Verehrer hat. Ihr Kult könnte seinerzeit recht unliebsam in die Geschicke der Völker eingreifen, wenn einmal der Kriegsherr eine Aufstellung anordnet und Befehl giebt, gegen den Feind zu marschieren. Da könnte ja ein Irridento meinen: „Mein Spezialgott hat sein Heiligtum jenseits der Grenzpfähle. Ich habe keine Veranlassung, mich für andere zu schlagen, die eine mir fremde Sprache reden; denn der alte Gott gilt nicht mehr, und mit ihm fällt auch die Verbindlichkeit des Fahneneides, die Treue gegen mein bisheriges Land und der Gehorsam gegen dessen Beherrscher." Andere könnten meinen, die Politik des Kriegsherrn streite gegen die Interessen ihres Wuotan, und sich weigern zu marschieren. Eine dritte Gruppe möchte fürchten, die Manen Ziskas und Prokops in der Ruhe zu stören, wenn sie nach der

Seite hin schießen wollten, nach welcher es kommandiert wird. Nach andern hat der alte Klapka 1866 das Beispiel gegeben, auf welche Weise ihrem Idole gedient werden solle, und solches Beispiel sei mehr wert als die veralteten Gebote des Katechismus.

Solche Vorkommnisse wären allerdings traurig; aber ihre Möglichkeit ist nicht einfach aus der Luft gegriffen. Die letzten 60 Jahre haben verschiedenes zu Tage gefördert, was nach dieser Richtung hin geht, und die Zukunft kann noch weiteres bringen. Die Toten reiten schnell, und sie haben in den letzten Jahren ihre Eilfertigkeit nicht gemäßigt. Man fahre nur fort, den Glauben in den Herzen der Völker zu schädigen. Jedenfalls ist es richtig, daß ein Phantasiegötze so wenig Berechtigung hat wie der andere, und daß sie insofern alle gleichwertig sind. Glaubt man, die absolute Verbindlichkeit der göttlichen Ordnung aufheben zu können, dann entzieht man jeder andern Ordnung und Pflicht ihren Grund und beraubt auch die wahre und echte Ehrenhaftigkeit des Bodens, in welchem sie wurzelt, und der Regel, nach welcher sie geordnet werden muß. Die wahre Ehrenhaftigkeit fordert vor allem, daß Gott, dem Urbild alles Edlen und Großen, die Ehre gegeben werde. Er ist auch der Urheber des Ehrgefühls in unserem Herzen, und nur wenn wir es nach seiner Absicht bethätigen, kann es uns zu wahrhaft pflichttreuem, starkmütigem, edelmütigem Handeln behilflich sein, so daß wir auch über die Grenzen des unbedingt Geforderten hinausgehen, wo z. B. in heißer Schlacht der Ruf ertönt: „Freiwillige vor!" Derartig gestimmtes Ehrgefühl wurde laut in dem begeisterten Moriamur pro rege nostro Maria Theresia! auf dem Reichstage zu Preßburg. Es wurde mit ruhmreichem Erfolge angeschlagen, als Erzherzog Karl bei Aspern den feindlichen Reitermassen gegenüber vor seinen Grenadieren das österreichische Banner schwang. Es hallte wider in dem Herzen der tapfern Jäger, als bei Santa Lucia „Oberst Kopal rief". Aber solch edelmütiger Sinn zeigt sich nicht nur in blutigen Kriegen, sondern er bethätigt sich auch im alltäglichen Wirken des Friedens, und zwar oft in noch vorzüglicherer Weise. Er verlangt, daß wir unserem Nächsten mit Achtung begegnen, uns hüten, ihn zu beleidigen; wenn wir fehlen sollten, bereitwillig unser Unrecht erkennen und auf entsprechende Art gut machen. Er lehrt uns, nicht mit krankhafter Empfindlichkeit an jedem gehörten Worte oder jeder Miene zu nörgeln, und dem wirklichen Beleidiger uns versöhnlich zu zeigen. Er geht auch noch weiter und sieht es als seine Aufgabe an, erfahrene Kränkungen mit

Gutem zu vergelten. Dies kann schwer ankommen, ist aber um so rühmlicher, gewährt dem eigenen Herzen die erhabenste Genugthuung und überwindet das des Feindes. Der edle Szapary hatte in der türkischen Gefangenschaft schwere Unbilden von seinem Zwingherrn Panza erfahren. Als er aber nach dem Entsatz von Wien befreit und Panza in seine Hände geliefert wurde, verschmähte er nicht nur jede Rache, sondern beeilte sich, dem Panza die Freiheit zu schenken. Das war Christenrache, die den Muselmann zur Erkenntnis der christlichen Wahrheit führte. Beleidigungen zu verzeihen und mit Gutem zu vergelten, das ist der Edelmut, welchen uns unser Heiland durch sein Beispiel in unendlich erhabener Weise gelehrt hat. Seine Weisheit mag freilich Heiden als Thorheit erscheinen und Juden ein Ärgernis sein; aber warum sollten Juden und Ungläubige bestimmen, worein wir unsere Ehre setzen sollen? Wenn uns unchristliche Auffassungen aufgedrängt und sogar gewaltsam als Gesetz vorgeschrieben werden, so ist dies ein Frevel gegen unsere persönliche Freiheit. Einen verwerflicheren Eingriff in anderer Selbstbestimmungsrecht läßt sich aber kaum denken, als wenn Männer, die tadellos ihre Pflicht thun und alle Garantie bieten, daß sie dieselbe auch fernerhin thun werden, mit der schwersten Strafe belegt werden, weil sie ihrer Überzeugung gemäß handeln, während dieselbe Überzeugung sachlich richtig und wohlbegründet, durch göttliches und menschliches Gesetz geschützt ist. Sie haben dabei den nicht alltäglichen Mut bewiesen, ihre Überzeugung den größten Schwierigkeiten gegenüber offen zu bekennen. Aber sie finden keine Anerkennung vor einem Gericht, das über Ehrenhaftigkeit entscheiden soll, sondern werden ihrer gesellschaftlichen Lebensstellung beraubt und vor der Welt als infam hingestellt. Vor Gott und richtig urteilenden Menschen trifft dieses Anathem der Infamie allerdings nicht die Männer, gegen welche es geschleudert worden. Sie haben überzeugungstreue Selbständigkeit des Charakters bewiesen, und was ihnen von Menschen ungerecht geraubt worden, wird ihnen von einem höheren Richter tausendfach ersetzt werden. Ihnen sei Ehre; denn solche gebührt ihnen.

In Wahrheit schlimmere Folgen aber hat der ehrengerichtliche Duellzwang für Leute von weniger Einsicht oder geringerer Überzeugungstreue, und diese Folgen müssen sich in weite Kreise hinaus bemerkbar machen. Wir brauchen uns nicht dabei aufzuhalten, daß ein Gericht, welches sich selbst gegen die wahren Normen des Rechtes auflehnt, einen moralischen Selbstmord begeht, weil es seinem eigenen Recht auf Vertrauen entsagt

und sich selbst als unfähig darstellt, Ehre und Ehrenhaftigkeit zu schützen; denn das ist des betreffenden Ehrengerichtes eigene Sache.

Dagegen ist vor allem der Schaden zu erwähnen, welcher den Mann trifft, der sich einem Erkenntnis auf Duell fügt. Wenn er es auch unter schwerem Drucke thut, so handelt er doch immer noch mit freier Willensbestimmung und ladet schwere Schuld auf sein Gewissen. Wenn er im Duell fällt, stirbt er in der kirchlichen Exkommunikation. Dem Krieger, welcher in den Kampf zieht, soll Gelegenheit geboten werden, durch die Gnadenmittel der Kirche sich würdig auf die Gefahr vorzubereiten, und sogar dem Verbrecher gebührt vor seiner Hinrichtung die priesterliche Hilfe, um sich mit Gott zu versöhnen; denn wenn er auch durch Schuld sein zeitliches Leben verwirkt hat, so bleibt ihm doch immer noch das Recht und die Pflicht, seine ewige Bestimmung zu erreichen. Um so unverantwortlicher ist es, durch schweren Zwang den Duellanten in die Lage zu treiben, vor den ewigen Richter zu treten in dem Augenblicke, wo er sich gegen denselben empört, und ihn so in die nächste Gefahr zu drängen, zugleich mit dem zeitlichen Leben auch seine Seele zu verlieren.

Ferner wirkt der Duellzwang mit Notwendigkeit entsittlichend auf das ganze gesellige Leben derjenigen Kreise, in welchen er besteht, weil er dem berechtigten Freimut das Wort entzieht, zumal in Prinzipienfragen. Überall werden Meinungen ausgetauscht. Vielfach können Reden und Handlungen von zweifelhaftem Werte vorkommen, auch in Kreisen von Prätension. Es werden Verleumdungen vorgebracht, unsittliche Reden geführt und es wird über Religion gespottet. Ein geziemendes gutes Wort könnte da gut wirken. Aber der gewissenhafte Mann, der mit einem freien Wort für Ordnung und Sitte eintritt, kann augenblicklich vom ersten besten unreifen Jünglinge durch „Anrempelung“ unmöglich gemacht werden.

Die allgemeine Wehrpflicht erweitert auch noch die Kreise, in welchen das besprochene Vorurteil herrscht und erschwert es dem einzelnen, sich dessen Folgen zu entziehen. Die gesetzliche Wehrpflicht wird mißbräuchlich zu einem Mittel, die Gewissen zu vergewaltigen. Das Beispiel der Offiziere wirkt dann auf die Mannschaft, und je mehr das Volk zum Heeresdienste herbeigezogen wird, desto weiter greift die von oben ausgehende Entchristlichung. Der gewissenhafte Krieger bringt bereitwillig sein Leben zum Opfer für Gott, Monarch und Land; man lasse ihm aber sein Gewissen und seine Seele.

Der ehrengerichtliche Duellzwang lehnt sich prinzipiell gegen die Gesetze Gottes auf; kompromittiert die Autorität, mit welcher er sich deckt; verkehrt die Begriffe von Ehre und Ehrenhaftigkeit; beeinträchtigt die heiligsten Rechte der einzelnen Offiziere und frevelt gegen das Volk, aus welchem der Kriegerstand sich ergänzt. Ihn abzustellen ist Pflicht derer, welche berufen sind, Gesetz und Ordnung zum Heile der Völker zu handhaben. Den übrigen aber liegt es ob, je nach ihrem Vermögen dem Übel entgegenzuwirken. Zunächst ist es Sache des Einzelnen, unter keiner Bedingung sein Gewissen dem Vorurteil zum Opfer zu bringen, sondern lieber selbst die größten persönlichen Opfer auf sich zu nehmen. Dann aber fällt auch der Gesellschaft eine bedeutsame Aufgabe zu. Unmöglich könnte der Duellzwang bestehen, wenn er nicht in dem Vorurteile weiter Kreise eine Stütze fände. Es mag Salons geben, in welchen man sich einem Boykott aussetzen würde, wenn man eine Forderung ausschlüge, dagegen als interessant erscheint, wenn man Narben zur Schau trägt, die nicht auf dem Schlachtfelde geholt sind. Gerade das Umgekehrte wäre richtig. Eine Mehrheit, eine Familie oder ein geselliger Kreis hat es leichter, gegen Mode und Menschenfurcht anzukämpfen, als eine vereinzelte Person. Den Kreisen, in welchen Glaube und Gewissen Geltung haben, kommt es daher in besonderer Weise zu, dem prinzipientreuen Manne, der sich weigert zu duellieren, die ihm gebührende Achtung zu bezeigen und dadurch ihm Rückhalt und Aufmunterung zu gewähren; dagegen aber ohne Scheu zu mißbilligen, was von anderer Seite Tadelnswertes geschieht oder sogar als Gesetz aufgestellt wird.

Ein Gutes haben indes die jüngsten Ausschreitungen der österreichischen militärischen Ehrengerichte gewirkt. Sie haben die öffentliche Aufmerksamkeit auf den ehrengerichtlichen Duellzwang gelenkt; sie haben ernsten Widerspruch gegen denselben herausgefordert und haben edlen Männern Anlaß gegeben, vor aller Welt unerschrocken einem unberechtigten Zwangsversuch opferfreudig die Stirne zu bieten.

Bernhard zu Stolberg-Stolberg S. J.

Der letzte Veteran der „Katholischen Abteilung“.

(Schluß.)

IV. Linhoff im Kultusministerium 1859—1890.

Stellung und Thätigkeit in Münster waren für Linhoff vollauf befriedigend, ja beglückend gewesen. Daß er dem Rufe nach Berlin folgte, bedeutete für ihn ein schweres Opfer. Die Aufgabe der katholischen Abteilung im preußischen Kultusministerium, zu jeder Zeit eine heikle, war noch dornenvoller geworden, seitdem der hochherzige König, der sie ins Leben gerufen, die Zügel der Regierung aus der Hand gelegt hatte. Von diesem Augenblicke an war ihre Aufgabe nur noch, wie ihr letzter Direktor es vertraulich ausgesprochen hat: „der Kampf für das Christliche im Staate“. Mit der Regentschaft des Prinzen von Preußen war die „liberale Partei“ zur Herrschaft gelangt, und im Innern der Ministerien wurde man des eisigen antichristlichen Geistes bereits gewahr, der von ihr ausging. Der Kultusminister v. Bethmann-Hollweg war für katholisches Leben ohne Verständnis; er stand der Kirche voll Mißtrauen gegenüber. Zu noch engerer Beaufsichtigung der ohnehin von ihm gänzlich abhängigen katholischen Abteilung wurde unter ihm im Juni 1861 ein protestantischer Unterstaatssekretär besonders angestellt. An diesen gelangten alle einlaufenden Stücke zuerst, und alle Ausläufe gingen durch dessen Hände. Manche der wichtigsten Geschäfte wurden durch diesen Unterstaatssekretär allein erledigt, ohne Mitwissen des Direktors der Abteilung. Linhoff wurde den hier herrschenden Geist bald persönlich inne. Vergütung der Umzugskosten war ihm zugesagt, aber nachdem er in Berlin war, wurde sie verweigert. Als tüchtiger Beamter hatte er erwarten dürfen, seine provisorische Anstellung als Hilfsarbeiter würde in kurzem zu einer definitiven werden; es geschah nicht. Die scheinbare Gehaltserhöhung entschädigte kaum für die Mehrausgaben in dem teuern Leben der Residenzstadt, und von diesem Einkommen wurden nur die bisherigen 1000 Thaler als pensionsfähig berechnet. Hinsichtlich der Pensionsansprüche stand er bald ungünstiger als jüngere Regierungsräte beim Kollegium von Münster.

Linhoff hatte Pflichten gegen seine Familie. Im Oktober 1858 war ihm ein Sohn geboren worden, im August 1859 folgte in Berlin die

Geburt einer Tochter; wenn er starb, so waren Frau und Kind auf die Pension angewiesen. Am 20. März 1862 trat der Kultusminister v. Mühler ins Amt, ein Protestant von positiv-gläubiger Richtung, ein wohlwollender Vorgesetzter und nobler Charakter; in der katholischen Abteilung atmete man auf. Jetzt schwand die Gewissenspflicht, an einem bedrohten Posten auszuharren gegen feindliche Mächte. Sofort that Linhoff Schritte um Zurückversetzung nach Münster. Düesberg hätte ihn mit offenen Armen wieder aufgenommen. Allein Aulike und der Minister v. Mühler selbst boten alles auf, den ausgezeichneten Arbeiter zurückzuhalten. Der Minister spendete die ehrendste Anerkennung, gewährte außerordentliche Gratifikationen und — vertröstete. Jüngere, später berufene Beamte erhielten inzwischen im gleichen Ministerium feste Anstellung, Linhoff blieb acht Jahre lang provisorischer Hilfsarbeiter. Endlich, 31. Dezember 1866, erfolgte seine definitive Anstellung beim Ministerium als „vortragender Rat" mit 2200 Thalern Gehalt. Zwei Jahre früher war ihm schon der „Geheime Rats"-Titel verliehen; 18. Januar 1868 wurde ihm der Rote Adler IV. Klasse zu teil.

Diese späte Erfüllung billiger Ansprüche vermochte nicht Entschädigung zu bieten für die schweren Schläge, durch welche um diese Zeit Linhoff sich betroffen sah. Unerwartet verschied am 22. Oktober 1865 auf einer Reise in München der Direktor der katholischen Abteilung, der Wirkl. Geh. Ober-Reg.-Rat Mattias Aulike, ein um Staat und Kirche in Preußen zum höchsten verdienter Mann. Dieser hervorragend tüchtige Beamte und treffliche Katholik hatte mit seinen beiden Räten in der katholischen Abteilung in der Eintracht und Vertraulichkeit eines Bruders gelebt; sie waren stets ein Herz und eine Seele gewesen. Der Verlust war ein tief schmerzlicher.

Bald folgte neue Heimsuchung. Von Linhoffs Kindern war der Sohn von schwankender Gesundheit und bedurfte vermehrter Sorge; die kleine Tochter, ungewöhnlich reich und früh entwickelt, machte die Lebensfreude der Eltern aus. Am 3. Dezember 1866 erkrankte das liebenswürdige Kind am Scharlach, am 14. Januar 1867 hauchte es den letzten Seufzer aus. Noch als Greis konnte Linhoff nicht ohne Rührung von diesem Kinde sprechen. Die schwer geprüfte Mutter fand einen Trost darin, all ihre kleinen Erinnerungen an die Hingeschiedene schriftlich zusammenzustellen. Sie schrieb daran vom 12. Februar bis zum 6. Juni 1867 und gab die Aufschrift: „Das Leben und aus dem Leben unserer

kleinen Maria". Linhoff fand es nach ihrem Tode; es gewährte ihm noch eine bewegte Stunde am eigenen Lebensabend.

Inzwischen war 1866 der bisherige Oberstaatsanwalt zu Bromberg, Dr. Kraetzig, zum Direktor der katholischen Abteilung berufen worden; auch er war ein ernstgläubiger und kirchlich gerichteter Katholik. Mit den bisherigen Räten der Abteilung verband ihn bald ein Verhältnis rückhaltlosen Vertrauens und aufrichtiger Freundschaft. Kultusminister v. Mühler fuhr fort, Linhoff in jeder Weise seine Zufriedenheit zu bezeugen. Doch das Wohlwollen seiner Chefs vermochte eine empfindlichere amtliche Unannehmlichkeit ihm nicht zu ersparen.

Im Spätherbst 1869 hatten künstlich hervorgerufene Petitionen und Agitationen um Aufhebung der Klöster die Katholiken in Preußen zu beunruhigen begonnen. Linhoff wurde vom Kultusminister ausgewählt, um bei der Verhandlung dieser Angelegenheit in der Petitionskommission des Abgeordnetenhauses (11. Dezember 1869) namens der Regierung beruhigende Erklärungen abzugeben. Nicht ohne Absicht war gerade eine solch vertrauenerweckende Persönlichkeit zur Vertretung der Regierung in dieser Sache ausersehen, und Linhoff trat mit aller Entschiedenheit für das verfassungsmäßige Zurechtbestehen der klösterlichen Vereinigungen in Preußen ein. Als in der Kommissionssitzung insbesondere eine kleine Jesuitenniederlassung zu Schrimm in der Provinz Posen zum Angriffspunkt hatte dienen müssen, berief sich Linhoff auf amtliche Unterhandlungen, welche bereits früher über diese Sache stattgehabt und welche zu einer Erledigung im günstigen Sinne geführt hätten. Es lag ihm dabei ein Schreiben des Ministerpräsidenten an den Minister des Innern Grafen Eulenburg vom 17. November 1867 vor, in welchem Bismarck selbst „aus rechtlichen und politischen Gründen" für den ungestörten Fortbestand der Niederlassung sich ausgesprochen hatte. Von dem sehr interessanten Aktenstück machte der Regierungskommissär zwar keine nähere Mitteilung, aber er berief sich doch auf das Urteil des Grafen Bismarck.

„Gleich nach der Sitzung der Petitionskommission", notiert Linhoff, „begab ich mich zu meines Chefs Excellenz und teilte diesem den Verlauf der Verhandlungen, insbesondere meine Äußerungen, einschließlich der hinsichtlich der Jesuitenniederlassung in Schrimm, möglichst genau mit. Se. Excellenz (v. Mühler) billigten mein Verhalten in aller Beziehung und dankten mir sogar dafür."

Am 14. Dezember überraschte Linhoff ein eigenhändiges Billet des Ministers:

„Die heutige ‚Vossische Zeitung' enthält Notizen aus der ‚Zukunft' über Mitteilungen, welche Sie in betreff der Ansichten des Grafen Bismarck über Jesuiten vertraulich in der Kommission gemacht haben sollen. Die Sache kann weitere Nachfragen zur Folge haben und bitte ich, mich baldigst zu informieren."

Umgehend schrieb Linhoff seinen Bericht:

„Bei den Verhandlungen der Petitionskommission über die sogen. Klosterpetitionen kam u. a. die Niederlassung der Jesuiten zu Schrimm als eine sehr bedenkliche Erscheinung zur Sprache. Ich erklärte, daß wegen dieser Niederlassung vor Jahr und Tag Verhandlungen zwischen den beteiligten Ministerien gepflogen seien, der Gegenstand aber zu einem Einschreiten der Staatsbehörden nicht angethan befunden worden sei, nachdem von dem Herrn Ministerpräsidenten konstatiert worden, daß nach den seitherigen Erfahrungen das Verhalten der Mitglieder dieser Niederlassung zu begründeten Klagen keinen Anlaß geboten habe, was in gleicher Weise von allen katholischen Geistlichen in der Provinz Posen nicht zu sagen sei. Diese Mitteilung habe ich ausdrücklich als eine vertrauliche bezeichnet, durch welche der Kommission der Beweis geliefert werden solle, daß die geäußerten Besorgnisse wenigstens bei der bezüglichen Niederlassung nicht zuträfen. Hierauf bemerkte ich hinsichtlich der Wirksamkeit der Jesuiten im allgemeinen, daß diese besonders in der Abhaltung von Missionen bestehe, bei welchen erfahrungsmäßig Beobachtung der Unterthanentreue und Gehorsam gegen die Obrigkeit betont werden."

Dem Konzept dieser Erklärung fügt Linhoff die Notiz hinzu:

„Als ich dem Chef meine Erklärung persönlich überreichte, bemerkte er mit sichtlicher Befriedigung, daß gegen dieselbe nichts zu erinnern sei. Auf meine Frage, ob Se. Excellenz etwa einen berichtigenden Zeitungsartikel am Platze erachteten, erwiderte er verneinend und setzte hinzu, er wolle indes Abschrift meiner Erklärung dem Herrn Ministerpräsidenten mitteilen, welcher — wie er hinzufügte — kein Bedenken tragen werde, dieselbe zu vertreten."

Alles schien gut. Am 20. Dezember wurde Linhoff eine Zuschrift behändigt, in welcher der Minister seine Freude darüber ausspricht, ihm für dieses Jahr wieder eine außerordentliche Gratifikation von 200 Thalern zuwenden zu können. Zwei Tage später folgte, vom gleichen Minister unterzeichnet, ein umfangreiches Aktenstück; es war ein amtlicher Verweis wegen der in der Kommission abgegebenen Erklärung:

„Ich kann Ihnen hiernach", heißt es nach umständlicher Begründung, „den Vorwurf nicht ersparen, daß Sie sich durch jene Äußerung eine Unvorsichtigkeit haben zu schulden kommen lassen, die ich um so lebhafter bedaure, als Sie sonst in allen amtlichen Verhältnissen sich der äußersten Sorgfalt befleißigt und stets den gebührenden Takt bewährt haben. Ich darf vertrauen, daß Ihnen die unangenehme Erfahrung im vorliegenden Fall zur heilsamen Warnung dienen werde."

Linhoff wußte wohl, daß es schwerer gewesen war für Mühler, diesen Verweis zu geben, als für ihn, denselben anzunehmen. Es schmerzte ihn nur, daß sein wohlwollender Vorgesetzter Ungelegenheit gehabt habe.

Mühler selbst beruhigte ihn freundlich darüber. Einige Monate später, den 25. Mai 1870, wurde ihm eine pensionsfähige Gehaltszulage von 200 Thalern verliehen.

Es gab jetzt aber auch der Arbeit viel; Linhoffs Kräfte waren ernstlich erschüttert; er mußte um Urlaub einkommen. Seit 10. Juli weilte er im Seebad, da kam ein Zirkular des Ministers vom 20. Juli, in Anbetracht der durch den Kriegszustand herbeigeführten Verschiebungen bedürfe man beim Ministerium der Arbeitskräfte. Unverzüglich machte sich Linhoff auf den Rückweg und stürzte sich aufs neue in seine Akten. Um so mehr freute er sich, als er am 3. Juli 1871 abermals den Weg nach der Ostsee einschlagen konnte. Auch diesmal sollte schon bald eine Störung kommen; sie war schmerzlicher Natur.

Am 23. Juli ersah Linhoff aus den öffentlichen Blättern, daß durch Kabinettsordre vom 8. Juli die „katholische Abteilung" aufgelöst sei. Keinem der zunächst beteiligten Beamten war vorher die leiseste Andeutung gegeben worden. Die Rücksichtslosigkeit, die darin lag, war zu stark, um nicht eine berechnete zu sein. Die Maßregel selbst konnte nur bedeuten, daß mit der von Friedrich Wilhelm IV. eingeleiteten Politik der Billigkeit gegen die katholische Kirche in Preußen gebrochen werden solle.

Bestürzt schrieb schon am 22. Juli der Erzbischof aus Köln. Er sah in dem Ereignis den „Vorboten und Anfang vieler anderer längst befürchteter kirchenfeindlicher Maßregeln". Auch Windthorst schrieb: das Geschehene „betrübe ihn tief im Interesse des Staates wie der Kirche und der einzelnen Personen, welche davon zunächst betroffen". Aber der erste Beileidsbrief, der in Linhoffs Hände kam, war von dem Wirkl. Geh. Ober-Justiz-Rat von und zur Mühlen, der schon zwei Monate später sein verdienstvolles und langes Leben beschließen sollte. Dieser ehrwürdige Patriarch der Berliner katholischen Gemeinde hatte einst 1847—1849 in der katholischen Abteilung die eine der beiden Ratsstellen innegehabt. Unter dem frischen Eindruck der Trauernachricht schrieb er am 23. Juli an Linhoff:

„Die Ereignisse der letzten Tage sind von der Art, daß ich es mir nicht versagen kann, darüber einige Worte an Sie zu richten, zumal die Zahl der Personen, die ein Verständnis für die Sache haben, und mit denen Sie darüber Ihre Gedanken austauschen können, in Dievenow wahrscheinlich keine übergroße ist.

„Es war vorgestern, Freitagabend, als ich wie gewöhnlich den ‚Staatsanzeiger' in die Hand nahm und zum erstenmal von der dort mitgeteilten Ordre vom 8. Juli c. Kenntnis erhielt. Ich hätte anfangs meinen Augen nicht trauen mögen; allein die Bekanntmachung war eine offizielle. Bei der Bedeutung, welche die Angelegenheit für uns alle im allgemeinen — und für meine Freunde ins-

besondere — hat, lag mir die Sache so im Sinne, daß ich des Gedankens eigentlich nicht los werden konnte. Als ich gestern um die Mittagszeit zum Ministerium mich begeben hatte und zufällig an meinem Arbeitstisch mit einem meiner protestantischen Kollegen, der in der Bibliothek etwas suchte, allein mich zusammenfand, ließ ich die Worte fallen, ich sei durch das, was seit gestern abend bekannt geworden, recht schmerzlich berührt worden. Darauf erhielt ich von dem ehrenwerten Manne die fast rührende Antwort, ‚eben noch habe er mit dem Unterstaatssekretär darüber gesprochen, und sie hätten einstimmig auch meiner mit Teilnahme gedacht: daß ich, dessen ganzes Streben nicht ohne Erfolg auf Versöhnung der Widersprüche und Ausgleichung sich berührender Härten gerichtet gewesen, jetzt noch diesen Zerfall der Harmonie mit durchmachen solle'."

Der bisherige Direktor der Abteilung, ein fähiger und thätiger Beamter in der Vollkraft der Jahre, mußte aus dem Dienste scheiden[1]. Von den beiden Räten wurde Geh. Rat Ulrich hinfort ausschließlich in der Unterrichts-Abteilung beschäftigt. Für die Behandlung der kirchlichen Angelegenheiten beider Konfessionen war eine neue Abteilung gebildet worden. Hier arbeitete einstweilen Linhoff weiter als der einzige Katholik. Seine Lage gestaltete sich bald zu einer unhaltbaren. Erzbischof Melchers, der Mann seines Vertrauens, suchte 27. November 1871 ihn aufzurichten:

„Mit schmerzlicher Teilnahme habe ich aus Ihren jüngsten Mitteilungen ersehen, welche entsetzliche Last man Ihnen aufgeladen hat. Aber es freut mich, daß Sie einstweilen noch großmütig ausharren, obgleich es, wie ich begreife, sehr schwer ist, einen empfehlenswerten Ausweg ausfindig zu machen. Jeder Versuch von Ihrer Seite, sich der Stellung zu entziehen, würde sicher den Erfolg haben, die Sachen in andere Hände zu bringen, in welchen Sie sie nicht wünschen können. Einstweilen werden Sie sich der Hilfe guter Freunde bedienen müssen und werden vielleicht doch auch so in nicht zu ferner Zukunft in die Lage kommen, die Überzeugung von der unbedingten Notwendigkeit qualifizierter Mitarbeiter höheren Ortes geltend zu machen."

Sieben Wochen später schied Kultusminister v. Mühler von seinem Posten. Sein Nachfolger Falk kündigte schon bei der Vorstellung der Beamten des Ministeriums 25. Januar 1872 vollen Systemwechsel an. Er rechne, so sagte er, auf ihre „Bereitwilligkeit, wenn nötig, auch besonders wert gewordenen Anschauungen zu entsagen". Am 22. März war Linhoff zum erstenmal bei Falk zum Diner gezogen. Der Tag war gut gewählt; es war der Schmerzensfreitag.

Kirchliche Angelegenheiten blieben hinfort Linhoffs Händen entzogen. Im übrigen behandelte ihn Falk mit großer Noblesse; Linhoff hat es ihm,

[1] Auf die maßlos ungerechtfertigten Verdächtigungen gegen die ehemalige katholische Abteilung antwortete Linhoff selbst im März 1886 anonym durch eine ruhige geschichtliche Darlegung in den Histor.-polit. Blättern XCVII, 537 f.

so sehr der Kulturkampf ihn im Innersten verwundete, stets in dankender Erinnerung getragen. Im April 1873 — unmittelbar vor der Sanktion der Maigesetze — erfuhr Linhoff die Erhöhung seines Titels zum Geh. Ober-Reg.-Rat; im Mai 1876 verlieh ihm der König den Roten Adler III. Klasse. Auch Gehaltsaufbesserung und außerordentliche Gratifikationen wurden ihm zu teil. Als 7. Oktober 1873 Reinkens im Kultusministerium als „katholischer Bischof" vereidet wurde, vermied es der Minister aus Rücksicht, Linhoff dazu laden zu lassen und klärte ihn in einigen Zeilen darüber auf.

Für diesen blieb indessen Amtsthätigkeit und Stellung im Ministerium ein fortgesetzter Kreuzweg. Allein er glaubte, er dürfe seinen Posten nicht verlassen. Mit dem Amtsantritt Puttkamers im Juli 1879 schien für die katholische Kirche in Preußen eine bessere Zukunft anzubrechen. Linhoff anerkannte bei diesem Minister den Willen, Gerechtigkeit zu üben[1]. Ihm selbst gewährte der neue Chef ohne Schwierigkeit, was 1875 Falk abgeschlagen hatte, die Erlaubnis zu einer Jubiläums-Wallfahrt nach Rom. Auch Herr v. Goßler als Kultusminister trat dem alten treuen Arbeiter als echter Kavalier entgegen; sein persönliches Benehmen Linhoff gegenüber kann in manchem wohlthuend berühren. Aber die Person des Kultusministers macht in Preußen noch nicht das Ministerium aus. An Linhoffs Stellung wurde durch all diesen Wechsel wenig geändert.

„Von Außenstehenden", schreibt er selbst an Erzbischof Melchers am 8. Februar 1883, „hörte ich häufiger Äußerungen, als ob meine hiesige Lage durch den Abgang von Falk sich wesentlich gebessert habe. Ich konnte und kann dies jedoch nicht bestätigen. Weder v. Puttkamer noch v. Goßler haben mir ihr Vertrauen zugewandt und mich zur Bearbeitung katholisch kirchlicher Angelegenheiten, so wie ich erwarten durfte, herangezogen. Die kirchenpolitischen Sachen aber sind mir absolut verborgen geblieben. Ich habe mich damit getröstet, daß man nicht wissen könne, wozu es gut sei."

Noch über ein Jahr später, am 14. Oktober 1884, sucht der Erzbischof ihn aufzurichten:

„Daß es Ihnen schwer fällt, unter dem Druck der gegenwärtigen Verhältnisse so lange Jahre auf Ihrem Posten ohne eine Ihren Wünschen und Fähigkeiten entsprechende Wirksamkeit auszuharren, das begreife ich vollkommen. Wenn aber Ihr Gewissen das Ausharren gebietet, dann ist es auch der Wille Gottes."

Linhoff war gewiß ein offen ausgesprochener, kirchlich treuer Katholik, aber ein loyalerer Beamter hat der Krone Preußens selten gedient. Mit

---

[1] Vgl. Pastor, Aug. Reichensperger II, 183.

religiöser Gewissenhaftigkeit wachte er über jede seiner Pflichten gegen den Staat. Seine Ehrfurcht für die Person des Königs war bei ihm von solcher Art, wie unsere Zeit sie immer weniger kennt; sie hatte die religiöse Weihe. Jede rechtmäßige Autorität, jede Art von Legitimität war ihm heilig. Der Staat hatte von ihm eine Benachteiligung nicht zu fürchten. An den Konventionen mit den Bischöfen von Münster und Paderborn über die Staatspatronate in den fünfziger Jahren hatte Linhoff als Düesbergs rechte Hand den Hauptanteil gehabt. Von kirchlicher Seite hatte man sich derselben nicht zu loben[1]. In der Diözese Paderborn gab es um jene selbe Zeit eine einflußreiche Partei unter dem höheren Klerus, welche eine weitgehende Willfährigkeit gegenüber der Regierung an den Tag legte[2]. Die Häupter waren gerade diejenigen Männer, welche Linhoff persönlich nahe standen, und auf die er Einfluß übte. Der milde Bischof Drepper, der auf Linhoff persönlich hohe Stücke hielt, hat einmal, 17. März 1852, mit aller Entschiedenheit eine Zumutung zurückweisen müssen, die Linhoff im Sinne der Regierungswünsche vertraulich an ihn gestellt hatte. Manche von Linhoffs noch erhaltenen Korrespondenzstücken lassen erkennen, wie er darauf aus war, den Vertretern der Kirche Mäßigung und Entgegenkommen gegen die Staatsbehörde zu empfehlen, und unter seinen näheren Bekannten aus den Reihen des Klerus finden sich nicht selten auch solche, welchen die öffentliche Meinung mehr Dienstwilligkeit gegen die Regierung als Begeisterung für ihre Kirche zuzutrauen geneigt war. War es nicht um klare Ungerechtigkeit, so hatte die preußische Regierung die vollste Ursache, dem bewährten und erfahrenen Beamten ihr Vertrauen zu schenken. Die katholischen Bischöfe von ihrer Seite, ohne Ausnahme und ohne Unterschied, haben ihn des größten Vertrauens wert gehalten.

Auch isoliert und von Mißtrauen umgeben, verharrte Linhoff an seinem Posten im Kultusministerium. Wie es scheint, wurde ihm später auch in kirchlichen Fragen wieder ein Wort eingeräumt. In einem Briefe des ihm eng befreundeten Fürstbischofs Herzog vom 16. April 1884 findet sich wenigstens eine dahin zielende Bemerkung: „Die Aufgabe, die Ihnen geworden, mit Dr. Bartsch vereint die iura circa sacra wahrzunehmen, scheint mir aus mancherlei Gründen keine beneidenswerte zu sein und wird sicher mehr Dornen als Rosen bieten."

---

[1] Pfülf, Kardinal v. Geissel II, 82. 558. [2] Ebd. II, 82. 270 f.

Was auch in den schlimmsten Zeiten Linhoff nie den Mut verlieren ließ, war sein wunderbares Gottvertrauen, oft das Staunen seiner Freunde. „Es schien nicht eben nötig, viel zu sagen," meint der alte Justizrat von und zur Mühlen am Schluß seines Beileidsbriefes nach der Aufhebung der katholischen Abteilung, „denn ich weiß ja, daß mein Freund ein solches Gottvertrauen hat, wie nur irgend jemand haben kann, und daß ihn dies Ereignis ebensowenig entmutigen wird wie jedes andere, welches ohne unser Zuthun über uns kommt." So blieb es während des ganzen Kulturkampfes. Unbeirrt gab Linhoff immerfort der Zuversicht Ausdruck, daß Gott helfen werde. „Es drängen sich freilich von Zeit zu Zeit Besorgnisse auf," schreibt er 1883 an Erzbischof Melchers, „ob es ohne Schaden noch lange so weiter gehen könne. Allein, dann erinnere ich mich daran, was wohl aus der katholischen Kirche in Preußen geworden wäre, wenn sie nicht auf übernatürlicher Grundlage beruhte. Ist aber Gott für uns, wer vermag dann etwas gegen uns?" Und ein Jahr später fügt er, sich selbst tröstend, als seine alte Lebensmaxime hinzu: „Inzwischen suche ich die guten Seiten der betrübenden Lage der Dinge auf."

Es war eine seltene Ausnahme, wenn auch bei ihm zuweilen der Ausblick sich verdunkelte. So bemerkt ihm einmal der quieszierte Armeebischof Namszanowski am 30. Dezember 1889: „Es hat mich gefreut, daß nunmehr Sie auch anfangen, mit Bangigkeit die jetzigen und kommenden Verhältnisse zu betrachten. Sie wissen, daß dies meinerseits schon seither geschehen ist, und ich oft Ihren, gewiß sehr achtungswerten, weil auf Gottvertrauen beruhenden Optimismus nicht habe teilen können."

Zu all dem Niederdrückenden von außen kam für Linhoff seit Beginn des Jahres 1886 ein überaus peinliches Körperleiden, eine ungewöhnliche Krankheit, welche der Kraft der Heilquellen wie der Kunst der Ärzte spottete. Gegen Ende dieses Jahres wurden seine Ausgänge immer seltener; seit 1887 blieb er auf seine Zimmer beschränkt. Die Akten wurden ihm ins Haus getragen, und zweimal im Monat brachte der Priester das heilige Sakrament.

Am 30. September 1890 waren es 50 Jahre, seit Linhoff als Auskultator in seine Amtsthätigkeit eingeführt worden war. Seine Kraft war aufgerieben. Er glaubte es jetzt an der Zeit, um seinen Abschied einzukommen; derselbe wurde ihm in allen Ehren gewährt. Man hatte ihm die Wahl gegeben zwischen einer höheren Ordensauszeichnung oder dem Titel eines „Wirklichen Geh. Rates" mit der Erhebung zum Rate 1. Klasse.

Linhoff wählte das letztere, da ihm dieses von Rechts wegen schon früher gebührt hätte, und er hinsichtlich dieser Rangerhöhung mehrmals übergangen worden war. Sie wurde ihm jetzt gewährt. Die Beamten des Kultusministeriums überreichten dem scheidenden Kollegen ein Album; liebenswürdig war auch der Kultusminister in Person beim Kranken erschienen zur Verabschiedung wie zur Beglückwünschung zum vollendeten 50. Dienstjahre. Auch von vielen andern Seiten wurde dem verdienten Beamten bei dieser Gelegenheit Ehre und Teilnahme erwiesen.

Linhoff blieb noch in Berlin. Am 14. März 1891 sah er einen lieben alten Hausfreund, den großen Katholikenführer Dr. Windthorst, hier ins Grab sinken. Eine Woche später machte er sich mit Gattin und Sohn zur Übersiedelung nach Münster in Westfalen auf. Alle drei waren von Leiden heimgesucht, am schwersten die bisherige aufopfernde Pflegerin, Frau Aurelia. Das Leiden schritt rettungslos voran. Als am 11. Juli 1891 das fromme Ehepaar, wie jede zweite Woche, das heilige Sakrament sich reichen ließ, empfing es die Gattin bereits als Wegzehrung. Am 26. August 1891 ging ihre heilige Seele zum Himmel ein.

32 Jahre hatte die Familie Linhoff in Berlin zugebracht. Was ihr Bedeutung verlieh, war keineswegs bloß die amtliche Thätigkeit ihres Hauptes, sondern weit mehr ihre Stellung im gesellschaftlichen Leben. Die frommen Gatten pflegten Geselligkeit und Gastlichkeit als Tugend; einen standesgemäßen Aufwand unterließ Linhoff aus Grundsatz nicht. Für sich war er in allen Lebensbedürfnissen aufs äußerste anspruchslos. Aber über sein äußeres Erscheinen wachte er sorgfältig. Mehr noch schenkte er einem gefälligen Auftreten seiner lieben Aurelia in der großen Gesellschaft eine Aufmerksamkeit, die bei ihm überraschen könnte. Besonders seit der Übersiedelung nach Berlin tritt dies hervor. Er kauft ihr seidene Kleider, beschenkt sie mit Schmucksachen, beschäftigt für sie die Putzmacherinnen. Zu der periodischen Litteratur, welche das Stammrecht im Haushalte hat, gehört viele Jahre hindurch auch die „Modenwelt“. Nichts von berechtigten Anforderungen des Ranges und des öffentlichen Lebens sollte unberücksichtigt bleiben. Bei alledem war edle Einfachheit das Gepräge. An Glanzentfaltung und ein „großes Haus machen“ hätte Linhoff bei seinen Verhältnissen in der teuern Hauptstadt auch nicht denken dürfen. Dessen bedurfte es auch nicht, um seinen bescheidenen Wohnräumen eine Anziehungskraft zu verleihen, wie sich deren auch die glänzendsten Häuser nur selten rühmen können. Was dort anzog und unwillkürlich gefangen

nahm, war eine unvergleichliche Atmosphäre des Gottesfriedens, der Herzensgüte und ungeheuchelten Menschenfreundlichkeit. Auch strenge Protestanten bis hinauf in die höheren Beamtenregionen haben sich diesem Eindrucke nicht zu entziehen vermocht, und gar manche haben mit dieser „ultramontanen" Familie jahrelange herzliche Freundschaft gepflegt. Von kirchlich gesinnten Katholiken aber erschien kaum eine namhafte Persönlichkeit in Berlin, die nicht bald zum Hause Linhoff in Beziehung gekommen wäre. Wie vor der Umwälzung des Jahres 1866 die alten katholischen Kämpen des preußischen Abgeordnetenhauses, so hatten später die Mitglieder des Zentrums jederzeit eine Art von Asylrecht, eine traute Heimstätte im Hause des katholischen Geheimrats. Hier traf man vor allem jene, die man scherzweise unter dem Namen der „hohen Fraktion" zusammenzufassen pflegte, d. h. die geistigen Häupter und Führer. Die geistlichen Herren des Zentrums, wie Moufang, Perger, Mosler, Rudolphi, gingen, solange die Session dauerte, hier täglich aus und ein.

Aber auch Berlin selbst hatte seine Kreise, von welchen die Familie Linhoff ein nicht unansehnliches Glied bildete. Da waren vor allem die kollegialischen Beziehungen zu den verschiedenen Würdenträgern des Kultusministeriums, Beziehungen, welche Linhoff und seine Gattin mit großer Sorgfalt pflegten. Schon die katholischen Räte des Ministeriums unter sich bildeten einen sehr kongenialen, geistig angeregten Kreis. Während des Winters traf man sich wöchentlich einmal zu litterarischer Unterhaltung; es waren tüchtige Schulmänner unter ihnen. Von 1866 auf 1867 wurde Horaz gelesen; auch Linhoff hat sich damals einen neuen Horaz gekauft. Als die Zeiten ernster wurden, vertauschte man den Sänger der Lebenslust mit dem Geschichtschreiber der Christenverfolgungen. Mehrere Jahre las man Lactanz, dann begann der Kulturkampf, und die Gesellschaft war zerstoben. Von 1860—1867 war Linhoff eine Art von Stammgast in der Tafelrunde des großen Historienmalers Ritters v. Cornelius. Außer dessen Schwager, dem Geh. Rat Brüggemann, verkehrten hier namentlich Maler Xeller, Bildhauer Zurstraßen und Musikdirektor Commer u. a. Zu dem letzteren, wie mehr noch zu dem großen Meister Peter v. Cornelius selbst ist Linhoff in ein sehr nahes Verhältnis getreten. Linhoff war der letzte, den der sterbende Meister noch erkannte, und dem er sein „Betet!" zurief. Im Leben ein treuer Helfer, war Linhoff nach des Meisters Tod dessen Testamentsvollstrecker und hat sich um dessen Andenken wie um dessen Hinterlassene großes Verdienst erworben.

Ein anderer gemütlicher Freundeskreis, der die Beteiligten mehrmals die Woche zum Dominospiel vereinigte, war der um die liebenswürdige Familie des Freiherrn v. Wangenheim; er fand sein Ende erst mit dem Tode seines „Präsidenten" (Frh. v. Wangenheim, gest. 26. Juli 1890). Die Seelsorgegeistlichkeit der Stadt, die Vertreter der katholischen Presse in Berlin, die katholische Studentenschaft und vor allem die Pioniere der katholischen Wohlthätigkeit im Elend der Großstadt, alle diese unter sich so verschiedenen Kreise hatten ihren bestimmten Anteil an der Geselligkeit wie an der Freundschaft und Teilnahme des Hauses Linhoff. Die Träger der katholischen Charitas-Bestrebungen waren selbstverständlich zugleich die Stützen des katholischen Gemeindelebens. Für dieses Gemeindeleben aber bildete Linhoff eine feste Säule und sein Familienheim einen Zentralpunkt, wo sozusagen die Fäden zusammenliefen.

Seit Mai 1861 war Linhoff Mitglied des Kirchenkollegs von St. Hedwig und seit 1873 des neugebildeten besondern Komitees für das Hedwigskrankenhaus. Aus dem letzteren nahm er nur für einige Jahre den Austritt, um ungehinderter die Bemühungen für Verleihung der Korporationsrechte an das Krankenhaus unterstützen zu können. Es gab fast kein gutes und gemeinnütziges katholisches Werk in Berlin und Umgebung, zu dem er nicht mitgeholfen hätte. Seine erste größere Gabe gleich beim Eintreffen in Berlin galt dem Kapellenbau bei den Ursulinen. Seiner alten Liebe zum Hedwigskrankenhaus hatte er nicht vergessen; dazu kam der Gesellenverein. Bald nahmen aber auch das Josephskrankenhaus in Potsdam und der „Gute Hirt" in Charlottenburg seine hingebende Sorge und seine milden Almosen in Anspruch. Aufs innigste verwachsen war Linhoff mit dem Bau der St. Mattiaskirche in der Potsdamer Straße und der Gründung der zugehörigen Pfarrei. Es sollte eine Gedächtniskirche sein zum Andenken an Linhoffs hochverdienten Freund, Ministerialdirektor Mattias Aulike. Ein größeres Legat, das dieser hinterlassen hatte für Gründung einer Kaplansstelle in Berlin, hatte dazu den Anstoß gegeben. Am 23. Mai 1867 wurde zu der Kirche der Grundstein gelegt. Linhoff hat zu diesem Bau manche Hunderte von Thalern beigetragen. Um mehr geben zu können, hat er damals — am 17. Oktober 1867 — einer alten liebgewordenen Lebensgewohnheit, dem Rauchen, für immer entsagt. Wann immer es sich um neue Anschaffungen oder Änderungen oder Altarzierden für St. Mattias handelte, half Linhoff mit. Er war vordem auch ein Wohlthäter der St. Michaelskirche ge-

wesen. Dem Komitee zur Vorbereitung des Jubiläums der St. Hedwigskirche gehörte er als Mitglied an und wirkte mit zur Wiederherstellung ihrer Zierde. Zur St. Ludwigskirche schickte er noch von Münster aus, am 1. März 1893, seinen Beitrag. Der „katholische gesellige Verein" in Berlin, der in der Niederwallstraße Nr. 11 seinen Vereinigungspunkt hatte, wie der „Leseverein", aus welchem die katholischen Studentenvereine der Askania und Burgundia herausgewachsen sind, hatten alle die Jahre hindurch an Linhoff einen eifrigen Freund und Förderer. Dem Berliner Vincenz-Verein gehörte er seit November 1859 an; seit 1868 war er Vizepräsident des Provinzial-Rates und als solcher eng verknüpft mit all dem ungezählten Guten, was von diesem gesegneten Vereine in Berlin ausgegangen ist. Als 1862 ein eigener Bonifatius-Verein für Berlin ins Leben trat, war es selbstverständlich für den treuen Bonifatius-Mann, daß er mit an die Spitze trat.

Unermüdlich war Linhoff in der Sorgfalt für die ihm vom Vincenzverein zugeteilten Armen; er besuchte sie häufig, nahm sich um all ihre kleinen Angelegenheiten an und half nicht allein durch Almosen, sondern auch durch moralische Einwirkung und weise Leitung. Das Diplom, durch welches er bei seinem Abschied von Berlin zum Ehrenmitglied der St. Mattias-Konferenz ernannt wurde, rühmt „das leuchtende Beispiel", das er gerade in dieser Hinsicht allen Mitbrüdern gegeben habe. Die gleiche Ehrung ließ ihm der Oberverwaltungsrat des Vereins zu teil werden, zum „Dank", wie Fürst Ferd. Radziwill als Präsident ihm schrieb, „für das erhebende Beispiel langjähriger, unermüdlicher Thätigkeit im echten Sinne des Vereins". Das künstlerisch ausgestattete Diplom wurde zum Josefsfeste 1891 durch eine besondere Deputation dem scheidenden Mitbruder überreicht. Mit den Klienten des Vincenzvereins hatte sich Linhoff jedoch nicht begnügt. Manchem armen Handwerker ist er bald durch Geldvorschüsse, bald durch Almosen, bald durch Patengeschenke und Wohlthaten für die Kinder in schwerer Zeit zu Hilfe gekommen. Auch mancher arme Künstler hat in der schonendsten Weise von ihm Unterstützung gefunden. Mit ihm wetteiferte seine gleichgesinnte Gattin. Seit wenigstens 1861 gehörte sie dem Vincenz-Frauenverein an, und viele Jahre lang stand sie als Präsidentin der Marienkonferenz desselben vor, bis sie Berlin verließ. Als Nachfolgerin der Geheimrätin Maria Schmidt hatte sie seit 3. April 1876 die oberste Leitung des Waisenvereins übernommen, sammelte Almosen und leitete die Wohlthätigkeitsbazare für die Waisenknaben und Waisenmädchen. Trotz

immer mehr wankender Gesundheit entfaltete die edle Frau dabei eine bewunderungswürdige Energie und Umsicht, abgesehen von bedeutenden materiellen Opfern, die Jahr für Jahr in aller Stille für diese Wohlthätigkeitszwecke gebracht wurden. Seit 1877 stand sie auch an der Spitze des „christlichen Müttervereins".

Die beiden Gatten schienen nur zu leben, um Gutes zu thun; es ist kaum möglich, eine Vorstellung zu geben von den Gaben und Wohlthaten, die nach allen Seiten von dieser Familie ausgingen. Für Kirchen, Missionen, Spitäler, Schulen hatte Linhoff stets offene Hand. Katholische Blätter und Zeitschriften wurden von ihm in großer Zahl gehalten, das letzte akatholische Blatt, die Kreuzzeitung, wurde mit Beginn des Kulturkampfes abgethan. Die „Katholischen Missionen" hatten an ihm von Anfang an den treuesten Abonnenten. Neue Werke namhafter katholischer Autoren, wie Alb. Stolz und Kolping, Ketteler und Hettinger, Janssen und Baumgartner u. s. w., wurden grundsätzlich angeschafft. Große Almosen spendete Linhoff für den Heiligen Vater. Für die gesperrten Geistlichen während des Kulturkampfes gab er jährlich 100 Mark; für die Lehrer-Witwen- und Waisenkasse (Schulverein) jährlich 50 Mark. Als die Ursulinen aus Berlin verwiesen wurden, sandte er ihnen im März 1877 mit einenmal 300 Mark. Noch von Münster her schickte er für die verschiedenen guten Zwecke reiche Gaben nach Berlin, zuletzt noch je 1500 Mark für das Krankenhaus und für die Waisen. Im übrigen waren seine wohlthätigen Spenden weder durch die Grenzen von Deutschland, noch durch die Rücksichten ausschließlicher Konfessionalität eingeengt. Zu einer ganzen Reihe philanthropischer Vereine, die kein konfessionelles Moment empfahl, hat Linhoff regelmäßig beigetragen nur deshalb, weil sie Abhilfe schafften gegen wirkliche Not. Seine Opferwilligkeit für die deutschen Krieger, Verwundeten und Lazarette vom Juli 1870 bis Mai 1871 war eine großartige.

Ein unermüdlicher Menschenfreund war Linhoff, dabei auch ungemein geschäftsgewandt und erfahren, und seine persönlichen Verbindungen reichten fast in alle Kreise hinein. Daher kam es, daß Hunderte seinen Rat suchten oder seine Vermittlung in Anspruch nahmen. Bischöfe und Priester, wie Laien aller Gesellschaftsklassen nahmen zu seinem Rate ihre Zuflucht, manche Ordenshäuser und ganze Ordenskongregationen gehörten zu seinen ständigen Klienten. Mehrmals wurde er in verwickelten Erbschaftssachen zum Testamentsvollstrecker erbeten; einmal wurde von auswärts, von ganz

unbekannter Seite ein sehr beträchtliches Kapital in seine Hände gelegt, um für gute Zwecke verteilt zu werden.

Auch wo es sich direkt um Seelenangelegenheiten handelte, ist Linhoff oft ein barmherziger Samariter gewesen. Namentlich die Wirren aus Anlaß des Vatikanischen Konzils, aber auch die späteren kirchlichen Kämpfe haben zu solchen christlichen Liebesthaten manche Gelegenheit geboten. Zwar sind seine Bemühungen nicht immer von Erfolg gekrönt gewesen, aber nicht wenige und nicht unbedeutende Männer danken es nächst der göttlichen Gnade seinem ernsten Zureden, daß sie auf dem Weg der Pflicht und in der Gemeinschaft der Kirche erhalten worden sind.

All diese Werke des Segens flossen bei Linhoff wie von selbst aus seinem religiösen Sinn, seinem tiefgläubigen Herzen. Wenige mochten ahnen, in welch hohem Maße dieser vielbeschäftigte Mann und kindlich heitere Gesellschafter ein Mann des Gebetes war. Wenn er am Sonntag- oder Festtagmorgen an der Seite seiner Gattin zum Empfang der Sakramente zur Kirche ging, da betete jedes die Straßen entlang leise für sich den Rosenkranz. Einmal auf der Durchreise in Köln an dem Hause einer nahe befreundeten Familie vorübergehend, deren Besuch die Kürze des Aufenthaltes nicht gestattete, entschädigte er sich — er schreibt es selbst an seine Frau —, indem er im Vorbeigehen für die Freunde ein Paternoster zum Himmel schickte. Er machte es sich zum Vorwurf, daß er beim Beten auf der Straße an Zerstreuungen leide, zumal er darauf achten müsse, Bekannte, die ihm etwa begegneten, nicht ohne Gruß zu lassen. Er konnte sich recht demütig vor dem Priester darüber anklagen. „In der Kirche," meinte er dann schlicht, „vor dem Tabernakel, wo der höchste König zugegen, da sei es etwas ganz anderes."

Obenan in seiner Schätzung stand der Empfang der heiligen Sakramente. Es war dies, was er als die besondere Frucht aus den Konferenzen des P. Haßlacher 1858 sich notiert hatte; aber schon vorher war er häufiger Gast am Tische des Herrn gewesen. In der Berliner Zeit empfing er die Sakramente alle Sonn- und Feiertage, meist gemeinsam mit seiner Gattin, oder zugleich mit dem heranwachsenden Söhnchen. Die Aufnahme in den Dritten Orden des hl. Franziskus brachte seit 1877 in dem Sakramentenempfang noch eine Zunahme. Es war für Linhoff ein schmerzliches Entbehren, als er in Anbetracht seiner Krankheit sich hierin Einschränkung auferlegen mußte. Doch blieb es auch in den acht letzten Leidensjahren nie unter zweimaliger Kommunion im Monat. Briefe an

seine Gattin, die aus einer früheren Zeit noch erhalten, sind angefüllt mit Hinweisen auf die heiligen Sakramente.

„Diesen Morgen", schreibt er am 11. Juni 1870, „habe ich volle zwei Stunden in der Kirche zugebracht und zwei heilige Messen — die eine für Dich — gehört. Es waren mehrere Personen da, welche anscheinend ihre Osterbeicht ablegen wollten. Die habe ich vorgehen lassen, und selbst erst nach der 1/28-Uhr-Messe gebeichtet."

„Ungeachtet der vielfachen Zerstreuungen durch amtliche und andere Geschäfte, läßt der Schmerz der Trennung auch mich keineswegs unberührt, macht sich vielmehr sogar körperlich bemerklich. Hoffentlich wird mich die heutige heilige Kommunion, welche ich zu Ehren der allerheiligsten Dreifaltigkeit und zu einem gottgefälligen Erfolge Deiner Kur aufgeopfert habe, gründlich heilen."

Am Fronleichnamstag, den 16. Juni 1870, konnte er wieder berichten:

„Dein Schreiben war eine rechte Erquickung für mich, und durch dasselbe ermuntert trat ich den Weg in die Sitzung an. Es stand mir eine sehr lange und spannende Sitzung bevor. [Es war in der Unterrichtsabteilung; auf der Tagesordnung war die Frage der Schulschwestern.] Gott Dank, daß ich vorher das Brot des ewigen Lebens empfangen hatte. Hoffentlich habe ich armseliger, schwacher Mensch gegen so viele die gute Sache in Gott wohlgefälliger Weise verteidigt. . . . Diesen Morgen war es in der Kirche sehr voll, aber bei der Prozession verhältnismäßig leer."

Drei Tage später spinnt seine Sonntagsbetrachtung im Briefe an die Gattin sich fort:

„Heute ist das Evangelium vom großen Abendmahl. Mögen wir durch unberechtigte Abhaltungen nie von der Teilnahme an demselben ferngehalten werden! O welch unbeschreibliches Glück, so oft mit dem Quell alles Guten und aller Gnaden in innigste Gemeinschaft zu treten! Wie thöricht, in solcher Gemeinschaft noch auf kleine Unbequemlichkeiten und Widerwärtigkeiten zu achten. . . . Diesen Morgen habe ich die heilige Kommunion in der St. Mattiaskirche empfangen. Auch Fräulein v. W. und N. hatten dasselbe Glück."

„Heute morgen", heißt es vom 3. Juli, „habe ich mit Mattias in der nach seinem Patron genannten Kirche die heilige Kommunion empfangen. Was ist es für ein erhebendes Gefühl, wenn die nächsten Angehörigen zusammen an dem großen Mahle sich einfinden!"

Daß auch die treuen Dienstboten des Hauses und daß bekannte Familien dem Tisch des Herrn sich nahen, ist für Linhoff jedesmal ein Gegenstand des Interesses und der Freude. Sonntag für Sonntag kommen darüber Meldungen:

„Diesen Morgen um 1/29 Uhr habe ich das Glück gehabt, mit vielen Mitgliedern des Vincenzvereins in der St. Hedwigskirche mich am Tische des Herrn einzufinden. Selbstverständlich habe ich mich neben dem Konzil und dem bevorstehenden Kriege besonders meiner Lieben erinnert."

„Diesen Morgen [30. Juli 1870] war ich in der St. Hedwigskirche, wo viele Soldaten, namentlich auch Offiziere, sich vor dem Kampfe stärkten. Frau N. und Tochter waren mit mir in derselben Bank und demnächst meine Nachbarn beim

großen Mahle. Mit Befriedigung hebe ich die sichtliche Andacht von Augustchen hervor. Angenehm war es mir auch zu bemerken, daß der A. S. aus Münster kommunizierte.“

Weilte die Familie im Seebad, etwa auf Norderney oder Borkum, so war es Linhoff eine Freude, für die anwesenden Geistlichen den Meßdiener zu machen, während seine Gattin die Sorge für das ewige Licht übernahm. Noch 1886, als Kranker und im 67. Lebensjahre stehend, hat der gute Geheimrat an einem Morgen zwei heilige Messen gedient. Auch in Berlin in der Mattiaskirche scheute er sich nicht, die Messe zu dienen.

Stark hervortretend ist bei Linhoff, der sonst mit ganzer Kraft für die Gegenwart lebte, die häufige Erinnerung an die „letzten Dinge“. Seit Ende 1871 gehörte er der Bruderschaft vom guten Tode an. Besuch des Friedhofs, Pflege der Gräber und heilige Messen für die Verstorbenen lagen ihm am Herzen. Schon im September 1869 schreibt er einmal fast unvermittelt an die Gattin:

„Dies wird während der gegenwärtigen Abwesenheit von Dir wohl der letzte Brief sein. Ich habe mich heute denn auch vielfach mit den letzten Dingen im Geiste beschäftigt.... Welch ein Glück, daß wir nicht ohne Hoffnung sind!“

„Meine liebe, beste Aurelia“, schreibt er ihr im Juni 1870, „kaum bist Du mir aus den Augen entschwunden, da drängt es mich schon, Dir einige Zeilen zu widmen. Das ist ein geringes Zeichen der geheimnisvollen Zusammengehörigkeit von Frau und Mann. Als Du im verschlossenen Eisenbahnwagen saßest und durch die Glasscheibe mir liebevolle Blicke zusandtest, beschäftigten mich hauptsächlich zwei Gedanken: So werden wir auch später die große Reise voraussichtlich einzeln antreten müssen. Wann? — wie? — wer zuerst? — Das weiß nur der liebe Gott. Möge es nur für jeden von uns eine glückliche Reise sein! Und wie dankbar müssen wir anerkennen, daß die Reise so ohne alle Schwierigkeit und ohne alle Sorge angetreten werden kann! Glückliche Reise, meine bessere Hälfte!“

Selbst in einem Briefe an Kardinal Melchers vom 29. Januar 1884 bricht unwillkürlich der Gedanke an ein nahes Ende durch:

„Wie die Überschrift dieses Briefes zeigt, habe ich seit meinem letzten Schreiben und Ihrer gütigen Erwiderung die Wohnung gewechselt. Dieser Umzug hat mich lebhaft an die bevorstehende Vertauschung der irdischen Hütte mit der ewigen Wohnung erinnert.“

Alles im Leben erfaßte Linhoff im Lichte der religiösen Pflicht. „Wegen meiner“, schreibt er von der Reise 1869 an seine Gattin, „brauchst Du nicht besorgt zu sein. Ich mute mir keine Anstrengung zu, da ich mich pflichtmäßig erhole.“ Da er auf derselben Reise von vielen und hochstehenden Persönlichkeiten außerordentlich gefeiert worden war, meinte er vertraulich gegenüber seiner Aurelia: „Überall habe ich die freundlichste Aufnahme gefunden, und es kostet Kampf, nicht eitel zu werden.“ Er war

ein Greis von 68 Jahren, und sein schreckliches Leiden hatte bereits Halt an ihm gefaßt, als er sich noch zur steten Erinnerung den Spruch in den Kalender notierte:

„Vor nichts nimm dich bei Tag und Nacht
So sehr als vor dir selbst in acht!"

Als im Jahre des Konzils der Taumel der Geister so manchen bisher treuen Sohn der Kirche mit in die Verwirrung hineinriß, sah Linhoff mit unbeirrter Ruhe und Zuversicht der Entwicklung entgegen und begrüßte die Entscheidung der Kirche mit Freuden. „Du siehst, liebes Weibchen," schreibt er der Gattin, nachdem er ihr den Wortlaut der Infallibilitätserklärung mitgeteilt und erläutert, „alles so, wie wir es bereits bisher geglaubt haben."

Schon am Peter- und Paulsfeste des gleichen stürmischen Jahres 1870 hatte er geschrieben:

„Wie geht es Dir? Gewiß, nach dem unschätzbaren Gute, welches Du heute empfangen hast, gut. Was haben wir doch vor vielen Tausenden ein Glück! Zeigen wir uns dessen auch würdig? — —

„In der heutigen Epistel wird erzählt, als der König Herodes den Petrus ins Gefängnis werfen ließ, um ihn nach Ostern dem Volke vorzuführen, betete die Kirche ohne Unterlaß für ihn. Auch heute betet die ganze gläubige Christenheit für den Nachfolger des hl. Petrus und die zum Konzil versammelten Väter. So können wir denn einen glücklichen Ausgang nicht bezweifeln, und sollte auch der liebe Gott einen Engel vom Himmel senden müssen, um die Schuppen von den Augen der Menschen zu nehmen.

„Heute vor vier Jahren feierten wir zum letztenmal des großen Cornelius Namenstag und heute vor zwei Jahren hörten wir die Predigt des Abtes Haneberg in der St. Bonifatiuskirche zu München. Er bewies aus der Leitung der Kirche durch alle Stürme von außen und von innen deren göttlichen Ursprung. Folgen wir dem, von welchem der Herr sprach: ‚Du bist Petrus 2c.' — Zu wem sollten wir gehen, du hast Worte des ewigen Lebens."

Die öffentliche Laufbahn Linhoffs, wenn in Vergleich gestellt zu Fähigkeit und Leistung, war eine recht bescheidene geblieben, und sein Alter war, wie selten das eines Menschen, hart geprüft. „Mich hat Gott nicht auf so schwere Proben gestellt wie Sie," schrieb ihm noch am 25. Mai 1892 Dr. Aug. Reichensperger, „wohl weil ich solche nicht mit so viel christlichem Starkmut zu bestehen vermocht hätte." Es war keine große Übertreibung, wenn näher eingeweihte Freunde den vereinsamten Greis dem Dulder Job an die Seite stellten.

Und doch ist dieses Leben bis zum Schluß im eigentlichen Sinne ein glückliches gewesen. Wenige der jetzt lebenden Menschen werden im

Laufe von 70 Jahren so viele Augenblicke und Stunden des reinsten Glückes aufzuweisen haben wie er. Die Religion gerade, für die Linhoff so hochherzige Opfer gebracht, ist für ihn eine Quelle vieler und großer Freuden geworden. Innerer Friede und innere Tröstungen sind ihm aus dem Gebet und den heiligen Sakramenten reichlich zugeströmt, aber auch äußerlich hat die Freundschaft vieler der besten Menschen, die Anhänglichkeit und Dankbarkeit zahlreicher, oft hochbegnadigter Seelen seine Lebenstage verschönt. Auch die höchsten und verehrtesten Hirten der Kirche haben ihm oft in beglückender Weise Ehre, Vertrauen und Freundschaft erwiesen. Die frommen Kardinäle Melchers und Krementz, der tüchtige Fürstbischof Herzog von Breslau und der Armeebischof Namszanowski standen zu ihm in näherem Vertrauensverhältnis, und sie haben ihn oft durch gütige Schreiben getröstet und gestärkt. Von den drei letzten Bischöfen seiner Adoptivheimat Münster hat er bis zum Ende Aufmerksamkeit und Liebe aller Art erfahren. Bei Linhoffs persönlicher Anwesenheit zu Rom im Jubiläumsjahr 1881 schenkte der Heilige Vater, von Kardinal Ledochowski auf ihn aufmerksam gemacht, ihm große Zeichen der Huld und Anerkennung. Bei einer Audienz von Linhoffs Verwandten im April 1892 wiederholten sich diese, wohl auf Anregung des Kardinals Melchers, durch einen an den kranken Greis erteilten liebevollen Auftrag des Statthalters Christi.

Zu den großen Freudentagen in Linhoffs Leben gehörte vor allem auch der 5. September 1869, wo er auf einer Reise aus persönlichem Anlaß die Stadt Fulda berührte, während eben die deutschen Bischöfe dort zu ihrer Beratung versammelt waren. Die Bischöfe von Paderborn und Hildesheim, die ihm unerwartet begegneten, erkannten ihn und hielten ihn fest; er wurde zur Tafel gezogen und von dem gesamten Episkopate Deutschlands in der ausgezeichnetsten Weise geehrt. Der Eindruck klingt noch nach in den Zeilen an seine Gattin zwei Tage später:

„Seit Fulda bin ich noch immer in gehobener Stimmung. Der Bischof von Paderborn sagte mir wiederholt: ‚Sie wollen sich am Grabe des hl. Bonifatius stärken!' und ich kann nicht leugnen, daß ich mich mehr als je über das große Glück freue, der wunderschönen katholischen Kirche anzugehören. . . . Du siehst, ich habe bis jetzt [zu Fulda, Frankfurt und Heidelberg] viel des Guten genossen. Hilf mir, den lieben Gott dafür zu loben! In Speier besahen wir sogleich den großartigen, alle Erwartungen weit übertreffenden Dom. Meine Stimmung wurde unter den nicht erwarteten Eindrücken immer weicher, und mein Auge füllte sich mit Thränen des Dankes ob des vielen Schönen, welches der liebe Gott mir zu teil werden ließ. Wie schön muß das Schauen von Angesicht zu Angesicht sein!"

Auch die zwei letzten einsamen Jahre des Dulders entbehrten nicht ganz des Sonnenblicks. Er hatte sich noch entschlossen, in Münster ein eigenes Haus anzukaufen; am 17. Mai 1892 ließ er sich in dasselbe überführen. Bald darauf nahm die Krankheit bedenklich zu. Über alle Hoffnung trat jedoch seit Mitte Juli fortschreitende Besserung ein. Am 15. August 1892 konnte er, zum erstenmal nach langen Jahren der Zimmerhaft, eine Rundfahrt unternehmen. Der erste Besuch galt dem Friedhof, dem Grabe seiner Aurelia; dann fuhr er zum Schloß, wo er an Düesbergs Seite seine glücklichsten Beamtenjahre zugebracht, und dann zum Dom, wo er vor des frommen Achtermanns Pietà und Kreuzabnahme ehedem so oft und gern gebetet hatte. Bald wurde die Ausfahrt wiederholt. Am 26. August 1892 feierte er für sich in heiliger Gottesstille den 60. Jahrestag seiner ersten heiligen Kommunion. Es war zugleich der erste Jahrestag von Aurelias Tod; er wurde durch ein Seelenamt begangen.

Zum 31. Oktober verzeichnete der Kalender „erhebliche Besserung". Der Winter wurde in großer Geistesfrische mit anregender Lektüre und wohlthuendem Briefaustausch zugebracht. Am Abend des 7. April 1893 erfreute den Kranken der Besuch des neuen Kultusministers Dr. Bosse. Einst sein jüngerer Kollege im Ministerium, war dieser ihm 1881 als Rat I. Klasse vorangekommen. Zwischen beiden Männern hatten immer freundliche Beziehungen bestanden. Dieses Wiedersehen war vielleicht für den alten Geheimrat die letzte Freude auf Erden. Schon in der nächsten Zeit trat in seinem entsetzlichen Leiden neue Verschlimmerung ein. Es sollte nicht wieder besser werden. Endlich am 5. September 1893 verzeichnete Linhoff noch mit fester Hand in seinem Kalender: „Kaplan Böckenhoff bringt mir die heilige Wegzehrung, die heilige Ölung und die Generalabsolution." Es war die letzte seiner vielen Eintragungen. Am 27. September 1893 schied der Wirkl. Geh. Ober-Reg.-Rat Josef Linhoff aus diesem Leben. Drei preußische Kultusminister sprachen dem Sohne des Verstorbenen ihre Teilnahme aus: Falk, Goßler und Bosse. Mehrere katholische Organe gedachten ehrend der Verdienste des Toten. Wenige ahnten, welch reich begnadigte Seele mit ihm von der Erde geschieden war.

Otto Pfülf S. J.

Victoria regia in Blüte.

Im Dezember und Januar war es, daß Pöppig, Schomburgk u. a. die Victoria regia mit Blüten geschmückt in ihrer Heimat fanden. Freilich waren das nicht die strengen Wintermonate Europas, sondern Dezember und Januar der südamerikanischen Tropen. Bei uns kann zu dieser Zeit höchstens die weite weiße Schneedecke an die schneeweiße Victoriablüte erinnern oder allenfalls noch eine früh aufgeblühte Christblume.

Hochstetter hatte Worte höchster Bewunderung für das Blatt der Victoria; wir haben dieselben vernommen. Und doch wohl noch schöner in ihrer ganzen Erscheinung, noch merkwürdiger in ihrem Bau, noch bewundernswerter in ihrem Leben dürfte die Blüte der gepriesensten Lotospflanze sein. Wenigstens spricht Alex. v. Humboldt es aus, daß die königliche Victoria vor allem wegen ihrer Blüte „zu den wundervollsten Bildungen der vegetabilischen Tropenwelt“ gehöre, und wer immer die tropische Pflanze in der reichen Blütenfülle ihrer Heimat sehen konnte, hat sich bemüht, in begeisterter, nicht selten poetisch gehobener Sprache gerade die Blüte als ein Wunderwerk zu preisen.

In der That ist an der Blüte vieles aufmerksamster Betrachtung wert. Schon ehe Victoria regia in Europa kultiviert werden konnte, hatten zwei Vorzüge der Blüte weithin Aufsehen erregt, ihre staunenswerte Größe und ihre unvergleichliche Farbenschönheit. Andere Eigentümlichkeiten, wie ihr starker Geruch, die große Zahl der blattartigen Blütenteile, die Kürze der Blütezeit, das beträchtliche Gewicht der Blüte, die Größe der Frucht, wurden natürlich ebenfalls besprochen. Eingebürgert in unsern Victoriahäusern, konnte die Blüte sich einem größeren Publikum der gebildeten Welt zeigen; hier machte es besondern Eindruck, daß sie trotz Größe und Duft und Farbenpracht so überaus vergänglich und kurzlebig ist.

Die Botaniker fanden übrigens im Laufe der Jahre, daß sich während dieser kurzen Blütezeit mehrere weniger zu Tage tretende, aber deshalb nicht weniger merkwürdige Vorgänge in der Blüte abspielen; man beobachtete seltsame Bewegungen der ganzen Blüte und ihrer Teile, man konstatierte starke Wärmebildung und Atmung, Besuch von Insekten u. a. Es wird sich also verlohnen, die Victoriablüte etwas genauer kennen zu lernen, die

Zahl und Mannigfaltigkeit der Teile, den Reichtum an biologisch so bedeutungsvollen Einrichtungen, die Fülle von überraschenden, überaus teleologischen Leistungen [1].

Recht eigenartig ist die Victoria zunächst schon in der Wahl der Zeit, in welcher sie aufblüht und überhaupt blüht. Sie bevorzugt zwar auch eine bestimmte Jahreszeit, aber sie besteht weit entschiedener auf einer bestimmten Tageszeit. — Der aufmerksame Beobachter unserer Heimatspflanzen kann ähnliches finden bei unserer weißen Teichrose (Nymphaea alba), der Victoria in Duodezformat. In der Frühe, gegen 8 Uhr, wenn die Sommersonne schon ein gutes Stück in die Höhe gestiegen ist, öffnet die Nymphäaknospe langsam ihre vier grünen Kelchblätter, dann die vielen tadellos weißen Blumenblätter eines nach dem andern; schon bald kann der frühe Spaziergänger einen Blick werfen auf das goldene Gewirr der zahlreichen Staubgefäße in der vertieften Mitte der Blüte. Ist er nachmittags gegen 4 Uhr von neuem zur Stelle, so bemerkt er, daß die Blumenblätter sich wieder zusammenschließen, daß die offene Blüte sich gleichsam wieder in eine Knospe verwandelt, um erst am folgenden Morgen neuerdings sich zu entfalten. Nymphaea alba ist demnach ein Tagblütler. Gerade umgekehrt hält es in diesem Punkte ihre amerikanische Schwester, Victoria regia ist ein Nachtblütler. Sie öffnet ihre Blütenknospe am späten Nachmittag oder gegen Abend, fast immer zwischen 4 und 8 Uhr, meist sogar in der Zeit von 5—7 Uhr. Die Victoriaknospe bedarf gleichsam, um aufzubrechen, zuguterletzt noch der vollen Sonnenglut eines ganzen Sommertages, während die Knospe unserer Nymphäa schon der sanften Gewalt der Morgenstrahlen weicht. An diese Abendstunde des Aufblühens hält sich Victoria regia nicht bloß in der Fremde; in ihrer Heimat macht sie es ebenso, wie schon früh, z. B. von Bridges, beobachtet wurde. Schließt sich die Nymphäenblüte wieder vor Sonnenuntergang, so die Blüte der Victoria am folgenden Morgen einige Stunden nach Sonnenaufgang, gleich als fürchte das Blüteninnere die starken Licht- oder Wärmestrahlen. Gegen Abend öffnet sie sich ein zweites Mal, zugleich das letzte Mal. Hat die aufsteigende Sonne auch der zweiten Blütennacht ein Ende gemacht, so senkt sich die geschlossene und verwelkte Blüte für immer hinab unter den Wasserspiegel, dem sie als schwellende Knospe zwei

---

[1] Außer den bekannteren botanischen Lehrbüchern wurden benutzt die bereits früher citierten Arbeiten von Hochstetter, Seidel, Calvary, Knoch.

Tage vorher entstiegen war, um jugendfrisch und jugendschön zu blühen. Wer das Leben kennt, mag an ein junges Menschenkind denken, dem es ähnlich ergangen ist. Dem in der Schrift Bewanderten kommen vielleicht die Worte in den Sinn, welche von dem berühmten Wunderbaume des Propheten Jonas gesagt sind: Sub una nocte nata est et sub una nocte periit.

Doch verfolgen wir die Entwicklung der Knospe näher. Wenn sie sich unter Wasser von der sie umhüllenden Scheide befreit hat, besitzt sie die „Größe eines Eies oder eines kleinen Apfels". Sie wächst jetzt mehr und mehr der Oberfläche des Wassers zu und wird inzwischen immer größer; „eine ausgewachsene Knospe ist 6—8″ hoch und 4—5″ breit" (Hochstetter). Nach einigen Tagen schon wagt sie sich aus dem Wasser in das Luftreich und zwar am liebsten des Vormittags. Das Aufsteigen in die Luft geschieht unter fortwährender oscillierender Bewegung. Auffallend ist, was Knoch neuerdings berichtet, daß nämlich die Knospe, welche nach ihrem Austritt aus dem Wasser je nach der Witterung noch drei bis elf Tage bis zum Aufblühen braucht, während dieser Wartezeit nicht immer über Wasser bleibt oder gar kontinuierlich höher steigt. Sie taucht vielmehr jeden Abend wieder hinab in die Wasserflut und steigt jeden Morgen von neuem aus ihr empor und zwar jeden späteren Tag etwas höher als zuvor. Zur Zeit des Aufspringens ist sie bis zu 2 dcm über das Wasser erhoben. Bei reichem Sonnenschein kann die Knospe schon acht Tage, nachdem sie die Scheide gesprengt hat, aufblühen; meistens dauert es einige Tage länger, bis zu zwei Wochen. Ist das Wetter andauernd trüb, so wird das Aufblühen sogar recht lange verschoben, und will die Sonne gar nicht kommen, so kümmert sich die Knospe selbst um die altererbten Lebensgewohnheiten der Pflanze nicht und bricht zu irgend einer Zeit, auch mitten in der Nacht oder am frühen Morgen auf.

Nehmen wir eine Knospe, die sich an die Regel hält. Mehrere Tage schon ist sie über den Wasserspiegel hinaufgestiegen, die Sonnenstrahlen vermochten aber noch nicht sie zu öffnen. Jetzt steigt sie etwa zum fünftenmal auf; nach einiger Zeit merken wir, daß in dem Victoriahaus ein eigenartiger Duft die Luft durchflutet. Wir schöpfen Verdacht und sehen uns die Knospe etwas näher an, und wirklich zwischen den vier bestachelten rotbraunen Kelchblättern haben sich bereits kleine Spalten gebildet, welche einen elfenbeinweißen Streifen durchblicken lassen. Es geben uns diese Anzeichen, welche am Morgen oder gegen Mittag bemerkbar werden, die

Gewißheit, daß die Knospe am Abend sich aufthut. Im Laufe des Nachmittags haben sich vielleicht manche Gäste im Victoriahaus eingefunden, sicher, der Entfaltung der Blüte beiwohnen zu können. Der überaus starke Duft bürgt dafür, daß es sich nur mehr um Minuten handeln kann. In der That springen einige Augenblicke später die vier Kelchblätter in kurzen Zwischenräumen nacheinander auf, sie beugen sich zurück und hinab gegen den Wasserspiegel; von der weißen Kugel lösen sich jetzt die weißen Blumenblätter, eines nach dem andern und ein Kreis nach dem andern. Etwa nach einer halben Stunde scheint eine Stockung einzutreten, die inneren Blumenblätter folgen langsamer; so liegt denn die Blüte jetzt wie eine halbgeöffnete riesengroße weiße Theerose vor uns. Die letzten Blumenblätter öffnen sich erst im Lauf des Abends vollständig, „zwischen 10 und 12 Uhr abends erschien die Blüte meist ganz geöffnet" (Knoch). Jetzt bietet die wahrhaft königliche Blume den schönsten Anblick. Die zahlreichen schneeweißen Blumenblätter haben sich weit zurückgelegt, so daß die überdeckten Kelchblätter für das Auge verschwinden; die Mitte der Blüte ist auffällig gerötet; anscheinend in majestätischer Ruhe und doch von Leben durchströmt, thront das Wunderwerk der Flora auf dem bewegten, aber toten Wasser.

Doch bevor wir die aufgeblühte Victoria in ihrer Lebensthätigkeit näher betrachten, müssen wir uns mit allen Teilen der Blüte etwas bekannt machen, also gleichsam eine Blüte zergliedern. Da sind zunächst die vier Kelchblätter; dieselben decken sich an der Knospe dachförmig, indem das vordere — es entspricht einem emporgehobenen Tragblatt — über die zwei seitlichen, diese über das hintere greifen. Es folgen nach innen bis 70 eigentliche Blumenblätter, die Zahl ist jedoch nicht immer die gleiche, für unsern Zweck genügen aber abgerundete Zahlenangaben. Schomburgk hat berichtet, daß „die Blüten aus vielen hundert Blumenblättern" bestehen; ähnliche Übertreibungen sind in mehrere populäre Pflanzenbücher übergegangen. Es bilden die Blumenblätter, indem sie wenigstens annähernd in abwechselnden Quirlen oder Wirteln stehen, mehrere Kreise. Die äußersten überragen an Länge etwas die Kelchblätter und sind dem Umrisse nach länglich-verkehrt-eiförmig; die inneren werden allmählich kleiner und schmäler, die letzten sind fast lineal. Die innersten Blumenblätter unterscheiden sich am ersten Blütenabend auch durch ihre rote Farbe von den übrigen. — An die Blumenblätter schließen sich gewisse blattartige Gebilde an, etwa 25 an der Zahl; der Botaniker nennt sie

Staminodien, weil sie den Staubblättern *(stamina)* in Gestalt und Bau zwar ähnlich, aber noch keine Staubbeutel (Antheren) tragen und somit eigentliche Staubblätter nicht sind. Sie sind lanzettlich, weiß gefärbt, laufen aber in eine rötliche Stachelspitze aus. Bereits Schomburgk macht auf diese zwischen Blumenblättern und Staubgefäßen etwa in der Mitte stehenden Organe aufmerksam, wenn er schreibt: „Die Blumenblätter und Staubfäden gehen stufenweise ineinander über, während man zugleich eine Menge blumenblattartiger Blätter bemerkt, welche Spuren eines Staubbeutels besitzen." Ähnliches bemerkt man in der Regel auch an der Blüte von Nymphaea alba, während die der Victoria sonst nächst verwandte Gattung Euryale — Pöppig wies bekanntlich die Victoria zunächst dieser Gattung zu — sich unter anderem durch das Fehlen dieser Übergangsblätter unterscheidet. — Die nächstfolgenden Organe der Blüte sind die eigentlichen Staubgefäße. Ihre Zahl beträgt etwa das Dreifache der Blumenblätter, 180 bis über 200. Ähnlich wie die Blumenblätter werden auch sie nach innen zu kleiner, vor allem dadurch, daß ihre unteren gelblichweiß gefärbten Teile kürzer oder schmäler werden. Während diese Teile bei den meisten Blüten fadenförmig sind und ebendeshalb Filamente oder Staubfäden heißen, sind sie hier stark in die Breite gezogen und haben demnach ein blattähnliches Aussehen. Nach der Spitze hin tragen sie die vierfächerigen Staubbeutel, ohne dadurch breiter zu werden; endlich laufen sie wie die erwähnten Staminodien in einen rötlich gefärbten feinen Stachelfortsatz aus. — Wie sich nach außen von den Staubgefäßen eine Anzahl von staubgefäßähnlichen Blättern befindet, so folgen auch ähnliche Organe nach innen, es können 40—50 sein; da auch ihnen die Staubbeutel fast vollständig oder vollständig fehlen, kann man sie innere Staminodien nennen und die früheren äußere. Die inneren Staminodien sind am Grund unter sich etwas verwachsen und zeigen auf der Außenseite gelbliche Färbung, während die mit einer Längsfurche versehene Innenseite rot ist. Knoch nennt die inneren Staminodien wegen einer bestimmten Funktion, die ihnen obliegt, auch Schließzapfen. — Endlich erregt ganz zu innerst noch ein Kranz von eigentümlich gekrümmten Gebilden unsere Aufmerksamkeit; es sind ihrer so viele, als der unterständige Fruchtknoten Fächer besitzt, und in der That stehen sie zu den Fruchtblättern (Karpellen) in solcher Beziehung, daß man sie einfach als Karpellanhängsel bezeichnet. Wir werden höchstens etwa 40 dieser roten Anhängsel zählen können, meist sind es weniger. Die Karpellanhängsel treten in wechselnder Form

und Farbe bei allen Nymphäaceen auf und dürften wichtige blütenbiologische Leistungen zu vollbringen haben; wenigstens gilt letzteres von den Anhängseln der Victoriablüte, weshalb wir sie besonders im Gedächtnis behalten wollen.

Überblicken wir noch einmal diese an Größe und Farbe, an Gestalt und Gliederung so verschiedenen Organe der Blüte, so dürfen wir mit Recht fragen, wozu denn diese 350 und mehr Teile, welche in vielen konzentrischen Kreisen oder besser noch in einer Spirale mit vielen Windungen um einen in der Mitte aufragenden kegelförmigen Fortsatz gruppiert sind, von der Blüte in solcher Zahl aufgeboten werden. Die einzelnen Gruppen haben bestimmte Aufgaben im Dienst der Pflanze zu erfüllen; und jede Gruppe ist zahlreich; denn die Natur kargt nicht in Aufbringung von Mitteln zur Erreichung eines Zweckes. Dabei zeigt die ganze Blüte doch durch die Art der Verbindung, durch die Übergänge von einer Form zur andern, durch die gegenseitige Zuordnung der Organe in ihren Funktionen eine so befriedigende und wohlthuende Einheitlichkeit, wie es nur bei einem wahren Kunstwerk der Fall ist.

Werfen wir jetzt wieder einen Blick auf unsere schön entfaltete Victoriablüte, wie sie einige Stunden nach dem Aufblühen — etwa um Mitternacht — auf dem Wasser ruht. Wir werden jetzt leichter verstehen, was wir da wahrnehmen. Unser Auge bemerkt denn auch bald, daß von den vielen Blütenteilen nur die eigentlichen Blumenblätter sich zurückgeschlagen haben. Alle übrigen liegen noch dicht und fest aneinander und bilden, in etwa 15 Quirlen stehend, mit ihren unteren Stücken, welche knieartig zur Mitte vorgebogen sind, eine Kugel. Diese Kugel enthält gegen die Blütenscheibe hin einen größeren Hohlraum, und indem die oberen Stücke der genannten Blütenteile sich gerade in die Höhe erheben, ohne in der Mitte zusammenzustoßen, entsteht in der Mitte der Blüte ein Kanal, gleichsam ein in den Hohlraum führender Weg. Gleich nachdem die Blüte sich geöffnet hat, besitzt der Kanal etwa 2 cm Weite. So bleibt es indes nur für einige Stunden. Schon im Laufe der Nacht läßt sich wahrnehmen, daß dieser Kanal enger und enger wird; die inneren Staminodien haben sich nämlich mehr und mehr gegen die Mitte geneigt, und am Morgen finden wir durch ihre Bewegung den geheimnisvollen Kanal ganz geschlossen; wir verstehen nun die Bezeichnung „Schließzapfen“ für diese inneren Staminodien. — Hat die Sonne angefangen am Morgen wärmer zu scheinen, so werden die ausgebreiteten Blumenblätter bald in

Bewegung geraten; sie legen sich wieder nach innen, einige wenige vielleicht ausgenommen, und etwa um 10 Uhr ist die vorher offene Blüte fast wieder zur Knospe geworden.

Der Nachmittag ist gekommen, noch hat die Blüte das halb knospenartige Aussehen, aber schon beginnen die vorher rein weißen Blumenblätter sich zu röten, gleichzeitig kommt Bewegung in die Blätter. Dieselben schlagen sich zurück, und um 4 oder 5 Uhr liegt die Blüte wieder offen da wie in der Nacht vorher; aber alle Blumenblätter sind rot geworden, haben die Farbe des Alters angenommen. Diesmal öffnet sich übrigens die Blüte vollständig, auch der mittlere Knäuel entwirrt sich; die äußeren Staminodien beginnen, dann richten sich die Hunderte von Staubgefäßen auf und krümmen sich zurück, bis sie fast horizontal liegen; in dieser Lage stäuben sie, d. h. ihre Staubbeutel brechen in zwei Längsrissen auf und entleeren den gelben aus vierzelligen Körnern bestehenden Blütenstaub. Sonderbarerweise kann dieser Blütenstaub aber sowohl wegen der von den Staubgefäßen zur Zeit des Stäubens eingenommenen horizontalen Lage als wegen der nach innen einen Abschluß bildenden doppelten Reihe von Schließzapfen nicht auf die Narben des Fruchtknotens der eigenen Blüte gelangen. Der Botaniker sagt deshalb, Victoria regia sei auf Fremdbestäubung angewiesen, Selbstbestäubung könne bei ihr nicht eintreten. Vielleicht fällt es uns jetzt auch auf, daß die beobachtete Blüte gerade zu der Zeit ihren Blütenstaub freigiebt, da in der Nachbarschaft mehrere Knospen sich zu weißroten Blüten erschließen, ihre ätherischen Riechstoffe ausströmen und mit ihren Schließzapfen den in der Mitte liegenden Kanal weit geöffnet und gangbar halten. — Doch betrachten wir unsere welkende Blüte weiter. Entstammt sie einer kultivierten Pflanze und soll diese Samen liefern, so fängt der Gärtner jetzt einen Teil des Blütenstaubes etwa mit einem Pinsel auf und streicht denselben dann über die Narben im Grund der Blüte. Hier wird der Blütenstaub während der inzwischen herangekommenen Nacht oder vielleicht erst am folgenden Tage keimen. Am Morgen dieses Tages schließen sich Staub- und Blumenblätter wieder zusammen; beim Aufblühen waren sie fest und prall durch den hohen Turgor der Zellen, jetzt sind sie schlaff und runzelig geworden. Die verwelkte Blüte taucht unter Wasser, denn der Zweck ihres Luftaufenthaltes ist erreicht; lediglich oberflächliche Beobachtung liegt den Worten zu Grunde: „Sie verbirgt sich wieder in der Flut, aus der sie nur emportauchte, um ihre strahlende Schönheit zu zeigen.“

Unter Wasser reifen die jungen im Fruchtknoten eingeschlossenen Samenanlagen in etwa sechs Wochen zu schwarzen runden Körnern von Erbsengröße heran. Während eine andere Nymphäaceengattung, Hydrocallis, in einer einzigen Frucht bis 30 000 Samen hervorbringen kann, dürfte eine Victoriafrucht selten mehr als 300 zählen. Die Schönbrunner Pflanze des Jahres 1893 lieferte im ganzen über 1000 Samen, welche sämtlich reif wurden.

Nach der Samenreife geht die Frucht, welche etwa $1^1/_2$ dcm Durchmesser aufweisen kann, ziemlich rasch in Fäulnis über; dadurch werden die Samen frei; sie schwimmen nun zuerst auf dem Wasser und sorgen so für die Verbreitung der Pflanze, gelangen aber bald in den Schlamm des Teichgrundes, wo dann jedes Samenkorn die ganze zukünftige Herrlichkeit einer Pflanze mit den Dutzenden von Blättern und Blüten vorerst in seinem Keime schlummern läßt. Freilich kann diese zukünftige Herrlichkeit in ihrer Grundlage auch sehr früh zerstört werden. Die Eingeborenen des tropischen Südamerika wissen nämlich seit langem, daß das weiße Innere der schwarzen Samen ein schmackhaftes Mehl enthält, welches manche selbst dem Weizenmehl und der Tapioka des Maniok (Nahrungsmittel aus der Wurzel der tropischen Manihot utilissima) vorziehen sollen. Geröstet haben die Samen maisähnlichen Geschmack, auf die Bezeichnung „Wassermais“ wiesen wir ja schon früher hin.

Eine weitgehende Verwendung als Nahrungsmittel können freilich die Samen nicht finden. Wie wir sahen, ist zwar die Zahl der Samen in einer Frucht an sich immerhin eine beträchtliche, aber da die Victoriafrüchte nicht so dicht nebeneinander stehen können wie die Weizenähren und da überhaupt die Blütenzahl einer einzigen Pflanze, welche doch einen beträchtlichen Raum einnimmt, recht beschränkt ist, wird das verständlich. In den Tropen mag zwar die Blütenzahl größer sein als bei uns, indem die Pflanze bei längerer Vegetationsdauer Zeit findet, die angelegten Blütenknospen in der Regel auch zur Entfaltung zu bringen. Nach Knoch liefert die Victoria des Marburger botanischen Gartens jährlich 12—15 Blüten. Seidel erhielt an der Pflanze, welche er seinerzeit in Dresden seinen Studien zu Grunde legte, bei einer Vegetationsdauer von 167 Tagen (10. April, Tag der Keimung, bis 25. September) 8 vollständig offene Blüten. Die gleiche Pflanze zeigte aber später noch 17 Blütenknospen, welche natürlich in Ausbildung und Größe verschieden weit vorangeschritten waren. Es mag hier erwähnt werden, daß auch winzig kleine Blütenknospen, z. B. solche von

$^1/_2$ cm Länge, bereits die Anlage all der zahlreichen Blütenteile unter dem Mikroskope deutlich erkennen lassen. Wie weit ist doch der Weg von der winzigen Größe des Ganzen und der Teile in der ersten Anlage bis zur angestaunten Riesengröße des Ganzen und der Teile bei der fertigen offenen Blüte!

Auf diese Größe der fertigen Blüte müssen wir jetzt mit einigen Worten zu sprechen kommen. Eine einheimische Pflanze, welche an Blütengröße der Victoria auch nur annähernd gleich käme, besitzen wir nicht. Selbst von den bekannten Kulturpflanzen kann kaum eine zum Vergleich herangezogen werden, am ehesten noch die Pfingstrose (Paeonia) aus der Familie der Ranunculaceen. Sonnenrose (Helianthus) und Georgine (Dahlia), an welche man vielleicht denken könnte, sind nicht in Betracht zu ziehen, weil ihre „Blume" nicht von einer einzelnen Blüte wie bei Victoria, sondern von einem ganzen Blütenstand, welcher bei den zwei genannten Pflanzen zudem überaus zahlreiche Blüten enthält, gebildet wird. Damit bestreiten wir natürlich nicht, daß ein derartiger Blütenstand durch die innige Vergesellschaftung zahlreicher Blüten biologisch in mehrfacher Beziehung mit einer großen Einzelblüte verglichen werden kann; z. B. können Größe und Farbe der zahlreichen kleinen Blüten eines Blütenstandes ähnlich auf gewisse Insekten einwirken wie eine einzelne große, auffällig gefärbte Blüte. — In der älteren Litteratur findet man Angaben, denen zufolge die Victoriablüte als die größte bekannte Blüte betrachtet wurde. d'Orbigny verglich die Pflanze im allgemeinen mit den Tieren von ungeheurer Größe und meinte, daß „so große Proportionen unsere bisherigen Kenntnisse im Stiche" ließen. Auch Pöppig war von der „abenteuerlichen" Größe der Blüte, die er mehr als spannenbreit fand, überrascht und wurde „fast an die berühmte Rafflesia Ostindiens" erinnert; aus diesen Worten geht übrigens hervor, daß er die ihm wohl aus eigener Anschauung bekannte Rafflesiablüte für größer ansah. Als Durchmesser der Blüte giebt Pöppig 10 bis 11 englische Zoll an, Bridges spricht von 10—12″, andere Berichte aus der früheren Zeit haben 12—14″, Schomburgk geht bis zu 15″, die im Jahre 1851 in Hamburg gewonnenen Blüten erreichten 12—15″. Von den Schönbrunner Blüten des Jahres 1893 hatte die größte einen Durchmesser von 28 cm. Während Leunis die Angabe 30—40 cm hat, hält sich Caspary und nach ihm die meisten neueren Lehrbücher richtiger in den weiten Grenzen von 2—4 dm; einmal begegnete mir in einer Gartenzeitschrift die Fassung „fast $^1/_2$ m". — Auffallend niedrig, wirklich be-

deutend zu niedrig ist die in Kerners „Pflanzenleben“ angegebene Durchmessergröße von 20—22 cm. Dieser niedrige Ansatz trägt natürlich dazu bei, daß die Victoriablüte bei einem Vergleich der Blütengrößen ziemlich weit zurücksteht. Übrigens hat bei den beträchtlichen Schwankungen in der Blütengröße eine genau abgestufte Rangfolge wenig Sinn, und so darf man mit der Victoriablüte der Größe nach ungefähr zusammenstellen: die Blüte der laublosen mexikanischen „Königin der Nacht“ (Cereus nycticalus) aus der Familie der ebenso bizarren wie schönblütigen Katteen, die Blüte von Lilium auratum, die Blüte eines Magnolienbaumes des Himalaya (Magnolia Campbellii), endlich die Blüten mehrerer Pflanzen, welche mit Victoria in die gleiche Familie der Nymphäaceen gehören, so von Nymphaea Devoniensis, Nymphaea gigantea, Nelumbo speciosa. Demnach kann Pöppigs Ausspruch: „Es giebt wahrscheinlich keine größere Blüte unter den Nymphäaceen“ noch ziemlich zu Recht bestehen. — Gewisse andere Blüten, welche nicht strahlig gebaut sind, zeigen nach einer Richtung bedeutend größere Durchmesser als die Victoriablüte und können in dieser Hinsicht größer genannt werden. Hierher gehören vor allem die mützenartigen Blüten mehrerer Aristolochiaarten, denen gegenüber die Blüte unserer Aristolochia Clematitis ein verkrüppelter Zwerg ist. F. Ludwig schreibt neuerdings: „Die Aristolochia grandiflora, welche Alex. v. Humboldt am Magdalenenstrom fand, hat Blüten von solcher Größe, daß sie die Indianer als Helme auf den Kopf setzen, von $^1/_2$ m Länge mit mehr als meterlangem ‚Schwanz‘. Noch größer ist die Blüte der afrikanischen Aristolochia Goldiana.“ Auch eine Orchideenblüte, eine der schönsten Zierden unserer Orchideenhäuser, muß hier genannt werden; Paphiopedilium caudatum, dem einheimischen Frauenschuh verwandt, hat gegen 70 cm lange bandartige Blumenblätter. An Masse und Größe werden aber alle genannten Arten übertroffen von den gewaltigen Blüten der Rafflesien, jener besonders in Ostindien einheimischen, an riesige Pilze äußerlich erinnernden Wurzelschmarotzer. Von Rafflesia Schadenbergiana giebt man den Durchmesser zu 80 cm an, die auf Sumatra wachsende R. Arnoldi hat überhaupt die größte bekannte Blüte, indem sie 1 m Durchmesser erreicht. Während zu diesen Riesenblüten auch das entsprechende Gewicht von etwa 11 kg gehört, hat die Victoriablüte bei einem dreimal kleineren Durchmesser etwa ein achtmal kleineres Gewicht, da sie kaum über $1^1/_2$ kg hinausgehen wird. Aber der ganze Besitz der Victoria regia ist durch ehrliche und selbständige Arbeit er-

worden, während für Rafflesia die zu den Rebengewächsen gehörende Gattung Cissus, eine häufige Liane der Tropen, ohne Entgelt den freigebigen Wirt machen muß.

Ebensosehr aber wie die Victoriablüte an Größe von der Rafflesiablüte übertroffen wird, ja in noch höherem Grade übertrifft sie selber an Farbenpracht den großen Schmarotzer. Durch die Reinheit, den Glanz und den Kontrast der Farben wird die Victoriablüte zur „märchenhaft schönen Blume". Der Farbenkontrast der Blüte, den bereits Schomburgk mit den Worten beschreibt: „Öffnet sie sich, so ist sie weiß, in der Mitte fleischfarben", zeigt vor manchen andern Blüten das Eigentümliche, worauf Kerner und Knoch aufmerksam machen, daß er lediglich durch die Blumenblätter erzeugt wird, ohne daß die Kelchblätter oder die Staubgefäße und Narben dazu beitragen. In die Augen fallend ist dieser Farbenkontrast nur für einige Stunden am ersten Blütenabend; vor der vollen Entfaltung der Blumenblätter ist er noch nicht vorhanden, beim Schließen der Blüte verschwindet er wieder, und wenn sich die Blüte zum zweitenmal öffnet, tritt er nicht mehr auf, denn alle Blumenblätter sind jetzt rot. Früher war man sich nicht völlig klar darüber, wie es komme, daß am ersten Blütenabend weiße und rote, am zweiten nur rote Blumenblätter vorhanden seien. Einige meinten, am zweiten Abend würden die weißen äußeren durch volle Entfaltung der roten mehr und mehr verdeckt. Doch bedarf es nicht vieler Beobachtung, um zu finden, daß die Blütenteile, welche anfangs weiß waren, sich vor Eintritt des folgenden Abends röten. Dies findet allmählich statt; denn Schomburgk spricht von Blüten, deren Blumenblätter „von dem reinsten Weiß in vielfachen Abstufungen in das Rosa und Fleischfarbene übergingen"; und zwar verbreitet sich das Rosa aus der Mitte her immer mehr, „bis es gewöhnlich den folgenden Tag die ganze Blume bedeckt". Warming schreibt kurz: „Die Blüten gehen in einem Tag aus Weiß in Rosenrot über."

Daß auch der Geruchssinn von der Blüte in nicht geringe Thätigkeit versetzt werde, wurde schon erwähnt. Die Blüte läßt zwar den Menschen an diesem Nasenschmaus — man entschuldige das ungewöhnliche, aber hier nicht unberechtigte Wort — bereitwilligst teilnehmen, hat es aber mit ihrem Duft auf ganz andere Wesen abgesehen. Am stärksten wird die Produktion von Riechstoffen, wenn die Knospe sich gerade geöffnet hat; einige Stunden hindurch erhält sie sich dann ungefähr in gleicher Höhe, um darauf schnell abzunehmen. Morgens ist der Geruch nur mehr schwach,

und beim zweiten Aufblühen steigert er sich nicht mehr. Der Geruchssinn des Menschen hat im Vergleich zu dem mancher Tiere eine schwächere Ausbildung erfahren; es ist ihm schwer, die zahllosen objektiv vorliegenden Geruchsnuancen in der Empfindung scharf zu unterscheiden. Auch die Sprache ist arm an spezifischen Bezeichnungen für bestimmte Geruchsarten. Demnach wird es nicht wundernehmen, wenn der Geruch der Victoriablüte verschieden geschildert wurde. Wir führen nur einiges an. Bridges vergleicht ihn zunächst mit dem der Ananas, dann mit dem der Melone, mit dem des Cherimoya, um schließlich zu finden, „daß es ein nur dieser prächtigen Blume eigentümlicher“ sei. Hochstetter hat einfach die Bezeichnung „weinig“, andere ziehen den Geruch der großblütigen Magnolie oder der Orangenblüte zum Vergleiche heran. Prinzessin Therese findet den Geruch ganz gleich dem der Wassermelone. Jedenfalls ist der Geruch der Victoriablüte fruchtätherartig und unter die Klasse der ätherischen Gerüche einzureihen. Über die zahlreichen Quellen im Innern der Blüte, denen der Riechstoff entströmt, um weithin die Luft zu durchfluten, handeln wir am besten im Zusammenhang mit einer andern Erscheinung an der Victoriablüte, welche vielen Lesern vielleicht als die merkwürdigste und seltsamste vorkommen wird, und welche jetzt noch etwas eingehender erörtert werden mag.

Gesichts-, Geruchs-, Geschmackssinn haben wir bereits in Anspruch genommen. Hier sollte nun eigentlich der „Wärmesinn“ auftreten; weil der aber ein unzuverlässiger Geselle ist, wollen wir uns statt von ihm lieber von einem empfindlichen Quecksilberthermometer über die Sache berichten lassen. — Im Jahre 1777 entdeckte Lamarck, der berühmteste unter den Vorläufern Darwins, an den Blütenkolben des Aronstabes unserer Wälder (Arum maculatum), daß derselbe eine höhere Temperatur besaß als die Luft der Umgebung. Damit war die Thatsache von der „Selbsterwärmung“ bei den Pflanzen ans Licht gezogen. Seit Lamarck sind eine Reihe von Schriften erschienen, welche die Erscheinung der Selbsterwärmung und ihre Ausdehnung im Pflanzenreich, ihre Ursachen und ihre Beziehung zur Atmung, sowie die stofflichen Veränderungen in den Wärme erzeugenden Pflanzenteilen untersuchten. Vor allem die Familie der Araceen besitzt mehrere Arten, welche die pflanzliche Selbsterwärmung in größter Auffälligkeit zeigen; Überschüsse von 10°, 15° und selbst 20° C. über die Temperatur ihrer Umgebung wurden gemessen. Diesen auffälligsten Wärmeproduzenten kann die Victoriablüte an die Seite gestellt werden, ja mit

Arum italicum zeigt sie diesbezüglich in mehreren Punkten die größte Ähnlichkeit. Als sich die ersten Victoriablüten vor 50 Jahren in Europa entfalteten, da wurde auch bereits in Hamburg die Beobachtung gemacht, daß die Temperatur in dem Kanal der Blüte um 5° C. höher sei als außen. Die ersten Beobachtungen wurden nicht systematisch genug angestellt. Bald studierte Caspary die Selbsterwärmung der Victoriablüte eingehend, neuerdings wiederum Knoch. Jetzt weiß man schon lange, daß die Victoriablüte zu gewissen Zeiten leicht 10° bis 12°, selbst 15° C. Überschuß über die äußere Lufttemperatur aufweist. Victorien, welche in ihrer Heimat blühen, wo das Thermometer zu ihrer Blütezeit auch gegen Abend leicht 20° bis 30° C. zeigt, dürften in dem Blütenkanal und dem darunter liegenden Hohlraum nicht selten die Temperatur von 40° C. erreichen. Wir sagten: „zu gewissen Zeiten", denn die Blüte ist nicht immer gleichmäßig hoch erwärmt. Meist dauert es von dem Beginn des Aufblühens nicht einmal eine volle Stunde, bis das Wärmemaximum vorhanden ist; mehrere Stunden hindurch bleibt jetzt die Temperatur annähernd auf der gleichen Höhe, dann sinkt sie langsam; gegen Mittag des folgenden Tages tritt nochmals eine kleine Vermehrung ein, welche aber das baldige Schwinden des Wärmeüberschusses nicht aufhalten kann. Als Beispiel sei nach Knoch eine Blüte angeführt, deren Kelchblätter um $6\frac{1}{2}$ Uhr abends sich lösten; um 7 Uhr waren Kelchblätter und äußere Blumenblätter offen, um $7\frac{1}{4}$ Uhr war das Wärmemaximum schon erreicht. Daß die höchste Temperatur so bald nach dem Aufblühen eintritt, mußte die Vermutung nahe legen, die Erwärmung beginne schon in der noch geschlossenen Knospe. In der That konnte Knoch dadurch, daß er in eine solche Knospe eine feine Öffnung einbohrte und dann in den Hohlraum des Innern ein Thermometer einsenkte, hier bereits neun Stunden vor dem Aufbrechen der Knospe eine um 1,2° höhere Temperatur feststellen. Beachtung verdient, daß die Produktion der Riechstoffe in ihrer Intensität ungefähr dem An- und Absteigen der Temperatur parallel läuft oder wenigstens, daß das „Maximum der Erzeugung dieses Riechstoffes mit dem ersten Maximum der Blütenwärme zusammenfällt". Wir hörten ja schon, daß der Duft der Blüte schon vormittags wahrgenommen werde, daß er aber gleich nach dem Aufblühen am stärksten sei. Die Blüte birgt also nicht bloß verborgene Quellen balsamischer Riechstoffe, sondern auch Apparate und Feuerungsmaterial zur Erzeugung einer wahrhaft tropischen Hitze in sich, und besonders merkwürdig ist, daß beide Einrichtungen zu gleicher

Zeit und in gleicher Art sich bethätigen. — Caspary glaubte nun gefunden zu haben, die größte Temperaturzunahme zeige sich an dem oberen Ende der Staubgefäße, also an den Antheren; er nahm deshalb an, das Zentrum der Selbsterwärmung sei in den Antheren oder Staubbeuteln. Jedenfalls hatte er dabei nicht genügend beachtet, daß die erwärmte Luft infolge ihres geringeren spezifischen Gewichtes, auch wenn sie tiefer unten erzeugt wird, nach oben strömen müsse, daß mithin die Hauptwärmequelle nicht notwendig an derselben Stelle liegen müsse, für welche das Thermometer das Wärmemaximum angiebt. Knoch hat nun sehr überzeugend bewiesen, daß die Anhängsel an den Karpellen, welche zusammen kaum 10 g wiegen mögen, und welche man leicht als überflüssiges Beiwerk der Blüte ansehen könnte, die Hauptheizapparate sind; neben ihnen kommen noch in Betracht die Staubgefäße und Staminodien, ganz wenig Wärme liefern auch die inneren Blumenblätter, am wenigsten der Fruchtknoten. Knoch konnte weiterhin darthun, daß dieselben Anhängsel ganz allein ohne jede Beteiligung anderer Organe den Duft der Blüten erzeugen. Werden nun Duft und Wärme immer erzeugt, wenn die Organe sich soweit entwickelt haben, daß die Knospe aufblüht, oder geht ihre Erzeugung nur beim Vorhandensein gewisser äußerer Einwirkungen vor sich? Es hat sich ergeben, daß beide nur hervorgebracht werden bei normaler Atmung, d. h. nur dann, wenn freier Sauerstoff zu diesen Organen Zutritt hat, hingegen nicht, wenn sie sich z. B. in Wasserstoffatmosphäre befinden. Als Begleiterscheinung der Wärmeproduktion tritt starke Ausscheidung von Kohlensäure auf; die Menge der in den ersten sechs Stunden des Blühens seitens der Anhängsel ausgeatmeten Kohlensäure ist beträchtlich größer als diejenige, welche in den folgenden 18 Stunden abgegeben wird. Dieselbe Erscheinung verstärkter Kohlensäureausscheidung zur Zeit der Selbsterwärmung tritt auch bei andern Pflanzen auf. Zur Zeit, wo sich der Blütenkolben der Araceen erwärmt hatte, lieferte 1 g der wärmeerzeugenden Kolbensubstanz in einer Stunde gegen 30 ccm Kohlensäure. Als Brennstoffe dienen bei den Araceen große Vorräte von Stärke und Zucker, welche die Pflanze vorher in dem als Ofen dienenden Kolben aufspeichert, und welche dann in der kurzen Zeit der Selbsterwärmung durch intensive Atmung verbraucht werden. Auch die Heizapparate der Victoriablüte enthalten zufolge mikroskopischer Prüfung vor dem Aufblühen bedeutende Mengen von Stärke, welche 24 Stunden nach dem Aufblühen zum allergrößten Teil verschwunden sind.

Die Anhängsel, diese kleinen, so thätigen Kobolde, liegen am Grunde des beim Aufgehen der Blüte gegen 2 cm weit sich öffnenden Kanals. Eben hat sich eine Blüte aufgethan, und schon tritt aus dem Kanal wie aus einem geöffneten Fenster ein Strom stark erwärmter, mit Wohlgerüchen geschwängerter Luft. Ist das nicht die Ankündigung, daß der Salon der Blumenkönigin sich aufgethan hat, die Meldung, daß für die Festlichkeiten dieses einzigen Abends alles zur Unterhaltung der Gäste aufgeboten ist, eine Einladung, ergehend an die besondern Freunde der Victoriablüte? — Die Lieblinge der schönfarbigen, duftigen Blumen sind bekanntlich die Insekten. Daß Farbe und Duft der Blüten oft Lockmittel sind für die Blumenfreunde, behaupten die Botaniker seit langem. Auch die gesteigerte Blütenwärme mehrerer Pflanzenfamilien scheint zu diesen Lockmitteln zu gehören. Somit ständen der Victoriablüte in dem Farbenkontrast der Blumenblätter, in ihrem starken Duft und in der bedeutenden Selbsterwärmung gleichzeitig drei sehr wirkungsvolle Anziehungsmittel zu Gebote. Zwar stellen ihre Lieblinge gewiß keine bescheidenen Anforderungen an die Blüte, wenn sie sich erst nach derartig starken Einwirkungen auf ihren Gesichts-, Geruchs- und Wärmesinn zu einem Besuche verstehen, aber der Blüte ist es um den Besuch zu thun, und so läßt sie sich die Sache schon etwas kosten.

In unsern Gewächshäusern laden allerdings Farbe und Duft und Wärme vergeblich zum Besuche ein — nebenbei gesagt, ein sprechender Beweis für die „Dummheit" der Pflanzen; dies, weil nach manchen neueren Schilderungen selbst die Pflanzen riesig gescheit sind —; ganz anders etwa an einem der Uferseen des Amazonas. Der Abend senkt sich herab über den See und den weiten Urwald. Da liegen die runden Schwimmblätter der Victoria; Knospen und Blüten ragen zwischen ihnen über den Wasserspiegel auf. Die meisten Blüten sind weit offen, ganz gerötet; die alle, so möchten wir fast mitleidig denken, tauchen morgen verwelkt hinab. Wir suchen eine Blüte zu bekommen; sie duftet kaum mehr, die weit zurückliegenden Staubgefäße zeigen den reichen Blütenstaub. Doch eines fesselt unsere Aufmerksamkeit sogleich und immer mehr: zwischen dem Gewirr von Staubgefäßen kriechen Käfer, welche augenscheinlich mit dem gerade sich entleerenden Blütenstaub überall in Berührung kommen. Vielleicht beobachten wir dieselbe braune Art Cyclocephala castanea F., welche als Gast der Victoriablüte vor etwas mehr als zehn Jahren zuerst von Prinzessin Therese von Bayern gesehen wurde. Die Käfer fliegen aber allmählich aus unserer Blüte weg. Wohin? Einer, den wir im Auge zu

behalten suchen, nähert sich bald einer andern Blüte im See; das glänzende Weiß, welches durch das Halbdunkel hindurch so deutlich strahlt, verrät uns, daß diese Blüte sich eben erst aufgethan hat. Der Käfer weiß gleich Bescheid. Die weiße Farbe rief ihn aus größerer Entfernung herbei; jetzt, wo er an der Blüte ist, kümmert die Farbe ihn nicht mehr. Duft und Wärme locken ihn jetzt, und da ist er auch schon an der Öffnung des Kanals; im nächsten Augenblick ist er in demselben, der den fast maikäfergroßen Körper bequem aufnehmen kann, verschwunden. Er bleibt nicht der einzige; andere Käfer derselben Art stellen sich ein und nehmen ebenfalls ihren Weg durch den Kanal in das Innere der Blüte. Jedenfalls fühlen sich die Blumengäste da drinnen ganz behaglich, denn herauskommen sieht man keinen, neue Ankömmlinge noch wiederholt. Aber Überfüllung wäre nicht gut, deshalb muß seitens der Pflanze weiterem Zuzug gesteuert werden; anderseits gebraucht die Pflanze die Eindringlinge später, und deshalb muß sie dafür sorgen, daß diejenigen Käfer, welche in ihrem Innern verweilen, durch „festere Bande", als sie die Reize auf ihre Sinnesorgane darstellen, an die Blüte gekettet werden. Beides wird dadurch erreicht, daß die inneren Staminodien mehrere Stunden nach dem Aufblühen ihre Thätigkeit als „Schließzapfen" beginnen. Sie bewegen sich zur Mitte hin und engen dadurch den Kanal mehr und mehr ein. Gegen Morgen ist der Kanal geschlossen, die Blüte ist für die Insassen zum Gefängnis geworden. In der That bleiben die Käfer den ganzen Tag über in dem Blumengefängnis, das für sie durch Wärme und Wohlgeruch und jedenfalls auch durch Verabreichung von Nahrung zur angenehmen Behausung wird, um so mehr, da sie als Dämmerungstiere während der hellen Tagesstunden keine Sehnsucht nach Freiheit verspüren. Um ihr Leben brauchen sie nicht besorgt zu sein, weil Victoria regia nicht zu den „insektenfressenden" Pflanzen gehört. Demnach sollten sie der Blüte nicht nur für Duft und Farbe, für Wärme und Wohnung, sondern auch für das vorsichtige Abschließen der letzteren danken, nachdem sie eine ungestörte „Tagruhe" gehabt haben. Sie statten diesen Dank auch wirklich ab. Als sie ihren Einzug in die Blüte hielten, brachten sie derselben ein überaus wertvolles Geschenk mit, reichlich Blütenstaub aus der verwelkenden Blüte, welche sie kürzere oder längere Zeit vorher verlassen hatten. Nachdem sich nun hier das Gefängnis geöffnet hat, werden die schlaftrunkenen Käfer allmählich munter; sie kriechen umher, anscheinend ziellos, aber die Blüte giebt ihnen das Geschenk an Blütenstaub, welches ihr tags zuvor gebracht

worden war, in frischer Auflage für eine andere, um einen Tag jüngere Schwester mit auf den Weg. Da dieselbe Victoriapflanze in der Regel nur alle drei oder vier Tage eine neue Blüte entfaltet, so wird durch die Insekten in der Weise Fremdbestäubung herbeigeführt werden, daß der Blütenstaub nicht etwa bloß auf irgend eine andere Blüte, sondern sogar auf die Blüte einer andern Pflanze übertragen wird.

Da haben wir eine der tausend Arten, wie Insekten und Blüten oft einander zugeordnet sind in der Lebensweise, in der Zeit der Entwicklung und Entfaltung, in Bau und Funktion ihrer Organe. Ebenso kurz als zutreffend sagt Noll[1]: „Die sich ergänzenden Ausrüstungen in Körperformen und Funktionen bei Blumen und Insekten grenzen ans Wunderbare." Der besondere Fall bei Victoria regia darf Beachtung beanspruchen, weil hier höchst wahrscheinlich ausschließlich Käfer in Betracht kommen, d. h. eine Insektengruppe, welche als Bestäubungsvermittler sonst selten auftritt und in diesem Geschäft hinter den Hautflüglern, Schmetterlingen und Fliegen weit zurücksteht. Vor allem dürfte die Art Cyclocephala castanea F., welche Prinzessin Therese von Bayern am Amazonenstrom in den Victoriablüten fand, ein häufiger Besucher und gern gesehener Gast der amerikanischen Lotosblume sein. Es ist unbekannt, ob noch andere Arten der gerade im tropischen Amerika sehr artenreichen Gattung Cyclocephala Gäste der Victoriablüte sind, ebenfalls ob noch andere Käfergattungen in Betracht kommen[2].

---

[1] Lehrbuch der Botanik für Hochschulen (4. Aufl., 1900), S. 254.

[2] Das im Texte über die Bestäubung in Kürze Vorgebrachte suchte ich zu begründen in dem Aufsatz: Zur Bestäubung der Blüte von Victoria regia, „Natur und Offenbarung", August 1900, S. 439—457. In Heft 10 derselben Zeitschrift (S. 628 f.) konnte Dr. Rob. Stäger eine ergänzende Mitteilung „Zur Blütenbiologie der Victoria regia Lindley" bringen. Dieselbe beruht auf einer Stelle aus dem Buche „Wanderungen durch die Pflanzenwelt der Tropen" von Rob. Avé-Lallemant (Breslau 1880). Avé-Lallemant fand die Victoria regia blühend bei Serpa in Nordbrasilien. Von einer Blüte bemerkt er: „Als ich sie erreichte und ihren Bau betrachten wollte, fand ich ihre ganze innere Tiefe von einer mit den Melolonthen nahe verwandten Käferart bewohnt und vollkommen zerfressen. Zwölf bis vierzehn Tiere trieben ihr vernichtendes Handwerk zusammen. Als unser indianischer Jakoman (Steuermann) sie erblickte, nahm er sie hastig zu sich; denn diese Käfer haben, wie er mir sagte, ungemein beruhigende Kräfte, zumal gegen Kopfschmerzen. Er kannte den Parasitismus gerade dieser Käferart in der Blüte der Victoria regia so sehr, daß er um dieselben bat, noch ehe er sie genau erkannt haben konnte." Ich halte es mit Stäger für wahrscheinlich, daß diese sowie wohl auch die schon früher von Schomburgk beobachteten Käfer mit Cyclocephala castanea identisch sind. Näheres vgl. in „Natur und Offenb." S. 449 ff. u. 628 f.

Vielleicht ist ein Leser enttäuscht, daß nur ein schmuckloses Dämmerungstier im einfarbigen dunkelbraunen Kleid der schönen Blume Gast wird. Weshalb schwirrt nicht ein kleiner Kolibri herbei und drückt sein farbenreiches, metallglänzendes Gefieder an die Rosablumenblätter und senkt als Feinschmecker den dünnen, langen Pfriemenschnabel in die so einladend duftende Blütenöffnung hinab? Jedenfalls würde ein anderer irgend eine Papageienart noch passender finden, von da wäre es nicht mehr weit zu einer Ente, einem Wasserhuhn, einer Gans — und alle Poesie wäre zerstört! — Es ist gut, daß die Natur sich nicht nach unsern Träumen richtet, das Weltall würde sonst bald furchtbar barock aussehen. Lassen wir sie nach Plan und Weisung eines Höheren arbeiten, sie erreicht dabei nicht bloß das Zusammenpassen nur zweier Dinge, sondern die Harmonie des unendlich gegliederten Universums, welche ja seit Jahrtausenden wie die Milliarden der Alltagskinder so die Millionen der Dichter und Denker unwiderstehlich fesselt. Und hat es nicht seinen Reiz, daß für einen kleinen Käfer keimt und wächst und blüht „die königliche Victoria, die ihre kreisrunden Blätter gleich Riesenschilden auf den stillen Gewässern der südamerikanischen Waldströme schwimmen läßt, zwischen denen hochherrlich die rosigweißen Blumen auftauchen“ (F. Cohn), und umgekehrt, daß für die Erhaltung der Victoria regia das Arbeiten, Kriechen und Fliegen des unscheinbaren Käfers nötig ist? Auch in der Natur dient das Kleine dem Großen, das Niedrige dem Hohen, aber auch umgekehrt das Große dem Kleinen, das Hohe dem Niedrigen.

Jos. Rompel S. J.

F. W. Weber.

(Schluß.)

Einige Monate hindurch übte der von seiner Südlandsreise heimgekehrte junge Arzt seine Kunst im heimatlichen Dörfchen Alhausen aus, ohne indes hier genügende Beschäftigung zu finden. Als nun in dem unfernen Driburg eine Typhusepidemie ausbrach, machte die Mutter ihm den Vorschlag, sich als Arzt in dem dortigen Städtchen niederzulassen: „Dort fehlt die Hilfe, und du mußt Arbeit haben“, sagte die wackere Frau, und der Sohn stimmte ihr bei. Kaum

hatte er sich notdürftig eingerichtet, als die „Arbeit wie eine Lawine über ihn stürzte“. Von einer Sanitätspolizei und Volkshygiene war damals in dem Waldstädtchen noch keine Rede, und Weber hatte vorerst alle Hände voll zu thun, unter mannigfachem Widerspruch die nötigsten Vorsichtsmaßregeln einzuführen, die er in der Fremde als geeignet hatte kennen lernen, die Seuche auf den ursprünglichen Herd zu beschränken. Dann aber, als sein freundliches Wesen und seine seltene Berufstreue und wohl auch seine Erfolge ihm rasch das Vertrauen des Volkes erworben hatten, wurde er von allen Seiten zu den Kranken gerufen. Schon vor Tagesanbruch wanderte er auf winterlichen Wegen von Haus zu Haus, von Dorf zu Dorf, oft meilenweit über Land, und fand auch bei seiner Rückkehr am Abend noch nicht die verdiente Ruhe. Neue Patienten waren gemeldet, dringende Fälle erheischten wieder eine sofortige Wanderung in die Nacht hinaus. So ging es Woche um Woche. Im Dezember endlich erlosch die Seuche. Der Ruf des jungen Doktors als eines tüchtigen Arztes war gemacht und steigerte sich von Jahr zu Jahr.

Weber faßte seinen Beruf als eine Art Priestertum auf. Drei Klassen von Ärzten pflegte er selbst zu unterscheiden. „Diejenigen,“ sagte er, „welche die Medizin als ein Handwerk, als eine Art Gewerbe betreiben, sind gänzlich unbrauchbar. Andere üben ihren Beruf wie eine edle Kunst aus; sie sind besser, aber sie sind kalt. ... Der rechte Arzt betrachtet sein Amt als ein Priestertum, er thut Tempeldienst, wenn er sich um seine leidenden Brüder müht.“ Auch teilte er die Auffassung des Susruta, der dem indischen Arzt die Vorschrift giebt: „Du mußt der Liebe und dem Hasse, dem Neide und dem Zorne, der Trägheit, der List und der Habsucht entsagen. Du sollst allen denen, die sich an dich wenden, die gleiche Hingebung widmen wie deinen Eltern.“ Von Natur schien er ganz besonders zum Arzt ausgestattet und genügte vollauf den Anforderungen des Niederländers, der von seinem Heilmeister ein Falkenauge, ein Löwenherz und eine Jungfernhand verlangt. Daß er es an dem fortgesetzten Studium und dem Streben nicht fehlen ließ, auf der Höhe seiner Wissenschaft zu bleiben, versteht sich von selbst. Sehr zu gute kam ihm beim Verkehr mit den Kranken und deren Umgebung seine Menschenkenntnis und seine Kunst der richtigen Menschenbehandlung. Nie fehlte ihm das freundliche Wort, der teilnehmende Zuspruch, der dem Kranken so wohlthut und durch welchen der Arzt oft mehr als durch seine Mittel wirkt. Oft genügten wenige Worte, ein herzlicher, zuversichtlicher Blick, ein freundlicher Händedruck, irgend einen Kranken von der Notwendigkeit einer schweren Operation zu überzeugen, nachdem andere Ärzte alle Überredungskunst vergeblich versucht hatten. Im übrigen blieb er bis an sein Lebensende „ein Skeptiker in der Medizin, wohl nicht zum großen Unheil der Leichtsinnigen, die sich in meine Behandlung begeben haben“. Was Weber vor allem zum Landarzt geeignet machte, war sein tiefes Mitgefühl mit allen denjenigen, die auf der Schattenseite des Lebens stehen. Für ihn gab es keine reichen und armen Patienten, er kannte nur Leidende, denen er helfen wollte. Wenn der Vornehme und Geringe zu gleicher Zeit seine Hilfe suchten, ging er zuerst zu dem Geringen; denn der Arme, so meinte er, pflege nur im Notfall den Beistand des Arztes anzurufen. Seine Wohlthätigkeit

beschränkte sich aber nicht bloß auf Erteilung ärztlichen Rates. Unzähligemal lieh er dürftigen Patienten noch über das Krankenbett hinaus seine Unterstützung und verschaffte ihnen die Mittel zu weiterer Genesung und Stärkung. Beispiele seiner Wohlthätigkeit lese man bei Schwering (S. 116 f.); ebendort aber auch Züge seiner Energie gegenüber dem Betrug aller Art, besonders im religiösen Kleid.

Weber war auch, wohl nicht zuletzt durch eigene Erfahrung, überzeugt, die Ausübung der ärztlichen Kunst mache ihre echten Jünger religiös. Denn wenn der Tod der erhabene Lehrer des Lebens sei, so habe keiner so viel Gelegenheit, ihm zuzuhören und von ihm zu lernen wie der Arzt, und keinem werde wie diesem die Unzulänglichkeit alles menschlichen Wissens und Könnens so erschütternd vor die Seele geführt. Mit einem Segensspruch begann er jedes neue Krankenjournal und beschloß es mit den Worten: Soli Deo laus et gloria! Nie unternahm er eine wichtige Operation ohne einen Aufblick zu Gott, und wenn am Krankenbett alle Mittel seiner Kunst vergeblich erschöpft waren, so wußte er mit einer solchen Herzenswärme und einer so schlichten eindringlichen Beredsamkeit das niedergedrückte Gemüt des Leidenden auf das Walten Gottes hinzuweisen, daß der Kranke sich innerlich gehoben fühlte. „Niemand konnte Weber in solchen Augenblicken sprechen hören, ohne auf das tiefste davon ergriffen zu werden", erzählte ein langjähriger Kollege des Dichters, der mit ihm an manchem Sterbelager gestanden hatte.

Webers Wirkungskreis vergrößerte sich immer mehr und zwang den Vielbeschäftigten, sich für die weiten Wege eines Pferdes zu bedienen. Zuerst ritt er jahrelang einen Braunen, mit dem er manches Abenteuer erlebte. Eines Abends trabte er müde und sorgenvoll über die Waldhöhe heimwärts, als ihn Glockengeläute zuerst erschreckte, dann aber daran erinnerte, daß eben Christabend war. Da zog der Reiter seinen Hut und begann das alte Kirchenlied: „Gelobt seist du, Herr Jesu Christ!" „Nun war mein Brauner vorne etwas stumpf, auch mochte ich ihm wohl die Zügel etwas locker gelassen haben beim Bergabreiten — kurz, ehe ich mich versah, stolperte das Pferd, und wir lagen alle drei im Schnee, ich, mein Gaul und mein Hut. Schaden hatten wir nicht gelitten. Das ist der böse Feind, der sich über dein Singen geärgert hat, dachte ich; das soll ihm aber wenig nützen. Ich stieg nicht wieder auf, sondern nahm mein Pferd am Zügel, ging nebenher und fing nun das Lied von neuem zu singen an, nur um so lauter und andächtiger. Das war meine Christmette!" Nach dem Braunen kaufte Weber einen Schimmel, der ihm bei nächtlichen Ritten mehr als einmal das Leben rettete und auf dessen Rücken mancher Vers und manches Lied entstand. Im Sommer stand er schon um 3 Uhr auf, stieg zu Pferd und besuchte seine Kranken auf den umliegenden Dörfern, so daß der „Schimmelreiter" bald zu einer volkstümlichen Erscheinung wurde, die hoch und niedrig gleich freundlich begrüßte.

Über seinen Kranken und Kunststudien vergaß Weber auch keineswegs der großen Welt Lauf. An den nationalpolitischen Bewegungen der vierziger Jahre nahm er mit jugendlichem Feuer Anteil. Sein Ideal war ein starkes, einiges, auf konstitutioneller Grundlage ruhendes Deutsches Reich; die Kleinstaaterei und

die Niederhaltung des nationalen Gedankens wurden bitter von ihm empfunden. Bei ihm wie bei andern bildete sich allmählich der Gedanke aus, die Verwirklichung seines Ideals habe keine schlimmeren Feinde als die bestehenden Staatsgewalten. Die Thronbesteigung Friedrich Wilhelms IV. erfüllte ihn mit neuen, freilich bald enttäuschten und in Unmut umschlagenden Hoffnungen. Von da an stand Weber wie Uhland entschieden auf der Linken. Als dann endlich der Revolutionssturm 1848 über die Welt fegte, glaubte auch Weber den Völkerfrühling gekommen. Als sich wie in andern kleinen und kleinsten Städtchen auch in Driburg der Freiheitsrausch einstellte und die Begeisterten sich zu einem „Demokratischen Volksverein“ zusammenthaten, besuchte auch er die Versammlungen desselben, da er im allgemeinen dessen Strebungen und Ziele guthieß, merkte aber bald, daß er mehr zu zügeln als zu treiben hatte, und suchte mehr wie einmal durch sein Wort die Ausbrüche der entfesselten Volksleidenschaft besonders gegen die Juden zu beschwichtigen. Bald war der „rote Weber“ ein populärer Mann, der trotz seiner Mäßigung den streng konservativen Elementen als Seele der demagogischen Bewegung galt, so daß ein junger Kaplan in Driburg sich veranlaßt glaubte, ihn von der Kanzel aus zum Gegenstand seiner Angriffe zu machen. Von der andern Seite dachte man ernstlich daran, ihn 1849 als Volksvertreter für die zweite Nationalversammlung nach Berlin zu senden.

Inzwischen aber war im Herzen des Dichters selbst eine Wandlung und Klärung vorgegangen. Die Siegerin Liebe hatte von demselben Besitz ergriffen. An einem Julitage 1848 hatte Weber auf einem Krankenritt seine zukünftige Gattin, die 22jährige Anna Gipperich, zum erstenmal erblickt. Als Tochter des königlichen Bergbeamten Anton Gipperich war Anna in Düren geboren, hatte teils in Meschede, teils in Aachen, in der Eifel und in Deutz bei Verwandten gewohnt und eine vorzügliche Erziehung genossen. Damals hielt sie sich zum Besuch bei der ihren Eltern befreundeten Familie Simmersbach in Altenbeken auf, und hier, wo Weber Hausarzt war, lernte sie „den schönen, schwarzen Doktor“, von dem man ihr so viel erzählt hatte, auch persönlich kennen. In dem warmen Gefühl für Musik und Dichtung begegneten sich ihre Herzen. Die beiden jungen Leute sahen sich im Lauf des Sommers aber nur wenig, und Weber glaubte schon seinen rasch aufgeblühten Hoffnungen wieder entsagen zu müssen. Auch der Abschied brachte keine Aussprache; als aber die Geliebte wieder im Schutz des Elternhauses weilte, wandte sich Weber kühn an den Vater und bat um die Hand der Tochter. Als der Vater dieser den Brief reichte, die kurz vorher einen reichen, von den Eltern begünstigten Bewerber abgewiesen hatte, erklärte sie, sie werde keinen andern als Doktor Weber heiraten. „Es sei ihr Ideal, einen ihr geistig überlegenen Mann zu besitzen, zu dem sie emporschauen könne.“ Am 4. Januar 1849 erschien dann Weber auf Ersuchen des Vaters in Meschede, erhielt das Jawort der Tochter und die Einwilligung der Eltern. Die Briefe, welche er dann der Braut schrieb, „klingen in den schönsten Tönen echter und wahrer Mannesliebe“. „Du glaubst nicht,“ heißt es in einem der Schreiben, „welcher Frieden, welche Freudigkeit in mir ist, seit ich dich liebe und deiner Liebe gewiß bin. Allen Menschen bin ich seitdem doppelt gut. Und nicht mich

allein hast du gerettet, du bist auch, ohne es zu ahnen, die stille Wohlthäterin der Leidenden geworden, die meiner Hilfe bedürfen. Wie mancher derselben, der Trost suchend mir ins Auge sah, begegnete sonst meinem finstern Blicke — wenn der Unmut über meine Seele gekommen war —, du aber hast jeden Mißton meines Herzens aufgelöst — und ich fühle, daß ich durch dich edler, besser und menschlicher geworden bin." Es scheint in der That, daß Weber vor seiner Bekanntschaft mit Fräulein Gipperich harte innere Kämpfe durchzumachen hatte, die nicht bloß politischer Art waren und sein Gemüt drückten und verbitterten. Die schroffen Widersprüche des Lebens traten an den Mann noch heischender heran als an den oft mit harter Not ringenden Jüngling, und es bemächtigte sich seines Gemütes eine herbe Melancholie, die fast an Pessimismus klingt. Schwering teilt einige Proben mit, die uns in die Seele des Dichters blicken lassen.

„Krank zum Sterben.

Nun mag mein Mut in steter Trauer wanken;
Wie käm' ein froher Gast ins Haus der Schmerzen,
Wie kehrte Freude ein in meinem Herzen,
Der düstern Herberg' nächtlicher Gedanken! —
An meiner Seele zehrt ein tief Erkranken,
Von dem sie nie und nimmer wird gesunden,
Wieviel auch Blumen blühn und Kräuter sprießen,
Wieviel auch Zauberkräfte sich erschließen
Aus Salz und Stein für alle Weh'n und Wunden.
O quält mich nicht mit Trost und linden Strafen!
O häuft nicht neue Last zu alter Bürde!
Das Wort, das eine, das mich retten würde,
Bleibt ungesagt, bis meine Pulse schlafen.
Nun laßt mich sterben, einsam, wie ich lebte. —
Ein Blatt! Was gilt's, ob eines mehr, ob minder
Der Millionen hoffnungsloser Kinder
Vom herbstlich dürren Ast des Daseins bebte!"

„Er befand sich in einer hochgradigen nervösen Spannung. Eine übermächtige Naturgewalt des Vorstellungsvermögens beglückte und peinigte ihn zugleich. Gestalten tauchten vor seinem inneren Auge auf, traten ihm in den Weg, wo er ging und stand, in körperlicher Fülle, in beängstigender Nähe. Es würde ein Zug in seinem Charakterbilde fehlen, wenn ich hier unerwähnt ließe, daß Weber die Gabe des zweiten Gesichtes zu besitzen glaubte. . . . Er versicherte mit vollem Ernste, daß ihm selbst mehr als einmal künftige Begebenheiten, welche durch Kombinationen und Schlüsse unmöglich von ihm vorhergesehen werden konnten, mit allen selbst ganz unbedeutenden Nebenumständen vor die Seele getreten seien."

Da er jetzt einen Gegenstand gefunden, dem er sein ganzes Herz vertrauensvoll hingeben konnte, erwachte auch wieder ein heiterer Liederfrühling, dessen Blumen er der Braut zusandte. Zu ihrem Geburtstag (8. Juni) widmete er ihr die Übersetzung von Tegnérs „Axel". Endlich, am 31. Januar 1850,

konnte das junge Paar unter dem Segen von Webers geistlichem Bruder sich in der Pfarrkirche von Meschede die Hand zum ewigen Bunde reichen. Noch am Hochzeitsnachmittag ging es mit Extrapost nach Driburg zurück. Es begann nun für beide eine zwischen harter Berufsarbeit und gemeinsamen Studien geteilte schöne Zeit. Die Gatten lebten sich immer mehr ineinander hinein. Es ist nur ein Konterfei seiner eigenen Häuslichkeit, das Weber in seinem „Twardowski" entwirft:

„Wie lebten wir doch so glückliche Zeit
Weltfern in heitrer Genügsamkeit,
In Armut und in Segensfülle;
Das Städtchen am Wald, welch schöne Idylle!
Dumpf war mein Haus: Du brachtest hinein
Warm atmendes Leben und Sonnenschein,
Du schufst es zur freundlichen Heimatstätte . . .
Die Brust voll Licht, voll mut'ger Gedanken
So ritt und schritt ich zu Schwachen und Kranken,
Ein Helfer hier, ein Tröster dort,
Mit heilendem Trank, mit linderndem Wort.
Und wußtest Du mich in des Wetters Toben,
Wie hast Du gebebt und die Hände gehoben,
Gelauscht in der Nacht, bis die Straß' entlang,
Fernher der bekannte Hufschlag klang!"

Und dieses erste Glück hielt in dem Weber-Hause an, bis der Tod nach 44jährigem Zusammenleben den Gatten abrief zum ewigen Lohne. Neben der Dichtkunst wurde auch die Musik im Doktorhause gepflegt. Weber besaß eine gut geschulte, volltönende, umfangreiche Tenorstimme und sang mit Vorliebe deutsche und schwedische Volksweisen, Löwesche Balladen und Schubertsche Lieder. Von den Klassikern sprachen ihn Mozart und Beethoven am meisten an. Seine eigenen Kompositionen sollen, wie Kenner versichern, in ihrem Volkston ein feines Tongefühl und eine hohe, musikalische Bildung verraten. Frau Weber war eine treffliche Klavierspielerin und teilte den feinen Musikgeschmack ihres Mannes. Kunst macht gesellig. Bald öffnete sich das bescheidene Haus des jungen Arztes auch gastlich der Freundschaft. Da wurde dann musiziert, disputiert, geforscht und gelacht. Ein dänischer Pfarrer Birkedal, der sich in Driburg zur Kur aufhielt, lehrte Weber die schönsten dänischen Volksweisen.

Eine Krönung des häuslichen Glückes brachte am 13. Februar 1851 die Geburt des ersten Kindes, das Elisabeth getauft wurde und von nun an den Sonnenschein des Hauses bildete. Als das Kind heranwuchs, wurde der Vater sein liebster Spielgeselle. Nicht bloß in die Märchenwelt führte er die Kleine durch seine Erzählungen ein, sondern machte sie auf kleinen Spaziergängen auch auf die Natur aufmerksam und lehrte sie Blumen und Vögel kennen. „Als kleines Kind", so erzählt die Tochter, „stand ich am Klavier neben meinem Vater und sang mit ihm Volkslieder, freute mich über das herrliche Menu der Soldaten in ‚Kapitän und Lieutenant' und weinte bittere Thränen über das traurige Ende

des guten Kameraden. ‚Schön Rottraut‘ liebte ich nur des Kehrreims wegen, begriff aber nicht, wie man so Dummes singen konnte.“

Im Jahre 1844 hatte Weber seine Mutter verloren, die eine ebenso zarte als starkmutige Frau war. Als sie am Abend des 1. Mai ihr Ende nahe fühlte, bat sie den Sohn, um ihm den Anblick ihres Sterbens zu ersparen, er möge nicht ihretwegen seinen übrigen Kranken die ärztliche Fürsorge entziehen, und bewog ihn, sie zu verlassen und seinen Berufspflichten nachzugehen. Als Weber in der nächsten Morgenfrühe zu ihr eilen wollte, war sie bereits verschieden. Ein halbes Jahr nach der Geburt des Töchterleins verlor Weber auch den Vater, den eine Lungenentzündung rasch hinwegraffte. Als der Sohn einige Monate vorher an des Vaters Seite durch den Wald ging, zeigte der 76jährige Greis auf einen morschen Ast und sagte: „Sieh, Fritz, der Sturm wird dieses dürre Holz bald fortnehmen, aber der Stamm wird nicht sonderlich darunter leiden. So wird auch mein Tod keine tiefen Wunden schlagen. Ich bin ja alt und schwach; die Wunde heilt leicht, und der Stamm wird weitergrünen.“ Als der Greis diese Worte sprach, wußte er, daß seine Tage gezählt waren, da er an Brustkrebs litt, was er aber dem Sohn, um ihn nicht zu betrüben, verheimlicht hatte. Auch des Vaters Bild wie das der Mutter lebten verklärt im Herzen und den Werken des Dichters fort.

Die wechselvollen Stimmungen während der ersten Jahre seiner Ehe sind uns zum Teil noch in seinen Dichtungen, gedruckten und besonders ungedruckten, erhalten. Die politische Hochflut eines idealen Demokratismus hatte sich freilich infolge der Ereignisse bald nahezu spurlos verlaufen. Dagegen tragen einige zu Anfang der fünfziger Jahre entstandene Gedichte noch deutlich Spuren anderer innerer Kämpfe; die bewegte Empfindung hat hie und da sogar noch etwas Krankhaftes, wie einen Weltwehton. Ein bei Webers Richtung befremdliches Gedicht ist die poetische Allegorie „Der Schwan“, die wohl mit Recht in den Herbstblättern keine Aufnahme fand. Mit der auf einer Fahrt nach Paderborn entstandenen „Eisenbahnphantasie“ steht Weber auf der Höhe seines besten Könnens. Nicht minder dauernden Wert besitzt der gleichzeitig gedichtete „Alexander“, während das damals begonnene, aber erst 1893 vollendete „Verstiegen“ uns wahrscheinlich Kunde von seinen damaligen religiösen Kämpfen bietet. Es ist das alte Lied von der Unzulänglichkeit alles menschlichen Wissens und Strebens. Der Dichter bescheidet sich endlich in Entsagung und Geduld, und in die göttliche Offenbarung sich versenkend, findet er in seinem Glauben die Quelle jener Einheit des Denkens und Fühlens, deren jeder große Dichter bedarf, um Werke von unvergänglicher Dauer zu schaffen. „Je ernster überhaupt die Stimmung Webers durch die Erfahrungen seines Lebens wurde, um so mehr verstärkte und vertiefte sich seine religiöse Gesinnung. In dem weltentrückten Asyl seines stillen Waldthals, von dem kirchlichen Leben einer fromm gläubigen Gemeinde umgeben, wandte sich sein Geist wieder ganz den religiösen Gedanken zu, unter deren Einwirkung er herangewachsen war. Hatte er schon als Knabe, um seine eigenen Worte zu gebrauchen, ‚gern der Prophetenklage wie dem Psalter gelauscht‘, so las er jetzt mit erneutem Eifer die Bibel, und manche seiner schönsten Gedichte

aus dieser Epoche seines Schaffens sind lebendige Zeugnisse eines reich entfalteten, Gott suchenden Innenlebens. . . ."

„Mein Rätsel war gelöst. Hell schien im Norden
Der Angelstern, und ich war still geworden."

„Alles, was Weber seit der Mitte der fünfziger Jahre geschrieben und gedichtet hat, trägt jenes edle, einheitliche, christliche Gepräge, an dem wir den Sänger von ‚Dreizehnlinden' schon von weitem erkennen. Aller zeitliche Flitter fällt jetzt mehr und mehr von ihm ab, und immer leuchtender und herrlicher enthüllt sich uns der wahre innere Kern seines Wesens. Sein geistiges Bild, wie es heute im Volke lebt, hat damals seine Ausgestaltung und Vollendung erhalten."

Reicher als an eigenen Schöpfungen ist diese erste Zeit an Übersetzungen, hauptsächlich aus der nordischen Dichtung. In allen Lebensperioden fühlte sich Weber getrieben, an größeren und kleineren Dichtungen des germanischen Auslandes das Amt des poetischen Dolmetschers auszuüben, schon weil er es als ein vortreffliches Mittel zur Ausbildung seiner poetischen Kunst und metrischen Gewandtheit betrachtete. Namentlich zog ihn die schwedische Litteratur und innerhalb dieser wieder Esaias Tegnér an, für den er schon als Student geschwärmt hatte. Die Ritterromanze „Axel" war das erste Werk, das Weber verdeutschte. „Die Gabe der Nachempfindung erreicht in dieser Übertragung eine Höhe, zu der nur ein geborener Poet sich zu erschwingen vermag." Außer andern kleineren Sachen von Tegnér übertrug Weber mit vollendeter Meisterschaft eine ganze Reihe erzählender Gedichte von J. L. Runeberg, die nur zum Teil gedruckt wurden; ferner einzelnes aus den Schweden Nikander, Vitalis und Grafström, sowie aus den Dänen Öhlenschläger, Ingemann, Bagger, Holst und Winther, und dem Norweger Welhaven. Wahre Perlen solcher Übersetzungen bringen die „Herbstblätter". Man fühlt: Hier ist keine bloße Verdolmetschung, sondern eine kongeniale Umdichtung. Weber spricht in seiner Weise aus, was der fremdländische Dichter ihm vordenkt. Vielleicht hätte Weber romanische Dichter nicht so vorzüglich wiedergegeben, weil sie ihm weniger konnatural waren; der französischen Litteratur z. B. ist er nie ganz gerecht geworden. Das hindert aber nicht, daß seine Übertragungen aus den germanischen Schwestersprachen uns in ihm einen Meister ersten Ranges der Übersetzungskunst erkennen lassen. Neben den Umdichtungen entstanden nur wenige Originalarbeiten. In dem 1857 herausgekommenen Taschenbuch „Arminia" finden wir von Weber elf Übersetzungen und acht eigene Gedichte: „Eisenbahnphantasie", „Der Schwan", „Das Glücksschiff", „Herbstabend", „Schon Winter", „An die Klugen", „Eine That", „Für Leben und Sterben". Nur dadurch, daß das Taschenbuch selbst nicht in weitere Kreise drang, läßt sich die sonst unbegreifliche Thatsache erklären, daß die litterarische Kritik über solche Meisterwerke der Lyrik schweigend hinwegging. Auch die Erzählung „Der Handschuh" und die klassische Ballade „Der Rabbi von Bagdad" entstammen derselben Zeit.

Am 31. März 1856 nahm Weber die Stelle als Brunnenarzt in Lippspringe an. Damit trat eine große Veränderung in seinen äußeren Lebens-

verhältnissen ein, indem er genötigt war, in der Saison (15. Mai bis 15. September) seinen Aufenthalt in Lippspringe zu nehmen, während die Familie in Driburg zurückblieb. Nebst einer vermehrten Arbeitslast brachte ihm die neue Stellung auch manche geistige Anregung und besonders einen ausgewählten Verkehr mit hervorragenden Patienten, von denen ihm manche bis zum Tode ergeben blieben. Mehrere derselben wußten schon damals das ganze Talent des Dichters zu schätzen. Nach und nach aber ließen die körperlichen Kräfte unter dem Übermaß der an sie gestellten Anforderungen nach. Eine schmerzhafte und verstimmende Reizbarkeit der Kopfnerven stellte sich jetzt von Zeit zu Zeit bei ihm ein, nahm mit den Jahren beständig zu und bereitete ihm manchen qualvollen Tag und manche schlaflose Nacht. Trotzdem hielt er sich mannhaft aufrecht und zeigte seinen Patienten stets eine gleichmäßig heitere Laune. Einige Besserung brachten dann die Jagdausflüge nach Dudenhausen, wo er sich mit Leib und Seele dem edlen Weidwerke widmete, das ihm von Jugend auf vertraut war und für das selbst die Erfahrensten von ihm noch lernen konnten. Im Jahre 1861 kam es aber zu solcher Erholung nicht mehr. Noch ehe die Saison in Lippspringe zu Ende war, befiel ihn die rote Ruhr. „Mein Wille“, schrieb er einer Freundin, „hielt mich aufrecht, bis ich tags vor meiner Abreise zusammenbrach. Am 15. September kam ich zwischen Tod und Leben in einem halbbewußten Zustande zu Hause. Nur des bitteren Weinens meiner armen Frau und meines Kindes erinnere ich mich deutlich, als ich aus dem Wagen gehoben wurde. Nun folgte ein entsetzliches Erkranken: zu der Ruhr trat der Typhus: elf Wochen mußte ich ununterbrochen das Bett hüten, und als ich es verließ, war mein Kopf so schwach, daß ich wochenlang keinen Gedanken festhalten konnte. Dazu kam eine Augenentzündung, die mich vollends zur Verzweiflung brachte. . . . O meine armen, sonst gesunden Augen! — Ich war zum Sterben bereit; ich weiß jetzt, wie einem Menschen zu Mute ist, der an der Pforte der Ewigkeit steht und sich des Einganges freut. Gott hat mich noch nicht gewollt. Ich danke ihm um meiner braven Frau willen.“

Kaum zur Not genesen, wurde Weber durch das Vertrauen seiner näheren Landsleute als Abgeordneter des Wahlkreises Warburg-Höxter in den Landtag gewählt, wo er sich der katholischen Fraktion anschloß. Als Politiker ist er niemals hervorgetreten: „Politik ist niemals mein eigentliches Element gewesen. Seit mehr als 30 Jahren habe ich im Parteikampfe gestanden, aber nicht als Offizier, sondern als einfacher Soldat, der treu zur Fahne steht und seine Schuldigkeit thut.“ Daß er sich als solch treuen Soldaten schon während der kurzen Zeit bis zur Auflösung des Landtags (11. März 1862) innerhalb der Partei erwiesen, geht aus dem Bedauern hervor, das ihm darüber ausgesprochen wurde, daß er eine Wiederwahl nicht angenommen hatte. „Uns allen“, so schreibt ein Mitglied der Partei am 15. August 1862, „ist es äußerst schmerzlich gewesen, Sie in dieser vielbewegten, ereignisreichen Sitzung nicht bei uns zu haben. . . . Um so mehr aber mißten wir Sie als einen der treuesten und von allen so hoch geachteten Mitkämpfer in diesem großen Streite. Sieht man sich doch in solchen Tagen des Kampfes immer nach den Freunden um, welche mit Sicherheit des

Urteils und festem Willen uns den Rücken decken helfen, welche einer den andern aufrichten und mit Zuversicht erfüllen und in den kleinen Irrwegen der Zeit den großen Gang der Geschichte aufzufinden verstehen." Den Bitten der Freunde entsprach denn auch Weber, indem er nach der freiwilligen Mandatsniederlegung seines Nachfolgers wieder als Kandidat auftrat und gewählt wurde. Auf die Dauer vermochte aber Weber die Strapazen der Lippspringer Stelle, die er neben der parlamentarischen Thätigkeit und trotz seiner geschwächten Gesundheit noch beibehalten hatte, nicht mehr auszuhalten. Trotz der Bitten der Eigentümer des Bades beharrte er deshalb bei seinem Entlassungsgesuch und legte am 28. April 1865 die Stelle endgültig nieder. Bei aller Kränklichkeit und mancherlei Zerstreuung waren die sechziger Jahre für Webers Muse außerordentlich fruchtbar. 1860 entstand das Geschichtsbild „König Jerome", 1862 das magistrale „An die Volkspoesie", die großartige Ballade „Die Leichenwacht", das ergreifende „Zwischen Halde und Heerweg", das schmerzdurchbebte „In trüber Stunde", 1863 das geistvolle „Liebe Leiterin", 1865 das sanft elegische „Die Abendglocken". In Berlin begann Weber auch das Studium des Englischen, und als Frucht desselben erhalten wir gleich poetische Übertragungen aus Tennyson, Felicia Hemans, Trench, Barry Cornwall und Thomas Moore.

Während eines Erholungsaufenthaltes bei den Schwiegereltern in Meschede lernte Weber ein Glied der berühmten Paderbornschen Adelsfamilie derer von Haxthausen in der Person des Freiherrn Guido kennen, der an einem schweren Magenübel litt und sich nach vergeblichen Versuchen bei andern Ärzten in die Behandlung des Dichters gab. Der Erfolg war ein vollständiger und aus dem dankbaren Patienten ward mit der Zeit ein anhänglicher Freund. Als nun durch den am 31. Dezember 1866 erfolgten Tod des Freiherrn August dessen Neffe Guido als Majoratsherr die Familiengüter Bökendorf, Abbenburg und Thienhausen erbte, machte er Weber den Vorschlag, Driburg zu verlassen und in dem alten, in der Nähe des Emmerthales gelegenen Schlosse Thienhausen dauernd seinen Wohnsitz zu nehmen. Es war das ein hochherziges Anerbieten, das Weber zu lebhaftem Danke verpflichtete; dennoch zögerte er anfangs mit der Annahme, und erst als der Freund ihn wiederholt darum anging, willigte der Dichter ein. Ehe es indes zur Übersiedelung kam, wurde am 24. Februar 1867 dem 54jährigen Manne das zweite Kind, ein Knabe, geboren. Der Vater hörte die Freudenkunde, als er von einem nächtlichen Krankenbesuch heimritt, unterwegs von einem Bekannten. Nachdem die Mutter sich etwas erholt, zog dann die kleine Familie am Osterdienstag 1867 in das alte Wasserschloß ein, in welchem sie sich anfangs recht wenig behaglich fühlte.

Die weiten Räume, welche längere Zeit leer gestanden hatten, machten einen frostigen, unwohnlichen Eindruck, und die Neueinrichtung wurde durch mancherlei Hindernisse, namentlich durch eine Erkrankung der Hausfrau, verzögert. Die Burg war, wie Weber schreibt, „ein interessantes Stück Mittelalter, ein bißchen verrückt, wie es sich gebührt, aber jedenfalls sehenswerter als die Berliner Linden und dergleichen moderner Kram". Der verwilderte Schloßpark war vollends von Eichendorffscher Romantik.

„Wenn jede Familie", sagt Schwering, „einen Höhepunkt ihrer Blüte hat, wo der Genius des Hauses am heitersten und freiesten seine Flügel entfaltet, so war dies im Heimwesen unseres Dichters während der in Thienhausen verlebten Jahre der Fall." „Sie hat dort", wie Hebbel einmal sagt, „zuerst bivouakiert, dann einige Jahre gewohnt und zuletzt residiert." Ja, residiert; denn es währte nicht lange, so öffneten sich für die zahlreichen Gäste des Dichters wieder alle die Säle, die einst die Freunde des genialen Freiherrn v. Haxthausen beherbergt hatten. Thienhausen wurde zu einem kleinen Hoflager des Geistes und der Poesie. Das hinderte den Herrn Doktor natürlich auch nicht im geringsten, dem Beruf eines vielbeschäftigten Landarztes mit größter Treue nachzukommen und in den Mußestunden litterarischen Studien und poetischen Arbeiten sich zu widmen. Da entstanden zuerst die Übersetzungen von „Enoch Arden", „Aylmers Field", von Runebergs „Markterinnerung", „Das Grab in Perrho" u. s. w. An Eigenem schuf er z. B. „Am Amboß", „Im Hinterhalt", „Vor der Himmelsthür". So kam das Jahr 1870. Daß Weber die großartigen Ereignisse in Frankreich innerlich miterlebte, bedarf keiner besondern Erwähnung; wenig bekannt dagegen dürfte sein, daß er der Verfasser des Textes und der Melodie jenes volkstümlichen Marschliedes „Lehm op" ist, das die Bonner Husaren während des Feldzuges mit Vorliebe sangen.

Besonders benutzte Weber seine freie Zeit auch jetzt wieder gern zur Versenkung in die Germanistik im weitesten Sinne. Er war der Ansicht, das ganze Volk müsse teilhaben an der Kenntnis seiner Geschichte, seiner Sprach- und Kulturdenkmäler, das Altdeutsche dürfe keine Geheimkunde für wenige Fachgelehrte bleiben, und es sei der Beruf der germanistischen Wissenschaft, volkstümlich zu wirken. In diesem Sinne ging er auch selbst an einige Versuche der Übersetzung aus dem Mitteldeutschen, Freidanks „Bescheidenheit" z. B., und besonders seines großen Freundes und Meisters Walthers von der Vogelweide, dessen Einfluß auf die Sprache Webers unverkennbar ist. Seit dem Jahre 1870 beschäftigte ihn auch das Twardowski-Thema, dessen Ausführung eine Zierde unserer Litteratur bleiben wird. Ein Gegenstück dazu, „Unheimliche Gäste", kam über ein Fragment nicht hinaus. „König Wolmer" und besonders „Hans Höllenknecht" schließen sich dem polnischen Faust in ihrer Art würdig an. 1873 folgte die charakteristische Übersetzung des Tennysonschen Gedichtes „Maud". Von dem Ernst und den Gesinnungen jener Jahre legen so manche „Sprüche" Zeugnis ab, in denen Weber „die Götzen der Zeit" trifft, den Kulturkampf, den Gründerschwindel, den steigenden Materialismus, die glaubenslose Wissenschaft und nicht zuletzt den „deutschen Durst" geißelt. Was ihm in diesen „Sprüchen" wie Stoßseufzer entfuhr, das mischte sich als Grundnote in ein Lied, das sich seit erster Jugend in Webers Seele langsam, dem Dichter fast selbst unmerklich ausgebildet und ausgereift hatte und ihm nun wie eine süße Frucht mit unerwartet leichter Mühe zufiel. Es ist hier nicht der Ort, über das Entstehen, das Erscheinen und den Erfolg von „Dreizehnlinden" zu sprechen. Schwering hat dies in meisterhafter Weise gethan; wir verweisen jeden, der sich für derlei interessiert, auf das Buch selbst. Durch den großen Erfolg „Dreizehnlindens" ermutigt, ging Weber im Winter

1880 endlich auch daran, seine kleineren Dichtungen zusammenzustellen. Wie streng die Auswahl aus dem bändereichen Vorrat war, zeigt der Umfang des Büchleins; wie wenig nachsichtig in der Feile des zu Bietenden der Dichter durch den Beifall geworden, thut jede Zeile des Aufgenommenen dar. Es ist nicht so leicht, sich in diese „Gedichte" hineinzuleben wie in die Erzählung von „Dreizehnlinden", dafür aber teilen sie mit allen wahren Kunstwerken die Eigenschaft, daß sie dem Leser lieber werden, je öfter er sich in sie versenkt. Es ist uns daher nichts Neues und Überraschendes, wenn ein feiner Litteraturkenner wie A. E. Schönbach die „Gedichte" höher stellt als „Dreizehnlinden". Im Herbst 1885 erschienen die „Marienblumen", die Weber im Jahre 1883 auf Anregung der Kölner Verlagsfirma A. Ahn zu den Madonnenbildern Ittenbachs zu dichten unternommen hatte. Obwohl bestellte Arbeit, kamen diese Marienlieder doch dem Dichter aus tiefster, gläubiger, frommer Seele und gelangen ihm darum auch wie Schöpfungen, zu denen ihn nur sein eigenes Gemüt drängte. „Dreizehnlinden", die „Gedichte" und die „Marienblumen" sind mit dem Namen Thienhausen auf immer verbunden.

Da versetzten wiederholte Brände in den Ökonomiegebäuden des Schlosses die Familie in solche Angst, daß dem Dichter der bisher so liebe Aufenthalt verleidet wurde und er den langgehegten Entschluß ausführte, sich ein eigenes Heim zu erwerben. Bei einer Fahrt durch das nahegelegene Nieheim fiel ihm ein neues Haus durch seine schöne Lage und solide Bauart auf. Er erwarb es käuflich und siedelte mit seiner Familie im Juli 1887 dorthin über. Auch in dem neuen Heim teilte sich Webers Zeit in die Berufspflichten des Arztes und die Studien des Dichters. Jetzt wie in den Thienhauser Jahren wohnte er auch als Abgeordneter den Sitzungen eifrig bei und hatte im Januar 1887 unter freudiger Beteiligung der ganzen Fraktion sein Jubiläum als Landbote gefeiert. Von Berlin aus richtete Weber am 23. Februar 1888 ein Schreiben an den Sohn, welches uns die ganze Tiefe seines Vaterherzens erschließt und in seiner schlichten Gottesfurcht an die Briefe des Wandsbecker Boten erinnert: „Morgen vollendest du dein 21. Lebensjahr . . . du wirst großjährig, vor dem Gesetz selbständig und verfügungsfähig; aber auch verantwortlich für dein Thun und Lassen. Vor dem lieben Gott bist du es schon längst gewesen. Mit dem morgenden Tage, mein lieber Sohn, erlangst du Rechte, aber es werden dir mit ihm auch Pflichten auferlegt. Der erste Abschnitt deines Lebens liegt hinter dir; du stehst auf der Schwelle des zweiten, der grundlegend für deine ganze Zukunft werden soll, für deine Wohlfahrt an Leib und Seele. Darum mußt du mit unablässigem Streben um die edle und echte Wissenschaft werben wie um eine hochgeborene Braut. Sie ist spröde und schwer zu erringen; desto unermüdlicher sei dein Vorwärtsstreben die steile Höhe hinan, auf welcher sie in einem Tempel wohnt. Dazu bedarfst du rüstiger Kräfte und eines gesunden Körpers, eines unschätzbaren Erbteiles, welches dir durch Gottes Huld zu teil wurde; du bewahrst es durch strenge Sittlichkeit und weise Vorsicht. Vor allem aber habe Gott vor Augen und laß dich durch das Geschwätz der Thoren nicht beirren. Die Schrift sagt: ‚Timor Domini principium est sapientiae.' Und nun fasse ich alles in drei Worte

zusammen: ‚Sei fleißig, ehrenhaft und fromm!‘ — Der liebe Gott sei mit dir, mein teures Kind, auf allen deinen Wegen! . . . Es wird viel für dich gebetet; schaffe selbst, daß die Fürbitten erhört werden können."

Natürlich hatte auch die Muse die Übersiedelung von Thienhausen nach Nieheim mitgemacht. Neben andern kleinen Dichtungen und Übersetzungen tauchte ein Stoff wieder auf, dessen erste Bearbeitung in die siebziger Jahre fällt. So konnte denn der greise Dichter im Frühjahr 1892 das Publikum mit einer neuen poetischen Erzählung beschenken, die nach seinem eigenen Ausdruck „in vielen Worten nicht mehr und nicht weniger sagt als: ‚Viertens: du sollst Vater und Mutter ehren‘ u. s. w. Das weiß freilich alle Welt, aber es schadet nichts, wenn es einigen in aller Welt noch einmal gesagt wird, und darum habe ich das arme Buch geschrieben". Die Welt kennt dies „arme Buch" unter dem Namen „Goliath".

Eine Aufgabe, die bald nach Erscheinen der nordischen Idylle an ihn herantrat und darin bestand, zu zwölf Passionsbildern von P. Molitor erläuternde Verse zu schreiben, nahm Weber nicht ohne Bedenken an, da er fühlte, daß die produktive Stimmung für eine Weile von ihm Abschied genommen habe. Auf wiederholtes Drängen gab er jedoch endlich nach und begab sich während des Berliner Aufenthaltes im Frühjahr 1892 an die Arbeit.

Bis dahin hatte sich Weber im allgemeinen für sein Alter frisch und schaffensfreudig gefühlt. Da befiel ihn während einer Landtagssitzung am 30. März plötzlich ein Fieberfrost und infolgedessen ein Blutdruck im Kopfe. Der Dichter sah eine schwere Erkrankung voraus und verlangte unbedingt in die Heimat. Dort besserte sich indes der Zustand wieder, und Weber vollendete seine Dichtung über das Leiden Christi. Mit dem Winter 1892/1893 stellten sich aber immer mehr die Beschwerden des Alters ein. Blutergüsse in die Netzhaut brachten ihn zeitweise um den Gebrauch des Augenlichtes. „Ich bin seit dem 25. Oktober v. J. halb blind und halb taub. Man stirbt so stückweise — durch Gottes Gnade —, dann thut es wohl nicht so weh. — Ich muß jetzt stets in Begleitung meiner Tochter reisen wie der blinde Ödipus mit der Antigone." Sowohl im Frühjahr wie im Sommer 1893 nahm Weber wieder an den Landtagssitzungen in Berlin teil. Im Herbst legte er aber sein Mandat nieder, kehrte in die Heimat zurück und lebte nur mehr seiner Familie, seinen Kranken und seiner Muse. Es ist jedenfalls eine großartige Seltenheit in der Litteraturgeschichte, daß ein Mann, dessen 80. Geburtstag vor der Thüre stand, uns solche Dichtungen, wie den „Kreuzweg", „Wodan auf den Karpaten", „Tristans Tod", „Walpurgisnacht", „Waldfriede", „In der Sommernacht", „Des fahrenden Schülers Traum" und „Nordische Weisheit" schenken konnte. Zugleich bereitete er die Herausgabe einer neuen Folge seiner lyrischen Poesien vor, die er bescheiden „Herbstblätter" nennen wollte, die die Welt aber erst nach seinem Tode aus der Hand seiner Tochter empfing. Mitten in der Arbeit befiel ihn Ende November die Influenza, der sich bald eine schwere Lungenentzündung zugesellte. Allein die Gefahr ging noch einmal vorüber, und in ungetrübter Geistesfrische konnte er im Kreise der Seinen, aber unter der Teilnahme seiner Freunde und

Verehrer aus allen deutschen Gauen und darüber hinaus am heiligen Weihnachtstag sein 80. Wiegenfest feiern. Er selbst zog das Facit dieses bedeutungsvollen Tages in dem Gedicht „Nur ein Traum", das, ein echter Weber, den Leser anmutet „feierlich und ernst wie sommerabendlicher Glockenton".

Die Besserung hielt jedoch nicht an. Wie eine Todesahnung spricht es aus seinem letzten Brief, den er am 23. Februar 1894 an seinen Sohn richtete: „Morgen trittst du in das 28. Lebensjahr. . . . So wie ich dich heute segne aus treuem, liebevollem Vaterherzen, so bitte ich den Allmächtigen, daß auch er dich an Leib und Seele für und für gedeihen lasse und deine Arbeit segne. Thu du in deinem Teile das Deinige redlich und mit hingebendem Fleiße. Bete und arbeite, dann kannst du ohne Reue rückwärts schauen und hast das tröstliche Bewußtsein, ein nützliches Mitglied der menschlichen Gesellschaft zu sein. Gestalte sich deine Zukunft wie sie wolle, an jeder Stelle kannst du Gutes wirken und deinen Frieden haben. Sollte es heute das letzte Mal sein, daß ich dir zu deinem Geburtstage Glück wünsche, so bleibe meiner Worte und meiner Liebe eingedenk." Mochten indes die körperlichen Gebrechen zunehmen, der Geist blieb ungeschwächt, heiter und teilnehmend an allem. Selbst der Humor, der echt Webersche Humor, hielt stand bis zuletzt. „Als er einige Tage vor seinem Tode mit dem ihn behandelnden Arzt Dr. Philippi über zwei einschneidende Arzneimittel sich unterhielt, die bei ihm angewendet werden sollten, deren Gebrauch aber nicht unbedenklich erschien, sagte Weber lächelnd: ‚Was thut der Handwerksbursche, wenn er an der Wegscheide steht und nicht weiß, ob rechts, ob links die beste Straße geht? Er setzt sich auf seinen Tornister und wartet und thut gar nichts. So wollen wir es auch machen. Wir wollen keines von beiden Mitteln anwenden und erst ruhig abwarten.'" Am andern Morgen überreichte er seinem Arzt das während der Nacht eigenhändig geschriebene Gedicht: „Wenn der Wanderbursch an der Wegscheid' steht" [1].

Die heitere Ruhe und Festigkeit des Kranken hatten „ihre Quelle in seinem unerschütterlichen christlichen Glauben. . . . Er ließ sich öfter auf seinem Krankenlager die heiligen Sakramente reichen und betete viel und andächtig. Meistens waren es Psalmen, die er mit leiser Stimme vor sich hinsprach". Dabei fuhr er fort, von seinem Lager aus den Kranken mit Rat und Hilfe beizustehen. Sein Krankenjournal vom Jahre 1894 weist noch 319 Nummern auf. Erst am Tage vor seinem Tode sagte er einem Manne aus Vörden, der ärztlichen Rat für seine kranke Frau erbat: „Ich kann nicht mehr!"

Am Nachmittag dieses Tages (4. April) begann der Todeskampf, der bis zur sechsten Abendstunde des folgenden Tages währte. „Unter den Klängen der Abendglocken, welche die stille Frühlingsluft in das Heim des sterbenden Dichters trug, hauchte dieser seine Seele aus."

Der Sockel des Kreuzbildes auf dem mit Rosen geschmückten Grab trägt die Inschrift:

---

[1] „Herbstblätter" S. 150.

„Und schlaf' ich längst schon unter Friedhofslinden,
Das sollst du stets bewahren im Gedächtnis
Als meiner Liebe treuestes Vermächtnis:
‚Es ist kein Heil als nur im Kreuz zu finden!'"

* * *

Wenn ein englischer Kritiker über Longfellow sagt: „Es ist Zweifel genug in der Welt und Kummer genug und Leid; es ist ein wahrer Segen, daß dieser Dichter des häuslichen Herdes erschienen ist, reich beladen mit Glauben und Hoffnung, mit Erquickung, Mut und Freude", so können wir Deutsche es auch nur als Segen für unsere Litteratur ansehen, daß uns ein Dichter wie Fr. W. Weber beschert war, der in seinen großen Vorzügen so ziemlich das Gegenteil der großen Schwächen unserer zeitgenössischen Poesie ist. In und aus dem christlichen Glauben lebend, ein Deutscher vom Wirbel zur Zehe, ein männlicher Charakter, reich an tiefem Wissen und lebendiger Erfahrung, mit dem Fuß auf dem realen Boden, mit dem Haupt im Himmelsglanz, mit einem warmen Herzen für alles Edle, Reine, Duldende, Arme und Kleine, bescheiden wie wahre Größe und immer lauter wie die Wahrheit, keusch wie eine Jungfrau, mild wie ein Greis, ernst wie ein Mann, unbefangen heiter wie ein Kind, immer voll Mut, Trost und Lebensweisheit, das ist Webers Muse, wie sie aus allen ihren Gaben uns entgegentritt. Dichter und Mann sind eins, und nur weil Weber ein solcher Mann war, konnte er sein reiches Talent zu solcher Dichtung umwerten. Ihm war die Kunst kein Broterwerb, aber auch keine Spielerei; er sandte sie nicht auf den Markt, sich in den Zank und Streit der Menge zu mischen, aber wo sie empfängliche Ohren fand, redete sie aus der Fülle ihres Herzens, bald zürnend, mahnend, erhebend in den Bildern und der Sprache der Propheten, bald in der Begeisterung des Jünglings für die Größe der Ahnen, bald im Plauderton des Alten am Herdfeuer, bald endlich in den Weisheitssprüchen des weisen Klausners. Er dichtete, weil er mußte, weil er glaubte, weil er hoffte, weil er liebte! Er sprach nur aus, was er erlebt hatte, und das Aussprechen selbst war ihm nicht litterarische Bethätigung, sondern menschliches Wirken und Leben. Was hätte er mit seiner Leichtigkeit, bei seinem langen Leben, reichen Wissen und vielseitigen Umgang nicht zu Büchern füllen können mit Dichtungen, die wohl selten ganz ohne Wert, aber doch ohne das wahre Leben gewesen wären, das nur der innere Zwang der Geistesgeburt zu geben vermag. Wie streng war der Maßstab, den der Meister selbst an seine Schöpfung legte, und wie ließ er die Gabe ausreifen, ehe er sie den Mitlebenden bot! Wie steht er in all diesem hoch und leuchtend über der Masse der heutigen Litteraten, bei denen Anmaßung und Alter, Können und Schaffen, Charakter und Poesie meist im umgekehrten Verhältnisse stehen.

Das ist Professor Schwerings nicht hoch genug zu wertendes Verdienst, daß er uns möglichst bald in den leuchtenden Farben der Wahrheit und Schönheit ein Bild des Mannes und Dichters entworfen hat, der berufen scheint, ein Vorbild und Leiter für viele zu werden, die in dem heutigen Chaos der Schulen

und Cliquen nicht mehr aus und ein wissen, die Jungen Geduld und Bescheidenheit, die Alten das rüstige Weiterschreiten zu lehren.

Ein weiteres Verdienst der vorliegenden Weberbiographie ist deren litterarische Abrundung und sachliche Vertiefung. Was der Biograph von dem Leben seines Helden, das möchten wir von dieser Beschreibung des Lebens selbst sagen: „Dieses ‚Leben‘ ist nicht reich an spannendem, dramatischem Reiz, an außerordentlichen Vorfällen, wechselvollen und farbenreichen Bildern, großen inneren Wandlungen und Katastrophen; aber es ist belebt durch unterhaltende Züge, ergiebig an Ausblicken in die Litteraturentwicklung des Jahrhunderts, es redet zu jedem Herzen mit der treuen Stimme der Freundschaft, mit den Tönen des tiefsten Familiengefühls, es erwärmt durch eine echte, werkthätige, alles besiegende Menschenliebe.“ Mit dem Auge des begeisterten Jüngers, des fleißigen Forschers und des unbestechlichen Historikers ist Schwering den Lebenspfaden Webers nachgegangen und hat vieles wieder aufgedeckt, auf dem es schon wie halbe Vergessenheit ruhte. Und was er fand, hat er uns dann in einer vornehmen, edelschönen Sprache erzählt, die um so mehr gefangen nimmt, als sie nicht voreinnehmen will. Neben dem Biographen geht aber Schritt auf Schritt der geistreiche, gelehrte Litterarhistoriker, der uns die hundert oft verborgenen Fäden bloßlegt, mit denen Weber wie jeder andere Dichter mit seinen Vorgängern und Mitstrebenden zusammenhängt. Eine Studie, wie Schwering sie über „Dreizehnlinden“ geschrieben hat, kann als Muster ihrer Art gelten. So maßvoll und sparsam er durchgehends in der Kritik und Bewertung der Schöpfungen Webers ist, er erweist sich doch als einen Meister auch auf diesem Feld, wenn auch jeder Leser hier nicht alles wird unterschreiben wollen. —

So ist Schwerings Weberbiographie ein kostbares, weil zeitgemäßes und anziehendes, echt wahres und schönes Buch, für das ihm der beste Dank dadurch gezollt werden muß, daß es überall da gelesen werde, wo Weber noch nicht genügend bekannt ist in seinen Werken und wo er, als Dichter schon geliebt und geschätzt, als Mensch in seinem Entwicklungsgange und Leben noch mehr oder minder ein Fremdling ist. Dies Buch wird bei den einen Interesse für die Dichtungen, bei den andern ein tieferes Verständnis derselben durch die Kenntnis des Dichters hervorrufen. Das Buch wird nicht bald veralten, denn Weber selbst wird nicht so rasch von der Tagesordnung verschwinden. Wir stimmen dem Verfasser vollkommen bei, wenn er sagt: „Wenn schon mancher von denen, welche die Feldzeichen des Tages tragen und die Mitwelt mit dem Schalle ihres Namens erfüllen, längst der Vergessenheit anheimgefallen sind, dann wird diese auf einsamer Höhe stehende westfälische Eiche noch frisch in Saft und Kraft grünen und mit ihren starken Zweigen und ihrem markigen Blattwerk in die Zukunft hineinrauschen.“

W. Kreiten S. J.

Rezensionen.

Des Apostels Paulus Brief an die Philipper. Uebersetzt und erklärt von Dr. theol. **Karl Joseph Müller**, Professor, Geistl. Rath in Breslau. Mit Approbation des hochw. Herrn Erzbischofs von Freiburg. gr. 8⁰. (VIII u. 348 S.) Freiburg, Herder, 1899. Preis *M.* 7.

Eine Erklärung von 348 Seiten Groß-Oktav zu den vier Kapiteln des Philipperbriefes (der in der Ausgabe von Val. Loch z. B. nur fünf Oktavseiten füllt) scheint auf den ersten Anblick doch des Guten zu viel zu sein. Die große Ausdehnung kommt auch nicht davon her, daß etwa zu jedem Satze alle Auffassungen und Erklärungen gebucht wurden, die im Laufe der Zeit jemals in irgend einem Kopfe sich eingestellt haben — nein, in dieser Hinsicht bewahrt der Herr Verfasser eine weise Mäßigung —, ebensowenig überschüttet er den Leser mit einer Fülle textkritischer Bemerkungen und Untersuchungen; er beschränkt sich auf das wirklich Notwendige und Nützliche; auch grammatische oder sprachgeschichtliche Ausführungen oder Abschweifungen drängen sich durchaus nicht in den Vordergrund; das Ausreichende wird in gediegener Weise geboten und falls es die Wichtigkeit des Gegenstandes erheischt, auch in längerer Darlegung — man lese z. B. S. 248—252 die gegen Wieseler gerichtete Ausführung über die Bedeutung und den Gebrauch von δικαιοῦν, oder S. 306 über πολίτευμα u. dgl. m. Der Herr Verfasser hält getreulich, was er im Vorwort sagt: „in textkritischer und grammatischer Hinsicht wurde der unnötige Ballast ferngehalten".

Woher nun der umfangreiche Kommentar? Aufschluß und Begründung giebt der Herr Verfasser sogleich im Vorwort: „er wollte den Brief in die richtige Umgebung stellen und alle geschichtlichen Verhältnisse, deren Kenntnis das volle Verständnis ermöglicht, genau angeben. Zu diesem Zwecke war der Übersetzer und Erklärer darauf bedacht, überall die Gedanken des Apostels aufzufinden, ihre Veranlassung, Entwicklung und Tragweite darzulegen, sowie ihren Zusammenhang mit der gesamten Theologie Pauli nachzuweisen". Es wird demnach jeder Satz betrachtet als ein Bruchteil aus dem einheitlichen Gedankenbild der apostolischen Geistesanschauung, weshalb nur im Zusammenhange mit dieser ein richtiges Verständnis ermöglicht werde (S. 186).

Unter diesem Gesichtspunkte ist also vorstehende Erklärung abgefaßt. Der Leser muß somit diese Absicht des Erklärers sich gegenwärtig halten, um die eigentümliche Art der Erklärung richtig zu würdigen. Dieses vorausgesetzt, wird

er es begreiflich finden, warum in Anknüpfung an einzelne Worte geschichtliche und dogmatische Ausführungen gegeben sind. So z. B. gleich S. 46 f. bei Erwähnung des Timotheus wird u. a. dessen Beschneidung gerechtfertigt; bei Christus v. 1 das Bild gezeichnet, welches der Brief von ihm entwirft; δοῦλοι v. 1 giebt Veranlassung zur Erörterung des Begriffes und seiner verschiedenen Anwendung; anknüpfend an das 1, 3 „ich danke meinem Gott" stellt der Herr Verfasser zusammen, welcher Wohlthaten Gottes sich Paulus in diesem Briefe erinnert (S. 53); in gleicher Weise wird S. 83, 104 das Gesamtwirken des Heiligen Geistes erörtert, werden bei 1, 23 alle Beschwerden des Apostels aufgeführt (S. 95), dessen Leiden in Philippi (S. 112); dazu nehme man die Ausführungen über „das Leben bedeutet ihm Christum" (S. 88 f., 93), über Gottes Einwirken auf die Heiden (S. 108 f.), über den Inhalt der Bruderliebe (S. 120 f.), Prahlsucht (S. 124—127), Verhältnis Christi zu den Engeln (S. 171 f.), Wirken Gottes (S. 183). Eine besonders lange Darlegung S. 213 bis 223 ist der Beschneidung gewidmet; denn „in einen solchen Zusammenhang mit Ereignissen, Anschauungen und Grundsätzen im Leben Pauli gestellt, gewinnt die Begründung: ‚denn **wir** sind die Beschneidung', jene biographische Umgebung, von der sie zum sicheren Verständnisse der Leser Licht, Halt und Bedeutung empfängt". Über Pauli Bekehrung wird eingehend gehandelt S. 238 bis 240 und besonders im Anschluß an 3, 12 in quo et comprehensus sum a Christo Iesu (S. 272—280); über dessen Grundsätze den Nichtchristen und Judenchristen gegenüber S. 294 f. u. dgl. m.

Hiermit ist das Eigentümliche dieser Erklärung wohl genügend bezeichnet. Sicher ist, daß diese Ausführungen einen reichen Schatz von Gedanken und Belehrungen enthalten und ein rühmendes Zeugnis geben von der vielseitigen Gelehrsamkeit und Belesenheit des Verfassers. Die sprachliche Darlegung ist gewandt; daß sie öfters zu sehr ins Breite geht, diesem Eindrucke wird wohl niemand sich entschlagen können. Die oft notwendige Bekämpfung gegnerischer Ansichten von Weizsäcker, Baur, Holsten, Weiß, Geß, Franke u. a. ist sehr milde und edel gehalten; es ist vollständig gewahrt, was im Vorwort ausgesprochen wird: „Die unvermeidliche Polemik war ernstlich bemüht, die vom Geiste wissenschaftlicher Forschung gezogenen Grenzen nirgends zu überschreiten."

Die Einleitung handelt über die Christengemeinde in Philippi, über Einheit und Echtheit des Briefes, Zeit und Ort der Abfassung, dessen Zweck und Bedeutung; S. 5 giebt die Chronologie des Lebens Pauli; S. 18 u. f. die Organisation der Gemeinde; eingehend und gründlich werden die gegen die paulinische Abfassung des Briefes erhobenen Bedenken widerlegt (S. 22—40). Im Briefe selbst werden nach dem Eingang 1, 1—11 vier Teile unterschieden: I. 1, 12—26 des Apostels persönliche Lage in Rom; II. 1, 27—2, 18 Ermahnungen an die Philipper; III. 2, 19—4, 9 Pflichten derselben gegen amtliche Personen; IV. 4, 10—20 Gegenstand des Dankes Pauli; Schluß 4, 21—23.

Die Erklärung nimmt gebührend Rücksicht auf Chrysostomus, Augustinus u. a., von denen viele treffliche Stellen eingeflochten werden, ebenso auf Estius, a Lapide. Dem Abschnitte 2, 5—11 ist seiner hohen Bedeutung wegen die ausführlichste

Abhandlung zu teil geworden (S. 132—177). In der dazu gehörigen Litteratur vermißt man die gehaltvollen Artikel der „Zeitschrift für katholische Theologie“ 1896 (449—470), 1897 (267—306), 1899 (75—113), welche mit Nutzen zu Rat gezogen werden konnten. Vielleicht wäre dann der Abschnitt über μορφὴ θεοῦ anders ausgefallen. Die jetzt gegebene Erklärung ist nicht annehmbar: „im Geiste Pauli ist unter der Gestalt Gottes das Geistesbild zu verstehen, welches die Menschenwelt an der Hand der natürlichen und übernatürlichen Offenbarung unter der Leitung gesunder Vernunftthätigkeit geschaffen“ (S. 139), oder S. 145: „die Ideen von der Weltschöpfung und Erlösung sind die von Ewigkeit her der Erscheinung des in der Aseität bestehenden Wesens Gottes zugewandte, mit der Erschaffung und Erlösung geschichtlich gewordene Form; sie sind die Gestalt Gottes“, S. 141: „eine sinnlich-geistige Erscheinungsseite“. Wie in obigen Artikeln nachgewiesen wird, bezeichnet μορφὴ bei Profanschriftstellern den spezifischen Charakter eines konkreten Dinges, und die griechischen Väter fassen das Wort entweder einfach als οὐσία oder betrachten diesen Begriff als wesentlich in μορφὴ eingeschlossen.

Gut erklärt ist 1, 27 audiam (S. 103); eine recht glückliche Erklärung wird 2, 3 für σύνψυχοι geboten (S. 123), desgleichen bei 3, 12 (S. 272); neu und gut ist die Auffassung von 3, 17: blicket auf diejenigen, welche mich bereits nachahmen, zumal da ihr ja uns — mich und meine Nachahmer — zum Vorbilde habet (S. 292); daß 4, 5 Dominus prope est nicht im endzeitlichen Sinne zu nehmen sei, wird S. 327 f. gut nachgewiesen. Zur Ausführung S. 265 könnte ergänzend hinzugefügt werden, ob nicht 1 Kor. 15, 26 novissima autem inimica destruetur mors eine allgemeine Auferstehung, auch der Sünder, enthalten sei; denn nur, falls dem Tode die ganze Beute entrissen wird, kann er selbst als vernichtet geschildert werden.

Der Herr Verfasser schreibt: „welch einen Abstand im Sinne sittlicher Vervollkommnung bedeutet der Philipperbrief in seinem Verhältnisse zum zweiten Korintherbriefe! Hier das heiße, dort das warme Blut des Cholerikers; hier bitterer Sarkasmus, dort gewinnende Freundlichkeit; hier Gärung, dort Abklärung. Wie ist doch Pauli Stimmung so gleichmäßig, friedlich und freudig geworden!“ (S. 43.) Da hat der Herr Verfasser offenbar nicht an 3, 2 gedacht: videte canes etc., eine Stelle, die an bitterer Schärfe ihresgleichen sucht. Am wenigsten aber möchte ich die scharfe Sprache 2 Kor. einem Mangel sittlicher Vervollkommnung zuschreiben. Der Apostel wußte wohl am besten, was notwendig sei — und hat nicht auch Christus den Pharisäern gegenüber die schärfsten Ausdrücke angewandt: Natterngezücht, übertünchte Gräber u. dgl.? Etwas gar streng meint der Herr Verfasser, nur ein vollendeter Heiliger dürfe und zwar nur bedingungsweise den Wunsch zu sterben äußern; jeder andere aber dürfte wohl den Tod sich nicht wünschen (S. 94); bei Lehmkuhl (Theol. mor. I, n. 582) lese ich: plane sunt motiva bona et meritoria, ex quibus homo christianus mortem desiderare possit, haec: es werden drei angeführt und ein etc. beigesetzt.

Leicht mißverständlich und streng genommen auch unrichtig ist S. 238 der Satz: „Das war der psychologische Weg, auf welchem Paulus zu seiner Be-

kehrung gelangt war.“ Da kann man Weizsäcker beistimmen, es sei Pauli Bekehrung eine „plötzliche Veränderung, der Übergang zum Gegenteile der bisherigen Auffassung, so rein und scharf, daß es zwischen beiden keine Brücke eines Mittelzustandes giebt“ (Das apost. Zeitalter [1892] S. 69, 70). Einem Versehen ist wohl die Beschreibung des pneumatischen Leibes S. 316 auf Rechnung zu setzen, wenn gesagt wird: „vielmehr hat der Geist aus jener überirdischen Lichtsubstanz sich selbst eine ihm ganz entsprechende Leiblichkeit gebildet“ — das ist keine resurrectio carnis mehr!

Hiermit hat der Kritiker wohl übergenug seines Amtes gewaltet; es erübrigt nur noch, daß er die gelehrte und gründliche Erklärung auch aufs wärmste den Freunden des biblischen Studiums empfehle — was hierdurch geschehen sei!

Jos. Knabenbauer S. J.

Alte Meister in Farbenlichtdrucken. Jährlich 5 Lieferungen mit je 8 Gemälden in 4⁰. Leipzig und Berlin, Seemann, 1900. Preis *M.* 20.

Schon seit Jahren bietet Seemann in seiner immer vornehmer ausgestatteten „Zeitschrift für bildende Kunst“ mustergültige Proben der neuesten Vervielfältigungsarten, darum auch des Farbenlichtdruckes, welcher mittels dreier photographisch aufgenommener Platten farbige Wiedergabe von Gemälden ermöglicht. Bei Herstellung der ersten dieser Platten befestigt man vor die photographische Linse eine grüne Scheibe, wodurch alle roten Lichtstrahlen abgesperrt werden. Die Platte wird also dort, wo das Rot des Originalbildes hätte wirken sollen, von der schwärzenden Wirkung der Lichtstrahlen nicht berührt und bleibt nach der Hervorrufung des photographischen Bildes an den betreffenden Stellen glasklar und durchsichtig. Macht man mittels dieser ersten negativen Platte eine Druckplatte, so wird auf ihr die rote Farbe dort haften und folglich dem gedruckten Papier mitgeteilt, wo sie im Negativ fehlte, im Originalgemälde aber herrschte. Für die zweite Platte sperrt der Photograph mittels einer orangeroten Gelatineplatte das Blau ab, für die dritte durch eine violette Scheibe das Gelb. Man erzielt also drei Platten, mit denen man auf ein Papier nacheinander und nebeneinander die roten, blauen und gelben Töne des Originalgemäldes drucken kann. Dort, wo zwei oder drei der genannten Farben übereinander treten, entstehen Mischtöne, Blau und Gelb liefern einen grünen, Blau, Gelb und Rot einen grauen, Blau und Rot einen violetten Ton, Gelb und Rot Orange. Das Verfahren erzeugt nun aber trotz der scheinbaren Einfachheit nur schwer reine Bilder, worin alle Farben und Töne gehörig nebeneinander erscheinen. Es bedurfte vieler Versuche und der größten Umsicht, um das so schöne Ergebnis zu erreichen, welches in den 16 Tafeln der beiden vorliegenden Lieferungen sich zeigt. Einige dieser Tafeln, z. B. Jan van Eycks „Mann mit der Nelke“, Melozzo da Forlis „Engel mit der Laute“, Raffaels „Madonna del Granduca“, sind vortrefflich gelungen, wohl auch deshalb, weil die Originale klare Farben und größere Figuren enthalten. Rembrandts „Nachtwache“ wird voraussichtlich in einer größeren Ausgabe bei bedeutenderem Maßstab der Einzelheiten besser wirken. Die Kosten der Herstellung sind bedeutend. Müssen doch für jedes Bild je drei schwierige Auf-

nahmen in verschiedenen, weit auseinander liegenden Galerien unter erschwerenden Umständen gemacht werden. Der Preis ist trotzdem um die Hälfte geringer als der einer guten, aufgezogenen Photographie; denn in der Lieferungsausgabe kommt jede in einen festen Papierrahmen eingelassene Tafel auf nur 50 Pfennige. Freilich kostet ein Heft des klassischen Bilderschatzes mit je 12 Bildern nicht mehr, es hält aber einen Vergleich in keiner Weise aus. Gemälde, die von ihren Meistern mit der Farbe gedacht und ausgeführt sind, verlieren in photographischen, dunkeln Drucken allzuviel. Bei der Farbenarmut unserer Zeit und der Überschwemmung des Marktes mit Photographien und dunkeln, einfarbigen Clichés ist es für die Bildung des Geschmackes als eine wahre Wohlthat zu bezeichnen, daß solche Wiedergaben dem Publikum geboten werden. Möchte deren Auswahl so getroffen werden, daß die Sammlung auch auf den Tisch jeder christlich gesinnten Familie aufgelegt werden kann, die auf Zucht und Ehre hält und ihren Kindern keine anstößigen Bilder in die Hand geben mag. Man wird leicht viele Jahrgänge mit den Perlen der berühmtesten Galerien füllen, ohne etwas zu bieten, das Beanstandung verdiente. Hoffentlich werden auch die Meister des 15. Jahrhunderts sowie die aus der Mitte des 19., welche durch schärfere Zeichnung und klarere Farben für dieses Reproduktionsverfahren sich trefflich eignen dürften, nicht vergessen.

Steph. Beissel S. J.

36 Motets Liturgiques faciles composés par des maîtres estimés, à l'usage des petites maîtrises, à deux voix égales avec accompagnement d'orgue ou d'harmonium, en l'honneur du T. S. Sacrement et de la T. S. Vierge. Par ***E. Chaminade,*** Chanoine honoraire etc. kl. Fol. (84 p.) Paris, Lethielleux, 1900. Preis *Fr.* 5.

Diese Motettensammlung, welche sich in hübscher, gefälliger Ausstattung präsentiert, verdient eine Beachtung um so mehr, als sie offenbar das Bestreben des hochw. Autors kund thut, einem gewissen Kreise seiner Landsleute für die beliebten Segensandachten eine würdige Musik zu liefern. Die Sammlung enthält, dem Zweck entsprechend, 20 Nummern von Gesängen zum allerheiligsten Sakrament, 15 zur allerseligsten Jungfrau und das Gebet für den Papst (Oremus pro Pontifice). Wenn auch strengeren liturgischen Forderungen, wie sie vom deutschen Cäcilienverein gestellt werden, nicht alle Nummern gleichmäßig entsprechen möchten, so muß man doch anerkennen, daß durchweg eine ernstere, gemessene Haltung in Melodie und Begleitung gewahrt ist, und daß, auf den musikalischen Wert geprüft, leichte Ware sich nicht findet, vielmehr durchweg Gediegenes geboten wird. Als Komponisten werden Deutsche, Franzosen, Belgier und Italiener vorgeführt, und es ist interessant, bei gleicher Tendenz die Verschiedenheit des nationalen Kolorits zu beobachten. Von den Deutschen fungieren Michael Haydn, Ett, Haller, Piel, den der Herausgeber zum Prêtre weiht, P. Kornmüller, Mohr, Professor Dr. Wagner in Freiburg und „Silésius Angelo" — eigentlich Johann Scheffler —, der als Compositeur allemand,

XVIIᵉ siècle angeführt wird. Was die andern Komponisten betrifft, sind sie dem Rezensenten nicht näher bekannt, aber jedenfalls sind es tüchtige Musiker. Mehrere Nummern wurden vom Herausgeber selbst komponiert und zeigen auch ihn als Mann von Fach — ancien maître de Chapelle à la Basilique de Saint-Front (Périgueux). Mehrere Nummern werden als „Choral" bezeichnet. Es handelt sich dabei aber nicht um wirkliche Choralmelodien, sondern um Choräle, wie man sie, nach dem Vorgange des protestantischen Kirchenliedes, auch bei uns Katholiken so zu nennen pflegt — oder besser: pflegte. Wenn S. 2 in der Anmerkung gesagt wird: Le Choral catholique est d'origine bien antérieure au choral protestant, so ist das in diesem Sinne vom Choral wohl nicht richtig, und die Zahl 1625, die obenan steht, ist gewiß kein schlagender Beweis für diese Behauptung. Diese Melodie ist nämlich jene des Liedes: „O Christ, hie merk", welche in dieser Form, aber in freier Rhythmisierung, richtig bei Corner, um 1625 herum, sich findet, in dieser Gestalt jedoch auch kaum viel älter sein dürfte. — S. 44 wird sodann ein Ave maris stella als Choral gegeben, mit der Jahreszahl 1828. Die Melodie ist aber keine andere, als jene eines besonders in Süddeutschland viel gesungenen Segensliedes: „Heilig, heilig, heilig — ist Jesus ohne End" u. s. w. Woher sie stammt, ist mir unbekannt; wahrscheinlich kommt sie auch von M. Haydn her, dessen „Choral": „Wir beten an dich, wahres Himmelsbrot" sich S. 6 mit der lateinischen Übersetzung: Adoro te, o panis coelice findet. Auch die französischen Strophen sind hier offenbar dem deutschen Texte nachgedichtet. Im südlichen Deutschland werden wirklich beide Lieder nacheinander gesungen, das eine vor, das andere nach dem sakramentalen Segen. Der „Choral" S. 74 ist ebenfalls ein bekanntes deutsches Kirchenlied. Das alles soll kein Tadel sein; umgekehrt ist es erfreulich, zu bemerken, mit welcher Sorgfalt diese in ihrer Einfachheit so schönen Melodien behandelt wurden. Eine besonders fein gearbeitete Piece ist das O quam suavis est von Professor Dr. P. Wagner. Etwas stark modern gefärbte, aber wirklich schöne Musik ist sodann das Inviolata von Jules Ducot, welchem sich das Salve regina von Enrico Bossi gleichwertig an die Seite stellt. Es würde zu weit führen, noch weiter ins einzelne einzugehen. Das faciles des Titelblattes ist cum grano salis zu nehmen. Alle Nummern können à deux voix égales aufgeführt werden und werden sich in dieser Weise auch am besten ausnehmen, bei einigen können aber auch noch mehrere Stimmen hinzugezogen werden. Der Ausdruck Liturgiques ist nicht so eng zu verstehen, daß nur den liturgischen Büchern entnommene Texte aufgenommen wurden, sondern besagt wohl nur, daß diese jedenfalls durch den Gebrauch einen quasi liturgischen Charakter angenommen haben — approbiert sind.

Theodor Schmid S. J.

Meinrad Helmpergers denkwürdiges Jahr. Von **E. von Handel-Mazzetti.** Mit Originalzeichnung von Prof. J. Reich. 8⁰. (610 S.) Stuttgart und Wien, Roth, 1900. Preis *M.* 5.80.

Ein eigentümliches Buch — jedenfalls kein gewöhnliches Buch; zu mancher Seite desselben wird man den Kopf schütteln, aber der Kraft, die in diesen

Seiten lebt, kann sich keiner entziehen, und schließlich dürfte man finden, daß die Ausstellungen mehr zufällige Dinge berühren, d. h. mehr im behandelten Gegenstand liegen, die Zustimmung aber dem Wesen der künstlerischen Beanlagung und originellen Begabung des Verfassers oder vielmehr der Verfasserin gilt.

Um es gleich kurz zu sagen, besteht unserer Meinung nach die Schwäche des Buches in dem Stoff, dem Grundriß und Unterbau, sein Vorzug im Aufbau und in der Durchführung. Wer einmal die thatsächliche Lage der Dinge, wie die Verfasserin sie zum Ausgangspunkt oder zur Grundlage der Erzählung nimmt, als berechtigt zugiebt, der kann nur staunen, mit welcher Kraft und Folgerichtigkeit sie für gewöhnlich in der Entwicklung des Gegebenen voranschreitet. Am Schlusse wird er gerührt sein, aber dann wieder zu der im Verlauf der Erzählung aufgetauchten, aber durch die Ereignisse zum Schweigen gebrachten Frage zurückkehren: Was soll der Roman beweisen? und ist sein Beweis ohne Einspruch? Und da wird dann die Meinungsverschiedenheit beginnen. Eine Beurteilung des Romans wird aber wesentlich von der Bejahung oder Verneinung jener Frage beeinflußt. Denn der Roman ist ausgesprochenerweise wenn auch kein Tendenzroman im landläufigen Sinne, so doch ein Thesenroman von weittragendster Bedeutung. Und welch ein Thema, an das sich hier eine Dame wagt! Es besagt nicht mehr noch weniger als die Frage: Welches ist die Stellung, die die Vertreter der Wahrheit dem in der Religion Irrenden und besonders dem Verbreiter des Irrtums gegenüber einnehmen müssen? Wer jemals über derlei Dinge nachgedacht, sie vom Standpunkte der Philosophie und des Glaubens betrachtet hat, wird wissen, wie schwer es ist, auf diese Frage eine richtige, alles zu Beachtende in Betracht ziehende und abwägende Antwort zu geben. Besonders aber wird derjenige alle mit dieser Frage verknüpften Schwierigkeiten ahnen, der dieselbe an der Hand der Geschichte zu lösen übernimmt. Wenn irgend etwas, so hängt diese Frage mit dem Ganzen der jeweiligen Sitten und Anschauungen einer Zeit und eines Volkes zusammen. Es geht nicht an, vom Standpunkte des 19. Jahrhunderts eine Anklage gegen die früheren Zeiten zu erheben, selbst wenn der sogen. „moderne" Standpunkt in allen Teilen der richtige wäre. „Liebe" ist freilich die große Löserin aller Schwierigkeiten, magna res est amor, wie das Motto unseres Buches lautet — darin werden alle Zeiten und alle Richtungen einstimmen; aber der Streit und die Verschiedenheit wird sofort beginnen, wo es sich um die Erklärung jener „Liebe" handelt. Was fällt nicht alles unter dieses Wort! Liebt der Vater sein Kind weniger, wenn er es vernünftig lobt, als wenn er es vernünftig straft? wenn er es sich im Kreise der Familie freuen läßt, als wenn er es im Falle ansteckender Krankheit von den übrigen entfernt? Und ist es denn so unumstößlich sicher, daß Frevel gegen die Majestät des Schöpfers, besonders werbende Frevel, nicht auch Frevel gegen die menschliche Ordnung einer staatlichen Gesellschaft sind, daß also die staatliche Gewalt wohl einen Beleidiger der irdischen, nicht aber einen solchen der ewigen Majestät zu strafen das Recht oder die Pflicht hat? Ein Mann wie Friedrich II. von Preußen stand wenigstens in dieser Frage noch nicht auf dem Standpunkt seines Meisters Voltaire. Doch wir können hier nicht eine Abhandlung über die Rechte und Pflichten der

kirchlichen und staatlichen Gewalten den Irrenden und den Verbreitern des Irrtums gegenüber geben; wir haben auch keine Apologie der früheren Jahrhunderte in diesem Punkte zu schreiben; wir möchten bloß ausdrücklich hingewiesen haben auf die Schwierigkeit, ja Unmöglichkeit, eine solche Frage vollends in einem Roman, der notwendig mit konkreten Fällen operiert, zu lösen, ohne auf eine einseitige Lösung oder in unkünstlerische Abhandlungen zu geraten. Man kann dem vorliegenden Roman gegenüber z. B. mit der Verfasserin ganz wohl einverstanden sein, daß der Abt und die Mönche von Kremsmünster in concreto unrecht haben, und doch der Meinung bleiben, daß die Grundsätze, aus denen sie ihre falschen Schlüsse ziehen, durchaus richtig sind. Es wäre unbedingt notwendig zur Lösung der prinzipiellen Frage des ersten Teiles (Kremsmünster) gewesen, uns die Handlungsweise der Jesuiten von Dillingen nicht bloß als eine Art Normallösung wiederholt zu n e n n e n, sondern uns diese Lehrer bei der Arbeit zu z e i g e n. Es genügt ferner nicht, den von der Verfasserin offensichtlich als Idealgestalt geschilderten Fürstbischof von Salzburg bloß an unserem Blick vorbeizuführen — er hätte notwendig tiefer in die Handlung eingreifen sollen; er hätte wenigstens dem Gebaren des Abtes und Priors gegenüber andere Saiten aufziehen müssen, als sich aufs Bitten zu verlegen und den allgemeinen Spruch von der Liebe zu sagen. Damit ist die grundsätzlich falsche Stellung der Mönche wesentlich nicht geändert, ja nicht einmal berührt. Ebenso hätte im zweiten Teil (Berlin) das Richterkollegium nicht aus solchen Männern zusammengesetzt sein dürfen, die dem zu Recht bestehenden Gesetz auch noch die Schärfe ihrer persönlichen Befangenheit und Eifersucht hinzufügten. Kurz, wir erachten die unserer Meinung nach der Natur des Romans anhaftende Schwierigkeit bei A u f s t e l l u n g der These auch in dem vorliegenden nicht umgangen und daher die L ö s u n g auch nicht für eine befriedigende, sondern für eine im besten Falle sehr leicht verwirrende. Die Absicht der Dichterin ist hoch zu loben, sie will nicht anklagen, sondern preisen, sie erhebt die Fahne der Liebe, nicht die des Hasses. Aber die Aufgabe wuchs ihr über den Kopf, und in Wirklichkeit ist das Buch eine Anklage nicht bloß gegen Auswüchse, sondern auch gegen den richtigen Kern der Sache geworden.

Die Erzählung besteht, wie schon angedeutet, eigentlich aus zwei Geschichten, die wohl ideell zusammenhangen, insofern sie eine und dieselbe Idee von zwei verschiedenen Seiten beleuchten; die wohl auch dadurch miteinander verknüpft sind, daß teilweise dieselben Personen thätig oder leidend sind — die aber der künstlerischen Einheit im gewöhnlichen Sinne entbehren. Die eine dieser Geschichten hat zum leidenden Helden den kleinen Mac Endoll, die andere den Vater desselben; die eine spielt im Kloster Kremsmünster, die andere in Berlin; die eine betrifft die Frage, wie sich die Autorität dem schuldlos Irrenden, hier dem anglikanischen Knaben gegenüber zu verhalten habe, die andere, welches die Pflichten der Obrigkeit dem Verbreiter des Irrtums, speziell der Gottesleugnung gegenüber seien. Und welches sind die Grundlagen dieser beiden Teile? Einmal die Thatsache, daß ein kleiner Engländer ins Benediktinerkloster kommt, und ein andermal, daß es einem reichen englischen Freidenker einfällt, sein gefährliches Werk nicht

in dem freien England oder Holland, sondern in Deutschland, schließlich in dem streng orthodoxen Berlin drucken zu lassen. Auf diesen beiden Thatsachen ruht alles andere, und es will uns bedünken, als ob mancher aufmerksame Leser mit uns der Ansicht sein müsse, daß die Verfasserin uns keine der beiden als glaubhaft darzustellen vermocht hat.

Ein reicher Engländer schickt seinen Knaben mit seinem Sekretär nach Deutschland, damit er dort bei einem Freunde eine Zeitlang verweile, da die Mutter des Kindes krank ist. Dies thut der Vater, ohne sich vorher zu erkundigen, ob der Freund noch lebt, ja ohne überhaupt vorher anzufragen, ob der unverheiratete Freund auch einen 8—9jährigen Knaben auf ein halbes Jahr zu sich nehmen will. Wie unklug der gelehrte Mann gehandelt, ergiebt sich denn auch sofort bei der Ankunft in Wien; der Gastfreund ist schon an zwei Monate tot, der Knabe also eigentlich heimatlos. In seiner unbefangenen kindlichen Tapferkeit erregt er sogar durch seine antipapistischen Herausforderungen einen kleinen Volkstumult, aus dem ihn ein vorübergehender Benediktiner befreit. Als das Volk sich etwas verlaufen hat, fragt der Mönch den buckligen Sekretär, den er für den Bedienten des Knaben hält, über das Woher und Wohin. Der aber fertigt den Mönch kurz ab, indem er nach einigen Worten des Dankes erklärt, er und der Knabe wollten jetzt ins Gasthaus. Das war dem Mönch nicht recht: „Er konnte den Blick von dem schönen Knaben nicht wegwenden. Die klaren blauen Augen bezauberten ihn." Er sucht deshalb nach Gründen, den Mann zu vermögen, mit dem Knaben ins Stiftshaus zu kommen. Der Sekretär, ein in Grund und Boden verdorbenes Menschenkind, „lachte in sich hinein. Das hatte er schon heraus, daß es der Knabe dem Mönche angethan hatte." Für eine Nacht will er aber mit dem Knaben die Gastfreundschaft des Mönches annehmen, dann aber weiter reisen. „Warum es dem Mönch einen Stich giebt, wie er hört, sie reisen wieder heim?" — Kurz und gut, sie kommen ins Stift, und ohne daß ein Oberer benachrichtigt wird, führt P. Meinrad die Gäste in seine Zelle, die neben dem Fremdenzimmer liegt. Später nimmt er die beiden ebenso ohne weiteres mit ins Speisezimmer und stellt sie „mit verschämtem Stolz" als seine Gäste vor. Und als ob das die selbstverständlichste Sache von der Welt wäre, wird den Fremden Platz gemacht. Wir gehen auf die Einzelszenen nicht ein, in denen der naiv in den Knaben verliebte einfältige Mönch uns in sein frommes Kinderherz und seinen übermäßig beschränkten Geist schauen läßt — kurz, die Geschichte endigt damit, daß Meinrad immer noch, ohne mit jemand Rücksprache zu nehmen, das Kind dabehält und es bei dem Beginne des Schuljahres mit nach Kremsmünster führt, während der Sekretär wieder nach England zurückkehrt. Wie sich das alles im einzelnen entwickelt, soll hier nicht untersucht werden, das eine aber steht fest: ohne einen gewaltigen Glauben an das Unwahrscheinliche wird niemand bei aufmerksamer Lesung die Sache als wirklich hinnehmen. Was uns aber wichtiger dünkt als die Unwahrscheinlichkeit seines Handelns, ist die Person und der Charakter des Mönches als Träger einer Idee. Dieser fromme Trottel mit seiner schlecht verhehlten sinnlichen Liebe zu der schönen Figur des Knaben soll der Vertreter der christlichen Liebe sein! Er

soll dem Fanatismus der Mönche in Kremsmünster, die nur eine Galerie minderwertiger Männer bilden, die Stange halten — er mit seiner „Liebe“ soll wettmachen, was jene durch ihren Eifer verderben? Der einfältige Mensch sucht ja später seinen Worten gemäß nur das Wohl der Seele, aber hätte diese Seele einen buckligen, pockennarbigen Körper belebt — es wäre ihm wohl niemals eingefallen, sich ihrer so anzunehmen. Für jeden gesund fühlenden Menschen ist dieser Meinrad mit seiner Verquickung von irdischer und himmlischer Liebe, seiner unglaublichen Naivetät und Verschlagenheit eine widerwärtige Persönlichkeit, mit der auch einzelne wirklich schöne und einwandsfreie Züge nicht aussöhnen. Nun denkt sich die Verfasserin die Sache freilich so: Der P. Meinrad liebt in seiner Weise den fremden Knaben und ersetzt dem verwaisten Kinde in der lieblosen Umgebung die Mutter, so weit das angeht. Durch diese Liebe gewinnt er die Liebe des Kindes, so daß dieses sein Herz nicht gänzlich gegen die Glaubenssätze des geliebten Mönches verschließt; ja endlich, wo ihm alle andern Stützen genommen sind und es auch die noch weitergehende Grausamkeit der Protestanten in Berlin erfahren hat, da flieht es wieder, wie von Heimweh getrieben, zu seinem P. Meinrad und seinem Kloster; die Gnade thut das Ihrige, und das Kind wird katholisch. Ließe nun die Verfasserin kräftig durchblicken, daß sie in P. Meinrad nur ein sehr fehlerhaftes Werkzeug zeichne und daß ihre Meinung sei, jede, auch die nicht einwandsfreie Liebe sei noch besser, ein Herz für die Wahrheit zu gewinnen, als der starre Eifer, so ließe man sich das allenfalls noch gefallen. Aber wir können uns des Gefühls und nahezu der Überzeugung nicht entschlagen, als sei P. Meinrad für die Verfasserin mehr als auch ein Extrem, das dem Extrem der kalt Eifernden gegenübergestellt werden soll — als solle er eine Art Ideal, nicht zwar in der Wissenschaft, aber doch in der wahren und echten Liebe sein, was er, wie gesagt, unserer entschiedensten Meinung nach nicht ist. Sieht man von dieser falschen Doppelgrundlage, der unwahrscheinlichen Einführung des Kindes in Kremsmünster und der falschen Auffassung des Hauptcharakters ab, so erfreut man sich herzlich so mancher meisterhaft durchgeführten Szenen aus dem Leben der berühmten Abtei, ihrer Mönche und Schüler, und nicht zum mindesten derjenigen, in denen der kleine Mac Endoll eine Rolle spielt. Wir glauben sogar, daß die frische, anmutige Gestalt des kleinen Engländers einen Hauptreiz des Buches bei den Leserinnen und auch wohl bei manchen Lesern ausmacht.

Und nun der zweite Teil. Auch hier die unglaubliche Unterstellung des Versuchs von seiten des alten Mac Endoll, sein gotteslästerliches Buch nun gerade in Berlin drucken lassen zu wollen. Sieht man von dieser und noch mancher andern Detailunwahrscheinlichkeit ab, so entwickelt sich die Sache im ganzen wieder ganz naturgemäß. Mit der Aufgabe scheinen auch die Kräfte der Dichterin zu wachsen, und wir begegnen Szenen von wahrhaft überraschender Kraft und Schönheit. Nahmen die Dinge im ersten Teil der Natur des Stoffes gemäß bisweilen eine etwas sentimentale Färbung an, so ist in diesem zweiten Teil eher ein Überschuß an Kraft und realistischer Derbheit zu spüren. Manchem wird daher der erste Teil besser zusagen; wir stehen nicht an, dem zweiten Teil

unbedingt den Vorzug zu geben. Nicht als ob wir alles in Bausch und Bogen billigten. So vorzüglich z. B. uns die Figur der roten Grete gelungen scheint, so nimmt sie doch unserer Meinung nach einen gar zu breiten Raum ein. Wir glauben vollkommen die künstlerische Absicht der Dichterin bei Schaffung dieser Figur zu verstehen, und fühlen uns auch nicht im mindesten sittlich gestoßen; das hindert aber nicht, daß die Szene, wo die rote Dirne als Abgesandte der Gottesmutter figuriert, jedes christliche Gemüt zuerst so empören wird, daß an einen künstlerischen Genuß nicht mehr gedacht werden kann. Hier hat die Kühnheit der Erfindung unseres Erachtens die Schönheitslinie überschritten. Vielleicht wird mancher auch die ganze Gerichts- und Torturepisode etwas kraß finden. In den Charakteren des zweiten Teiles scheint uns, was die Tendenz angeht, eine größere Abstufung und Kompensierung zu herrschen als im ersten Teil. Von dem Vorsitzenden bis zu dem Leibnizianer Hartmann sind so ziemlich alle Richtungen vertreten.

Der Roman endet mit der Rückkehr des kleinen Mac Endoll nach Kremsmünster und seinem Übertritt zum Katholizismus. Kein Leser wird sich dem Zauber dieses Schlusses, auf den die Dichterin ihre ganze Kunst gewendet hat, zu entziehen im stande sein. Alle Dissonanzen lösen sich hier in vollständigste Harmonie, und selbst auf die Figuren der Mönche strömt etwas von dem reinen, verklärenden Lichte, das des jungen Bekehrten Stirn umstrahlt.

Eine falsche Idealistin ist die Verfasserin nicht, und das gefällt uns besonders an ihr, daß sie unbekümmert um kleinliche Rücksichten ihre Geschichte aus den Charakteren der Handelnden fortführt. Sie will eine katholische, ja eine fromme Dichterin sein, ihre Geschichte soll ein hohes Lied auf die Wahrheit und Süßigkeit des katholischen Glaubens bilden — das hindert sie aber nicht, ein Buch zu schreiben, in dem manche Seiten sich lesen wie ein antikirchlicher Roman. Sie will eben — und, wir wiederholen es, mit Recht — keine sogen. „fromme Geschichte“, sondern ein reales Bild aus dem Leben zeichnen, wo auch die Vertreter der Wahrheit ihren Irrtum und die Werkzeuge der Liebe ihre recht fühlbaren Härten haben, wo die Katholiken nicht alle Engel, und die Irrgläubigen, ja nicht einmal die Gottesleugner alle Teufel, kurz, wo die Menschen Menschen sind. Sie geht sogar sehr weit in der unparteiischen Verteilung von Licht und Schatten, und es hätte vielleicht der historischen Wahrheit ebensowenig als der Tendenz des Romans Eintrag gethan, wenn die Kremsmünsterer Herren etwas weniger „realistisch“ geschildert, wenigstens der eine oder andere aufgeklärte Frömmigkeit und festen Charakter dem Abt und P. Meinrad gegenüber bewiesen hätte. Auf seiten der Protestanten ist die Verteilung von Licht und Schatten schon etwas sorgfältiger, wenn auch protestantischerseits selbst gegen diese Verteilung noch Einspruch erhoben werden wird. Noch einmal, das Übermaß der „Unparteilichkeit“ mag für den vorliegenden Roman wohl etwas zu bedauern sein, für die Zukunft aber giebt es uns die Zuversicht, daß, wenn die konsequente Dichterin sich demnächst ein einwandsfreieres, d. h. ihrem Können und ihrer Schaffensart mehr entsprechendes Thema wählt, sie ihr Werk durchaus auf die künstlerische Höhe heben wird. Nach dieser Seite unterschreiben wir denn

auch all das Lob, das in reichem Maße von verschiedenen Seiten diesem Erstlingswerk gespendet worden ist.

Das stark männliche Talent der Dichterin, das sich oft in der Kühnheit der Erfindung und der Kraft der Charaktere offenbart, tritt auch schon bisweilen in der Sprache hervor. Diese ist dem Stoff entsprechend archaistisch gefärbt, zwar auch nicht entfernt genau und philologisch rein, aber impressionistisch doch hinreichend charakteristisch für den gewöhnlichen Leser. Dazu gehört auch das vielfache Einstreuen von lateinischen Brocken, die freilich besser korrigiert sein sollten.

Alles in allem haben wir es in dem „Denkwürdigen Jahr" mit einer Leistung zu thun, die aus sachlichen und formellen Gründen nicht das Meisterwerk ist, zu dem man es vielfach gemacht hat, die aber hoch beachtenswert und voll mannigfacher Schönheiten in sich bleibt und uns ein neues Talent vorführt, von dem wir mit Sicherheit noch wertvollere Gaben zu erwarten haben, falls es seiner Eigenart getreu sich an Stoffen versucht, die nicht über sein Können hinausgehen. Ob wir den Roman allen ohne Unterschied empfehlen sollen, bezweifeln wir aus dem einzigen Grunde, weil die Art, wie er seine Hauptthese zu lösen versucht, minder Unterrichtete leicht verwirren und beirren kann.

W. Kreiten S. J.

Empfehlenswerte Schriften.

(Kurze Mitteilungen der Redaktion.)

Kommentar zur Biblischen Geschichte. 8°. Düsseldorf, Schwann, 1898—1900.

Das Neue Testament. Bearbeitet von J. van Gils, Ehrenkämmerer Sr. Heiligkeit des Papstes, Pfarrer in Köln-Lindenthal. (498 S.) Preis *M.* 4.

Das Alte Testament. Bearbeitet von J. Nellessen, Religions- und Seminaroberlehrer in Cornelimünster. 1.—5. Lieferung. Preis der Lieferung 80 *Pf.*

Beiden Kommentaren ist die Biblische Geschichte in der Form zu Grunde gelegt, in welcher sie sich in der Erzdiözese Köln in Gebrauch befindet. Sie haben jedoch ebensowohl für jede andere schulgemäße Bearbeitung der Heiligen Schrift Wert. Den einzelnen Erzählungen folgt eine Sacherklärung, Auslegung und Nutzanwendung. Erstere ist bündig, vollständig und klar, die Auslegung, bei welcher allemal der dogmatische Gehalt und die eventuelle Verwertung des Lesestückes beim Gottesdienste des Kirchenjahres eine besondere Berücksichtigung gefunden hat, natürlich, ungezwungen und anregend, die Nutzanwendung kurz, aber praktisch. Die Erklärung des Alten Testamentes ist wichtig wegen der ausgiebigen Behandlung der Schwierigkeiten, welche gegen die biblischen Berichte der Genesis und sonstigen Angaben der Bücher Moses' erhoben werden. Angesichts der Zweifel-

sucht, die leider nun einmal so weit verbreitet ist, durfte sie an ihnen nicht vorübergehen, weil Lehrer und Lehramtskandidaten in einer richtigen Auffassung der biblischen Erzählung gefestigt und in den Stand gesetzt werden müssen, dieselben in einer der Lage der Dinge entsprechenden Weise in der Schule zu behandeln. Ein weiterer Vorzug des Kommentars besteht darin, daß er überall Biblische Geschichte und Katechismus miteinander in Beziehung setzt, indem er in der Auslegung an die Katechismuswahrheiten anknüpft und dieselben aus den einzelnen Abschnitten der biblischen Erzählung entwickelt. Möge, wie der Kommentar zum Neuen Testamente fertig vorliegt, so auch der zum Alten Testamente zu Nutz und Frommen von Katecheten, Lehrern und Lehramtskandidaten, denen wir beide bestens empfehlen, bald vollendet sein.

Adoremus Christum! Ein Beitrag zur Huldigungsfeier für die Jahrhundertwende von Em. Huch. kl. 8°. (32 S.) Steyl, Missionsdruckerei, 1900. Preis 20 *Pf.*

Mit Hinweis auf die Thatsache, daß 1900 Jahre nach der Ankunft Christi erst ein verhältnismäßig kleiner Teil der Menschheit zur wahren Kirche gehört, erläßt der Verfasser in dieser kleinen Schrift einen begeisterten Aufruf zur Unterstützung der katholischen Missionsthätigkeit in allen Ländern. Das Schriftchen verdient in den weitesten Kreisen verbreitet zu werden.

Die hl. Irmgardis von Aspel und ihre Beziehungen zu Rees, Süchteln und Köln. Ein Beitrag zur rheinischen Heiligengeschichte von Pfarrer Dr. Joseph Kleinermanns, Mitglied der Gesellschaft für rheinische Geschichtskunde. 8°. (38 S.) Köln, Stauff, 1900. Preis 80 *Pf.*

Der selige Heinrich, Stifter des Dominicanerklosters in Köln. Ein Beitrag zur Ordensgeschichte Rheinlands und Westfalens von Pfarrer Dr. theol. Joseph Kleinermanns, Mitglied der Gesellschaft für rheinische Geschichtskunde. 8°. (16 S.) Köln, Stauff, 1900. Preis 30 *Pf.*

Der unermüdliche Forscher auf dem Gebiete der Kölnischen Kirchengeschichte bietet hier zwei Monographien, die trotz ihres kleinen Umfanges wertvoll sind, weil sie sich mit zwei bedeutenden Persönlichkeiten befassen. Irmgardis war nach Kleinermanns eine Enkelin des Grafen Godezo von Aspel bei Rees, erbaute 1040 eine neue Kirche zu Rees, die sie später mit Gütern beschenkte, lebte als Einsiedlerin zu Süchteln und vergabte bedeutende Liegenschaften an verschiedene Kölner Kirchen. Ihre Gebeine ruhen im Dome zu Köln, wo sie als Heilige verehrt wird. — Der selige Heinrich that als erster Prior des Dominikanerklosters zu Köln unter dem Schutze des heiligen Erzbischofs Engelbert trotz vieler Anfechtungen Bedeutendes zur Ausbreitung seines Ordens in Deutschland. Er starb bereits um 1234 im Alter von 33 oder 34 Jahren.

Aus Wald und Flur. Märchen für sinnige Leute von Elisabeth Gnauck-Kühne. 8°. (128 S.) Stuttgart und Wien, Roth, 1900. Preis *M.* 1.80; geb. *M.* 2.80.

Das schmuck ausgestattete Bändchen enthält zwölf Märchen, die man ebensogut Charakterbilder aus Wald und Flur nennen könnte. Alle zwölf, so selbständig und abwechslungsreich sie auch sonst nach Inhalt und Form sein mögen, tragen doch einen gemeinsamen Familienzug und sind gleichsam in einer einzigen Tonart

geschrieben, so daß sie ein homogenes Ganzes bilden, das fast wie ein dichterisches Credo klingt. Ob es in der Absicht oder im Bewußtsein der Dichterin lag, ihren Pflanzen und Tieren diesen gemeinsamen Zug der Sehnsucht nach Sonne, Luft, Freiheit, Größe, Schönheit und Ideal beizulegen, wissen wir nicht; jedenfalls ist er so deutlich vorhanden, daß er die Seele dieser zwölf Stücke bildet und auch dem blödesten Leser auffallen und ihn mit gleicher Sehnsucht anstecken muß. Eine andere auffallende, ebenfalls durch die meisten Märchen hindurchgehende Eigentümlichkeit ist das Hinüberspielen der Märchengeschichte in die sociale Frage. Nicht als ob in unkünstlerischer Weise allegorisiert würde. Alles giebt sich im Gegenteil ganz natürlich; nicht der grübelnde Verstand, sondern das bewegte Gemüt erzählt das alles, und die menschlichen Beziehungen sind nicht so sehr in die Naturwesen hineingetragen, sondern schauen aus ihnen wie unwillkürlich für den verständigen Leser heraus. Es ist nicht zu verkennen, daß die Dichterin diesen Märchen weitaus mehr aus ihrer eigenen Seelengeschichte mitgeteilt hat, als dies sonst bei dieser Dichtungsart der Fall zu sein pflegt. Das ganze Büchlein setzt überhaupt, um seinem innersten Wesen nach ausgekostet zu werden, „sinnige Leute" voraus, die Sinn haben für Natursymbolik, für Humor und gesunde Schönheit, die aber auch um die Tiefen des Lebens hinreichend wissen, um „das Seufzen" der Kreatur als den Untergrund der anscheinend so harmlosen Märchen zu erkennen. Die Einkleidung der einzelnen Stücke verrät im besten Sinne eine moderne Feder. Die Phrase fehlt ebenso vollständig wie alles, was an konventionelle Poesie erinnerte. Der Stil ist kurz, fast herb und spröde, kein Wort zu viel, immer das natürlichste und bezeichnendste, und doch fühlt sich sehr bald Phantasie und Gemüt wie eingesponnen von der eigenartigen Schönheit des Vortrages und angesteckt von dem eigentümlichen Excelsior des Inhalts. Volksmärchen sind die vorliegenden nicht, dafür sind sie in gutem Sinn zu modern und zu deutungsreich, aber es sind doch wieder einfache Naturbilder, die wie die Natur selbst dem Kinde genügend sagen, um es anzuziehen, während sie erst dem Kenner ihre höhere Schönheit und ihren tieferen Gehalt entschleiern.

Gervasius Sacheverill, oder: **Durch Leid gefunden.** Eine Episode aus dem 17. Jahrhundert von Theodore Howard Galton. Autorisierte Übersetzung aus dem Englischen von L. Peschel. 12°. (402 S.) Steyl, Missionsdruckerei, 1900. Preis eleg. geb. *M.* 3.

Die englische Erzählerin bietet uns hier ergreifende Scenen aus der letzten großen Verfolgung, welche die katholische Kirche ihrer Heimat zu erdulden hatte. Es sind die blutigen Wirren des Sturmes, den der meineidige Titus Oates entfesselte, in die wir eingeführt werden. Neben dem Helden der Erzählung steht im Vordergrunde der Handlung der ehrw. Franziskaner Joachim von der hl. Anna (P. John Wall), der am 22. August 1679 bei Worcester den Martertod erlitt. Die Jagd der Häscher auf dieses edle Wild, seine Gefangennahme, sein Verhör, sein Prozeß und endlich die grausame Hinrichtung des Unschuldigen sind historische Thatsachen. In diese ist geschickt die Bekehrungsgeschichte eines edlen jungen Engländers, Gervasius Sacheverill, und dessen Werbung um die Hand der Tochter eines durch die Strafgesetze ruinierten katholischen Edelmanns verflochten. Nicht nur die Charaktere, sondern auch die traurigen Zeitverhältnisse sind vorzüglich gezeichnet. Man fühlt, daß die Erzählerin überall auf ernstem Studium und festem historischem Boden fußt. Der Opfermut der Katholiken wirkt erhebend, und wir

wünschen dem schönen Buche viele Leser. — Bei einer neuen Auflage müßte der Stil der Übersetzung besser besorgt werden. Sätze wie z. B. der erste auf S. 145 dürfen in einer belletristischen Arbeit, zu deren Wesen die Schönheit der Form gehört, nicht vorkommen. Bei der Schlußbemerkung wäre beizufügen, daß das Dekret der Ritenkongregation vom 4. Dezember 1886 den Franziskaner P. Johann Wall unter die Zahl der ehrw. Diener Gottes einreiht, deren Seligsprechungsprozeß eröffnet ist.

Aus fernen Ländern. Schilderungen und Bilder aus dem Leben katholischer Missionäre. Zusammengestellt und gesammelt für die Mitglieder der St. Josef-Bücherbruderschaft. Mit vielen Bildern. 12°. (256 S.) Klagenfurt, St. Josef-Büchergesellschaft, 1899.

Bunte Geschichten. Für die Mitglieder der St. Josef-Bücherbruderschaft zusammengestellt. 5. Folge. 12°. (192 S.) Klagenfurt, St. Josef-Büchergesellschaft, 1899.

Schatzkästlein fürs Christenhaus. Kleine Geschichten aus dem Leben großer Männer und Frauen, erzählt zu Nutz und Frommen der Mitglieder der St. Josef-Bücherbruderschaft zu Klagenfurt von Ferdinand Zöhrer. Mit vielen Bildern. 12°. (208 S.) Klagenfurt, St. Josef-Büchergesellschaft, 1899.

Wir empfehlen diese drei Nummern der Klagenfurter St. Josef-Bücherbruderschaft, deren wohlfeile Gaben auch außerhalb des nächsten Wirkungskreises Freunde und Unterstützer verdienen. Der Inhalt besteht aus zahlreichen, kurzen Lesestücken, die mit Fleiß zumeist aus verschiedenen Büchern, Zeitschriften, Kalendern u. s. w. zusammengetragen sind, und ist geeignet, Erbauung und Belehrung unter dem Volke zu verbreiten. Bei „Aus fernen Ländern" hätte man etwas mehr darauf sehen können, daß die beigegebenen Bilder an rechter Stelle eingeschaltet wären und in Beziehung zum Text ständen. Beim „Schatzkästlein" ist die Verteilung der Illustrationen geschickter; auch ist der Inhalt dieses Bändchens nicht bloß „zusammengestellt".

Roman- und Novellenschatz. Eine Auswahl der besten Romane und Novellen aller Nationen. 8°. (Jeder Band ca. 150 S.) München und Wien, Abt. Preis brosch. jedes Bändchen 50 *Pf.*

Unser Urteil über diese belletristische Bibliothek (vgl. Bd. LVII, S. 569) ist durch die seither erschienenen Lieferungen bestätigt worden. Zu den „besten Romanen und Novellen aller Nationen", wie der Titel etwas marktschreierisch verspricht, können nur sehr wenige Nummern zählen. Dagegen erreichen im Durchschnitt wohl alle ein bescheidenes Mittelmaß der gewöhnlichen Unterhaltungslektüre. Nicht für die Jugend, aber für reifere Leser, die zur Abspannung mitunter auch leichterer Geistesnahrung bedürfen, sei deshalb diese außerordentlich wohlfeile Auswahl empfohlen. Soweit wir die Bändchen gesehen, enthalten sie nichts, was vernünftige Leser beanstanden werden.

13. **Die Nonne von Ghioceni** und andere rumänische Geschichten von Adolf Flachs. 156 S.

Diese Skizzen, meist humoristischen Inhalts, sind mit Geschick entworfen und nicht ohne kulturgeschichtlichen Wert. Der manchmal etwas leichtfertige Ton stimmt zu den erzählten Leutnantsstreichen. Aber auch tieftragische Scenen treten vor die

Seele des Lesers, die zeigen, daß der Erzähler recht wohl zu packen und zu erschüttern versteht. Am besten hat uns „Aschida“ gefallen, wo dem tollen Scherz eines Kameraden beinahe das Lebensglück eines jungen Ehepaars zum Opfer fällt. Das Bändchen sollte ein Inhaltsverzeichnis haben.

14. **Versöhnt. Mein Johannes.** Novellen von E. von Pütz. 146 S.

„Versöhnt“ ist eine Episode aus dem letzten deutsch-französischen Kriege, die sich recht spannend liest. Leider bringt nur der Tod die Versöhnung. Die Charaktere sind gut gezeichnet und die Handlung ist nicht übel erfunden. „Mein Johannes“ dagegen scheint uns sowohl in der Anlage als Durchführung eine recht schwache Nummer.

15 u. 16. **Miliane.** Roman von Melati van Java. Aus dem Holländischen von L. v. Heemstede. 160 u. 156 S.

Eine Liebesgeschichte voll ernster Seelenkämpfe, die entschieden zu dem Besten gehört, welches wir in diesem Genre gelesen haben. Der Roman hat es verdient, in unsere Muttersprache übertragen und einer Auswahl von Musterstücken eingereiht zu werden. Auch Männer, welche sonst an den gewöhnlichen Liebeständeleien keinen Geschmack finden, werden „Miliane“ mit Befriedigung zu Ende lesen.

17. **Moselgeschichten** von Antonie Haupt. 164 S.

Das Hauptstück „Im Anker“ spielt zumeist im Herzen des schönen Moselthales, zu Moselkern. Mit Begeisterung sind die herrlichen Naturschilderungen ausgeführt und verbreiten auch über die schlichte Erzählung selbst einen Duft von Poesie. Nach unserem Geschmack ist es des Guten fast zuviel. Namentlich die Bilder und Kostümscenen des Moselfestes, das zu Ehren des Fürstenbesuchs von den „im Anker“ logierenden Künstlern gegeben wird, sind eher für ein Märchen als für eine Novelle erfunden. Auf einem Hoftheater kann man die Moselnixe in silberner Muschel von Schwänen gezogen u. s. w. darstellen; auf der Mosel selbst wird das wohl kaum gehen. Ebenso reden die handelnden Personen doch gar zu geschraubt und hochpoetisch.

18. **Flügge.** Roman von José M. de Pereda. Autorisierte Übersetzung aus dem Spanischen von H. Katz und A. Rudolph. 216 S.

José de Pereda ist Mitglied der kgl. spanischen Akademie und zählt zu den besseren Romanschriftstellern der Neuzeit. Das vorliegende Stück zeigt ihn als gewandten Zeichner des Lebens einer kleinen spanischen Provinzialstadt. Auch die Charaktere und die Handlung selbst sind von Meisterhand entworfen. Dieses Stück der Sammlung steht hoch über dem Mittelmaße und verdient alles Lob.

19. **Um den Lorbeer.** Roman von J. v. Dirkink. 156 S.

Die unglückliche Ehe zwischen einem westfälischen Edelmann und einer italienischen Sängerin deutscher Abstammung bildet den Hintergrund der Erzählung. Eine Hauptfigur ist der Impresario „Maestro Antonio“, der alles aufbietet, daß „die Diva“ nur dem „Lorbeer“ lebt. So kommt es zur thatsächlichen Ehescheidung. Schließlich aber entsagt die Sängerin doch der Bühne und versöhnt sich mit ihrem Manne. Der Leser kann sich weder für diesen „Kurt von Wüllesen“ noch für „Signora Constanze“ recht erwärmen. Dagegen sind manche andere Figuren der verschlungenen Erzählung vortrefflich gelungen, und der Schluß befriedigt.

20. **Ein Beutel voll Diamanten.** Roman von Georg Manville Fenn. Autorisirte Übersetzung aus dem Englischen von Alice Salzbrunn. 130 S.

Eine Kriminal- und Detektiv-Geschichte, die in keiner Beziehung über das Mittelmaß dieses als Unterhaltungslitteratur immerhin beliebten Genres emporragt.

Aus Vergangenheit und Gegenwart. Erzählungen, Novellen, Romane. Herausgegeben von St. Aenstoots. Kevelaer, Butzon & Bercker, 1900. Jedes Bändchen ca. 96 S. à 30 *Pf.*

22—24. **Die Einöder.** Erzählung aus der Vergangenheit des Künischen Waldes. Von Anton Schott. 12°. 228 S.

Durch schlimme Praktiken hat die Einöderin ihren ältesten Sohn, den Veri, vom Hofe fort unter die Soldaten gebracht, um das ganze Heimwesen dem Mente, dem jüngeren Sohne, zuzuwenden. Auch Veris Braut, die Vroni, wird dem schmählich Betrogenen untreu und heiratet den jüngeren Einöder, obschon derselbe ein boshafter, nur halb vernünftiger Unhold ist. Das bildet die Vorgeschichte, die etwas besser motiviert sein sollte. Aus ihr entspinnt sich bei der Rückkehr Veris vom Militär naturgemäß ein schreckliches Familiendrama, das, nicht durch die Schuld des schwer gekränkten älteren Bruders, der edelmüthig verzeiht, sondern durch die fast teuflische Bosheit des jüngeren Bruders, zu einem gräßlichen Ende führt — Gattenmord, versuchter Muttermord, Selbstmord! Bei diesen entsetzlichen Ausbrüchen der Leidenschaft wirkt einigermaßen versöhnend der edle Charakter des älteren Bruders und die reumütige Gesinnung der beiden schuldigen Frauen. Auch der Richter Mirtl und die meisten übrigen Mithandelnden sind gut und ansprechend gezeichnet. Manche interessante Sitte dieser alten Freisassen des Künischen Waldes hat kulturgeschichtlichen Wert, wie überhaupt die vorliegende Erzählung wohl zu Schotts besten gehört. Nicht gerechtfertigt scheint uns, daß er bei einem solchen Stoffe dem katholischen Seelsorger die Rolle nicht zuteilt, die ihm sein heiliges Amt zur Pflicht macht. Derselbe müßte wenigstens versuchen, die verfeindeten Pfarrkinder zu versöhnen und solche Frevel zu verhindern.

Katholische Volksbibliothek. Herausgegeben von Konrad Kümmel. 12°. Kempten, Kösel, 1899.

3. Band: **Wilder Wein.** Erzählungen von Wendel Kiefer. (160 S.) **Am Hexenkessel.** Erzählung aus der Jugend eines Eigensinnigen von Lorenz Heitzer. (122 S.) **'s katholische Mädeli.** Erzählung aus den Schweizer Bergen von Florian Wengenmayr. (74 S.) Preis brosch. *M.* 2.10.

Die kleinen Erzählungen, die unter dem nicht sehr bezeichnenden Titel „Wilder Wein" zusammengefaßt sind, treffen im allgemeinen den Volkston nicht übel. Besonderes Lob verdient das zweite Stück des vorliegenden Bändchens. Dieser Thalmüller ist eine Prachtfigur, und die Erziehung, die er seinem eigensinnigen Sohne angedeihen läßt, zur Nachahmung zu empfehlen. „'s katholische Mädeli" ist als Erzählung schwach, enthält aber manche Züge von kulturgeschichtlichem Werte und schöne Schilderungen aus dem Berner Oberland.

4. Band: **Die Erben des Heidenhofs.** Erzählung für das Volk von J. Dierkesmann. (62 S.) **Auf sich selbst gestellt.** Erzählung von Otto Leitenberger. (112 S.) **Arm und Reich.** Erzählung für das Volk von Redeatis. (102 S.) Preis brosch. *M.* 1.80.

Die beiden ersten Erzählungen schildern Schicksale von Waisenkindern und könnten eigentlich einer Jugendbibliothek eingereiht werden. Eine recht gute Volkserzählung ist dagegen „Arm und Reich" von Redeatis. Sie illustriert vortrefflich

den beherzigenswerten Schlußsatz: „Nur Eins ist's, was uns arm macht und unfähig und elend, und das ist die Schuld; und nur Eins ist's, was Reichtum giebt und Freude selbst im Leide, und das ist, Gott lieben und seine Gebote halten."

Der Münsterbaumeister von Straßburg. Kulturgeschichtliche Erzählung von K. Th. Zingeler. 12°. (254 S.) Köln, Bachem, 1900. Preis brosch. *M.* 2.50; geb. *M.* 4.

Eine Fülle von Poesie umrankt das herrliche Münster von Straßburg und verklärt seinen Baumeister Erwin von Steinbach. Den großen Meister und sein Werk zum Gegenstande einer kulturgeschichtlichen Erzählung zu machen, war daher gewiß eine lohnende Aufgabe, und wir glauben, daß dieselbe im großen Ganzen Zingeler gelungen ist. Den Hintergrund bildet die Fehde der Straßburger mit ihrem Bischofe Walther von Geroldseck. Auch die Zunft der Steinmetze und mit ihr Meister Erwin nimmt an diesen Kämpfen teil. Vielleicht nehmen sie einen etwas zu großen Raum der Erzählung ein, da in ihnen der Held derselben natürlich keine hervorragende Rolle spielen kann. Seine Liebe zu der Patriziertochter Husa Zorn, seine edle und kunstsinnige Schwester Sabina und namentlich seine hohe Begeisterung für den Münsterbau und nicht die Fehde mit dem Bischof sind es, die den Leser fesseln. Tragisch wird die Entwicklung erst da, wo Erwin sich durch Freundschaft zu einer strafbaren That hinreißen läßt, welche ihm die Verbannung aus Straßburg zuzieht. Braut, Schwester und Münster gehen ihm durch dieses harte Urteil mit einem Schlage verloren; ohne sie kann er nicht leben, und so kommt er als Geißler verkleidet nach Straßburg zurück, auf die Gefahr hin, den Bruch der Urfehde mit seinem Leben büßen zu müssen. Der herrliche Lettner, den die Schwester inzwischen nach seiner Zeichnung geschaffen, und der Aufriß des Münsters, den er Straßburg bringt, erwerben ihm Verzeihung und schließlich die Hand seiner Braut. Das alles ist recht gut erfunden und mit Geschick erzählt.

Adrienne, ein Klosterkind. Erzählung von Paula Baronin Bülow-Schweiger. 8°. (VIII u. 402 S.) Mainz, Kirchheim, 1900. Preis geheftet *M.* 3.50; in eleg. Salonband *M.* 5.

Der erste Teil dieser fein entworfenen Charakterskizzen — „Erzählung" ist wohl kaum die richtige Bezeichnung der interessanten Arbeit; denn es fehlt ihr zu sehr an einer einheitlichen Handlung — scheint uns ganz vorzüglich gelungen. Alle diese Bilder aus einer hochvornehmen religiösen Erziehungsanstalt sind offenbar dem Leben entnommen. Ganz dasselbe gilt von den Charakteren des zweiten Teiles, der „das Klosterkind" als junge Dame in die höchsten aristokratischen Kreise einführt und bis an die Stufen des Traualtars geleitet. Man sieht, die Verfasserin ist in diesem „Milieu" zu Hause. Wenn aber die Erzieherinnen vornehmer Pensionate die Heldin des ersten Teils, die alle guten Noten verdient und mit der goldenen Medaille geschmückt die Anstalt verläßt, gewiß ihren Zöglingen als Muster aufstellen werden, so mögen sie doch wohl Bedenken tragen, das gleiche mit Adrienne „in der Welt" zu thun. Daß nämlich das fromme Klosterkind sich gleich in den ersten protestantischen Oberleutnant verliebt, ist ja leider Gottes freilich nichts Neues, aber gewiß nicht empfehlenswert, auch wenn derselbe etwas katholisiert und katholische Kindererziehung verspricht. Man sollte doch meinen, ein so gut erzogenes „Klosterkind" müßte wenigstens einige Gewissenskämpfe durchmachen, bevor es dem Protestanten Herz und Hand schenkt.

Sylva, eine Dorfgeschichte von Karolina Světlá. In freier Übertragung aus dem Böhmischen von Dr. Guido Alexis. 12°. (220 S.) Stuttgart, Roth, 1900. Preis brosch. *M.* 2.50; geb. *M.* 3.50.

Ein Stück voll tiefer Leidenschaft und ernster Seelenkämpfe, das man nicht ohne innerste Ergriffenheit lesen wird. In wahrhaft heroischer Weise kämpft der Held im Bauernkittel gegen Versuchungen der schwersten Art. Sein Weib macht ihm durch unbegründete Eifersucht das Leben zur Hölle, während Sylva, die Magd, ein Wesen bei aller Unschuld wie geschaffen zur Verführerin, unwillkürlich sein Herz umstrickt. „Gieb acht auf deine Reden", sagt er zu ihr, „eine ganze Hölle züngelt aus ihnen", und will sie aus dem Hause entlassen, obschon sie seinen Kindern, die von der Mutter vernachlässigt werden, eine zweite Mutter ist. Als aber die Kleinen und er selbst an den Blattern erkrankten und Sylva sie mit höchster Gefahr und Aufopferung pflegt, während die Mutter feige aus dem Hause entflieht, faßt er den Entschluß, sich von seiner Frau zu scheiden und zu den Herrnhutern überzutreten, um die Magd ehelichen zu können. Der Entschluß kommt zwar nicht zur Ausführung, dank des energischen Dazwischentretens der Mutter; aber ihre Verteidigung der Unauflöslichkeit der Ehe scheint uns nicht ganz gelungen, und mancher Leser wird das sonst vortreffliche Buch mit dem Empfinden aus der Hand legen, unsere Religion fordere in diesem Punkte Grausames und Unnatürliches. Wir können es daher nur im Glauben Wohlunterrichteten rückhaltslos empfehlen.

Die neuesten Kupferdrucke von B. Kühlen zu M.-Gladbach empfehlen sich durch alle jene Eigenschaften, die an den größeren Bildern dieser thätigen Verlagshandlung mehr und mehr hervorleuchten: vortreffliche Technik, reiner Druck, Billigkeit und Würde. Sie übertreffen bei weitem alle Photographien und dürfen sich den besten Lithographien an die Seite stellen. Wenn sie an künstlerischem Werte guten Kupferstichen nachstehen und diese verdrängen, so gleicht der Preis von *M.* 1.20 dieses aus, weil nun viel mehr Leuten die Möglichkeit geboten wird, mit würdigen Bildern ihr Heim zu schmücken. Zehn jener Drucke sind nach Bildern der Frl. A. M. v. Oer hergestellt. Sie geben das Zarte, Anmutige und echt Religiöse, das diese treffliche Künstlerin aus der älteren Düsseldorfer Schule ererbte und wodurch sie Meistern wie Deger, Ittenbach und Müller nahe kommt, in anerkennenswerter Art wieder. Zwei stellen in idealisierter Weise das „Prager Jesukind" dar, vier geben Bilder des heiligsten Herzens Jesu, eines in strengerer, zwei in milderer und wiederum eines in erhabenerer Auffassung. Dazu kommen ein Bild der heiligen Familie in kleinerem und größerem Format und eines der hl. Agnes. Das von Commans gezeichnete Bild „Die Mutter des guten Hirten" ist moderner gehalten, dürfte aber trotz seiner geistreichen Komposition beim katholischen Volke weniger Erfolg finden. Es wird als Originalgemälde mehr anziehen, wenn Farbenpracht das Ganze hebt.

Miscellen.

Windthorst-Andenken. Windthorst ist eine zu eingreifende Erscheinung in der Geschichte der katholischen Kirche in Deutschland im 19. Jahrhundert, und er hat eine zu empfindliche Lücke zurückgelassen, als daß sein Name — wie es sonst auch bei den Bravsten geschieht — so leicht „aus der Mode kommen" oder der Vergessenheit anheimfallen könnte. Und doch ist, außer der liebenswürdigen Erinnerung seiner Persönlichkeit, die er bei Tausenden zurückgelassen hat, und den Stenogrammen seiner unvergleichlichen Reden, wenig Greifbares von ihm erhalten, was der Nachwelt überliefert werden könnte. Er hat große Wendungen in unserer inneren Geschichte zuwege gebracht, er hat aber, soweit bekannt, nie Geschichte *geschrieben*. Was er Großes erreicht, hat er hauptsächlich geleistet als Staatsmann und Diplomat, und solche Leistungen lassen sich so bald noch nicht aktenmäßig nachweisen und bemessen. Sphinxartig stand seine Gestalt unter den Zeitgenossen, wie in seiner originellen äußeren Erscheinung, so noch mehr in seiner weit überragenden geistigen Überlegenheit. Viele haben ihn gekannt und selbst näher gekannt, aber außer einigen Scherzen weiß keiner über seine Persönlichkeit viel mitzuteilen; von sechs Biographen, die der große Zentrumsführer bis jetzt gefunden, hat kaum einer etwas zu erzählen gewußt, was nicht schon jedermann kannte. Nichts so selten als ein Windthorstbrief, zumal ein solcher, in welchem Windthorst über sich selbst etwas ausspricht oder eigene Gedanken enthüllt.

Um seine geistige Bedeutung festzustellen, bedarf es solcher Hilfsmittel auch wahrlich nicht; diese ist unumstritten. Um so mehr ist es bei den Gegnern der Kirche hergebracht bis auf den heutigen Tag, die Aufrichtigkeit von Windthorsts religiöser Gesinnung zu verdächtigen. Hat doch im August 1895 noch, in einer Beilage der Allgemeinen Zeitung (Nr. 175), der Spektator sich verlauten lassen:

„Windthorsts geistige Bedeutung steht außer Frage. Ich bin immer der Ansicht gewesen, man hätte ihn nach 1866 gewinnen und in das preußische Ministerium ziehen müssen. Statt dessen blieb er nach dem Sturze seines Königs dessen offizieller Agent. ... Seine frühere juristische und administrative Thätigkeit, ja noch seine Beteiligung an den parlamentarischen Verhandlungen zwischen 1866 und 1870 ließ in keiner Weise darauf schließen, daß er sich einst als Führer des deutschen Ultramontanismus entpuppen werde. Wenn er 1871 der ‚katholischen' Fraktion beitrat und sofort zu einer führenden Rolle in derselben berufen wurde, so mußte jedem klar sein, daß er damit nur seinen eigenen und seines Herren Zwecken zu dienen dachte. Das Zentrum glaubte, ihn annektiert zu haben, und pries sich darüber glücklich: in Wirklichkeit hatte der verschlagene Staatsmann den Wagen des Zentrums an die welfische Lokomotive gehängt. ... Lange genug war sein Werk ein rein negatives, und es war nicht zu verwundern, wenn seine Gegner in ihm einen wahren Mephistopheles sahen."

Es lohnt sich daher, Spuren über Windthorsts wahres Wesen, wo sie sich bieten, sorgfältig festzuhalten, ehe die Zeit sie vollends hinwegweht und die Macht

systematischer Verdächtigung mit ihren Spinngeweben sie überdeckt. Was hier zur Mitteilung kommen soll, sind die schriftlichen Überbleibsel von vertraulichen Beziehungen, in welchen Windthorst über 34 Jahre hindurch mit einem echten Ultramontanen gestanden hat. So lückenhaft sie sind, thun sie unwiderleglich dar, daß Windthorst ein überlegener Vorkämpfer katholischer Interessen gewesen ist, ehe ein Sterblicher vom Untergang des Königreichs Hannover etwas ahnen konnte. Bei ruhiger Abwägung aller Momente lassen sie darüber keinen Zweifel, daß Windthorst nach seiner ganzen Vergangenheit, nach seinen Lebensanschauungen wie seinen persönlichen Beziehungen gerade dazu prädestiniert war, ein hervorragendes Mitglied des späteren Zentrums zu werden, und daß er durch seine Rolle als Führer der kirchentreuen Katholiken lediglich sich selbst konsequent und seiner Vergangenheit treu geblieben ist.

Zu Anfang Dezember 1856 kam der damalige Minister a. D. Exzellenz Dr. Windthorst nach Münster, um mit dem dortigen Bischof Johann Georg über die Wiederherstellung des Bistums Osnabrück Verabredungen zu treffen. Schon als Minister hatte er sich um diese Angelegenheit bemüht und sie seitdem nicht wieder aus dem Auge gelassen. Unter den Gleichgesinnten in Münster, welche in die Angelegenheit eingeweiht und deren Rat und Hilfe mit in Anspruch genommen wurde, war der damalige Regierungsrat Jos. Linhoff, des Oberpräsidenten v. Düesberg rechte Hand. Am 4. Dezember war er mit Windthorst zur bischöflichen Tafel gezogen. Als am 20. April 1858 der neue Bischof in Osnabrück feierlich eingeführt werden konnte, schickte das Festkomitee eine Einladung zu persönlicher Beteiligung an Linhoff mit der Bemerkung, daß für Wohnung in Osnabrück Vorsorge getroffen sei. Dieser Einladung folgte auf dem Fuße ein Handschreiben von Exzellenz Windthorst, Osnabrück, 16. April 1858:

„Ew. Hochwohlgeboren bitte ich in eigenem Namen und im Namen meiner Frau, während der zu Ehren unseres Bischofs bevorstehenden Feierlichkeiten in unserem Hause wohnen zu wollen. Sie müssen nur nachsichtig sein, wenn unsere Bemühung, Ihnen den Aufenthalt angenehm zu machen, nicht so sich realisiert, wie es in unserem Wunsche liegt.

„Recht sehr aber freue ich mich, Sie einmal wiederzusehen, und denke ich, daß von den Feierlichkeiten noch einige Stündchen zu vertraulicher Besprechung übrig bleiben. Wir verlassen uns darauf, daß Sie unsere Einladung annehmen. Gehorsamst L. Windthorst."

Am 21. April, eben wieder nach Münster zurückgekehrt, schrieb Linhoff an Windthorst:

„Ew. Exzellenz wollen gütigst gestatten, daß ich Ihnen, Hochverehrtester Herr Staatsminister, und Ihrer gnädigsten Frau Gemahlin gleich nach der Rückkehr hierher meinen ehrerbietigsten Dank ausdrücken darf für die ungemein freundliche Aufnahme, welche ich die Ehre hatte, bei Ihnen zu finden.

„Die bedeutungsvolle Feier konnte nicht verfehlen, auf jeden Teilnehmer den erhebendsten Eindruck zu machen; bei mir ist dieser noch um vieles dadurch verstärkt worden, daß ich das große Glück hatte, von dem Manne in herablassendster Weise aufgenommen zu werden, dessen Verdienste um die Wiederherstellung des

Bistums Osnabrück so lange Anerkennung finden werden, als es dankbare Diözesanen giebt.

„Unter der angelegentlichsten Bitte, Ihrer Frau Gemahlin meine Frau und mich hochgeneigtest empfehlen zu wollen, Ew. Exzellenz treu gehorsamster Linhoff."

Kaum ein Monat war verflossen, als Linhoff schon wieder durch einen Brief von Osnabrück überrascht wurde. Unter dem 22. Mai 1858 schrieb Windthorst:

„Ew. Hochwohlgeboren drücke ich zunächst nochmals meinen Dank aus für die Güte, mit der Sie unser schönes Fest mitverherrlicht haben. Wir haben nur zu bedauern gehabt, daß Sie nicht bis zu Ende bleiben konnten. Die Entwicklung war in jeder Hinsicht zufriedenstellend.

„Die Teilnahme, welche Sie unserer Angelegenheit gewidmet, wird mich entschuldigen, wenn ich Ihnen nachstehendes höchst vertraulich mitteile und Ihre Hilfe in Anspruch nehme.

„Nach dem Tode des früheren Gymnasial-Direktors Nordheiden dahier fand sich im Königreich kein geeigneter Ersatzmann, weil wir den Grundsatz festhalten wollten, einen Geistlichen zum Direktor zu haben. Der Oberschulrat Kohlrausch begab sich auf meine Bitte nach Paderborn und berief den dortigen Oberlehrer Schmidt, der seitdem segensreich hier wirkt. Es hat derselbe, wie wir jetzt erfahren, die Entlassung aus dem Diözesanverbande in Paderborn nur usque ad revocationem erhalten, und macht der hochw. Bischof von Paderborn davon jetzt Gebrauch, um Schmidt an das neu eingerichtete Gymnasium zu Brilon zu bringen. Dadurch werden wir in die äußerste Bedrängnis gebracht. Einmal haben wir hier im Lande keinen geeigneten Ersatzmann; dann aber wird das so baldige Fortgehen Schmidts in Hannover eine sehr unangenehme Sensation machen, und endlich schweben in diesem Momente gerade Verhandlungen über das Verhältnis der Gymnasien zur Kirche, welche sehr unangenehm werden könnten, wenn gerade jetzt die Besetzung einer Direktorstelle dazwischen treten sollte. Auch machen die eigentümlichen Personalverhältnisse unseres Gymnasiums die Besetzung der Direktorstelle äußerst schwierig.

„Dazu kommt, daß Schmidt vor wenigen Monaten erst vom Könige in das katholische Konsistorium gesetzt ist und sein Austritt sehr wahrscheinlich einen Wettlauf veranlassen würde, welcher sehr leicht eine unangemessene Besetzung dieser rücksichtlich des Friedens zwischen Kirche und Staat höchst wichtigen Behörde zur Folge haben könnte. Es ist deshalb von der größten Wichtigkeit, daß wir Schmidt behalten.

„Nach allem, was ich wahrnehme, muß ich glauben, daß der Bischof von Paderborn Schmidt loslassen wird, wenn das dortige Provinzial-Schulkollegium einen andern geistlichen Direktor für Brilon präsentiert. Meine Bitte ist nun dahin gerichtet, daß Sie Ihren gewichtigen Einfluß verwenden, uns Schmidt zu erhalten. Dieser selbst reiset heute nach Münster, um mit Herrn Savels zu sprechen. Der Bischof Melchers hat an Herrn v. Düesberg geschrieben. Wir können Schmidt nicht losgeben, ohne unsere katholischen Interessen aufs schwerste zu kompromittieren. Das kann unmöglich auch in Paderborn gewünscht werden. Osnabrück ist ein wahres Missionsbistum, Paderborn nach allen Seiten wohl begründet. Es wäre unverantwortlich, die wenigen Kräfte, welche wir haben, also zu schwächen. Auch würde man in Hannover nach solchen Erfahrungen schwerlich Neigung haben, wieder auswärts sich umzusehen.

„Haben Sie die Güte, von dem Resultate Ihrer Bemühungen und darüber mir Kenntnis zu geben, was nach Ihrer Ansicht etwa von hier aus geschehen kann und muß, um Schmidt zu erhalten.

„Mit der Bitte, Ihrer Frau Gemahlin mich zu empfehlen, verharre Ihr ergebener L. Windthorst."

Der neue Bischof, Paulus Melchers, hatte gleichzeitig und im gleichen Sinne geschrieben wie Windthorst, und Linhoff bot alles auf, um zu helfen. Am 6. Juni drückte ihm der Bischof seine Erkenntlichkeit aus; man sieht, wieviel Gewicht er der Sache beilegte:

„Unter Remission der Anlage statte ich Ihnen meinen verbindlichsten Dank ab für die gefälligen Mitteilungen und für die große Teilnahme, welche Sie unserer Gymnasialangelegenheit gewidmet. Sie haben mir und der guten Sache dadurch einen großen Dienst erwiesen, und, ich hoffe jetzt, mit gutem Erfolge. Gott wolle es vergelten!"

Auf solche Weise war zwischen Linhoff und Windthorst die Freundschaft angeknüpft; die Versetzung Linhoffs nach Berlin änderte daran nichts. Am 29. Oktober 1860 wurde er dort vom Minister Windthorst mit einem Besuche überrascht, welcher den ganzen Abend bei ihm zubrachte. Im folgenden Jahre kam Windthorst wiederholt nach Berlin. Im Januar, März und November 1861 wird er bald des Mittags, bald des Abends als Gast im Hause Linhoffs verzeichnet. Am 25. Juni 1862 bestand die Tischgesellschaft bei Linhoff, abgesehen von den nahe verwandten Familien der Sanitätsräte Dr. Volmer und Dr. Schmidt, aus dem Haupte der Berliner Geistlichkeit Propst Karker, einem Rate der katholischen Abteilung des Kultusministeriums Geh. Rat W. Ulrich und den beiden späteren Zentrumsführern Hermann v. Mallinckrodt und Dr. Windthorst.

Ein vollständiger Gesinnungsgenosse und naher Freund Mallinckrodts wie Linhoffs, der treu kirchliche Ministerialdirektor Aulike, schrieb drei Jahre später, den 15. August 1865, aus Marienbad an Linhoff: „Eine angenehme Gesellschaft war mir 14 Tage lang Windthorst; ich begleitete ihn bis Karlsbad."

Auch wenn zu persönlicher Begegnung zwischen Windthorst und Linhoff keine Gelegenheit war, ruhte der Verkehr nicht immer; 1862 stehen sie miteinander in Korrespondenz; mehr noch in den letzten Monaten 1866. Im Jahre 1867 war Windthorst sehr viel in Berlin und mit Linhoff in lebhaftem Verkehr. Während des Monats Juni allein war er dreimal in dessen Hause zu Gast; im November begleitet ihn auch seine Gattin bei den Besuchen in der nahe befreundeten Familie. In der Folgezeit nimmt der Verkehr nicht ab. Mit ausgesprochen ultramontaner Gesellschaft trifft Windthorst jedesmal bei Linhoff zusammen, und Linhoff begegnet ihm wieder bei seinen Besuchen in den entschieden katholischen Häusern. Am 17. Juni 1869 — es war der Tag des Berliner „Laienkonzils" — gab Linhoff persönlich dem scheidenden Hausfreunde das Geleite zum Bahnhof. Am 29. März 1870 finden sich an Linhoffs Tafel neben zwei Dominikanern und einem treu katholischen Medizinalrat wieder vereinigt Hermann v. Mallinckrodt und Dr. Windthorst. Am 11. Dezember 1870 war

Windthorst abermals einer Einladung Linhoffs gefolgt; er fand sich da zusammen mit den Häuptern der katholischen Gemeinde Berlins, vorab dem Propste Herzog (nachmals Fürstbischof von Breslau) und dem Geh. Justizrat von und zur Mühlen. Dies alles war vor der Gründung des Zentrums und selbst bevor eine solche Gründung auch nur in sicherer Aussicht war.

Der Verkehr mit der Familie Linhoff hatte sich im Laufe der Zeit zu einem sehr herzlichen ausgebildet. Man liest es noch aus den Zeilen, mit welchen einige Zeit nach Windthorsts Tod dessen Tochter dem Geheimrat Linhoff zum Verluste der Gattin ihre Teilnahme ausdrückte: „Gerne schickte ich Blumen, das frische Grab derjenigen zu schmücken, die meinem seligen Vater so viel liebe und schöne Stunden in Berlin bereitete. Er sprach uns oft davon."

Aber gerade da Windthorst jetzt jedes Jahr so viele Zeit in Berlin zubrachte, war zu Briefen weniger Veranlassung geboten. Erst 17. September 1871 schreibt er wieder aus Hannover; das Bedeutungsvollste des Briefes ist diesmal die Anspielung auf die im Juli 1871 erfolgte Auflösung der katholischen Abteilung.

„Verehrter Freund! Hoffentlich sind Sie und Ihre verehrte Frau Gemahlin wohl erholt und neu gestärkt von Ihren Rekreationsreisen, auf denen Sie leider Hannover wieder nicht berührt haben, glücklich wieder in Berlin eingetroffen, so daß diese Zeilen Sie richtig antreffen.

„Die Ereignisse seit dem 17. Juni c., wo ich von dort abreisete, gäben Anlaß zu eingehender Besprechung, aber ich verschiebe diese bis zu mündlicher Unterredung, da der Raum eines Briefes dazu nicht ausreicht. Sie werden schon meiner Versicherung glauben, daß dieselben mich tief betrübt haben im Interesse des Staates wie der Kirche und der einzelnen Personen, welche davon zunächst betroffen sind. Gott wird seine weisen Absichten dabei haben, daß Er dieses alles hat geschehen lassen können. —

„Was mich heute antreibt, Ihnen zu schreiben, ist das Herannahen der Reichstagssession und die Notwendigkeit, für eine Wohnung zu sorgen. Es ist nicht wahrscheinlich, daß ich meine frühere Wohnung in Blumeshof resp. dem Schöneberger Ufer wieder erhalten kann. Auch ist es fraglich, ob es ratsam sein könnte, dieselbe wieder zu nehmen, da ich mich zu erinnern glaube, daß in dem betreffenden Stadtteile vorzugsweise die Cholera sich früher eingenistet hat, was begreiflich ist, wenn es wahr ist, daß dieselbe gerne dem Laufe von Flüssen und K a n ä l e n folgt.

„Sie haben wohl Gelegenheit, mit Freund Volmer oder Schmidt zu sprechen, welche Gegend Berlins am besten gelegen ist, und wäre es mir am liebsten, wenn ich in solcher Gegend dann eine Stube nebst Kammer erhalten könnte bei g u t e n Leuten und in reinem, luftigem Hause, womöglich in zweiter oder dritter Etage.

„Wären die Vermieter solche, die sich meiner etwas annehmen könnten, so wäre das um so angenehmer. Mir schwebt so die Gegend der Wilhelmstraße, links von der Leipzigerstraße, oder auch bis zur Anhalterstraße, die Behrenstraße, das Brandenburger Thor rc., auch die Tiergartenstraße vor. Zurmühlen hat eine so geräumige Wohnung, daß er mir wohl eine Stube nebst Kammer abgeben könnte — kühne Idee!

„Vielleicht wissen v. Kehler, Frau Schmidt, v. Wangenheim rc. Ihnen Anhaltspunkte zu geben.

„Wissen Sie, was man im Windsor-Hotel, Behrenstraße, für eine Stube nebst Kammer zahlen muß? Da wohnte vorigen Winter Fr. v. Arnim sehr angenehm.

„Das Resultat Ihrer Erwägungen teilen Sie mir wohl mit.

„Die Familie v. Wangenheim traf ich zu meiner Freude in der Schweiz, wohin mich sehr wider Willen ein Unfall meines Sohnes [Referendar Julius Windthorst, † 18. Nov. 1872] geführt hatte. Gottlob geht es demselben ziemlich gut. Gegen Ende dieses Monats kommt er hoffentlich mit meiner Frau, die bei ihm geblieben, zurück.

„Ich bitte, Ihre Frau Gemahlin, Frau Schmidt, v. Wangenheim, v. Kehler, Krätzig, Ulrich 2c. herzlich von mir zu grüßen. Stets Ihr L. Windthorst."

Als 30. August 1878 Linhoff unter großer Teilnahme seiner näheren Freunde seine silberne Hochzeit feierte, blieben die Festgrüße aus Hannover aus, dagegen kam durch Freunde über Münster die Schreckenskunde, daß Windthorsts liebenswürdige Gattin seit mehreren Tagen am Rande des Grabes schwebe. Zur Eröffnung des Reichstages, 9. September, kam Windthorst in diesem Jahre nicht; noch am 26. Oktober mußte Linhoff ihm nach Hannover schreiben, erst am 1. Dezember begrüßte er ihn wieder einmal in seinem Hause.

Noch ein Brief Windthorsts von einiger Bedeutung findet sich aus der nächsten Zeit, zum erstenmal aber nicht von Windthorsts eigener Hand, sondern nach seinem Diktat und nur mit eigener Namensunterschrift versehen. Er trägt das Datum: Hannover, den 29. September 1880:

„Ew. Hochwohlgeboren danke ich für die Mitteilung wegen des Kölner Dombaufestes. Die große Majorität der Katholiken hat die Feier dieses Festes ohne Erzbischof als einen Faustschlag ins Gesicht empfunden, und alles Gepränge, welches man bei dieser Feierlichkeit entwickeln mag, wird den Schmerz nicht verwischen, welchen alle wahrhaft katholischen Herzen tief im Innersten fühlen.

„Will man das Andenken des großen Königs Friedrich Wilhelm IV. feiern, so thue man es im Sinne dieses Königs. Kaum war dieser edle Herr zur Regierung gelangt, als er Frieden schloß mit der Kirche und das Verhältnis zwischen Staat und Kirche so ordnete, daß beide Teile dabei sich wohl befunden haben. Ich bin überzeugt, Friedrich Wilhelm IV. hätte das Dombaufest nicht gefeiert, ohne den Erzbischof zurückzurufen.

„Ich zweifle nicht, daß auch Se. Majestät der jetzt regierende Kaiser und König das Gleiche gethan hätte, wenn ihm seine Minister nicht Schwierigkeiten bereitet hätten. Wahrscheinlich haben sie diese Schwierigkeiten nicht gern bereitet, aber sie beugen sich eben vor Herrn v. Bennigsen und der liberalen Intoleranz. Wäre Herr Reinkens erschienen, so hätten alle katholischen Geistlichen den Dom und die Tribüne verlassen müssen.

„Hoffentlich sorgen die rheinischen Katholiken dafür, daß nicht ein anderer Potemkin den wohlwollenden Landesherrn täuscht.

„Was meine persönlichen Empfindungen betrifft, so wird im Landtage Gelegenheit sein, denselben gebührenden Ausdruck zu geben.

„Mit der Bitte, Ihrer Frau Gemahlin mich zu empfehlen, verharre mit größter Hochachtung Ihr ergebener L. Windthorst."

Die letzten Briefe an Linhoff, die in dessen Nachlaß sich finden, sind wieder eigenhändig geschrieben, enthalten jedoch nur Anzeigen, daß er den Einladungen

nicht folgen könne, welche, wie jedes Jahr, zum Namenstag Linhoffs (19. März) und dessen Gattin (22. Mai) an ihn ergangen waren.

„Berlin, 18. März 1881.

„Verehrter Gönner und Freund! Rücksicht auf den kirchenpolitischen Streit nötigt mich, Sonntag nach Potsdam zu fahren. Zu meinem Bedauern kann ich daher Ihrer freundlichen Einladung nicht folgen.

„Indem ich die herzlichsten Glückwünsche auf diesem Wege beifüge, behalte ich mir vor, demnächst mündlich näher zu referieren.

„Gruß an Frau Gemahlin. Ihr L. Windthorst."

„Berlin, 18. März 1882.

„Verehrter Gönner und Freund! In Angelegenheit der Barmherzigen Schwestern zu Hannover muß ich heute Mittag nach Hause reisen.

„Ich gratuliere deshalb schriftlich zum Namenstage und wünsche von Herzen alles Gute Ihnen und den Ihrigen. Ad multos annos! Ihr L. Windthorst."

„Berlin, 17. Mai 1884.

„Verehrter Gönner! Zu meinem großen Bedauern kann ich Ihrer gütigen Einladung nicht folgen. Mein Gesundheitszustand legt mir die Notwendigkeit auf, morgen nach Hannover zu gehen, und vor dem 8. Juni kehre ich schwerlich zurück.

„Beglückwünschen Sie unsere liebe Aurelia in meinem Namen und bewahren Sie mir Ihre freundschaftliche Gesinnung. Ihr ergebener L. Windthorst."

Am 30. Sept. 1890 beging Linhoff den 50. Jahrestag seines Eintritts in den preußischen Staatsdienst und trat am gleichen Tage unter Rangerhöhung zum „Wirklichen Geheimen Ober-Regierungsrat" in den Ruhestand. Unter den Beglückwünschungen, die von allen Seiten einliefen, lautete ein Telegramm aus Hannover: „Am heutigen für Sie und uns gleich bedeutsamen Tage unsere herzliche Teilnahme. Familie Windthorst."

Persönlich stellte der alte Freund erst am 15. November sich wieder vor; sein letzter Besuch, den Linhoff verzeichnet, war am 11. Januar 1891. Während der kranke Linhoff inmitten seiner Vorbereitungen für den Umzug nach Münster war, starb Windthorst am 14. März 1891. Die Freundschaft der Familien erhielt sich weiter. An Linhoff aber schrieb aus Rom, den 23. April 1891 einer, der Windthorst lange und nahe gekannt, der Kardinal Paulus Melchers: „Der so rasch und unerwartet eingetretene Tod des für die Sache Gottes und seiner heiligen Kirche hochverdienten Windthorst wird in der ganzen katholischen Welt in einer bis jetzt fast ganz beispiellosen Weise betrauert und gefeiert. Requiescat in pace sancta!"

Mitteilungen

der

Herderschen Verlagshandlung

zu

Freiburg im Breisgau.

Zweigniederlassungen in Wien, Strafsburg, München und St. Louis, Mo.

Nr. 10.

Mai — September 1900.

Erste Abteilung.

1. Neue Erscheinungen. 2. Fortsetzungen, neue Auflagen und Zeitschriften.

Zweite Abteilung.

Künftig erscheinende Bücher.

Die hier angezeigten Werke sind durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Die beigedruckten Preise sind Mark und Pfennig. * bedeutet Kommissions-Verlag.

Nr. 11 der „Mitteilungen“ wird im Mai 1901 erscheinen.

Buchdruckerei der Herderschen Verlagshandlung in Freiburg.

Erste Abteilung.

1. Neue Erscheinungen.

Dunin-Borkowski, Stanislaus von, S. J., Die neueren Forschungen über die Anfänge des Episkopats. gr. 8⁰. (VIII u. 188 S.) **2.40.**

Auch als 77. Ergänzungsheft zu den *„Stimmen aus Maria-Laach"*; s. S. 27.

„Eine auch nur einigermaſsen erschöpfende Übersicht der neueren Forschungen über den Ursprung des Episkopats existiert nicht. So wird denn die vorliegende Arbeit, wenngleich nicht durchaus vollständig, gewiſs von Nutzen sein, da sie immerhin eine ziemlich reiche Auswahl bietet. Unsere Schrift trägt keinen polemischen Charakter; sie berichtet aber nicht bloſs historisch über die verschiedenen Ansichten und ihre gegenseitige Abhängigkeit, sondern untersucht sie auch auf ihren Wert und ihre Haltbarkeit. . . ." (Aus dem Vorwort.)

Ehrhard, Dr. Albert, Die altchristliche Litteratur und ihre Erforschung von 1884—1900.

1. Abteilung: *Die vornicänische Litteratur.* gr. 8⁰. (XII u. 644 S.) **15.—**

Inhalt: I. Die ältesten Denkmäler der altchristlichen Litteratur. — II. Die griechischen Apologeten. — III. Die ältesten griechischen Polemiker. — IV. Die ältesten Lateiner. — V. Die Alexandriner. — VI. Die Kirchenschriftsteller Kleinasiens, Syriens und Palästinas. — VII. Die römischen Kirchenschriftsteller. — VIII. Die Afrikaner und die übrigen Abendländer. — IX. Das apostolische Symbol und die Anfänge der ascetischen und kirchenrechtlichen Litteratur. — X. Die Märtyrerakten. — Schluſs: Die Entwicklungsstadien der vornicänischen Litteratur.

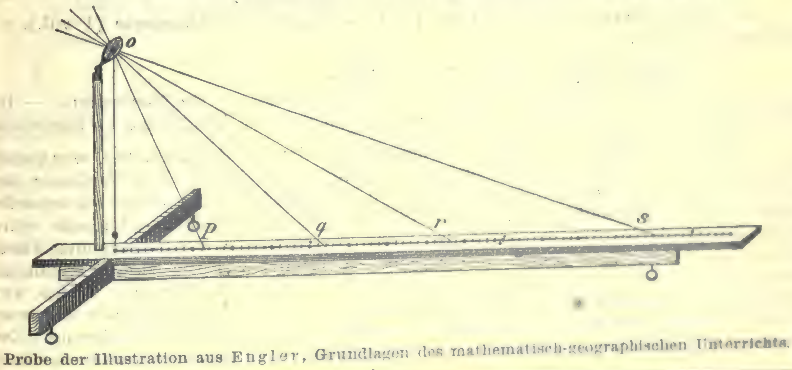
Bildet den I. Supplementband zu den *„Straſsburger theologischen Studien"* (s. S. 28) und ist eine Fortsetzung zu dem 1894 erschienenen Doppelheft 4 und 5 des I. Bandes dieser Studien: Die altchristliche Litteratur und ihre Erforschung seit 1880. Allgemeine Übersicht und erster Literaturbericht 1880—1884. (XX u. 240 S.) **3.40.**

Der II. Supplementband wird die eigentliche patristische Litteratur umfassen und voraussichtlich im Laufe des nächsten Jahres erscheinen.

Ender, Anton, Kurzer Abriſs der Katechetik für Lehrer- und Lehrerinnen-Bildungsanstalten. Mit Approbation des hochw. Fürstb. Generalvicariats Feldkirch. (B. Herder, Verlag, Wien.) 8⁰. (IV u. 52 S.) —**85** (1 Kr. ö. W.).

Das Büchlein ist einstweilen nur in dieser für österreichische Lehrer- und Lehrerinnen-Bildungsanstalten bestimmten Ausgabe erschienen.

Engler, Adolf, Grundlagen des mathematisch-geographischen Unterrichts in Elementarklassen. Ein Beitrag zur Methodik. Mit 16 Figuren und 6 Tafeln. gr. 8⁰. (IV u. 64 S.) **1.—**; geb. in Halbleinw. **1.30.**



Probe der Illustration aus Engler, Grundlagen des mathematisch-geographischen Unterrichts.

Von der Thatsache ausgehend, dafs der mathematischen Geographie in der pädagogischen Litteratur nicht die methodologische Durcharbeitung zu teil wird, wie sie hinsichtlich des ethischen und intellektuellen Bildungswertes des Gegenstandes erwartet werden dürfte, hat sich der Verfasser das Ziel gesetzt, zunächst das Interesse der Lehrerschaft für den Gegenstand zu gewinnen und dann an der Hand eines in der Praxis erprobten Ganges der didaktisch schwierigen Frage über den Zeitpunkt der Einführung des Globus in den Unterrichtsgang der mathematischen Geographie in Elementarklassen näher zu treten, einer Frage, bei welcher sich die Ansichten namhafter Didaktiker zur Zeit noch diametral gegenüberstehen. Das Werkchen ist in zwei theoretische, einen geschichtlichen und einen praktischen Teil gegliedert. Der praktische Teil hat sich das Motto gesetzt: „Durch Selbstthätigkeit zur Klarheit." Dabei versuchte er Diesterwegs Worten gerecht zu werden: „Die mathematische Geographie ist eine empirisch rationelle Wissenschaft. Der unterrichtliche Weg der Schule fällt zusammen mit dem Entwicklungsgange des menschlichen Geschlechts."

Frantz, Dr. Erich, Handbuch der Kunstgeschichte. Mit Titelbild und 393 Abbildungen im Text. gr. 8⁰. (XII u. 448 S.) **9.—; geb.** in Halbfranz **11.—**

Freudig wird es begrüfst werden, dafs der Verfasser der dreibändigen Geschichte der christlichen Malerei uns nunmehr ein reich illustriertes Handbuch der Kunstgeschichte schenkt. Obwohl das Buch zunächst als Führer für die akademischen Zuhörer des Verfassers bestimmt ist, wird die allgemein verständliche Darstellung demselben sicherlich bald einen weiten Wirkungskreis namentlich auch in Haus und Familie erschliefsen.

Göttsberger, Dr. Johann, Barhebräus und seine Scholien zur Heiligen Schrift. gr. 8⁰. (XVI u. 184 S.) **4.40.**

Bildet das 4. u. 5. (Doppel-) Heft (Schlufs) des V. Bandes der *„Biblischen Studien"*; s. S. 28.

Janssens, Dr. Laurentius, O. S. B., Summa Theologica ad modum commentarii in Aquinatis Summam praesentis aevi studiis aptatam. Cum approbatione superiorum. gr. 8⁰.

Tomus I: *Tractatus de Deo Uno. Pars prior* (I.-Q. I—XIII). (XXX u. 526 S.) **6.—; geb.** in Halbsaffian **8.—**

Tomus II: *Tractatus de Deo Uno. Pars altera* (I.-Q. XIV—XXVI.) (XVIII u. 600 S.) **6.—; geb.** in Halbsaffian **8.—**

Dieses Werk ist aus dem Kommissionsverlag von Desclée, Lefèbvre & Cie. in Rom in unsern Verlag übergegangen.

Unter der Presse befindet sich:

Tomus III: *De Deo Trino.*

Im Anschlufs hieran werden zunächst erscheinen:

De Verbo Incarnato (2 voll.). — De Deo Creante et Gubernante (1 vol.). — De Gratia (1 vol.).

Für später sind in Aussicht genommen:

De Peccatis. — De Virtutibus. — De Sacramentis. — De Novissimis. — De Vera Religione. — De Ecclesia et Romano Pontifice. — De Traditione et Scriptura.

„Der 600 Seiten starke (II.) Band behandelt in klarer und gründlicher, wenn auch etwas breiter Darstellung Gottes Wissen, Wollen und Macht. Der Verfasser bekundet neben einer grofsen Vertrautheit mit der einschlägigen Litteratur ein scharfes theologisches Urteil und hervorragende dialektische Gewandtheit. Einerseits wird durch gewissenhaftes Eingehen auf den Text des Aquinaten den angehenden Theologen diese schwierigste Partie der Summa in fafslicher Form zum Verständnis gebracht, anderseits bleibt aus dem Gebiete der positiven Theologie nichts von Bedeutung unberücksichtigt. Selbstredend finden auch die grofsen, gerade an diesen Teil der Summa anknüpfenden Schulkontroversen eine eingehende Würdigung. Der Verfasser hält das Dilemma (‚entweder praedeterminatio physica oder scientia media'),



Probe der Illustration aus Frantz, Handbuch der Kunstgeschichte: **Aus dem Paradies des Freiburger Münsters: Drei kluge Jungfrauen.**

unter dessen Banne sich die Geister bisher in zwei Lagern schroff gegenüberstanden, nicht für zwingend und betritt mit Kardinal Pecci und dessen Schüler Kardinal Satolli, mit Paquet u. a. den bekannten Mittelweg, auf dem nach seiner Überzeugung St. Augustin, St. Anselm und St. Thomas vorangegangen sind. Der ruhige, vornehme Ton, in welchem die hierher gehörenden Ausführungen gehalten sind, berührt sehr wohlthuend; auch mufs anerkannt werden, dafs der Verfasser seinen Standpunkt mit gröfserer Klarheit und Überzeugungskraft zu vertreten weifs, als es z. B. bei Satolli (De operationibus divinis) der Fall ist. . . ."

(Litterar. Rundschau. Freiburg 1900. Nr. 2.)

„. . . . Dem Programm des Autors zufolge wird man sein Werk sicherlich nicht als überflüssig ansehen, sondern es nur freundlichst begrüfsen können. Es

fragt sich nur, ob in den bisher vorliegenden zwei Bänden der Verfasser seinem Plane gerecht geworden ist; und wir stehen nicht an, mit einem unbedenklichen Ja zu antworten. Es sind nicht nur die qu. I—XXVI des ersten Teiles der Summa Artikel für Artikel durchweg treffend erklärt, mit den wünschenswerten Einleitungen und Anhängen versehen und zum Schlufs in einer Synopsis von wenig Zeilen sehr geschickt zusammengefafst, es ist auch für die Bereicherung, Erweiterung und Modernisierung (im guten Sinne des Wortes) der Vorlage in ausgiebiger und gewählter Weise gesorgt worden; und in beiden Hinsichten hat der Verfasser eine nicht geringe spekulative Kraft, eine treffliche Schulung und eine ganz bedeutende Belesenheit an den Tag gelegt. . . ." (Zeitschrift für kath. Theologie. Innsbruck 1900. 3. Heft.)

Lauterer, Dr. Joseph, Australien und Tasmanien. Nach eigener Anschauung und Forschung wissenschaftlich und praktisch geschildert. Mit Titelbild in Farbendruck, 158 Abbildungen und einer Karte. gr. 8⁰. (X u. 482 S.) **11.—; geb. in O.-Einb.: Leinw. mit reicher Deckenpressung 13.—.**

Bildet einen Bestandteil unserer *„Illustrierten Bibliothek der Länder- und Völkerkunde"*; s. S. 13.

Dr. Joseph Lauterer war durch seinen langjährigen Aufenthalt in Australien und durch seine vielfachen Beziehungen als praktischer Arzt und Friedensrichter, als Vorsitzender der Königl. Gesellschaft in Queensland und Ehrenmitglied der Pharmazeutischen Gesellschaft daselbst, als Vizepräsident der anthropologischen Abteilung für Fortschritt der Wissenschaften in Australien und Neuseeland und Dozent der Botanik an der pharmazeutischen Schule und der Kunstschule zu Brisbane etc. etc. in besonderem Mafse befähigt, ein wirkliches Originalwerk über den Australkontinent und Tasmanien zu schreiben.

Inhalt: I. Zum Lande der Pharaonen. — II. Im Roten Meer. — III. Im Indischen Ozean. — IV. Entdeckung und Staatengeschichte Australiens. — V. Struktur und Bodengeschichte Australiens. — VI. Klimatologie und Meteorologie. — VII. Pflanzenwelt. — VIII. Tierwelt. — IX. Die schwarzen Urbewohner Australiens. — X. Die Kolonisten Australiens. — XI. Topographie Australiens.

Nikel, Dr. Johannes, Die Wiederherstellung des jüdischen Gemeinwesens nach dem babylonischen Exil. gr. 8⁰. (XVI u. 228 S.) **5.40.**

Bildet das 2. u. 3. (Doppel-) Heft des V. Bandes der *„Biblischen Studien"*; s. S. 28.

„Eine der wichtigsten Perioden der israelitischen Geschichte ist das Jahrhundert nach dem babylonischen Exil; in gewisser Beziehung kann man diesen Zeitabschnitt geradezu die Epoche der Entstehung des ‚Judentums' nennen. Leider besitzen wir, streng genommen, nur eine einzige Quelle, welche brauchbares Material zur Erforschung jener Zeitepoche liefert. Es ist dies jenes Geschichtswerk des Chronisten, welches heute den Namen der ‚Bücher Esra und Nehemia' führt.

„Diese beiden Bücher bieten mehrere interessante Probleme, welche in neuerer Zeit wiederholt erörtert worden sind, und von deren Lösung die Frage der historischen Glaubwürdigkeit des Chronisten abhängt. Das erste Problem ist ein litterargeschichtliches. . . . Ein zweites Problem ist das chronologische. . . . Das dritte und wichtigste Problem ist endlich das kultgeschichtliche. . . . Abgesehen von den hier erwähnten Problemen bieten die Bücher Esra und Nehemia Anlafs zu manchen andern Erörterungen, welche die innere und äufsere Geschichte Israels betreffen; ich nenne nur die Frage nach dem Wesen und der Geschichte der israelitischen Geschlechter, nach den Grenzen des judäischen Gebietes, nach der Entstehung der samaritanischen Gemeinde, nach der Entwicklung des Schriftgelehrtentums und des jüdischen Gerichtswesens.

„Ich habe mir nun nicht die Aufgabe gestellt, sämtliche hier in Betracht kommenden Fragen zu behandeln; dazu hätte der zur Verfügung stehende Raum nicht ausgereicht. Es sind vielmehr hier vorwiegend jene Probleme berücksichtigt, welche mit der Frage der historischen Glaubwürdigkeit des Chronisten in engerer Beziehung stehen. . . ." (Aus dem Vorwort.)

Schlecht, Joseph, *ΔΙΔΑΧΗ ΤΩΝ ΔΩΔΕΚΑ ΑΠΟΣΤΟΛΩΝ*, Doctrina XII Apostolorum. Una cum antiqua versione latina prioris partis de duabus viis primum edidit. gr. 8⁰. (24 S.) **1.—**

Diese neue Ausgabe der Zwölf-Apostellehre ist zum Gebrauche in kirchenhistorischen Seminaren eingerichtet.



Probe der Illustration aus Lauterer, Australien und Tasmanien:
Gruppe von Gummibäumen.

Schmid, Dr. Al. von, Apologetik als spekulative Grundlegung der Theologie. gr. 8°. (VIII u. 354 S.) **4.—; geb. in Halbfranz 5.60.**

Inhalt. Einleitung: Das gemeingläubige Bewufstsein. — Die apologetische Wissenschaft. — Geschichte der apologetischen Wissenschaft. — Prinzip der Apologetik. — Methode der Apologetik. — Gliederung der Apologetik. — Erster Abschnitt: Die Möglichkeit und Notwendigkeit einer übernatürlichen Offenbarung. Begriff und Einteilung der übernatürlichen Offenbarung. — Begriff und Einteilung des Rationalismus. — Möglichkeit einer übernatürlichen Offenbarung überhaupt. — Möglichkeit einer geheimnisvollen Offenbarung. — Beziehungsweise Notwendigkeit einer übernatürlichen Offenbarung. — Zweiter Abschnitt: Die Erkennbarkeit einer übernatürlichen Offenbarung. Kriterien derselben. — Negative Kriterien der übernatürlichen Offenbarung. — Positive Inhaltskriterien der übernatürlichen Offenbarung. — Positive Thatsachenkriterien der übernatürlichen Offenbarung.

„Der vor zehn Jahren veröffentlichten philosophischen ‚Erkenntnifslehre‘ gedachte ich zunächst Untersuchungen über verschiedene metaphysische Probleme folgen zu lassen. Da diese jedoch eine zu weit ausgreifende Gestalt anzunehmen schienen, entschlofs ich mich, die Apologetik zu veröffentlichen. An die philosophische Erkenntnislehre schliefst sie sich naturgemäfs an als theologische Erkenntnislehre. Wie jene das Übersinnliche zu rechtfertigen versucht, so diese darüber hinaus das Übernatürliche. Wie jene die subjektive Grundlegung der Philosophie, so bildet diese die subjektive Grundlegung der Theologie für unsere Erkenntnis.

„Die Apologetik als spekulative Grundlegung der Theologie, wie sie hier vorliegt, verfolgt ein dreifaches Ziel. Allererst sucht sie bis ins Detail hinein die mannigfachen Fäden blofszulegen, durch welche die Theologie mit den weltlichen Wissenschaften verschlungen ist, so dafs sie sich von diesen nicht abschliefsen und isolieren kann, wenn sie ein berechtigtes Glied im Wissenschaftsorganismus bilden soll. Weiterhin sucht sie den Beweis zu erbringen, dafs die Theologie unter gewissen, thatsächlich zu erfüllenden Bedingungen in Wirklichkeit auch ein berechtigtes, ja nach obenhin abschliefsendes, krönendes Glied ausmache im Gesamtorganismus der Wissenschaften, sofern sie vermittelst der Apologetik oder Fundamentaltheologie von den Erfahrungs- und Vernunftwissenschaften aus sich als Wissenschaft zu konstituieren vermag ungeachtet ihrer Bindung an das Glaubensprinzip, dessen Berechtigung sie durch den Glaubwürdigkeitsbeweis methodisch aufzeigt. Endlich sucht dieselbe darzuthun, dafs die katholische Theologie den Charakter einer Wissenschaft und somit eine berechtigte Existenz im Gesamtorganismus der Wissenschaften beanspruchen könne, da sie nicht wie meistenteils die protestantische Theologie den christlichen Glauben und die christliche Glaubenswissenschaft blofs auf Herzenserfahrung gründen will, sondern allererst und vorzüglich vom Boden der Erfahrungs- und Vernunftwissenschaften aus eine objektiv-gültige Bewährung derselben zu geben strebt. . . .“ (Aus dem Vorwort.)

Schwarz, Franz von, Turkestan, die Wiege der indogermanischen Völker. Nach fünfzehnjährigem Aufenthalt in Turkestan dargestellt. Mit einem Titelbild in Farbendruck, 178 Abbildungen und einer Karte. gr. 8°. (XX u. 606 S.) **13.—; geb.** in O.-Einb.: Leinw. mit reicher Deckenpressung **15.—**

Bildet einen Bestandteil unserer *„Illustrierten Bibliothek der Länder- und Völkerkunde“*; s. S. 13.

„. . . Über Turkestan ist zwar in neuerer Zeit in deutscher, englischer und französischer Sprache eine ziemlich umfangreiche Litteratur entstanden, und man könnte es deshalb vielleicht für überflüssig halten, dafs ich dieselbe durch eine neue Arbeit vermehre. Diese Ansicht dürfte aber doch wohl kaum begründet sein. Denn erstens rühren die bisher in den erwähnten Sprachen erschienenen Reisewerke, abgesehen von kleineren aus dem Russischen übersetzten Aufsätzen, von Reisenden her, welche nur einzelne und in der Regel nur die leichter zugänglichen Teile von Turkestan durchreist und eben nur ihre zufälligen Beobachtungen und Reiseeindrücke zum besten gegeben haben. Zweitens ist, soviel wenigstens mir bekannt, eine zusammenfassende und systematische Schilderung Turkestans und seiner Bewohner bisher noch von niemand versucht worden. Wer sich also einen Überblick und eine eingehendere Kenntnis des Gegenstandes verschaffen wollte, war gezwungen, die ganze bisherige Reiselitteratur über Turkestan zu durchstöbern. Zur Abfassung einer



Probe der Illustration aus v. Schwarz, Turkestan:
Frau eines vornehmen Bucharen mit ihren Kindern. (Nach einer Aufnahme von G. Merzbacher.)

systematischen und übersichtlichen Darstellung glaubte ich aber gerade deshalb besonders in der Lage zu sein, weil ich dank meiner eigentümlichen dienstlichen Stellung Gelegenheit gehabt habe, Turkestan im Laufe von 15 Jahren in allen seinen Teilen in einer Weise kennen zu lernen, wie es wohl kaum einem zweiten zu teil geworden sein dürfte.

„Ich war nämlich zu Anfang des Jahres 1874 von General v. Kauffmann eingeladen worden, bei der von ihm in Taschkent zu gründenden Sternwarte die Stelle des Astronomen zu übernehmen, und kam im November desselben Jahres dorthin. Da die Sternwarte dienstlich dem Chef der militärtopographischen Abteilung des Generalstabes untergeordnet ist, so wurde ich neben meinen eigentlichen Berufs-

pflichten vom Generalstabe häufig mit der Ausführung von astronomischen Längen- und Breitenbestimmungen und barometrischen Höhenmessungen beauftragt, welche als Grundlage für die grofse Generalstabskarte von Turkestan zu dienen hatten. Mit den astronomischen Beobachtungen verband ich aus persönlichem Interesse für die Sache jedesmal auch Bestimmungen der erdmagnetischen Elemente. Auf diese Weise ist es mir möglich geworden, fast jedes Jahr gröfsere Reisen zu machen und Turkestan wiederholt nach allen Richtungen zu durchqueren. . . ."

(Aus dem Vorwort.)

Spillmann, Joseph, S. J., **„Selig die Barmherzigen!"** Erzählung aus den Tagen des Negeraufstandes von Haïti. Mit vier Bildern. *[Zweite Auflage.]* 12⁰. (VI u. 102 S.) **—80;** geb. in Halbleinw. **1.—**

Bildet das 16. Bändchen der Sammlung „*Spillmann,* Aus fernen Landen"; s. S. 25.

Von dem 10. Bändchen dieser Sammlung „Die Sklaven des Sultans" hat die Blindenanstalt in Paderborn eine Ausgabe in Blindenschrift veranstaltet. Weitere Bändchen in Blindenschrift werden vorbereitet.

„Die Erzählung behandelt eine tragische Episode aus dem Vorspiel zu den grofsen Negeraufständen auf Haiti, welche neben der unwürdigen Behandlung der Negersklaven seitens der Europäer durch die verhängnisvollen Ideen von Freiheit und Gleichheit in der französischen Revolution verursacht wurden. Das Ganze kann als vortreffliche Jugendlektüre bezeichnet werden, welche sich nicht ohne Spannung und ohne Erweiterung des Ideenkreises in historischer und besonders kulturgeschichtlicher Beziehung liest. . . ." (Deutsches Volksblatt. Stuttgart 1900. Nr. 166.)

——— **Um das Leben einer Königin.** Historischer Roman in zwei Bänden aus der französischen Schreckenszeit. (Fortsetzung von „Tapfer und Treu".) 12⁰. (XII u. 728 S. u. 2 Pläne.) **5.50;** in O.-Einb.: Leinw. mit Deckenpressung **7.50.**

Über den Inhalt dieses neuen Romans äufsert sich der Verfasser:

„Als ich meinen lieben Lesern in dem historischen Roman ‚Tapfer und Treu' ein Bild des Ausbruchs der grofsen französischen Revolution übergab, liefs ich mich zu dem Versprechen verleiten, im Rahmen einer ähnlichen Erzählung womöglich die Schilderung des Höhepunktes jener entsetzlichen Umwälzung folgen zu lassen. Die Lösung dieses Versprechens versucht nun der vorliegende Roman ‚Um das Leben einer Königin'. Wie bei der ersten Erzählung stehen auch hier die Erlebnisse eines Offiziers der Schweizergarde im Vordergrunde der Handlung; wie dort, wird auch hier ihm selbst die Erzählung derselben überlassen. Aber während es sich in ‚Tapfer und Treu' um den Heldenkampf des schweizerischen Garderegiments zur Verteidigung des Thrones handelte, kann unser Held hier nur mehr von den leider verfehlten Versuchen berichten, Freiheit und Leben des gefangenen Königs und der edeln Königin zu retten. Traurig und tragisch mufs also der Ausgang sein; voll Entsetzen sind auch die Tage, die der Erzähler zu schildern hat. Ist es ja ‚die Schreckenszeit', durch die er uns führt! Aber selbst unter der Herrschaft des Schreckens, welche die falsche Freiheit statt des versprochenen Glückes Frankreich bescherte, bieten sich uns, mitten im Wirbel der entfesselten Leidenschaften, Züge heroischer Treue und erhabenen Opfermutes, wohl geeignet, Geist und Herz zu erfreuen. Auch bringen freundliche Bilder und mehr als ein fröhlicher Zwischenfall Wechsel in das furchtbare Drama, das sich vor den Augen des Lesers abspielt.

„Den Hintergrund des Romans bildet die Zeit vom Dezember 1792, da der Prozefs gegen Ludwig XVI. begann, bis zum Thermidor 1794, da mit dem Sturze Robespierres und seiner Genossen die Schreckensherrschaft zusammenbrach. Die historische Handlung umfafst die verschiedenen Versuche, die gemacht wurden, den unglücklichen König seinem blutigen Schicksale zu entreifsen und Marie Antoinette mit ihren Kindern aus dem Temple und der Conciergerie zu befreien. . . ."

Thurnhofer, Franz Xaver, Bernhard Adelmann von Adelmannsfelden, Humanist und Luthers Freund (1457—1523). Ein Lebensbild aus der Zeit der beginnenden Kirchenspaltung in Deutschland. gr. 8⁰. (XVI u. 154 S.) **2.20.**

Bildet das 1. Heft des II. Bandes der „*Erläuterungen und Ergänzungen zu Janssens Geschichte des deutschen Volkes*"; s. S. 16.

„. . . Adelmanns äufsere Lebensverhältnisse, seine Wirksamkeit in Eichstätt und Augsburg, namentlich aber seine Stellung zum Humanismus und zur Religionsneuerung, dies alles wird von Thurnhofer auf Grund gedruckter und ungedruckter Quellen mit trefflicher Sachkenntnis geschildert. Mit grofser Gründlichkeit, wissenschaftlicher Kritik verbindet der Verfasser eine frische, anziehende Darstellung. . . .

„Mit besonderem Interesse liest man, was über Adelmanns Verhältnis zu Luther gesagt wird. Es kann keinem Zweifel unterliegen, dafs der von ernster Frömmigkeit beseelte Domherr es aufrichtig gemeint hat, wenn er die sittlichen Mifsstände innerhalb der Kirche tief bedauerte. Mit Begeisterung schlofs er sich denn auch einer Bewegung an, die ihm als Morgenrot besserer Tage erschien. Indessen hat er sich nicht blofs für eine Reform der Sitten erklärt, er hat auch hie und da bezüglich der katholischen Lehre Sätze ausgesprochen, die mit dem kirchlichen Standpunkte nicht vereinbar sind; innerlich war er von der Kirche abgefallen, wenn er auch äufserlich mit ihr verbunden blieb. Mit Recht hebt Thurnhofer hervor, dafs dieser Abfall zum Teil der mangelhaften theologischen Bildung Adelmanns zuzuschreiben sei. Es ist dies ein Punkt, der gewöhnlich viel zu wenig beachtet wird. Manche Gelehrte jener Zeit, insbesondere viele Humanisten, besafsen nur ganz geringe theologische Kenntnisse; daher fiel es ihnen auch so schwer, die eigentliche Bedeutung des religiösen Streites klar einzusehen. Wären am Anfange des 16. Jahrhunderts die Gebildeten in den theologischen Fragen besser bewandert gewesen, Luther hätte dann sicher in ihren Kreisen nicht so viele Anhänger gefunden.“

(Litterar. Rundschau. Freiburg 1900. Nr. 9.)

Weifs, Fr. Albert Maria, O. Pr., **Die Kunst zu leben.** 12°. (XVI u. 542 S.) **3.—; geb. in Leinw. 4.—; in feinem Halbfranzband 5.80.**

Inhalt: I. Die Kunst, zielbewufst zu leben. — II. Die Kunst, ein neues Leben zu leben. — III. Die Kunst, menschenwürdig zu leben. — IV. Die Kunst, gesund zu leben. — V. Die Kunst, gebildet zu leben. — VI. Die Kunst, charaktervoll zu leben. — VII. Die Kunst, innerlich zu leben. — VIII. Die Kunst, natürlich zu leben. — IX. Die Kunst, übernatürlich zu leben. — X. Die Kunst, thätig zu leben. — XI. Die Kunst, künstlerisch zu leben. — XII. Die Kunst, starkmütig zu leben. — XIII. Die Kunst, mit den Menschen zu leben. — XIV. Die Kunst, in der Welt zu leben. — XV. Die Kunst, mit der Zeit zu leben. — XVI. Die Kunst, mit der Natur zu leben. — XVII. Die Kunst, glücklich zu leben. — XVIII. Die Kunst, für die Ewigkeit zu leben. — Anhang: Tabitha, ein Künstlerleben im kleinen. (Erinnerungen an die sel. Mutter des Verfassers.)

Der weltkundige Dominikanerpater eröffnet diese „neue Auswahl von zeitgemäfsen Gedanken“ mit nachstehendem Gedicht:

Wer gern sich grofsen Namen schafft,
Der singe nur von Krieg und Schlacht,
Und wie die List zusammenrafft
Ein thönern Weltreich über Nacht.

Wer buhlt um Gunst bei jung und alt,
Der singe von der Liebe Glut
Und von der Schönheit Allgewalt
Und spreche heilig Fleisch und Blut.

Ich singe blofs, was jeder spürt,
Weil's jeder an sich selbst erlebt
Und wes sein Herz ihn überführt,
Wenngleich das Wort am Gaumen klebt,

Das alte Lied vom stolzen Geist,
Vom schwachen Fleisch, das Lied, wie leicht
Die falsche Zuversicht entgleist,
Wie schwer der Mensch sein Ziel erreicht.

Drob sind die Herzen erst empört,
Sie sind dies Liedes längst entwöhnt,
Doch haben sie es angehört,
Dann sind sie bald mit ihm versöhnt.

Denn jeder denkt: Das ist mein Mann,
Der giebt ja von mir selber Laut!
Der Mann, der dieses Lied ersann,
Ist mit dem Leben wohlvertraut.

Dann sing' ich ohne Scheu mein Lied,
Ob man es hafst, ob man es liebt;
Das ist der rechte Störenfried,
Der Krankheit stört und Frieden giebt!

2. *Fortsetzungen, neue Auflagen und Zeitschriften.*

Abrifs der Geschichte der deutschen National-Litteratur. Nach *G. Brugier* auf Grund eigener Studien zum Gebrauche an höheren Unterrichtsanstalten und zur Selbstbelehrung bearbeitet von *E. M. Harms* (E. M. Hamann). *Dritte, durchgesehene und verbesserte Auflage.* gr. 8°. (X u. 288 S.) **2.50**; geb. in Leinw. mit Deckenpressung **3.20.**

Archiv für Literatur- und Kirchen-Geschichte des Mittelalters. Herausgegeben von P. *Heinrich Denifle* O. Pr. und *Franz Ehrle* S. J. Mit Unterstützung der Görres-Gesellschaft. gr. 8°.

VII. Band. 3. und 4. (Doppel-) Heft. (VIII u. S. 421—696.) **12.—**

——— Der VII. Band vollständig. (VIII u. 696 S.) **20.—**

Das 1. und 2. (Doppel-) Heft dieses VII. Bandes erschien bereits 1893; die Verzögerung wurde durch unüberwindliche Hindernisse herbeigeführt.

Das „Archiv" erscheint in Bänden von je 4 Heften oder 2 Doppelheften. Preis pro Band **20.—**, einzelne Hefte apart **6.—**, ein Doppelheft apart **12.—**

Baumgartner, Alexander, S. J., Geschichte der Weltliteratur. gr. 8°. Lieferung 20—27. (III. Bd. *Erste und zweite Auflage.* S. V—XII u. 241—596 [Schlufs], und IV. Bd. *Erste und zweite Auflage.* S. 1—320.) à Lieferung **1.20.**

——— Dasselbe. III. Band: *Die griechische und lateinische Literatur des klassischen Altertums.* (17.—23. Lieferung.) *Erste und zweite Auflage.* (XII u. 596 S.) **8.40**; in O.-Einb.: Halbsaffian **10.80.**

Früher sind erschienen:

I. Band: *Die Literaturen Westasiens und der Nilländer.* (1.—8. Lieferung.) *Zweite, unveränderte Auflage.* (XX u. 620 S.) **9.60**; in O.-Einb.: Halbsaffian **12.—**

II. Band: *Die Literaturen Indiens und Ostasiens.* (9.—16. Lieferung.) *Erste und zweite Auflage.* (XVI u. 630 S.) **9.60**; in O.-Einb.: Halbsaffian **12.—**

Der IV. Band, enthaltend die lateinische und griechische Literatur der christlichen Völker, wird im Herbst d. J. vollständig werden.

Die weiteren Bände werden enthalten:

Die Literaturen der romanischen Völker. — Die Literaturen der nordgermanischen und slavischen Völker. — Die deutsche Literatur.

Jeder Band besteht für sich und ist einzeln käuflich.

„. . . Bei Besprechung der zwei ersten Bände lobte die Kritik einstimmig die grofse Belesenheit des geistreichen Verfassers, seine vielseitigen Sprachkenntnisse, den mafsvollen Idealismus seiner Weltanschauung, die Gründlichkeit seiner Forschung, sein klares, ruhiges und objektives Urteil, den Schwung und den Glanz der Darstellung.

„Mit Spannung sahen wir dem Erscheinen der neuen Abteilung entgegen, welche sich ja mit einem bereits so vielfach und gründlich bebauten Gebiete befassen sollte. Unsere Erwartung ging aber nicht auf ein Werk, das, mit einem gelehrten philologisch-kritischen Apparat ausgestattet, in die Reihe der Litteraturgeschichten eines Schwabe-Teuffel, M. Schanz, Christ, Bernhardy u. s. w. treten sollte, um mehr oder weniger dem Gebrauche des Fachmannes zu dienen, vielmehr sahen wir einer Geschichte der altklassischen Litteratur entgegen, welche, eingegliedert in eine Darstellung der Weltlitteratur, die bedeutendsten schriftlichen Denkmäler der Griechen und Römer mehr vom historisch-ästhetischen Standpunkte zum Gegenstande der Darstellung nehmen und seinen Zugang zu einem weiteren Kreise der Gebildeten finden wollte. Unsere Erwartung wurde erfüllt, und zu unserer Freude bemerkten wir, dafs die Eigenschaften, welche die beiden Vorgänger auszeichnen, auch dem dritten Bande nicht fehlen und dafs er recht geeignet ist, einen gröfseren Leserkreis in das Verständnis der altklassischen Litteratur einzuführen. Aber auch für den Philologen von Fach ist es von Interesse, zu beobachten, welch einen Gang der Untersuchung ein so fein gebildeter Kenner der Weltlitteratur, wie

Baumgartner es ist, gegenüber dem römischen und griechischen Altertum eingeschlagen hat, und auch ihm wird das Studium des Werkes nicht ohne Nutzen sein. Der Spezialforscher kann nämlich leicht in Einseitigkeit fallen, die Anknüpfungspunkte, welche die einzelnen Litteraturen miteinander verbinden, können ihm mehr verborgen bleiben, für scheinbare Gegensätze wird er nicht so bald die Ausgleichung finden. Hier tritt ihm aber das Urteil eines erfahrenen Litterarhistorikers entgegen, dessen Blick beständig das weite Gebiet der Gesamtlitteratur überschaut. . . ."

(Wochenschrift für klassische Philologie. Berlin 1900. Nr. 39.)

„. . . Dafs wir auch auf dem Gebiete der altklassischen Litteratur, wie auf dem der orientalischen, vom Verfasser eine das Niveau des Gewöhnlichen weit übersteigende Darstellung erwarten dürfen, beweist schon die erste Lieferung (des III. Bandes), in welcher Baumgartner, ohne sich in unchristliche Schwärmerei zu verlieren, gleich im ersten Kapitel, welches über ‚Volkstum, Sprache und Sage der Griechen' handelt, ein Verständnis für den Charakter, die Sprache und den typischen Schönheitssinn der alten Griechen bekundet, wie es nur einem so gewiegten Litterarhistoriker und Ästhetiker eigen sein kann. . . . Diese Auszüge mögen dazu dienen, den prinzipiellen Standpunkt des Verfassers zu charakterisieren. Es ist der entschieden christliche Standpunkt, welcher den Verfasser aber keineswegs hindert, der Bedeutung der klassischen Litteratur vollkommen gerecht zu werden, wie schon gleich die Behandlung der bedeutendsten Erzeugnisse derselben, der beiden homerischen Epen, der Ilias und Odyssee zeigt. . . . Die zahlreich eingestreuten Proben aus Ilias und Odyssee nach der bekannten Übersetzung von Vofs ermöglichen es selbst solchen Litteraturfreunden, welche mit der klassischen Litteratur weniger vertraut sind, an der Schönheit dieser Dichtungen sich zu erfreuen. Ja, selbst diejenigen, welche kein Griechisch und wenig Latein nach den modernsten Gepflogenheiten gelernt haben, können wenigstens eine Ahnung von der grundlegenden Bedeutung der klassischen Litteratur für die allgemeine Bildung aus dem Werke Baumgartners schöpfen. . . ."

(Germania. Berlin 1900. Nr. 21.)

„Der gelehrte Jesuitenpater hat mit den vorliegenden Bänden ein Werk begonnen, das auch aufserhalb spezifisch katholischer Kreise mit Nutzen und Vergnügen gelesen werden wird. Ein erstaunlicher Fleifs hat ein kaum übersehbares Material gesammelt, und ein feiner Sinn für das poetisch Wertvolle und national Charakteristische hat es gesichtet. Zahlreiche Auszüge in den besprochenen Werken verlebendigen das Werk und machen es, wo man es aufschlägt, zu einer interessanten Lektüre. Der Verfasser bemüht sich, möglichst objektiv und vorurteilslos zu sein. . . ."

(Berliner Tageblatt. 1900. Nr. 253.)

P. Baumgartner ist mit allen Stimmen zum auswärtigen Mitglied der Königl. vlämischen Akademie zu Gent gewählt worden.

Bibliothek, Illustrierte, der Länder- und Völkerkunde. gr. 8°.

Unter diesem Titel erscheint in unserem Verlage eine Sammlung illustrierter Schriften zur Länder- und Völkerkunde, die sich durch zeitgemäfsen, interessanten und gediegenen Inhalt, gemeinverständliche Darstellung, künstlerische Schönheit und sittliche Reinheit der Illustration, sowie durch elegante Ausstattung auszeichnen sollen.

Sechzehn Bände sind bis jetzt erschienen. Jeder Band besteht für sich als ein selbständiges Werk und ist einzeln käuflich.

Die zwei neuesten Bände sind:

Lauterer, Dr. *Joseph,* Australien und Tasmanien. Nach eigener Anschauung und Forschung wissenschaftlich und praktisch geschildert. Mit Titelbild in Farbendruck, 158 Abbildungen und einer Karte. (X u. 482 S.) **11.—**; geb. in O.-Einb.: Leinw. mit reicher Deckenpressung **13.—** (Näheres s. S. 6.)

Schwarz, Franz von, Turkestan, die Wiege der indogermanischen Völker. Nach fünfzehnjährigem Aufenthalt in Turkestan dargestellt. Mit einem Titelbild in Farbendruck, 178 Abbildungen und einer Karte. (XX u. 606 S.) **13.—**; geb. in O.-Einb.: Leinw. mit reicher Deckenpressung **15.—** (Näheres s. S. 8.)

Bibliothek, Theologische. Mit Approbation des hochw. Herrn Erzbischofs von Freiburg. gr. 8⁰.

Zweite Serie.

Gihr, Dr. *Nikolaus,* **Die Sequenzen des römischen Mefsbuches dogmatisch und ascetisch erklärt.** Nebst einer Abhandlung über die Schmerzen Mariä. *Zweite Auflage.* Mit fünf Bildern. (VIII u. 310 S.) **3.60;** geb. in Halbsaffian **5.60.** (Näheres s. S. 17.)

Stöhr, Dr. *August,* **Handbuch der Pastoralmedizin mit besonderer Berücksichtigung der Hygiene.** *Vierte Auflage,* bearbeitet und herausgegeben von Dr. *Ludwig Kannamüller.* (X u. 538 S.) **6.—;** geb. in Halbsaffian **8.—** (Näheres s. S. 27.)

Delabar, G., Anleitung zum Linearzeichnen, mit besonderer Berücksichtigung des gewerblichen und technischen Zeichnens, als Lehrmittel für Lehrer und Schüler an den verschiedenen gewerblichen und technischen Lehranstalten, sowie zum Selbststudium. 10 Hefte. Quer-8⁰.

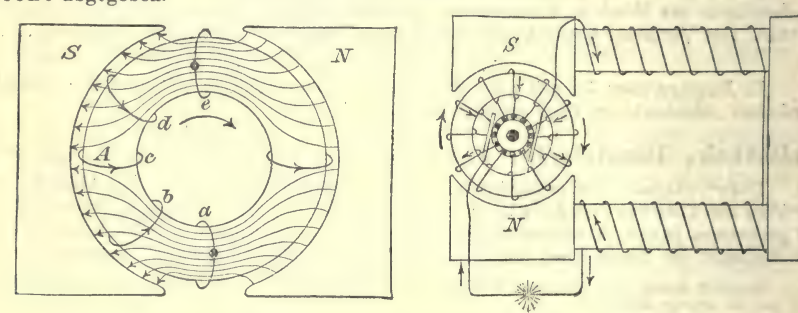
6. Heft: *Die Säulenordnungen und das Wichtigste über Bauentwürfe etc.* Mit 79 Figuren auf 28 lithographierten Tafeln und 5 Holzschnitten. *Dritte, verbesserte Auflage.* (VIII u. 88 S. Text.) Geb. **3.—**

Dressel, Ludwig, S. J., **Elementares Lehrbuch der Physik** nach den neuesten Anschauungen für höhere Schulen und zum Selbstunterricht. *Zweite, vermehrte und vollständig umgearbeitete Auflage.* Zwei Abteilungen. Mit 589 in den Text gedruckten Figuren. gr. 8⁰. (XXIV u. 1026 S.) **15.—;** geb. in zwei Halblederbänden **16.—**

Erste Abteilung. Mit 200 in den Text gedruckten Figuren. (XVI u. 434 S.)

Zweite Abteilung. Mit 389 in den Text gedruckten Figuren. (VIII u. S. 435—1026.)

Beide Abteilungen bilden ein zusammenhängendes Ganzes und werden einzeln nicht abgegeben.



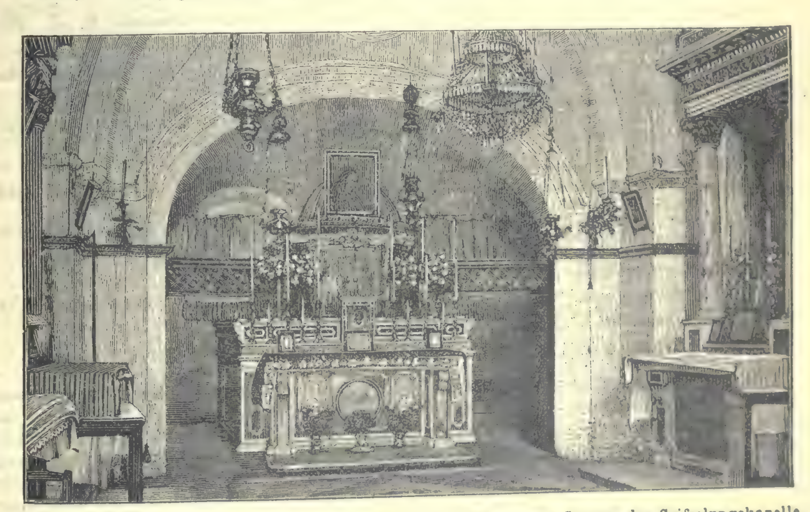
Proben der Illustration aus Dressel, Lehrbuch der Physik.

„Plan und Anlage des Lehrbuches blieben in der neuen Auflage unverändert. Dasselbe soll ein getreues Bild des heutigen Standes der Physik entwerfen, von den Erfahrungsthatsachen wie von den theoretischen Erklärungen, soweit dies der elementare Charakter des Buches gestattet. Es ist nicht für Physiker von Fach geschrieben und beabsichtigt auch nicht zur Heranbildung solcher anzuleiten. Wir glauben nichtsdestoweniger annehmen zu dürfen, das Buch könne auch dem Lehrer der Physik an Mittelschulen vieles bieten, was ihm bei der Erklärung seines Unterrichtsgegenstandes von Nutzen sein kann. Solche Studierende an Hochschulen, welche die Physik nur als Nebenfach betreiben, werden es aufser ihren Vorlesungen gleichfalls mit Vorteil lesen. Im allgemeinen will das Lehrbuch jenen Führer und Ratgeber

sein, welche, mit der elementaren Vorbildung am Gymnasium oder an der Realschule ausgerüstet, über den jetzigen Entwicklungszustand der gesamten Physik oder einzelner Fragen derselben gründliche Auskunft wünschen. Bei dem hohen Interesse einerseits, das man heute den Naturwissenschaften von allen Seiten entgegenbringt, und anderseits bei dem raschen Voranschreiten, wodurch die Physik unter diesen sich auszeichnet, giebt es in den verschiedensten Berufsklassen viele, welche das Wissenswerte und Neue aus diesem Gebiete kurz zusammengedrängt, übersichtlich geordnet, einfach und im Zusammenhang erklärt zu besitzen verlangen. Sie alle hat das Lehrbuch im Auge. Entsprechend einem so weiten und gemischten Leserkreise wurden nicht blofs die zu behandelnden Gegenstände ausgewählt, sondern auch die Erklärungen so niedrig gehalten, dafs aufser der oben erwähnten Vorbildung keinerlei besondere Vorkenntnisse, z. B. aus der Mathematik, zum Verständnis erfordert werden. Es ist ein Lehrbuch und als solches nicht zur Unterhaltung, sondern zum Lernen geschrieben. Einiges Nachdenken wird darum zum klaren Erfassen des Gegenstandes hie und da schon von nöten sein. Dem Leser diese Geistesarbeit vollständig zu ersparen, war einmal schon wegen der überall angestrebten Kürze kaum zu erreichen. Der Plan sodann, nicht allein das nackte Erfahrungsmaterial zu schildern, sondern auch ein zutreffendes Bild zu liefern von der wissenschaftlichen Verarbeitung desselben und von den herrschenden theoretischen Strömungen, konnte nicht wohl durchgeführt werden, ohne gleichzeitig an die Aufmerksamkeit des Lesers bisweilen höhere Anforderungen zu stellen. Wir hoffen jedoch, auch die schwierigeren Partien der Physik jedem zugänglich gemacht zu haben. . . ."

(Aus dem Vorwort.)

Düsterwald, Dr. **Franz, Der heilige Kreuzweg zu Jerusalem und die Kreuzweg-Andacht.** Mit neuen Abbildungen der heiligen Leidensstätten und einem Plan der Kirche des heiligen Grabes. *Dritte, vermehrte Auflage.* Mit Approbation des hochw. Herrn Erzbischofs von Freiburg. 12⁰. (XII u. 176 S. u. 1 Titelbild.) **—90;** geb. in Leinw. mit Rotschnitt **1.40.**



Probe der Illustration aus Düsterwald, Der heilige Kreuzweg: Inneres der Geifselungskapelle.

Das Format dieser neuen Auflage ist handlicher als das der früheren. Die Bilder zeigen die jetzige Ansicht der Kreuzweg-Stationen und anderer wichtiger Stätten Jerusalems und sind fast durchweg für das Büchlein neu hergestellt worden. Der Reinertrag ist für das neue deutsche Hospiz vor dem Damaskusthor in Jerusalem bestimmt.

Eberhard, Dr. Matthias, Bischof von Trier, **Kanzel-Vorträge.** Herausgegeben von Dr. *Aegidius Ditscheid.* 6 Bde. gr. 8⁰.

VI. Band (Supplement): Predigten und Betrachtungen über Sonn- und Festtags-Evangelien. *Dritte Auflage.* (VIII u. 456 S.) **5.—; geb.** in Halbfranz **7.—**

Damit liegt das ganze Predigtwerk wieder vollständig vor. Sechs Bände zusammen **30.50**; geb. in Halbfranz **42.50.**

„. . . Wer zeitgemäfse, dogmatisch tiefe und dabei doch klare, durch Beispiele erläuterte, in der Form vollendete, die Herzen der Zuhörer bewegende Predigten lesen, studieren und daran sich bilden will, der greife zu vorliegenden Vorträgen! . . .“ (Theol.-prakt. Monatsschrift. Passau 1895. 1. Heft.)

Erläuterungen und Ergänzungen zu Janssens Geschichte des deutschen Volkes. Herausgegeben von *Ludwig Pastor.* gr. 8⁰.

II. Band, 1. Heft: *Thurnhofer, Franz Xaver,* **Bernhard Adelmann von Adelmannsfelden,** Humanist und Luthers Freund (1457—1523). Ein Lebensbild aus der Zeit der beginnenden Kirchenspaltung in Deutschland. (XVI u. 154 S.) **2.20.** (Näheres s. S. 10.)

Die „Erläuterungen und Ergänzungen“ erscheinen in zwangloser Reihenfolge. Die einzelnen Hefte bezw. Doppelhefte, deren jedes ein Ganzes für sich bildet, sind einzeln käuflich. Der Umfang eines Heftes soll durchschnittlich sechs bis zehn Bogen à 16 Seiten gr. 8⁰ betragen. Die Zahl der in einem Jahre erscheinenden Hefte wird drei nicht übersteigen; je vier bis sechs Hefte bilden einen Band.

Gietmann, Gerhard, S. J., und Johannes Sörensen S. J., Kunstlehre in fünf Teilen. gr. 8⁰.

Zweiter Teil: *Poetik und Mimik.* Von *Gerhard Gietmann* S. J. Mit 7 Abbildungen. (X u. 520 S.) **6.—; geb.** in Halbfranz **8.—**

Inhalt: Begriff, Bedeutung und Geschichte der Poetik. — Stellung der Poesie unter den schönen Künsten. — Wesen und Aufgabe der Poesie. — Dichterische Thätigkeit. — Form der Poesie. — Dichtungsarten im allgemeinen. — Die Volksepik grofsen Stiles. — Kunstepos und Prosaepos. — Kleinere epische Gedichte. — Lyrik. — Das ernste Drama. — Die komische Dichtung. — Die allegorische Dichtung. — Die Mimik.

Früher sind erschienen:

Erster Teil: *Allgemeine Ästhetik.* Von *Gerhard Gietmann* S. J. Mit 11 Abbildungen. (VI u. 340 S.) **4.20; geb.** in Halbfranz **6.—**

Dritter Teil: *Musik-Ästhetik.* Von *Gerhard Gietmann* S. J. Mit 6 Abbildungen und vielen kürzeren Musikproben. (VIII u. 370 S.) **4.40; geb.** in Halbfranz **6.20.**

Daran werden sich noch anschliefsen:

Vierter Teil: Malerei, Bildnerei und schmückende Kunst, von J. Sörensen S. J. (Erscheint im Frühjahr 1901.)

Fünfter Teil: Ästhetik der Baukunst, von G. Gietmann S. J.

„. . . Die Auffindung des weiten Stoffes wird erleichtert durch die genauen Register; sie geben dem Buche einen Vorzug selbst vor der an Einzelnotizen so reichen Poetik von Beyer. Die dadurch gesicherte praktische Brauchbarkeit gewinnt durch die Bevorzugung vieler Einzelfragen, welche die langjährige Erfahrung des Professors, Ästhetikers und Exegeten beweisen. . . . Das Buch selbst darf in seiner Form als ein Musterbeispiel der darin gebotenen Ausführungen bezeichnet werden: die Sprache dient nur dem Inhalte und ist deshalb vor allem korrekt und bestimmt; aber selbst die Schönheit der Darstellung wird trotz der Gedankenfülle nur von den wenigsten Arbeiten verwandten Inhaltes erreicht oder gar übertroffen. Auch Bilderschmuck und Druck verdienen alle Anerkennung. . . .“

(Litterar. Handweiser. Münster 1900, Nr. 733 u. 734, über den 2. Teil.)

„Die neue ‚Kunstlehre‘ ist, will man nach den vorliegenden beiden Teilen (1 u. 3) ihre Eigenart kurz zusammenfassen: philosophisch, aristotelisch-christlich,

vermittelnd. Als Vertreter aristotelisch-christlicher Anschauungen in der Philosophie und eines konkreten Idealismus in der Kunst kann der schon so von Carriere, Hartmann, Schasler, Vischer grundsätzlich verschiedene Verfasser nicht in allen Punkten allgemeine Anerkennung erwerben. Doch vertritt er im Gegensatz zu verwandten Schriften eine versöhnende Richtung und vermittelt schon durch Aufbau auf Philosophie und die Wahl des aristotelischen Systems; dann durch eingehendes Studium, Würdigung und vornehm-sachliche Kritik der Gegner und mafsvolles Urteil in strittigen Punkten, Versöhnung von Philosophie und Leben, durch Vermeidung konfessioneller ‚Schäife' bei klarer Aussprache des Katholizismus. . . . An Umfang und Fülle des positiven Materials sind manche Ästhetikwerke überlegen, nicht in der Methode, welche den geschulten Philosophen verrät: durch bestimmte Fixierung der philosophischen Grundlagen, Genauigkeit der Beweise, deutliches Referat über fremde Ansichten, präzise Sprache bei Vermeidung des Kathedertones.

„Das also eigenartige Werk verdient, zumal auch die Ausstattung gefällig, der Bilderschmuck mäfsig, doch geschmackvoll, alle Empfehlung für jeden, dem es um gründliche Kenntnis der behandelten Fragen zu thun ist."

(Literarisches Centralblatt. Leipzig 1900. Nr. 39.)

Gihr, Dr. Nikolaus, Die Sequenzen des römischen Mefsbuches dogmatisch und ascetisch erklärt. Nebst einer Abhandlung über die Schmerzen Mariä. *Zweite Auflage.* Mit fünf Bildern. Mit Approbation und Empfehlung des hochw. Herrn Erzbischofs von Freiburg. gr. 8⁰. (VIII u. 310 S.) **3.60; geb. in Halbsaffian 5.60.**

Gehört zur zweiten Serie unserer *„Theologischen Bibliothek"*; s. S. 14.

„Die Sequenzen des römischen Mefsbuches werden von jeher als Meisterwerke der religiösen bezw. liturgischen Poesie anerkannt und bewundert. Mit dieser allgemeinen Anerkennung und Bewunderung sollte aber auch das gründliche Verständnis sowie die praktische Verwertung der herrlichen Gesänge Hand in Hand gehen. Zur Erreichung des genannten Zieles soll vorliegende dogmatisch-ascetische Erklärung Anregung und Anweisung geben. Im Anschlufs an den Wortlaut des Textes sucht sie den reichen und tiefen Gehalt unserer Sequenzen in solcher Ausführlichkeit darzulegen, dafs er sich mit Leichtigkeit praktisch nutzbar machen läfst. In dieser zweiten Auflage wurde die Erklärung erheblich gekürzt und vereinfacht, damit sie auch für weitere Kreise der Laienwelt leicht verständlich werde und zu geistlicher Lesung sowie zur Betrachtung sich eigne." (Vorwort.)

„. . . Zunächst wünschen wir dieses Buch in die Bibliothek jedes Priesters. Hier findet er in Hülle, was er sonst oft vergebens in seichter, gedankenarmer Predigtlitteratur und weitschweifigen Betrachtungsbüchern sucht: Gedanken, Offenbarungswahrheiten, angewandt aufs praktische Leben, eingekleidet in eine edle, oft hochpoetische Sprache, gestützt durch reiche Citate aus der Schrift, den Vätern und den besten Theologen. Die zweite Auflage reflektiert nächst den Geistlichen auch auf die gebildete Laienwelt. In der That liefert dieses Buch einen sehr schätzenswerten Beitrag zur Lösung der Frage, die Laienwelt wieder in das Verständnis der Liturgie und des Kirchenjahres einzuführen. Wo deshalb ein Geschenk in einer gebildeten katholischen Familie notwendig wird, da kann man nur mit Glück zu den Sequenzen greifen." (Oberrhein. Pastoralblatt. Freiburg 1900. Nr. 17.)

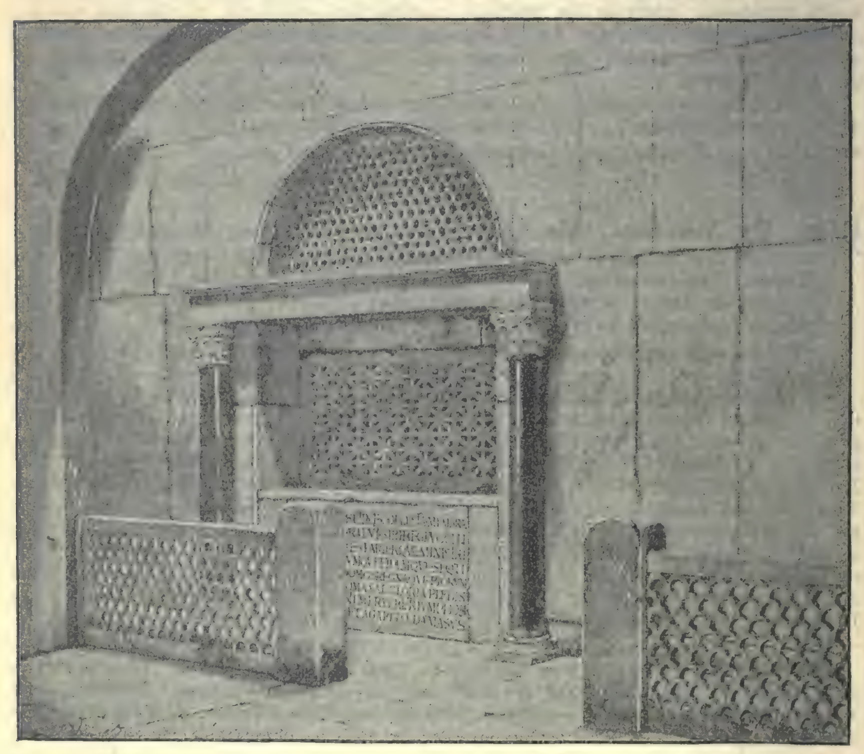
Giordano, Johann Baptist, Das eucharistische Leben und das ewige Königtum Jesu Christi. Aus dem Italienischen. *Zweite Auflage.* Mit einem Titelbild. Mit Approbation des hochw. Herrn Erzbischofs von Freiburg. 16⁰. (VI und 144 S.) **—60**; geb. in Leinw. mit Goldschnitt **1.20.**

Diese neue Auflage zeigt eine wesentlich verschönerte Ausstattung mit Schwabacher Lettern und roter Einfassung, wonach das Büchlein sich besonders zu Geschenken eignet.

Grisar, Hartmann, S. J., Geschichte Roms und der Päpste im Mittelalter. Mit besonderer Berücksichtigung von Cultur und Kunst nach den Quellen dargestellt. - Lex.-8⁰.

Erster Band: *Rom beim Ausgang der antiken Welt.* Nach den schriftlichen Quellen und den Monumenten. Mit vielen historischen Abbildungen und Plänen. Zehnte u. elfte Lieferung. (S. 577—704.) à **1.60.**

Das Werk ist auf sechs Bände berechnet. — Der erste Band wird noch vor Ablauf von 1900 in circa 15 Lieferungen vollständig vorliegen.



Probe der Illustration aus Grisar, Geschichte Roms und der Päpste, I. Band:
Grab der hll. Felicissimus und Agapatus in der Katakombe des Prätextatus. (Rekonstruktion.)

„. . . Die längjährige Thätigkeit Grisars als Professor der Kirchengeschichte und die ausschliefsliche Beschäftigung mit dem Studium Roms an Ort und Stelle seit einer weiteren langen Reihe von Jahren befähigten ihn auf das beste, ein solches Werk in Angriff zu nehmen. Schon das erste nunmehr vollständig vorliegende Buch rechtfertigt vollauf die hohen Erwartungen, welche man an das Erscheinen des Werkes zu knüpfen berechtigt war. Eingehendste Kenntnis der Monumente wie der litterarischen Quellen, Sicherheit in der Kritik, treffliche Auswahl der zu schildernden Monumente, klare Disposition des Stoffes, eine sehr geschickte Gruppierung und eine schöne Darstellung zeichnen das Werk in hohem Mafse aus. Und dabei ist zu berücksichtigen, dafs es sich wohl um einen höchst anziehenden, aber auch um einen sehr schwierigen und oft spröden Gegenstand handelt, wo schon allein das richtige Mafshalten den Meister zeigt. Sehr wohlthuend mutet die Wärme an, mit welcher der Verfasser als katholischer Kirchenhistoriker die gewaltige Institution des

Papsttums wie die herrliche *Urbs aeterna* schildert, ohne dabei von der historischen Wahrheit und Objektivität abzuweichen. Die prächtig ausgeführten und trefflich gewählten Illustrationen und Pläne veranschaulichen dem Leser die im Texte enthaltenen Schilderungen und bilden wirklich ein das Verständnis erleichterndes und den Genufs bei der Lektüre förderndes Hilfsmittel. . . .

„Trotz der streng wissenschaftlichen, kritischen Untersuchungen, welche der gesamten Darstellung zu Grunde liegen, ist die Form so gewählt, dafs jeder allgemein Gebildete ohne alle Schwierigkeit das wirklich monumentale Werk lesen kann."

(Allgem. Litteraturblatt. Wien 1900. Nr. 11.)

Hattler, Franz, S. J., **Das Haus des Herzens Jesu.** Illustriertes Hausbuch für die christliche Familie. *Dritte Auflage.* Mit Titelbild in Farbendruck. Mit Approbation des hochw. Herrn Erzbischofs von Freiburg und Erlaubnis der Ordensobern. 4⁰. (VIII u. 266 S.) **3.—**; geb. in O.-Einb.: Leinw. mit Deckenpressung **5.—**

Diese neue Auflage erscheint in gröfserem Format und wesentlich verbesserter Ausstattung und empfiehlt sich durch den gediegenen Inhalt als echtes katholisches Familienbuch. In dem neuen geschmackvollen Originaleinband eignet sich das Werk vorzüglich als Geschenk für jede katholische Familie.

„‚Was ich will,' sagt der Herr Verfasser selbst von seinem Buche, ‚ist kurz gesagt das: Ich will Euer Haus zu einem recht christlichen Haus machen. Ich will bitten und helfen, dafs Ihr Euer Haus herrichtet so schön und sauber, dafs Christus mit ganzer Liebe seines Herzens bei Euch Einkehr nehmen und unter Euch wohnen mag, und er von Eurem Haus und Eurer Familie sagen kann, was geschrieben steht vom Tempel Salomons: „Ich habe geheiligt das Haus, das du gebaut, ich lege meinen Namen auf ewig daselbst nieder und es werden daselbst sein alle Tage meine Augen und mein Herz!" Ein solches Haus, das ganz nach dem Wohlgefallen des Herzens Jesu eingerichtet ist, verdient mit allem Recht den schönen Namen: Haus des Herzens Jesu.' Uns erübrigt nur noch zu sagen, dafs P. Hattlers Buch für das christliche Haus Licht, Salz und Brot ist. Vater, Mutter, Kinder, Dienstboten — alle finden in ihm sich gezeichnet in den Tugenden, die sie anstreben sollen, schlicht, packend und lebenswahr. Unterweisung und Erzählung ergänzen sich gegenseitig in glücklichster Weise. Ausstattung und Druck sind vorzüglich, die zahlreichen Bilder ohne Ausnahme sehr würdig; der Preis für das Gebotene sehr niedrig. Wir wünschen das Buch in jedes Haus in Stadt und Land." (Die heilige Familie. München 1900. 8. Heft.)

Hettinger, Dr. Franz, Apologie des Christenthums. *Achte Auflage,* herausgegeben von Dr. *Eugen Müller.* Mit Approbation des hochw. Herrn Erzbischofs von Freiburg. Fünf Bände oder 20 Lieferungen 8⁰. à Lieferung **1.—**

Fünfter (Schluss-) Band (17.—20. Lieferung): *Die Dogmen des Christenthums.* Dritte Abtheilung. (VI u. 640 S.) **4.—**; geb. in Halbfranz **5.80.**

Früher sind erschienen:

Erster Band (1.—4. Lieferung): *Der Beweis des Christenthums.* Erste Abtheilung. (XL u. 570 S.) **4.—**; geb. in Halbfranz **5.80.**

Zweiter Band (5.—8. Lieferung): *Der Beweis des Christenthums.* Zweite Abtheilung. (VI u. 510 S.) **4.—**; geb. in Halbfranz **5.80.**

Dritter Band (9.—12. Lieferung): *Die Dogmen des Christenthums.* Erste Abtheilung. (XVI u. 590 S.) **4.—**; geb. in Halbfranz **5.80.**

Vierter Band (13.—16. Lieferung): *Die Dogmen des Christenthums.* Zweite Abtheilung. (VI u. 618 S.) **4.—**; geb. in Halbfranz **5.80.**

Das ganze Werk vollständig in fünf Bänden. (LXXIV u. 2928 S.) **20.—**; geb. in Halbfranz **29.—**

„Hettingers Apologie bedarf keiner Anpreisung mehr, sondern nur der Anzeige, dafs sie in achter Auflage soeben erscheint für die jüngeren, immer neu wieder zu-

gehenden Theologen und Priester. Sie ist ein Leuchtturm im Meere der Irrtümer. Das Werk hat klassischen Wert. Herr Professor E. Müller hat das Werk einerseits in seiner vollen sprachlichen wie inhaltlichen Schönheit erhalten, anderseits in glänzender Weise mit Geschick, Belesenheit und Gelehrtheit das hinzugefügt, was eine Apologetik erheischt, die auf der Höhe der Zeit stehen will.“

(Kanzelstimmen. Würzburg 1899. I. Litter. Beil.)

Kempis, Der kleine. Brosamen aus den meistens unbekannten Schriften des Thomas von Kempis. Herausgegeben von Dr. *Franz Hettinger*. *Zweite Auflage.* Mit einem Titelbild. Mit Approbation des hochw. Herrn Erzbischofs von Freiburg. 16⁰. (VIII u. 176 S.) **—75;** geb. in Leinw. mit Goldschnitt **1.30.**

Diese neue Auflage zeigt eine wesentlich verschönerte Ausstattung mit Schwabacher Lettern und roter Einfassung, wonach das Büchlein sich besonders zu Geschenken eignet.

„. . . Es weht der Odem Gottes in diesen Blättern; sie bieten in der That Brosamen für die Gesunden, Arznei in der Krankheit. Sie machen das Auge hell, die Meinung gerade, das Herz stark und lind, den Willen kampfmütig und opferbereit und geben der Seele mitten in der Welt eine Stimmung, als wäre alles Irdische von ihr verschwunden und lebte sie mit ihrem Gott allein.“

(Aus dem Vorwort des sel. Herausgebers.)

Kirchenlexikon, Wetzer und Welte's, oder Encyklopädie der katholischen Theologie und ihrer Hülfswissenschaften. *Zweite Auflage,* in neuer Bearbeitung, unter Mitwirkung vieler katholischen Gelehrten, begonnen von *Joseph* Cardinal *Hergenröther*, fortgesetzt von Dr. *Franz Kaulen.* Mit Approbation des hochw. Herrn Erzbischofs von Freiburg. Lex.-8⁰.

126.—128. Heft: *Vergeltung* bis *Wessenberg.* (XII. Band, Spalte 769—1344.) à **1.—**

Kraus, Franz Xaver, Geschichte der christlichen Kunst. In zwei Bänden. Mit zahlreichen Illustrationen. Lex.-8⁰.

Zweiter Band: *Die Kunst des Mittelalters, der Renaissance und der Neuzeit.* Zweite Abtheilung: *Renaissance und Neuzeit.* Erste Hälfte. Mit 132 Abbildungen. (IV u. S. 1—282.) **8.—**

Inhalt: XXI. Buch. Begriff, Natur und constitutive Elemente der Renaissance. Allgemeine Uebersicht ihrer geschichtlichen Entwicklung. XXII. Buch. Die italienische Frührenaissance. 1. Der Prolog der Renaissance. 2. Aufschwung der Sculptur. Die Pisaner. 3. Die Altflorentiner — Cimabue — Giotto — Orcagna. 4. Die altsienesische Schule und ihr Ausgang. 5. Die allegorische Klosterkunst des Trecento. 6. Der Camposanto in Pisa. 7. Die Architektur der Quattrocentisten. Brunelleschi. Alberti. 8. Sieg der neuen Richtung in der Malerei. Volles Einrücken des Realismus und der Antike. 9. Realismus und Antike in den oberitalienischen Schulen. Die mythologische Richtung in Florenz. 10. Die Sculptur des Quattrocento. 11. Fra Angelico und die mystische Schule. 12. Die toscanisch-umbrische und die umbrische Schule. 13. Kampf der alten und der neuen Richtung zu Ende des Quattrocento. Letzte Reaktion der alten Tendenzen: Savonarola. Vorwalten und Sieg der Renaissance.

Früher sind erschienen:

Erster Band: *Die hellenistisch-römische Kunst der alten Christen. Die byzantinische Kunst. Anfänge der Kunst bei den Völkern des Nordens.* Mit Titelbild in Farbendruck und 484 Abbildungen im Text. (XX u. 622 S.) **16.—;** geb. in Halbsaffian **21.—** Einbanddecke **3.—**

Zweiter Band: *Die Kunst des Mittelalters, der Renaissance und der Neuzeit.* Erste Abtheilung: *Mittelalter.* Mit Titelbild in Heliogravüre und 306 Abbildungen im Text. (XII u. 512 S.) **14.—;** geb. in Halbsaffian **19.—** Einbanddecke **3.—**

„Schon in unsern Besprechungen der früheren Abschnitte haben wir den monumentalen Charakter des Werkes gebührend hervorgehoben und können unsere Bewunderung der profunden Gelehrsamkeit des Verfassers auch diesem neuen Halbbande gegenüber nur wiederholen. Wer in Zukunft auf irgend einem Felde der christlichen Kunstgeschichte eingehendere Spezialstudien zu unternehmen gedenkt,



Probe der Illustration aus Kraus, Geschichte der christlichen Kunst: Giovanni Bellini (?), Madonna.
(Sammlung F. X. Kraus, Freiburg.)

kann nichts besseres thun, als von diesem Werke seinen Ausgang zu nehmen. Der gegenwärtige Stand der Forschung ist aus ihm auf das klarste zu ersehen und die einschlägige Litteratur mit einer Sorgfalt zusammengestellt, die dem Werke eine ähnliche Bedeutung für die Kunstgeschichte verleiht, wie sie Goedekes Grundriſs für das Studium der deutschen Litteraturgeschichte besitzt. . . .“

(Blätter für litterar. Unterhaltung. Leipzig 1889. Nr. 10.)

„Ce travail est clair, précis, toujours documenté, et joint à ces précieux avantages celui d'être pour tous ceux qui s'occupent de l'art chrétien un résumé fidèle des théories de M. de Rossi. Nous avons là les découvertes les plus récentes, les dernières publications; et en le lisant, nous voyons que l'auteur a fait preuve d'un vaste savoir; la moindre monographie a été lue et vient prendre rang à la place qui lui est due. . . . Il faut reconnaître que les lecteurs trouveront dans chaque chapitre de cet ouvrage si bien divisé des renseignements puisés toujours aux sources, soit pour l'histoire de l'architecture, soit pour celle de la sculpture, soit pour l'iconographie. Il deviendra par cela même un volume indispensable à tous ceux qui s'occupent de près ou de loin de l'histoire de l'Église.“

(Le Moyen-âge. Paris 1897. Juillet et Août.)

Kümmel, Konrad, An Gottes Hand. Erzählungen für Jugend und Volk. Sechs Bändchen. 12⁰.

III. Bändchen: *Fastenbilder. Zweite Auflage.* (VIII u. 312 S.)
VI. Bändchen: *Verschiedene Erzählungen.* (VI u. 288 S.)

Früher sind erschienen:

I. Bändchen: *Adventsbilder. Zweite Auflage.* (XVI u. 328 S.)
II. Bändchen: *Weihnachts- und Neujahrsbilder. Zweite Auflage.* (VIII u. 310 S.)
IV. Bändchen: *Osterbilder.* (VIII u. 300 S.)
V. Bändchen: *Muttergottes-Erzählungen.* (VI u. 322 S.)

Jedes Bändchen **1.80**; geb. in Halbleinw. **2.20.**
Mit dem sechsten Bändchen ist die Sammlung vorläufig abgeschlossen.

„Es quillt eine Fülle herzwarmen Lebens, innigen Gemütes, belebenden Glaubens, eine grofse Seelenkenntnis und Seelenheilkraft in diesen einfachen ‚Jugend- und Volkserzählungen', die keinen äufseren Aplomb kennen und gerade darum die Herzen ergreifen, weil sie so klar und einfach, so voll Würde und Überzeugung sind. Alle guten Saiten klingen an und schwingen in der Seele des Lesers fort. . . ."

(Kölnische Volkszeitung 1900. Litterar. Beil. Nr. 23.)

Lehmkuhl, P. Aug., S. J., Das bürgerliche Gesetzbuch des Deutschen Reiches nebst Einführungsgesetz. Unter Bezugnahme auf das natürliche und göttliche Recht, insbesondere für den Gebrauch des Seelsorgers und Beichtvaters erläutert. *Vierte und fünfte Auflage.* 8°. (XX u. 738 S.) **6.—**; geb. in Leinw. **7.—**

Mertens, Dr. Martin, Hilfsbuch für den Unterricht in der deutschen Geschichte. In drei Teilen. gr. 8°.

1. *Deutsche Geschichte von den ältesten Zeiten bis zum Ausgang des Mittelalters. Dritte und vierte, verbesserte Auflage.* (VIII u. S. 1—140.) **1.40**; geb. in Halbleinw. **1.70.**

Meyer, Theodorus, S. J., Institutiones juris naturalis seu philosophiae moralis universae secundum principia S. Thomae Aquinatis ad usum scholarem. Zwei Teile. gr. 8°.

Pars II. *Jus naturae speciale.* Cum Approbatione Rev. Archiep. Friburgensis. (XXVI u. 852 S.) **9.—**; geb. in Halbfranz **11.—**

Früher ist erschienen:

Pars I. *Jus naturae generale continens ethicam generalem et jus sociale in genere.* (XXXII u. 498 S.) **6.—**; geb. in Halbfranz **7.60.**

Das ganze Werk. (LVIII u. 1350 S.) **15.—**; geb. in Halbfranz **18.60.**

Gehört zur „*Philosophia Lacensis*" (s. S. 25); diese Sammlung ist mit Erscheinen des zweiten Teiles von „*Meyer,* Institutiones juris naturalis" abgeschlossen.

„. . . Wenn die Vollendung des zweiten Teiles durch einen Zwischenraum von fast fünfzehn Jahren von der Veröffentlichung des ‚Allgemeinen Naturrechtes' getrennt ist, dann liegt der Grund davon zunächst in den Gesundheitsverhältnissen des gelehrten Verfassers. Sodann huldigt er dem Grundsatz: Nonum prematur in annum, dessen Befolgung gerade bei der Behandlung der hier einschlagenden bedeutenden Fragen dem ‚Besondern Naturrecht' ausgezeichnet zu statten gekommen. Denn samt und sonders erfahren all die weittragenden Fragen, welche in der Neuzeit mit Bezug auf das besondere Naturrecht aufgetaucht sind, eine ausführliche, gründliche und klare Erörterung. Die Art der Behandlung des Stoffes war durch das gemeinsam aufgestellte Programm vorgezeichnet. Es ist die der Scholastik, jedoch nicht in sklavischer Nachahmung, sondern in freier Behandlung, was die Lektüre erleichtert, ja angenehm macht. In Fettdruck erscheinen die 84 Thesen, welche das ganze reiche Wahrheits- und Rechtsgebiet beleuchten. Auf ihre kürzeste Formel sind in denselben die gründlichen Ausführungen des Verfassers zusammengebracht. Eine 26 Seiten umfassende Inhaltsangabe, für welche Professoren und Schüler dem Verfasser zu lebhaftem Danke verbunden sind, läfst sofort den seltenen Reichtum des Buches erkennen, während das mit erstaunlichem Fleifse ausgearbeitete Register den Gebrauch erleichtert. Der Druck ist in den griechischen, lateinischen, italienischen, französischen und englischen Texten von einer Genauigkeit, wie ich ihr selten begegnet bin.

„Der Inhalt gliedert sich in drei Sektionen: 1. Ius individuale; 2. Ius sociale privatum; 3. Ius sociale publicum. Auf einzelnes einzugehen müssen wir uns versagen. Nur im allgemeinen ist die Thatsache zu betonen, dafs all die bedeutenden sozialen, ökonomischen, politischen, moralischen und theologischen Fragen der letzten Jahrzehnte hier mit einer Genauigkeit behandelt sind, die sich auch in den kleinsten Sätzen wiederspiegelt. Kurze geschichtliche Exkurse sind nicht grundsätzlich ausgeschlossen, aber das Hauptgewicht ist stets auf die Entwicklung der *Prinzipien* gelegt. Bei längeren Ausführungen sind die Ergebnisse derselben in Corollarien und Scholien knapp zusammengefafst. Der aufserkirchlichen Litteratur ist eine Beachtung und ein Raum vergönnt, welche auch den leisesten Gedanken an wissenschaftliche Engherzigkeit verbannen. Aber auch *innerhalb* der Kreise der katholischen

Wissenschaft verschliefst der Verfasser sich nicht gegen den Fortschritt. Als klassisches Beispiel diene seine Darlegung über den Ursprung der Staatsgewalt. . . . Die Lehre vom *Völkerrecht* gehört zu den bedeutendsten Partien des Werkes. . . ."

(Prälat Dr. Bellesheim im Archiv für kathol. Kirchenrecht. Mainz 1900. 4. Heft.)

Missionen, Die katholischen. Illustrierte Monatschrift, im Anschlufs an die Lyoner Wochenschrift des Vereins der Glaubensverbreitung herausgegeben von einigen Priestern der Gesellschaft Jesu. 4⁰.

28. Jahrgang: Oktober 1899 bis September 1900.



Probe der Illustration aus den „Katholischen Missionen":
R. P. Maquet, Oberer der Mission in Südost-Tscheli in Zeremonienkleidung.

In 12 Nummern oder einem Bande (VIII u. 284 S., 24 S. „Beilage für die Jugend" und Titelbild). **4.—**; in O.-Einb.: Leinw. mit Deckenpressung **6.—** Einzelne Nummern à **—40.** Einbanddecken pro Jahrgang **1.60.** Sammel-Mappe (in Leinw. mit Gummibändern auf der Innenseite des Rückens) zum Aufbewahren der einzelnen Nummern der „Katholischen Missionen" während des Jahres **2.50.**

„Die katholischen Missionen" erscheinen allmonatlich in dem Umfang von mindestens 3 Quartbogen mit zweimonatlicher Beilage für die Jugend. Preis pro Jahrgang bei Bezug durch die Post und den Buchhandel **4.—** (In Österreich-Ungarn nach dem Kurs.)

Inhalt der soeben erschienenen Nr. 1 des 29. Jahrgangs (Oktober 1900 bis September 1901):

Briefe aus China. — Streiflichter auf den indischen Buddhismus. (I.) — Die katholische Missionsausstellung in Paris. — Nachrichten aus den Missionen: Griechische Inseln. — Armenien und Mesopotamien. — China. — Ägyptischer Sudan. — Westafrika (Portugiesisch Kongo. — Australien-Ozeanien. — Aus verschiedenen Missionen. — Miscellen. — Für Missionszwecke. — Beilage für die Jugend: Die beiden Schiffsjungen. (Eine Erzählung aus Cayenne. I.) — 9 Abbildungen.

Die „Katholischen Missionen" unterscheiden sich von allen andern Missionszeitschriften in erster Linie dadurch, dafs sie **keine Sonderinteressen verfolgen.** Sie sind das einzige Missionsblatt in Deutschland, welches das ganze weltumspannende Missionswerk gleichmäfsig umfafst und nach besten Kräften berücksichtigt. Es ist der grofse, echt **katholische** Standpunkt, den sie bisher vertreten haben und in Zukunft vertreten werden.

Der neue Jahrgang wird in hervorragendem Mafse das Interesse aller katholischen Kreise in Anspruch nehmen, insofern darin die die Welt in Spannung haltenden **Vorgänge im fernen Osten** eingehendste und wahrheitsgetreue Schilderung in Wort und Bild finden werden. Schon in den letzten Nummern lassen die veröffentlichten Briefe der Missionäre das Wetterleuchten des heraufziehenden Gewitters erkennen. Nunmehr sind demnächst authentische Berichte über die entsetzliche Katastrophe, in welche der Fremdenhafs die Missionen in China verwickelt hat, zu erwarten.

„. . . Die ‚Katholischen Missionen' sind anerkannt die vorzüglichste katholische Missionszeitschrift, in ihrem Inhalt belehrend und erbauend zugleich, durch ihre Gediegenheit und Vollständigkeit auch der Kritik imponierend, durch ihre Einfachheit der Darstellung und ihren Reichtum an trefflichen Illustrationen vor allem das Volk anziehend. . . ." (Deutsches Volksblatt. Stuttgart 1899. Sonntags-Beil. Nr. 37.)

Pesch, Christianus, S. J., Praelectiones dogmaticae, quas in Collegio Ditton-Hall habebat. Cum approbatione Rev. Archiep. Friburg. et Super. Ordinis. Neun Bände. gr. 8°.

Tomus VII: De sacramentis. Pars II: De sacramento paenitentiae. De extrema unctione. De ordine. De matrimonio. *Editio altera.* (XIV u. 438 S.) **6.—**; geb. in Halbfranz **7.60.**

Tomus VIII: De virtutibus in genere. De virtutibus theologicis. *Editio altera.* (X u. 320 S.) **4.80**; geb. in Halbfranz **6.40.**

„. . . Übersichtlichkeit in der Anordnung des Stoffes, Klarheit und Präzision im Ausdruck, logische Schärfe und Prägnanz im Urteil, Vollständigkeit ohne Weitschweifigkeit, Festhalten an den traditionellen Lehren, ohne systematische, engherzige Cantonierung innerhalb der engen Grenzen der alten Scholastik, zeichnen unter allen Handbüchern diese Dogmatik vorteilhaft aus." (Strafsburger Diözesanblatt. 1899. Nr. 9.)

Pesch, P. Tilmann, S. J., Das religiöse Leben. Ein Begleitbüchlein mit Ratschlägen und Gebeten zunächst für die gebildete Männerwelt. *Zehnte Auflage.* Mit einem Stahlstich. Mit Approbation des hochw. Herrn Erzbischofs von Freiburg. Ausgabe Nr. III in **gröfserem Druck.** 16°. (XX u. 606 S.) **1.80**; geb. **2.20** und höher.

Diese auf mehrfachen Wunsch veranstaltete Ausgabe in gröfserem Druck wird älteren Herren sehr willkommen sein.

Philosophia Lacensis sive **Series institutionum Philosophiae Scholasticae** edita a Presbyteris Societatis Jesu in Collegio quondam B. Mariae ad Lacum, disciplinas philosophicas professis. gr. 8°.

Meyer, Theodorus, S. J., **Institutiones juris naturalis seu philosophiae moralis universae secundum principia S. Thomae Aquinatis ad usum scholarem.**

Pars II. *Jus naturae speciale.* Cum approbatione Rev. Archiep. Friburgensis. (XXVI u. 852 S.) **9.—**; geb. in Halbfranz **11.—** (Näheres s. S. 22.)

Hiermit ist die „Philosophia Lacensis" abgeschlossen. Die ganze Sammlung umfafst 11 Bände zum Preise von **66.—**; geb. **84.70.**

Riegelsberger, M., Venite adoremus! Katholisches Lehr- und Gebetbuch für die studierende Jugend. Unter Mitwirkung mehrerer geistlicher Professoren herausgegeben. Mit Approbation des hochw. Herrn Erzbischofs von Freiburg. *Dritte, neu durchgesehene Auflage.* Mit einem Titelbilde. 24°. (VIII u. 364 S.) **1.—**; geb. **1.40** und höher.

Diese neue Auflage ist durch einen Abschnitt *„Unterweisungen und Ratschläge für studierende Jünglinge"* bereichert worden.

Schiffels, Jos., Palästina. Geschichte und Geographie des Heiligen Landes. Ein Kommentar zu jeder Biblischen Geschichte. Für den Schulgebrauch bearbeitet. *Zweite, verbesserte Auflage.* Mit Kärtchen. Mit Approbation des hochw. Herrn Erzbischofs von Freiburg. 8°. (30 S.) **—25**; kart. **—30.**

Spillmann, Joseph, S. J., **Aus fernen Landen.** Eine Reihe illustrierter Erzählungen für die Jugend. Aus den „Beilagen der Katholischen Missionen" gesammelt. 12°.

Neuestes Bändchen:

16. **„Selig die Barmherzigen!"** Erzählung aus den Tagen des Negeraufstandes von Haïti. Von *Joseph Spillmann* S. J. Mit vier Bildern. *[Zweite Auflage.]* (VI u. 102 S.) **—80**; geb. in Halbleinw. mit farbigem Umschlag **1.—** (Näheres s. S. 10.)

Von dieser Sammlung liegen bis jetzt 16 Bändchen vor: I—IX, XI u. XII zum Preise von je **—60** brosch., **—80** geb.; X, XIII—XVI zum Preise von je **—80** brosch., **1.—** geb.

Staatslexikon. *Zweite, neubearbeitete Auflage.* Unter Mitwirkung von Fachmännern herausgegeben im Auftrage der Görres-Gesellschaft zur Pflege der Wissenschaft im katholischen Deutschland von Dr. *Julius Bachem,* Rechtsanwalt in Köln. Lex.-8°.

1.—6. Heft. (IV S. u. Sp. 1—960.) à Heft **1.50.**

Das ganze Werk gelangt in 5 Bänden von je 9—10 Heften à 5 Bogen zur Ausgabe. Der erste Band wird im Laufe des Jahres 1900 noch vollständig erscheinen.

„Wenn die 1876 gegründete Görres-Gesellschaft zur Pflege der Wissenschaft im katholischen Deutschland bei dem Gedenktag ihres 25jährigen Bestehens überhaupt auf eine ungemein reiche und erspriefsliche Thätigkeit zurückblicken kann, so wird es den Gründern und Leitern derselben doch zur besondern Genugthuung gereichen, dafs das bedeutendste und schwierigste Unternehmen der Gesellschaft, die Herausgabe eines Staatslexikons auf christlicher und katholischer Grundlage, einen so glücklichen Erfolg gehabt hat. Kaum hatte die letzte Lieferung der ersten Auflage die Presse verlassen, als auch schon das Bedürfnis einer neuen Auflage dieses monumentalen Werkes vorlag. Dennoch haben wir keineswegs in der zweiten Auflage einen blofsen Neudruck vor uns. Es ist vielmehr eine Neubearbeitung im eigentlichen Sinne des Wortes. Eine solche war auch durch die Umstände in jeder

Weise geboten. Wie grofs auch die Anerkennung war, welche die erste Auflage in den weitesten Kreisen gefunden hat, so konnten sich doch die Leiter des Unternehmens am wenigsten verhehlen, wie viele Mängel demselben noch anhafteten. Es war ein erster Wurf in seiner Art, den die Görres-Gesellschaft mit der erstmaligen Herausgabe des Staatslexikons wagte. Die Kräfte dafür mufsten erst mühsam herangezogen werden. Manche Mängel und Unebenheiten desselben konnten erst nach der Vollendung überschaut werden. Dagegen hat die zweite Auflage zunächst eine feste Grundlage, auf welcher weitergebaut werden kann. Tüchtige Kräfte stehen in ansehnlicher Zahl zur Verfügung, und vor allem haben die Zeitverhältnisse dazu mitgewirkt, dem Werke einen reichlicheren Inhalt und eine präzisere Form zu geben. . . ." (Deutsche Reichszeitung. Bonn 1900. Nr. 314.)

„Das Staatslexikon ist ein Werk von gröfster Wichtigkeit, zumal da es kein anderes Werk derselben oder verwandter Art giebt, das auf katholischen Grundsätzen sich aufbaut. Es leistet allen gebildeten Katholiken, besonders denen, die im Besitze akademischer Bildung sind, die vortrefflichsten Dienste."

(Litterarische Rundschau. Freiburg 1900. Nr. 7.)

Stimmen aus Maria-Laach. Katholische Blätter. gr. 8°.

Jahrgang **1900.** (LVIII. u. LIX. Band.) Heft 5—8.

—— Band LVIII (I. Halbjahr, Heft 1—5) vollständig (VIII u. 588 S.) **5.40**; geb. in Leinw. **6.80.**

Seit dem 1. Juli 1874 erscheinen die „Stimmen aus Maria-Laach, Katholische Blätter" alle 5 Wochen einmal, jährlich zehnmal. Fünf Hefte (Halbjahr) bilden einen Band. Preis für das Halbjahr bei Bezug durch die Post und den Buchhandel **5.40**, für den Jahrgang **10.80.** Einbanddecken in Leinw. pro Band **1.—** Jedes Heft einzeln bis Juni 1874 **—90**, vom Juli 1874 an **1.10.**

Um den neuen Abonnenten auf die „Stimmen aus Maria-Laach" deren Komplettierung zu erleichtern, liefern wir, soweit der Vorrat reicht, durch alle Buchhandlungen die Jahrgänge 1874—1888 zu dem ermäfsigten Preise von **3.—** pro Halbjahr, **6.—** pro Jahrgang gegen Barzahlung.

Die Hefte 5—8 des Jahrgangs 1900 enthalten die folgenden gröfseren Abhandlungen:

Politische Emanzipation der Frauen. (V. Cathrein S. J.) — Die alten Klassiker und die moderne Bildung. (G. Gietmann S. J.) — August Reichensperger. (A. Baumgartner S. J.) — Neuere Publikationen über den marxistischen Sozialismus. (H. Pesch S. J.) — Die S. Lorenzo-Kirche in Florenz. (M. Meschler S. J.) — Alexander Volta. (C. A. Kneller S. J.) — Die Beteiligung der Frau am Erwerbsleben. (V. Cathrein S. J.) — Verschiebung der Konfessionsverhältnisse in Deutschland im 19. Jahrhundert. (H. A. Krose S. J.) — Die Bewohnbarkeit der Gestirne. — (A. Müller S. J.) — Der letzte Veteran der „Katholischen Abteilung". (O. Pfülf S. J.) — Die liturgische Gewandung in den Riten des Ostens. (J. Braun S. J.) — Diebolds Oratorium „Bonifatius". (Th. Schmid S. J.) — Die Ursachen der konfessionellen Verschiebungen in Deutschland. (H. A. Krose S. J.) — Gefälschte Kunstwerke. (St. Beissel S. J.) — Die „freien Gesellschaften" der Zukunft in nordamerikanischer Beleuchtung. (St. v. Dunin-Borkowski S. J.) — Zur hundertjährigen Geschichte der Victoria regia Lindley. (J. Rompel S. J.)

Aufserdem enthält jedes Heft ausführlichere Rezensionen, kürzere Besprechungen und Miscellen.

„Aus dem Kreise unserer katholischen Leser wurde an uns öfters die Frage nach einer Zeitschrift gestellt, welche besonders den Interessen und Bedürfnissen der Katholiken entspreche. Wir beantworten diese Nachfrage mit dem Hinweise auf die bekannten ‚Stimmen aus Maria-Laach'. Um den Charakter dieser Zeitschrift zu illustrieren, greifen wir auf einen beliebigen Jahrgang zurück, 1898, eine kurze, bei weitem nicht erschöpfende Übersicht des Inhalts gebend. Neben gründlichen Besprechungen der neuesten Litteraturerscheinungen, die einen weiten Raum einnehmen, Hinweisen auf empfehlenswerte Schriften und kleineren Mitteilungen, brachten die ‚Stimmen aus Maria-Laach' unter anderem an grofsen Aufsätzen (folgt Inhaltsangabe). . . . Man sieht aus dieser flüchtigen Übersicht, dafs die ‚Stimmen aus Maria-Laach' alle Gebiete gleichmäfsig berücksichtigen und sich durch eine aufserordentliche Vielseitigkeit auszeichnen. ‚Wer vieles bringt, wird manchem etwas bringen!', ist auch ihr Wahlspruch. Man braucht nicht mit allem einverstanden zu sein, was sie schreiben, aber man wird ihnen gerne zugestehen, dafs sie kenntnisreiche, anregende Schriftsteller sind." (Strafsburger Post. 1900. Nr. 537.)

Stimmen aus Maria-Laach. Ergänzungshefte. gr. 8⁰.

Die einzelnen Hefte von durchschnittlich 10 Bogen erscheinen in unbestimmten Zwischenräumen. Vier Hefte bilden einen Band; jedes Heft und jeder Band ist einzeln käuflich. Die Ergänzungshefte können nur durch den Buchhandel bezogen werden.

77. Heft: *Dunin-Borkowski, Stanislaus von,* S. J., **Die neueren Forschungen über die Anfänge des Episkopats.** (VIII u. 188 S.) **2.40.** (Näheres s. S. 3.)

Stöhr, Dr. **August, Handbuch der Pastoralmedizin** mit besonderer Berücksichtigung der Hygiene. *Vierte Auflage,* bearbeitet und herausgegeben von Dr. *Ludwig Kannamüller.* gr. 8⁰. (X u. 538 S.) **6.—; in O.-Einb.:** Halbsaffian **8.—**

Gehört zur zweiten Serie unserer *„Theologischen Bibliothek"*; s. S. 14.

„. . . Es war mein unverfälschtes Bestreben, den gegebenen materiellen wie formellen Charakter der früheren Auflagen dieser Pastoralmedizin so weit wie möglich zu wahren, wozu schon aufser dem Stimulus der Pietät die Erwägung zwang, dafs gerade die eigenartige Auffassung und Behandlung des Stoffes im Verein mit einer überaus flüssigen, nahezu pikanten Darstellungsweise bei aufserordentlich reichem Wissen diesem Werk den grofsen Erfolg sicherte, den es zu Lebzeiten seines Verfassers zu verzeichnen hatte. Nicht zum letzten aus diesem Grunde ist die ungezwungene Form des Vortrags, die sofort den akademischen Lehrer von Gottes Gnaden verrät und die gerade unsern Autor mit seiner Lebendigkeit und Stilvollendung so günstig charakterisiert, in dieser vierten Auflage beibehalten worden, und wenn anderseits die Anordnung der Materie einige kleine, kaum nennenswerte Änderungen erfahren hat, so geschah dies nur aus praktischen Rücksichten. Dagegen war mein Hauptaugenmerk auf die Behandlung des Verhältnisses der Medizin zur Moral gerichtet. Diese hochwichtigen Fragen waren entschieden in den früheren Auflagen zu summarisch resp. zu disloziert behandelt worden; gerade sie bilden den Kernpunkt einer Pastoralmedizin, besonders wenn wir in Betracht ziehen, dafs der Kampf gegen die sittlichen Grundlagen von seiten einer gewissen medizinisch-wissenschaftlichen Richtung unter dem Deckmantel der Humanität niemals so grimmig entbrannt war wie in unsern Tagen. . . ." (Aus dem Vorwort des Herausgebers.)

Stolz, Alban, Gesammelte Werke. Billige Volks-Ausgabe. 12⁰. In 10 Bänden oder 70 Lieferungen à —**30.**

Seit Mai d. J. sind erschienen:

II. **Die heilige Elisabeth.** Ein Buch für Christen. *Elfte Auflage.* (IV u. 396 S.) **1.50;** geb. in Halbleinw. **1.90,** in Leinw. **2.30.**

IX. **Wilder Honig.** Fortsetzung der „Witterungen der Seele". (1849—1864.) *Dritte Auflage,* mit dem „Wanderbüchlein aus dem Jahre 1848". (VIII u. 674 S.) **3.—;** geb. in Halbleinw. **3.40,** in Leinw. **3.80.**

X. **Dürre Kräuter.** Zweite Fortsetzung der „Witterungen der Seele". *Dritte Auflage.* (VIII u. 592 S.) **2.40;** geb. in Halbleinw. **2.80,** in Leinw. **3.20.**

Früher sind erschienen:

I. **Kompass für Leben und Sterben.** Neue Auflage. (VI u. 554 S.) **1.80;** geb. in Halbleinw. **2.20,** in Leinw. **2.60.**

III. **Das Vaterunser und der unendliche Gruss.** Neue Auflage. (IV u. 526 S.) **1.80;** geb. in Halbleinw. **2.20,** in Leinw. **2.60.**

IV. **Spanisches für die gebildete Welt.** *Neunte Auflage.* (VIII u. 358 S.) **1.50;** geb. in Halbleinw. **1.90,** in Leinw. **2.30.**

V. **Wachholdergeist** gegen die Grundübel der Welt: Dummheit, Sünde und Elend. Neue Auflage. (IV u. 512 S.) **1.80;** geb. in Halbleinw. **2.20,** in Leinw. **2.60.**

VI. **Besuch bei Sem, Cham und Japhet,** oder Reise in das Heilige Land. *Siebente Auflage.* (456 S.) **1.80;** geb. in Halbleinw. **2.20,** in Leinw. **2.60.**

VII. **Die Nachtigall Gottes.** Neue Auflage. (752 S.) **3;** geb. in Halbleinw. **3.40,** in Leinw. **3.80.**

VIII. **Witterungen der Seele.** *Fünfte Auflage.* (534 S.) **2.40;** geb. in Halbleinw. **2.80,** in Leinw. **3.20.**

Die ganze Serie vollständig in 10 Bänden **21.—;** geb. in Halbleinw. **25.—,** in Leinw. **29.—**

Die bisherige, teilweise **illustrierte Oktav**-Ausgabe der „**Gesammelten Werke**" (mit Einschlufs der „Legende" 19 Bände und Registerband zum Preise von **64.55**, geb. in Halbfranz **92.15**) besteht unverändert fort.

Von dieser Oktav-Ausgabe liegt neu vor:

VIII. **Kleinigkeiten.** Erste Sammlung. Von Anfang bis 1872. *Dritte Auflage.* (VIII u. 764 S.) **6**; geb. in Halbfranz **7.40**.

„. . . Die Schriften von Alban Stolz besitzen einen unvergänglichen Wert und gehören zum Besten, was unsere katholische Volkslitteratur aufzuweisen hat. . . ."
(Kathol. Schulzeitung. Donauwörth 1900. Nr. 19.)

„. . . Zur Belehrung und Veredelung des Volkes sind diese Schriften geradezu unentbehrlich." (Donauzeitung. Passau 1900. Nr. 139.)

„Alban Stolz ist wohl hinabgesunken ins Grab, doch seine Werke, die er mit so viel Geist, Witz und Humor geschrieben, sie sind und bleiben unsterblich. Noch heute, wie vor dreifsig Jahren, greift unser deutsches Volk nach den Schriften dieses Mannes, um sich zu unterhalten, aber noch mehr, um sich belehren zu lassen."
(Vorarlberger Volksblatt. Bregenz 1900. Nr. 117.)

Studien, Biblische. Unter Mitwirkung von Prof. Dr. *W. Fell* in Münster i. W., Prof. Dr. *J. Felten* in Bonn, Prof. Dr. *G. Hoberg* in Freiburg i. B., Prof. Dr. *N. Peters* in Paderborn, Prof. Dr. *A. Schäfer* in Breslau, Prof. Dr. *P. Vetter* in Tübingen herausgegeben von Prof. Dr. *O. Bardenhewer* in München. Mit Approbation des hochw. Herrn Erzbischofs von Freiburg. gr. 8°.

V. Band, 2. u. 3. Heft: *Nikel*, Dr. *Johannes*, **Die Wiederherstellung des jüdischen Gemeinwesens nach dem Babylonischen Exil.** (XVI u. 228 S.) **5.40**. (Näheres s. S. 6.)

—— 4. u. 5. Heft: *Göttsberger*, Dr. *Johann*, **Barhebräus und seine Scholien zur Heiligen Schrift.** (XVI u. 184 S.) **4.40**.

Der fünfte Band (5 Hefte) vollständig (XLVI u. 580 S.) **13.80**.

Die Ausgabe der „Biblischen Studien" geschieht in Heften, welche in zwangloser Folge erscheinen und im Durchschnitt etwa 6 Bogen umfassen. Je 4—6 Hefte bilden einen Band. Jedes Heft und jeder Band ist einzeln käuflich.

Studien, Strafsburger theologische. Herausgegeben von Dr. *Albert Ehrhard* und Dr. *Eugen Müller*. gr. 8°.

I. Supplementband: *Ehrhard*, Dr. *Albert*, **Die altchristliche Litteratur und ihre Erforschung von 1884—1900.** 1. Abteilung: *Die vornicänische Litteratur.* (XII u. 644 S.) **15.—** (Näheres s. S. 3.)

Die „Strafsburger theologischen Studien" erscheinen in der Form von Heften im Umfang von circa 5—8 Bogen, welche in zwangloser Folge ausgegeben werden. Jedes Heft ist für sich abgeschlossen und einzeln käuflich. Äufserlich werden je 4—5 Hefte zu einem Bande vereinigt.

Waal, Anton de, Der Rompilger. Wegweiser zu den wichtigsten Heiligtümern und Sehenswürdigkeiten der ewigen Stadt. *Sechste, verbesserte und erweiterte Auflage.* Mit Titelbild, 97 Abbildungen im Text, einer Eisenbahn-Karte von Italien und einem Plane der Stadt Rom. Das Honorar ist zum Besten des Priesterkollegiums am Campo santo bestimmt. 12°. (XIV u. 392 S.) Geb. in biegsamem Leinwand-Einband **4.60**.

„Das Jubeljahr, das so viele Katholiken aus allen Gauen der Heimat nach Rom führt, hat trotz der Stärke der vorhergehenden Auflage schon bald eine neue Auflage des ‚Rompilgers' notwendig gemacht. Die unermefsliche Arbeit, welche jene Pilgerzüge den Landsleuten in Rom brachten, durfte doch nicht verhindern, dafs unter freundlicher Mithilfe die neue Auflage in manchen Teilen verbessert und zudem durch einen Anhang für den Besuch von Neapel vermehrt wurde.

„Die seit zwei Jahren mit fieberhaftem Eifer betriebenen Ausgrabungen auf dem Forum, denen in jüngster Zeit auch die Kirche S. Maria Liberatrice am Fufse

des Palatin zum Opfer fallen mufste, haben dort so wesentliche Umgestaltungen zur Folge gehabt, dafs ein Handbuch, welches vor einem Jahre gedruckt wurde, für diesen Teil bereits antiquiert ist. Wir haben in der vorhergehenden Auflage schon die wichtigsten Resultate der Ausgrabungen auf dem Forum vorlegen können; die weiteren Ergebnisse sind in der vorliegenden Auflage bis unmittelbar vor der Drucklegung verwertet worden, so dafs auch für die Monumente des Forums unser ‚Rompilger' der beste Führer sein dürfte. Ebenso sind die jüngsten Ausgrabungen in den Katakomben, besonders die in Domitilla, bis auf die Gegenwart verfolgt und der betreffende Abschnitt entsprechend erweitert worden. — Die Tabelle der Tramways und der Omnibusse ist ganz neu und praktischer als bisher zusammengestellt und durch Angabe der Farben für die verschiedenen Richtungen erweitert worden. — Dadurch, dafs für eine Reihe von Absätzen kleinerer Druck verwendet ward, ist trotz der vielfachen Texterweiterung die Seitenzahl nicht wesentlich vermehrt und so die Handlichkeit des Buches bewahrt worden. . . ." (Aus dem Vorwort.)

„Dieser ‚Rompilger' ist ohne Zweifel das Vorzüglichste, was man dem Fremden in Rom zu seiner Orientierung in die Hand geben kann."

(Theolog.-prakt. Monatschrift, Passau 1900, Heft 11.)

Zepf, K., Einführung in die Mineralogie und Chemie nebst einem kurzen Abrifs über Gesteinslehre und Erdgeschichte. Lehrbuch für den Unterricht an Lehrer- und Lehrerinnenseminarien, Höheren Mädchenschulen und verwandten Anstalten sowie zum Selbstunterricht. Mit 83 Abbildungen und 2 Farbendrucktafeln. *Zweite, verbesserte und erweiterte Auflage* des „Leitfadens für den ersten Unterricht in der Naturkunde" (I. Teil). 8°. (VIII u. 156 S.) **1.80**; geb. in Halbleinw. **2.10.**

—— **Bau, Funktion und Pflege des menschlichen Körpers.** Mit besonderer Berücksichtigung seiner Ernährung, der Nahrungsstoffe und der Nahrungsmittel. Lehrbuch für den Unterricht an Lehrer- und Lehrerinnenseminarien, Höheren Mädchenschulen und verwandten Anstalten sowie zum Selbstunterricht. Mit 66 Abbildungen und 2 Tafeln. *Zweite, verbesserte und erweiterte Auflage* des „Leitfadens für den ersten Unterricht in der Naturkunde" (II. Teil). 8°. (VI u. 118 S.) **1.40**; geb. in Halbleinw. **1.70.**

Zweite Abteilung.

Künftig erscheinende Bücher.

Beissel, Stephan, S. J., **Das Gebet des Herrn und der Englische Gruſs.** Betrachtungspunkte. 8°. (VIII u. 120 S.) **1.20.**

Erscheint Ende Oktober.

„Dies kleine Buch bietet keine ausgearbeiteten Betrachtungen, keine Predigten, sondern Punkte, d. h. Stoff für eine Betrachtung. Sein Inhalt ist fast so, wie er hier vorliegt, Studierenden der Theologie vorgetragen worden, damit sie dann selbst sich im Betrachten üben möchten.

„Der praktische Zweck bewog den Verfasser, stets drei Punkte mit klar ausgesprochenen Unterabteilungen zu wählen und den Umfang so zu bemessen, daſs die Punkte für jede Betrachtung in einer Viertelstunde gegeben werden könnten.

„Priester werden, wenn sie diese Punkte zur eigenen Betrachtung benutzt haben, dieselben leicht in etwas veränderter Form zu kleinen Anreden und Predigten verwerten können.“ (Aus dem Vorwort.)

Bibliothek der katholischen Pädagogik. Begründet unter Mitwirkung von Geh. Rat Dr. *L. Kellner,* Weihbischof Dr. *Knecht* und Geistl. Rat Dr. *Hermann Rolfus* und herausgegeben von *F. X. Kunz.* gr. 8°.

Elfter Band: **Der Jesuiten Perpiñá, Bonifacius und Possevins ausgewählte pädagogische Schriften.** Übersetzt von *J. Stier, H. Scheid* und *G. Fell,* Mitglieder der Gesellschaft Jesu.

Erscheint im November.

Kerner, H., Der Stadtschreiber von Köln. Geschichtliche Erzählung. *Zweite Auflage.* 12°. (VI u. 284 S.) 2.—

Erscheint Anfang November.

Unter dem Pseudonym Heinrich Kerner verbirgt sich bekanntlich einer unserer angesehensten katholischen Publizisten und Gelehrten. Der „Stadtschreiber von Köln“ ist erstmals in den Spalten des „Deutschen Hausschatzes“ veröffentlicht und sehr beifällig aufgenommen worden. In der nunmehr erscheinenden Buchform hat der Roman eine wesentliche Umarbeitung erfahren. Das ihm zum Vorwurf dienende mittelalterliche Sujet ist im wesentlichen auf quellenmäſsiger Grundlage unter scharfer Herausarbeitung des Psychologischen mit groſsem Geschick behandelt.

Lehmen, Alfons, S. J., **Lehrbuch der Philosophie** auf aristotelisch-scholastischer Grundlage zum Gebrauche an höheren Lehranstalten und zum Selbstunterricht. Zwei Bände. gr. 8°.

Zweiter Band. Erste Abteilung. Kosmologie und Psychologie. (ca. 510 S.)

Erscheint im November.

***Lieder, Deutsche. Klavier-Ausgabe des Deutschen Kommersbuches,** besorgt von Dr. *Karl Reisert.* Enthaltend 557 der beliebtesten Vaterlands-, Studenten- und Volkslieder, sowie ein- und zweistimmiger Solo-Gesänge mit Klavierbegleitung. Hoch-4°.

Ausgabe in einem Bande (VIII u. 460 S. u. 14 S. Anhang: Verbandsbundeslied und Bundeslieder einzelner Vereine des Verbandes der katholischen Studenten-Vereine Deutschlands). **14.—;** geb. in Orig.-Halbleinwandband **15.50.**

Ausgabe in drei Heften: I. Heft (VIII u. S. 1—152). II. Heft (IV u. S. 153—314). III. Heft (IV u. S. 315—460 u. 14 S. Anhang). Preis pro Heft **4.70.**

Erscheint Anfang November.

„Schon seit fast drei Jahrzehnten ist das vom Verbande der katholischen Studentenvereine Deutschlands herausgegebene Deutsche Kommersbuch in

vielen tausend Exemplaren im ganzen Reiche und selbst über seine Grenzen hinaus verbreitet. Oft und dringend wurde deshalb der Wunsch nach einer Klavierausgabe laut. Das Erscheinen derselben wird um so freudiger begrüfst werden, als nahezu sämtliche Lieder des Kommersbuches und aufserdem noch einige neu erworbene, hauptsächlich für Sologesang bestimmte Kompositionen darin enthalten sind. Es ist somit in dieser Klavierausgabe ein musikalischer Hausschatz geschaffen, wie er in dieser Zusammenstellung nicht besteht. Möge das Werk überall im deutschen Hause, besonders aber bei allen Freunden des deutschen Kommersbuches, freundliche Aufnahme finden." (Aus dem Vorwort.)

Maris Stella. Ein Leitfaden zur Erkenntnis der Wahrheit und des weiblichen Berufes im Lichte des Glaubens. *Zweite Auflage.* 12⁰. (XX u. 362 S.) 2.—

Erscheint Ende Oktober.

Menghin, Alois, Fürst und Vaterland! Ein Jahr aus dem Leben eines Habsburgers in Tirol. Eine geschichtliche Erzählung für die Jugend und das Volk. Mit Abbildungen. *Zweite, verbesserte Auflage.* 12⁰. (VIII u. 178 S.)

Erscheint Anfang November.

Sägmüller, Dr. Johann Baptist, Lehrbuch des katholischen Kirchenrechts. Drei Teile. gr. 8⁰.

Erscheint im Spätherbst.

Erster Teil: *Einleitung, Kirche und Kirchenpolitik. Quellen des Kirchenrechts.* gr. 8⁰. (VIII u. 144 S.) 2.—

Erscheint Ende Oktober.

Schiffini, S., S. J., Tractatus de gratia divina. gr. 8⁰. (circa 700 S.)

Erscheint im Spätherbst.

Schul- und Vereinsbühne. Eine Sammlung leicht aufführbarer Theaterstücke für die studierende Jugend. Herausgegeben von *Bernard Arens* S. J.

Erstes Bändchen: **Johann von La Valette.** Schauspiel in fünf Aufzügen. Nach dem Französischen des P. *G. Longhaye* S. J. von *Bernard Arens* S. J. 12⁰. (VIII u. 134 S.) 1.20.

Erscheint Anfang November. Das 2. und 3. Bändchen werden im Frühjahr 1901 folgen.

„Die alljährlich sich wiederholenden Anfragen nach geeigneten Theaterstücken für Schul- und Vereinsbühnen gaben Veranlassung zur Herausgabe dieser Sammlung von Dramen. Über die Grundsätze, die in ihnen herrschen, brauchen wir nicht viel zu sagen: sie treten in den Stücken selber klar zu Tage. Nur eines möchten wir bemerken: sie verdanken ihr Entstehen dem Umgang mit der Jugend und tragen an sich den Stempel gewissenhafter Arbeit und tiefer Hochachtung vor der Kunst, besonders aber vor der Jugend.

„Die Autoren, deren hauptsächlichste Dramen wir, wofern die ersten drei Bändchen Anklang finden sollten, allmählich veröffentlichen wollen, sind die Patres G. Longhaye, V. Delaporte und H. Tricard, alle Mitglieder der Gesellschaft Jesu. Letzterer starb 1890 im jugendlichen Alter von 30 Jahren; die beiden andern sind heute in ganz Frankreich wohlbekannte Schriftsteller. Ihre Dramen sind in vielen Kollegien und Vereinen über die Bühne gegangen und erfreuen sich einer grossen Beliebtheit, was die wiederholten Auflagen bezeugen. . . ."

(Aus dem Vorwort des Herausgebers.)

Studien und Darstellungen aus dem Gebiete der Geschichte. Im Auftrage der Görres-Gesellschaft und in Verbindung mit der Redaktion des Historischen Jahrbuches herausgegeben von Dr. *Hermann Grauert.*

I. Band, 1. Heft: *Böhm,* Dr. *Bruno,* **Die ‚Sammlung der hinterlassenen politischen Schriften des Prinzen Eugen von Savoyen'.** Eine Fälschung des 19. Jahrhunderts. gr. 8⁰. (circa 120 S.)

Erscheint Anfang November.

Mit der vorliegenden Abhandlung beginnt eine Reihe von „Studien und Darstellungen aus dem Gebiete der Geschichte", welche in zwanglosen Heften als eine selbständige Serie erscheinen und doch auch als eine Ergänzung des Historischen Jahrbuches der Görres-Gesellschaft dienen soll.

Das Unternehmen wendet sich an die Kreise der Fachgenossen, wie an das gröfsere, nach gediegener historischer Lektüre verlangende gebildete Publikum.

Der Umfang eines Heftes soll zwischen 4 und 7 Druckbogen à 16 Seiten betragen, ein Doppelheft eventuell 8 bis 14 Druckbogen umfassen. In der Regel enthält jedes Heft oder Doppelheft nur eine in sich abgeschlossene Studie; doch können auch mehrere Studien in einem Hefte vereinigt werden. Innerhalb eines Jahres sollen nicht mehr als 20 Druckbogen zur Ausgabe gelangen und mehrere Hefte, welche diesem Umfange nahekommen, je zu einem Bande vereinigt werden.

Jedes Heft oder Doppelheft und jeder Band ist einzeln käuflich.

Die Redaktion wird sich bei der Aufnahme einzelner Abhandlungen von den Grundsätzen strengster Objektivität leiten lassen.

Taschen-Liederbuch, Freiburger. 325 der beliebtesten Vaterlands-, Volks- und Studentenlieder, nebst einigen Sologesängen, zumeist mit Melodie. *Zweite, verbesserte Auflage.* 12⁰. (XII u. 288 S.) In biegsamem Leinwandeinband **1.50.** Erscheint Ende Oktober.

„Das Freiburger Taschen-Liederbuch hat sich in akademischen und nichtakademischen Kreisen so rasch eingebürgert, dafs schneller, als bei der grofsen Anzahl bereits bestehender Liedersammlungen erwartet werden konnte, eine neue Auflage notwendig geworden ist. Die Auswahl der Lieder mufs also wohl — wie dies auch in den zahlreichen Besprechungen hervorgehoben wurde — den Bedürfnissen der Kreise, die ich im Auge hatte, entsprechen. Es schien mir somit rätlich, daran im wesentlichen nichts zu ändern. Nur wenige Lieder, die sich bei erneuter Durchsicht als weniger passend erwiesen, brauchten durch andere ersetzt zu werden. Neu hinzu kamen einige weitere Nummern. Inkorrektheiten wurden nach Möglichkeit verbessert. . . .“ (Aus dem Vorwort zur zweiten Auflage.)

Taschen-Liederschatz für die deutsche Jugend, besonders an höheren Lehranstalten. Ein Liederbuch für frohes Wandern und geselliges Beisammensein, enthaltend 120 unserer schönsten Lieder (mit Melodien). Zusammengestellt und mit einem litterar- und musikgeschichtlichen Anhang versehen von Dr. *K. Reisert.* 12⁰. (circa 170 S.)

Erscheint im Spätherbst.

„. . . In langjähriger Thätigkeit als Lehrer an einem Gymnasium habe ich bei Schülerausflügen und nicht selten auch bei andern Gelegenheiten den Mangel einer Liedersammlung unangenehm empfunden, die man rückhaltlos empfehlen könnte und die dabei doch über die gewöhnlichen Schulliederhefte hinausgeht. .

„Es wird nun mit dem ‚Taschen-Liederschatz für die deutsche Jugend‘ der Versuch gemacht, ein solches Liederbuch zu schaffen. . . .

„Über die Grundsätze, die mich bei Auswahl der Lieder leiteten, brauche ich mich nicht weiter zu verbreiten; sie waren vorgezeichnet durch die Rücksicht auf diejenigen, für welche das Buch bestimmt ist. . . .

„Durch den etwas umfangreichen Anhang endlich ist, wie ich hoffe, kein unnötiger oder überflüssiger Ballast geschaffen. Ich beschränkte mich nämlich nicht, wie es meistens zu geschehen pflegt, auf einfache biographische Nachrichten über die Dichter und Komponisten, sondern indem ich in kurzen Charakteristiken auf die Bedeutung dieser Männer hinwies und indem ich aufserdem noch manches beifügte, was sich auf den Inhalt oder die Geschichte der einzelnen Lieder bezieht und allgemeiner bekannt zu werden verdient, glaubte ich das Interesse und die Teilnahme für diese wecken und dadurch die Lust und Liebe an der edlen Sangeskunst selbst heben zu können. . . .“ (Aus dem Vorwort des Herausgebers.)

Testamentum, Novum, graece et latine. Textum graecum recensuit, latinum ex vulgata versione Clementina adiunxit, breves capitulorum inscriptiones et locos parallelos addidit *Fridericus Brandscheid.* Editio altera emendatior. Zwei Teile. 12⁰. (XXX u. 624 S.)

Pars prior: *Evangelia.*

Erscheint im November. Der zweite Teil wird gegen Ostern 1901 erscheinen gleichzeitig mit einer griechischen und einer lateinischen Sonderausgabe des Ganzen.





